Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

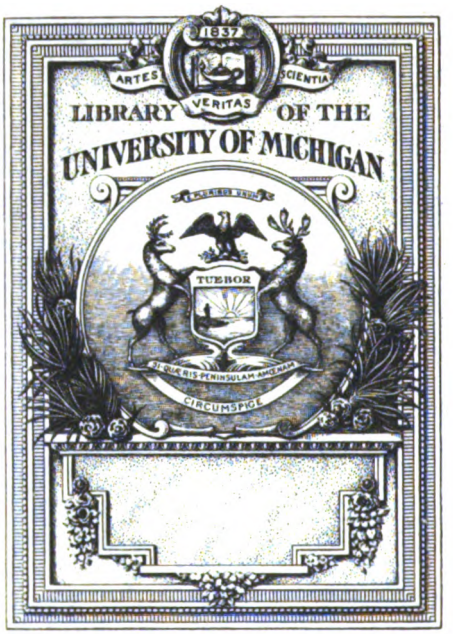
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 3 9015 00240 799 0
University of Michigan – BUHR

Digitized by Google



Digitized by Google

OTTO HARRASS

GN
700
.M285

Digitized by Google

Digitized by Google

MANNUS

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und für die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

VI. Band

WÜRZBURG
Verlag von Curt Kabitzsch
Kgl. Universitäts-Verlagsbuchhändler
1914.

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

Anthropology
Harr.
4-14-25
11414

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Mitgliederverzeichnisse	VII, 348
Bericht über die 5. Tagung in Köln a. Rh.	1, 135
Aus Museen und Vereinen (Einzelheiten im Sachregister)	215, 335, 389
Nachrichten (Einzelheiten im Sachregister)	243, 344, 402

Bezzenberger, A.: Ein Ornament der späten Bronzezeit (mit 4 Abbildungen) . 332
Bing, J.: Germanische Religion der älteren Bronzezeit. Studien über skandinavische Felsenzeichnungen (mit 33 Abbildungen) 149
Bing, J.: Der Götterwagen (mit 15 Abbildungen) 261
Busse, H.: Besichtigung des vorgeschichtlichen Gräberfeldes bei Diensdorf am Scharmützelsee, Kreis Beeskow-Storkow, Provinz Brandenburg und eine Ausgrabung auf demselben 220
Busse, H.: Ausflug der Berliner Zweiggesellschaft für deutsche Vorgeschichte nach dem Scharmützelsee, am 28. Juni 1914 (mit 5 Abbildungen) 392
Gagel, C.: Die altsteinzeitliche Fundstelle Markkleeberg bei Leipzig. Gedanken eines Geologen über den gegenwärtigen Stand der paläolithischen Forschung . . . 369
Gärte, W.: Die symbolische Verwendung des Schachbrettmusters im Altertum (mit 33 Textabbildungen) 349
Günther, A.: Die steinzeitlichen Kulturen am Mittelrhein 45
Günther, A.: Eine Germanen-Statuette aus Urmitz a. Rh. (mit 2 Abbildungen) 210
Haupt, A.: Das Holz als maßgebender Stoff germanischer Kunstbetätigung . . . 85
Häusler, R.: Die ältesten Spuren vom Menschen am Schweizersbild 181
Häusler, R.: Die Ausgrabungen beim Schweizersbild 245
Hörter, P.: Die Basaltlava-Industrie bei Mayen (Rheinland) in vorrömischer und römischer Zeit (mit 10 Abbildungen und Tafeln XII—XV) 283
Kalliefe, H.: Ein Hügelgrab von Schedbojewitz bei Hohensalza (mit 6 Abbildungen) 326
Kaphahn: Skelettgrab in Selnowo, Kreis Graudenz, Westpr. (mit 4 Abbildungen) 212
Koehl, K.: Ältere und jüngere Spiralmäanderkeramik (mit 53 Abbildungen) . . 53
Kossinna, G.: Germanischer Goldreichtum in der Bronzezeit (mit 20 Abbildungen und Tafeln I u. II) 1
Kossinna, G.: Ein Depotfund der jüngeren Bronzezeit aus dem hannoverschen Wendlande (mit 26 Abbildungen, davon 3 auf Tafel IX) 192
Kossinna, G.: Neue Goldgefäße aus Frankreich mit einem Anhang: Herr Schuchhardt und die Wahrheit (mit 15 Abbildungen im Text und auf Tafel XVI, XVII, sowie einer Karte Tafel XVIII) 296
Kossinna, G.: Bericht über die fünfte Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte. Köln a. Rh., 31. Juli bis 30. August 1913. Äußerer Verlauf der Tagung 135
Kossinna, G.: Sitzungsberichte 1913 der Zweiggesellschaft Berlin 215
Kossinna, G.: Ausflug nach Eberswalde und Freienwalde 219
Kossinna, G.: Sitzungsberichte 1914 der Zweiggesellschaft Berlin 389
Kossinna, G.: Nachruf für Paul Bartels 243
" " Joseph Déchelette 346

Digitized by Google

Seite

Kossinna, G.: Nachruf für Karl Hadaczek 402
„ „ Karl August Hellwig 243
„ „ Paul Höfer 345
„ „ Georg Krüger 406
„ „ Hugo Mente 405
„ „ Ludwig Müller 406
„ „ Alfred Plettke 347, 404
„ „ Jakobus Reimers 402
„ „ Hans Roggenkamp 405
Lienau, M. M.: Bericht über die wissenschaftliche Ordnung und Vermehrung der Vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für das Fürstentum Lüneburg in den Jahren 1908/13 (mit 1 Plan) 335
Mente, H.: Ein Depotfund der jüngeren Bronzezeit aus dem hannoverschen Wendlande (mit 26 Abbildungen, davon 3 auf Tafel IX) 192
Mötefindt, H.: Die Ergänzung der Weichteile an vorgeschichtlichen Schädeln (mit 3 Abbildungen) 89
Mötefindt, H.: Funde aus provinzialrömischer Zeit vom Kämmereihölzchen bei Weißenfels (mit 13 Abbildungen). 378
Profé, O.: Vorgeschichtliche Jagd (mit 34 Abbildungen) 107
Quente, P.: Ein germanisches Dorf bei Kyritz (mit 2 Abbildungen und Tafeln III bis VII) 97
Quilling, F.: Zum Miltenberger Teutonen-Stein 334
Schulz, W.: Deutungsversuch einer Felsenzeichnung (mit 1 Abbildung) 324
Stimming, R.: Nachtrag über Fibelformen der Bronze- und Eisenzeit in der Mark Brandenburg und in der Provinz Sachsen (mit 13 Abbildungen) 184
Wilcke, M., Eine steinerne Armschutzplatte aus der Flur Gosek, Kr. Querfurt (mit 3 Abbildungen) 322
Wilcke, M.: Noch einmal: Das Gräberfeld in Wilhelmshöhe bei Usch, Prov. Posen (mit Tafeln X u. XI) 202
Wilcke, M.: Funde aus provinzialrömischer Zeit vom Kämmereihölzchen bei Weißenfels (mit 13 Abbildungen) 378
Wilke, G.: Mythische Vorstellungen und symbolische Zeichen aus indoeuropäischer Urzeit (mit 43 Abbildungen) 15
Wilser, L.: Der Brakteat von Grumpan und die Runenfrage (mit Tafel VIII) 103
Wolff, K. F.: Die Urheimat der Indogermanen 309

Sachregister (von E. Snethlage) 409
Verzeichnis der Abbildungen im Text und auf den Tafeln (von E. Snethlage) 426

Digitized by Google

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte
1. März 1914.

Geschäftsführender Ausschuß.

Kossinna, Berlin, Vorstand		Snethlage,	1. Schriftführer
Bezzenberger, stellvertr. Vorsitzender		Hahne, Halle,	2. „
Wilke, Leipzig,	„	v. Lichtenberg,	3. „

Snethlage, Schatzmeister.

Erweiterter Ausschuß.

1.—7. die Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses.

8. Bracht, Dresden.
9. Busse, Woltersdorf.
10. Fleischer, Berlin.
11. Friedemann, Einbeck.
12. Günther, Koblenz-Lützel.
13. Paape, Berlin-Schöneberg.
14. Rademacher, Köln.
15. Schmidt, Löbau.

A. Ehrenmitglied.

1. Montelius, Oscar, Prof. Dr., Reichsantiquar, Stockholm 11 St. Paulsgatan (4. Aug. 1911).

B. Ordentliche Mitglieder.

I. Lebenslängliche.

2. S. Kgl. Hoheit Ernst August, Herzog von Cumberland, Gmunden (1909).
3. *[1]) vom Rath, Emil, Dr. h. c., Geh. Kommerzienrat, Köln (1909).

II. Jährlich zahlende.

4. Åberg, Nils, Dr. phil., Norrköping (Schweden) (1911).
5. Ailio, J., Dr. phil., Dozent, Helsingfors (Finnland), Histor. Museum (1912).
6. Almgren, Oscar, Dr., Professor an der Universität, Upsala (1909).
7. Altertümersammlung, Städtische, Göttingen (1909).
8. Altertumsgesellschaft, Graudenzer, Graudenz (1909).
9. Altertumsgesellschaft Prussia, Königsberg i. Pr. (1910).
10. Altertumsverein „Alt Andernach", Andernach a. Rh. (1911).

[1]) Ein Stern * bezeichnet die Gründer der Gesellschaft.

Digitized by Google

11. Altertumsverein, Schlesischer, Breslau (1909).
12. Altertumsverein zu Plauen (Voigtl.), Anschrift: Dr. Dorsch (1913).
13. Altertumsverein, Weißenburg i. Bayern (1911).
14. Altrichter, Karl, Rechnungsrat, Berlin-Niederschönhausen, Blücherstr. 25 (1909).
15. Amende, E., Seminaroberlehrer, Altenburg (S.-A.) (1913).
16. Andriesescu, Joan, Dr. phil., Berlin N., Philippstr. 16 I (1913).
17. Anterist, Gerichtssekretär, Andernach a. Rh. (1912).
18. Armstrong, E. C. R., Assistant of Irish Antiquities Department, Dublin, 71, Park Avenue, Sydney-Parade (1911).
19. Arne, T. J., Antiquar, Stockholm (1909).
20. Asmus, Rudolf, Dr. med., Teterow i. M. (1909).
21. Auerbach, Alfred, Rektor, Vorstand d. Städt. Mus., Gera (Reuß) (1909).
22. Bagenski-Seeben, v., Gen.-Leutnant, Halle a. S., Unterb. Giebichenstein (1913).
23. Bangert, Karl Ed., Architekt, Berlin W. 57, Pallasstraße 8/9 (1912).
24. *Baum, Albert, Museumsdirektor, Dortmund, Hagenstr. 22 (1909).
25. Baumann-Seyd, Frau A., Hamburg, Jordanstr. 36 (1910).
26. Baumert, Paul, stud. phil., Göttingen, Lotzestr. 15 (1909).
27. Beaupré, Jules, comte, Nancy, rue de Serres 2 (1909).
28. Begas, Ingenieur, Coblenz, Jul. Wegelerstr. 12 (1911).
29. Behm, Sanitätsrat Dr. med., Berlin NW. 6, Luisenplatz 6 (1909).
30. *Beck, Waldemar, Dr. phil., Frankfurt a. M., Bismarck-Allee 56 (1909).
31. *Belz, Robert, Prof. Dr., Museumsvorstand, Schwerin i. M. (1909).
32. Berent, Anna, Berlin-Schmargendorf, Spandauerstr. 1a (1909).
33. Berger, Paul, Merseburg, obere Bergstr. 5 (1909).
34. Berner, Ulrich, stud. phil., Berlin S., Kottbuserdamm 72, Jungmännerheim (1909).
35. *Bezzenberger, Adalbert, Geh.-Rat, Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Steind. Wall ½ (1909).
36. Bibliothek, Kgl. öff., Dresden (1909).
37. Bibliothèque d'art et d'archéologie, Paris, 19 rue Spontini (1911).
38. Bibra, Freiherr v., Major a. D., Hannover, Wolfstr. 14 I (1909).
39. *Bieber, Theobald, Hamburg-Eilbek, Eilbektal 54 (1909).
40. *Blume, Karl, Rentier, Berlin-Steglitz, Fichtestr. 11 (1909).
41. Bock, Franz, Akad.-Prof. Dr., Posen, Helmholtzstr. 9 (1913).
42. *Bodenstab, E., privatisierender Apotheker, Braunschweig, Am Wendenwehr 2 (1909).
43. Boerschmann, Friedr., Dr., Kreisarzt, Bartenstein, Ostpreußen (1914).
44. Bohl, Dr. med., Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 35 (1914).
45. Bork, Ferdinand, Professor, Königsberg i. Pr., Weberstr. 7 (1909).
46. Bosch-Gimpera, Pedro, Dr., Charlottenburg, Wilmersdorferstr. 75 (1914).
47. Boseck, Karl, Dr. med., prakt. Arzt, Stolp (Pomm.), Bismarckplatz 9 (1909).
48. *Bracht, Eugen, Geh.-Rat Prof., Dresden, Franklinstr. 3b (1909).
49. Brandes, Hotelbesitzer, „Deutsches Haus", Bergen b. Celle (1909).
50. Braß, Photograph, Camen (Westfalen) (1912).
51. Bredow, Karl, Frhr. von, Hauptm. a. D., Rittergutsbesitzer, Dom. Dietznitz bei Friesack (Mark) (1910).
52. Bünte, W., Dr., Hannover-Linden, Deisterstr. 8 (1909).
53. *Busse, Hermann, Rentier, Woltersdorfer Schleuse bei Berlin (1909).
54. Busse v., Landschaftsrat, Latkowo b. Hohensalza (1909).
55. Byhan, A., Dr., Abteilungsvorsteher am Museum für Völkerkunde, Hamburg (1912).
56. Cämmerer, Prof. Dr., Arnstadt i. Th. (1909).

Digitized by Google

57. Carstenn, Edward, Dr., Bromberg, Alexanderstr. 6 (1909).
58. Cebulla, Lehrer, Oberhermsdorf b. Gottesberg (1911).
59. Cederhvarf, B., Mag. phil., Helsingfors, Skatuddsg. 1 (1909).
60. Central-Museum, Römisch-German., Mainz (1911).
61. Cervinka, J. L., Ingenieur, Köjetein (Mähren) (1909).
62. Claß, Heinrich, Rechtsanwalt, Mainz (1913).
63. Cremer, Geh. Komm.-Rat, Dortmund, Martinstr. (1912).
64. Déchelette, Joseph, Conservateur du Musée, Roanne (Loire), Frankreich (1909).
65. Dehn, Paul, Berlin-Zehlendorf, Burggrafenstr. 23 (1913).
66. Demetrykiewicz, Wladimir, Prof. Dr., Krakau, Smolenskgasse 19 (1909).
67. Deponte, Paul, Lehrer, Hoschialkowitz, Kr. Ratibor (1914).
68. Diels, Paul, Univ.-Prof. Dr., Breslau XVIII, Gabitzstr. 172 (1909).
69. Diewitz, Georg, Dr. med., Stauchitz, Kreis Oschatz, Sa. (1911).
70. Dormagen, San.-Rat Dr., Köln a. Rh., Gereonsmühlengasse 2 (1913).
71. Dorr, R., Prof. Dr., Elbing, Inn. Mühlendamm 34 (1909).
72. Dräger, Paul, stud. phil., Berlin-Friedenau, Wielandstr. 24 II (1913).
73. Drevin, Apotheker, Herischdorf i. Riesengebirge (1909).
74. Dublange, pharmacien, Le Fleix (Dordogne) Frankreich (1910).
75. Eberlein, Architekt, Köln a. Rh., Werderstr. 10 (1913).
76. *Eichhorn, Gustav, Dr. med., Mus.-Konservator, Jena (1909).
77. Eildermann, Heinrich, Lehrer, Bremen, Kronenstr. 15 (1912).
78. Erbt, Wilhelm, Lic. Dr., Oberlyzealdirektor, Neumünster, Fritz Reuterstr. 6 (1914).
79. Ey, Ludwig, Buchhändler, Hannover, Langelaube (1909).
80. Faden, Eberhard, stud. phil., Berlin NW., Stephanstr. 35 (1909).
81. *Feyerabend, Ludwig, Mus.-Dir., Professor, Görlitz (1909).
82. Fiddicke, Dr. med., Freienwalde a. O. (1909).
83. Fischer, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B., Silberbachstr. 1 (1909).
84. Fischer von Mollard, Hauptm. d. Res., Dominium Gora, Kr. Jarotschin (1909).
85. Fleischer, Oskar, Univ.-Prof. Dr., Berlin W., Motzstr. 17 (1909).
86. Florschütz, Prof. Dr., Gotha (1909).
87. Förster, Paul, Professor Dr., Berlin-Friedenau, Schmargendorferstr. 23 (1913).
88. *Forrer, Robert, Dr., Straßburg i. E., Universitätsstr. 3 (1909).
89. Forster, S. v., Hofrat Dr., Nürnberg, Agidienplatz (1911).
90. Franck, Ernst, Frankfurt a. M., Marschnerstr. 2 (1909).
91. *Franke, Ernst, Rittergutsbesitzer, Rohrsheim b. Halberstadt (1909).
92. Freystedt, Alwin, Landesbauinspektor, Posen, Königsplatz 6 III (1909).
93. Friedemann, Traugott, Oberlehrer, Einbeck (1911).
94. Friedländer, Dr., pr. Arzt, Cobern a. Mosel (1911).
95. Fritze, Oberbaurat, Meiningen (1910).
96. Frödin, Otto, Dr., Antiquar, Stockholm 15, Historisches Museum (1909).
97. *Fuhse, Franz, Prof. Dr., Mus.-Direktor, Braunschweig (1909).
98. Fürstl. Fürstenbergsche Sammlungen in Donaueschingen, Anschrift: Prof. Otto Heinrich (1912).
99. *Gädcke, Karl, Prof., Salzwedel (1909).
100. Gärte, W., stud. phil., Königsberg i. Pr., Schillerstr. 7 (1914).
101. Gagel, Prof. Dr., Kgl. Landesgeologe, Berlin-Dahlem-Lichterfelde 3, Göbenstr. 57 (1911).
102. Genthe, Theod., Dr., Dozent an der Humboldakademie, Berlin-Wilmersdorf, Kaiser-Allee 192 III (1909).
103. Genzmer, Felix, Dr., Reg.-Rat, Posen, Auguste Viktoriastr. 22a (1912).

Digitized by Google

104. Geschichts- und Altertumsverein, Mayen (Rheinland) (1911).
105. Geschichtsverein, Aschaffenburg (1911).
106. Gesellschaft, Deutsche f. Kunst u. Wissensch., Abt. f. Geschichte (Hist. Ges. f. d. Netzedistr.) Bromberg (1909).
107. Gesellschaft, Naturhistorische, Nürnberg (1909).
108. Gesellschaft, Oberlausitzer, f. Anthropologie und Urgeschichte, Bautzen (1909).
109. Gibasiewicz, Pfarrer, Siedlemin, Post Golina (Kr. Jarotschin) (1909).
110. Girke, Georg, cand. phil., Berlin W., Potsdamerstr. 117 (1909).
111. Goecke, Theodor, Landes-Baurat, Geh. Baurat, Prov.-Konservator, Professor, Berlin W. 10, Königin Augustastr. 19 II (1909).
112. Götze, Alfred, Prof. Dr., Dir.-Assistent, Berlin-Lichterfelde, Steglitzerstr. 42 (1909).
113. Goldmann, Karl Eduard, Kaufmann, Neutomischel (Posen) (1909).
114. Goldsche, Gustav, Stadtältester, Friesack (Mark) (1909).
115. Goury, Georges, Conservateur au Musée Lorrain, Nancy, rue des Tiercelins 5 (1909).
116. Graef, Josef, Juwelier, Kronstadt (Siebenbürgen), Pürzengasse (1910).
117. Graefe, Holm, Ingenieur, Frankfurt a. M., Rhoenstr. 27 I (1909).
118. Graf, C. Engelhard, Schriftsteller, cand. phil., Berlin-Steglitz, Peschkestr. 16 (1909).
119. Graff, W., Apotheker, Lüchow (1911).
120. Guébhard, Adrien, Professor Dr., Paris V, Anschrift: St. Vallier de Thiey (Alpes Maritimes) (1909).
121. *Günther, A., Vorsteher des Städt. Tiefbauamtes, Coblenz-Lützel, Triererstr. 122 (1909).
122. Gummel, Hans, stud. phil., Charlottenburg, Pestalozzistr. 101 III (1911).
123. Gustafson, Gabriel, Univ.-Prof. und Mus.-Direktor, Kristiania (Norwegen), Nationalmuseum (1912).
124. *Haake, Dr. med., Braunschweig, Friedrich Wilhelmstr. 7 (1909).
125. Hackman, A., Dr., Helsingfors, Fredsgatan 13 (1909).
126. *Hagen, v. d., Joachim Otto, Rittergutsbesitzer, Schmiedeberg bei Greiffenberg (Uckermark) (1909).
127. *Hahne, Hans, Dr., Museumsdirektor, Halle a. S., Seydlitzstr. 24 I (1909).
128. Hahne, Bertha, Frau Kommerzienrat, Halle a. S., Seydlitzstr. 24 I (1909).
129. Hansen, W. O., Rentier, Basel i. Schw. (1911).
130. Harte, Philipp, Reg.-Assessor Dr., Merseburg, Blankestr. 1 (1909).
131. Hartmeyer, Hans, Dr., Schriftsteller, Wien, Hadersdorf-Weidlingen (1914).
132. Hartwich, Dr. med., Sanitätsrat, Havelberg (1909).
133. Haupt, Albrecht, Prof. Dr., Kgl. Baurat, Hannover, Lützowstr. 7 (1913).
134. Hauser, O., Archäologe, Basel, Margarethenstr. 109 (1909).
135. Heine, Bergwerksdirektor, Einbeck (1913).
136. Hellmich, M., Kgl. Oberlandmesser, Breslau V, Brandenburgerstr. 25 (1909).
137. Hennig, Alfred, Dr. phil., Meißen i. Sa., Weinberggasse 8 (1913).
138. Hennig, F., Buenos Aires (Argentinien), Avenida da Majo 1431, durch Fridolin Gesell (1910).
139. Herdher, Wolfgang, Rechtsanw., Berlin W., Regensburgerstr. 14 (1913).
140. Herold, R., Dr., Erlangen, Obere Karlstr. 14 I (1912).
141. Herrmann, Karl, Lehrer, Naumburg (Saale) (1909).
142. Heß v. Wichdorff, Hans, Dr., Kgl. Geologe, Berlin N. 4, Invalidenstr. 44 (1909).
143. Hildebrand, Pfarrer, Leuthen b. Kottbus (1909).
144. *Hindenburg, Dr. med., Großbeeren (1909).
145. Hintze, Georg, Friesack (Mark), Nauenerstr. 26, (1910).

Digitized by Google

146. *Hintze, Robert, Dr., prakt. Arzt, bis auf weiteres Dr. Gebert, Ülzen (Hann.) (1909).
147. Hirsch, Dr., Rechtsanwalt, Halle a. S., Händelstr. 20 (1909).
148. Hobus, Felix, Pastor, Dechsel, Kr. Landsberg a. W. (1909).
149. Hock, Georg, Dr., Landeskonservator, Würzburg, Lessingstr. 1 III (1911).
150. *Höfer, Paul, Prof. Dr., Blankenburg a. H. (1909).
151. Hofbibliothek, Großherzogliche, Darmstadt (1909).
152. Hoffmann, C. Tassilo, Dr. phil., Privatgelehrter, Stettin, Schnellstr. 13 (1911).
153. Hoops, Joh., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Heidelberg, Klingenteich 13 (1909).
154. Horvath, Dr. med., Herzogl. Coburgischer Herrschaftsarzt, Vereskö Gömör (Ungarn) (1909).
155. Hungerland, Lektor, Dr., Lund (Schweden) (1909).
156. Hüttenhein, Dr., Reg.-Rat, Hannover, Podbielskistr. 18 II (1912).
157. Institut f. Geschichte d. Medizin an der Universität Leipzig, Leipzig (1909).
158. Institut für Kunstgeschichte an der Universität Leipzig, Leipzig (1910).
159. „Isis", naturwissenschaftliche Gesellschaft, Dresden (1912), z. H. d. Hofrat Prof. Dr. Deichmüller, Dresden-A., Zwinger (1912).
160. Jacob, K. H., Dr., Mus.-Assist., Hannover, Prov.-Museum (1912).
161. *Jäkel, Otto, Univ.-Prof. Dr., Greifswald (1909).
162. Jaensch, Theod., Prof. Dr., Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 100 (1914).
163. Jaffé, S., Kgl. Ökonomierat, Sandfort b. Osnabrück (1909).
164. Jahn, Martin, Dr. phil., Berlin N. 28, Lortzingstr. 38 II (1909).
165. Jekelius, Erich, stud. theol., Kronstadt, Rudolfsring 13 (1909),
166. *Jentsch, Hugo, Museumsdirektor, Prof. Dr., Guben (1909).
167. Jira, Josef Anton, Dejwitz bei Prag, Villa Hanspaulka (1909).
168. Kabitzsch, Curt, Kgl. Univ.-Verlagsbuchhändler, Würzburg (1909).
169. Kade, C., Apotheker, Römhild i. Th. (1909).
170. Kaiser Friedrich-Museum, Posen (1909).
171. Kallius, Erich, Univ.-Prof. Dr., Greifswald, Karlsplatz 17 (1909).
172. Kellner, Heinrich, Rentner, Köln, Gereonstr. 17—19 (1909).
173. *Kiekebusch, Alb., Dr., Mus.-Assistent, Berlin-Karlshorst, Prinz Oskarstr. 17 (1909).
174. Kimakowicz, v., Mus.-Direktor, Hermannstadt (Siebenbürgen) (1909).
175. Klaas, Willi, jr., Dortmund, Märkische Str. (1912).
176. Klaatsch, Hermann, Univ.-Prof. Dr., Breslau, Anatomie (1910).
177. Klingholz, F., Professor, Berlin-Wilmersdorf, Brandenburgische Str. 38 (1909).
178. Knoke, Friedrich, Prof. Dr., Gymn.-Direktor, Osnabrück, Rats-Gymnasium (1909).
179. Koch, Julius, Dr., Realgymnas.-Direktor, Berlin-Grunewald (1910).
180. Koehl, Karl, Sanitätsrat Dr., Worms (1911).
181. Korn, Joh., Dr. phil., Landesgeologe, Berlin-Wilmersdorf, Bingerstr. 87 (1909).
182. *Kossinna, Gustaf, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde 3, Karlstr. 10 (1909).
183. Kossinna, Richard, Justizrat, Nordhausen a. H. (1909).
184. Kostrzewski, J., stud. phil., Köpenick, Spreestr. 1 III (1911).
185. Kothe, Konrad, Dr. phil., Bromberg, Talstr. 17a (1914).
186. Kozlowski, Leon, cand. phil., Krakau, Universität (1913).
187. Krause, Hans, Dr., Oberlehrer, Döbeln (Sachsen), Thielestr. 6 (1909).
188. Krause, Paul Gust., Prof., Landesgeologe, Berlin N., Invalidenstr. 44 (1909).
189. Krauß, Hugo, Präfekt, Windsbach (Mittelfranken) (1913).
190. Krauth, Prof. Dr., Erfurt, Klingenstr. 3 (1910).
191. Krehan, Rechnungsamtmann, Buttstädt (S.-Weimar) (1910).
192. Kreismuseum, Hadersleben (Schleswig) (1910).
193. Kreismuseum, Oberharzer, Zellerfeld (1909).

Digitized by Google

194. Kreis Ruppin, Neuruppin (1912).
195. Kreis Schleiden, z. H. Herrn Kreuzberg, Dr., Kgl. Landrat, Schleiden i. Eifel (1913).
196. Krieg, R., Amtsgerichtsrat, Sangerhausen, Neuendorfer Trift 2a (1911).
197. *Kropp, Philipp, Jena, Forstweg 31 (1909).
198. Krügel, Gerhard, Berlin S., Schleiermacherstr. 12 (1913).
199. Krüger, Georg, stud. phil., Halle a. S., Grebenstr. 22 II (1911).
200. Kuenheim v., Dr. jur., Majoratsherr, Juditten bei Schönbruch i. Ostpreußen (1914).
201. Kümpel, C., Technikumslehrer, Hildburghausen (1910).
202. Kumm, Prof. Dr., Danzig, Westpreuß. Provinzial-Museum (1912).
203. Kunst- und Gewerbe-Museum, Städt., Dortmund (1912).
204. Kunst-, Kunstgewerbe- und Altertumsverein für den Reg.-Bez. Coblenz, Coblenz (1912).
205. Kuntze, H., Rentmeister, Naumburg a. S., Weißenfelserstr. 41 II (1909).
206. Kurowsky, v., A., Frau Wirkl. Geheime Oberregierungsrat, Berlin NW., In den Zelten 15 (1913).
207. Kurtze, Magistrats-Baurat, Berlin-Schöneberg, Innsbruckerstr. 21 (1914).
208. Lademann, Otto, Berlin-Zehlendorf, Ahornstr. 3 (1913).
209. Lampe, W., Lehrer, Harriehausen bei Gandersheim (1910).
210. Landes- und Stadtbibliothek, Düsseldorf (1909).
211. Landesbibliothek, steirische und Johanneum, Graz (1913).
212. Landesdirektorium, Hannover (1909).
213. Landesmuseum, Schweizerisches, Zürich (1909).
214. Langer, Franz, Oberpostassistent, Waidmannslust b. Berlin, Kurhausstr. 15 (1913).
215. *Langerhans, Wilhelm, Landgerichtsrat, Berlin W. 15, Kaiser-Allee 221 (1909).
216. Langhans, Paul, Professor, Gotha (1912).
217. *Lehmann-Haupt, Carl Fr., Univ.-Prof., Dr., Liverpool, Abercromby Square 26 (1909).
218. *Lemcke, Hugo, Geh. Rat, Prof. Dr., Vorst. d. Gesellschaft f. Pommersche Geschichte, Stettin, Pölitzerstr. 8 (1909).
219. Lichtenberg, Reinhold, Freih. v,. Prof. Dr., Gotha, Moltkestr. 10 (1912).
220. *Lienau, M. M., Prähistoriker, durch Gebrüder Schickler, Berlin W. 66, Mauerstr. 61 (1909).
221. Liliendahl, F., Kommerzienrat, Neudietendorf b. Erfurt (1910).
222. Limmer, F., Privatdozent Dr., Darmstadt, Heidelbergerstr. 9 III (1911).
223. Lindau, Gustav, Prof. Dr., Kustos am Kgl. botan. Museum, Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 3 (1911).
224. Lissauer, Fritz, stud. phil., Berlin W., Goltzstr. 38 (1911).
225. Lorentzen, A., Dr. med., Gevelsberg i. W. (1911).
226. Lüders, Dr. med., prakt. Arzt, Neustadt b. P., Kr. Neutomischel (1909).
227. Lühmann, H., Prof., Oberlehrer, Braunschweig, Riddagshäuser Weg 29 p. (1909).
228. Lütke, Heinr., Dr. phil., Charlottenburg, Bismarckstr. 63 (1909).
229. Lung, Walter, Köln a. Rh., Brüsselerstr. 69 I (1913).
230. Macchioro, V., Prof. Dr., Inspektor des Kgl. Museums, Neapel, Via Cirillo 8, Museo Nazionale (1912).
231. Magistrat der Ref.-Stadt Hannover, Hannover (1909).
232. Magistrat der Stadt Kottbus, Kottbus (1909).
233. *Malachowski, Frau Reg.-Baumeister, Charlottenburg, Lietzenseeufer 11 (1909).
234. Malfer, V., Dr., Gries b. Bozen, Tirol, Villa Mignon (1912).
235. Martian, J., Kgl. Kais. Major d. R., Gutsbesitzer, Naszod (Siebenbürgen) (1913).

Digitized by Google

236. *Martin, J., Museums-Dir., Prof. Dr., Oldenburg (Großh.) (1909).
237. Marx, Dipl.-Ingenieur, Coblenz (1911).
238. Massenbach, Frhr. von, Geh. Reg.-Rat, vortr. Rat im Landw. Minist., Berlin-Wilmersdorf, Xantenerstr. 4 II (1909).
239. Matern, Erich, Dr. med., prakt. Arzt, Berlin NW., Turmstr. 66 (1909).
240. Matern, Julius, Rentier, Charlottenburg, Schlüterstr. 61 (1912).
241. Mauritz, A., Dr., Brauereidirektor, Dortmund, Prinz Friedrich Karlstr. 39 (1912).
242. Mente, Kantor, Lüchow, Hannover (1909).
243. Merzdorf, Woldemar Artur, Oberstabsarzt, Borna (Sa.) (1912).
244. Meyer, Oberstleutnant in der 1. Ingenieur-Inspektion, Berlin-Wilmersdorf, Barstraße 28 III (1914).
245. Meyer, C. H., Fabrikbesitzer, Bergen b. Celle (1909).
246. Michaelis, Georg, Professor Dr., Berlin W. 15, Knesebeckstr. 44 (1909).
247. *Mielke, Robert, Schriftsteller, Professor, Berlin-Halensee, Karlsruher Str. 27 (1909).
248. Milleker, Felix, Musealkustos, Werschetz (Ungarn) (1909).
249. Mitzky, Dora, Dr. phil., München, Schnorrstr. 4 III (1911).
250. *Möller, Armin, Museumskustos, Weimar, Städt. Museum (1909).
251. Mötefindt, Hugo, stud. archaeol., Charlottenburg, Schillerstr. 5 (1909).
252. Mogk, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Leipzig, Grimmaischestr. 32 (1909).
253. Mohrmann, Prof. a. d. technischen Hochschule, Hannover, Herrenhäuser Kirchweg 17 (1909).
254. Morgenstern-Museum, Städtisches, Geestemünde (1909).
255. Moschkau, Lehrer, Leipzig-Stünz, Zweenfurterstr. 19 (1913).
256. Much, Rud., Univ.-Prof. Dr., Wien, Penzingerstr. 82 (1910).
257. Mühlke, K., Geh. Baurat, Berlin W. 62, Lutherstr. 18 II (1909).
258. Müller-Brandenburg, H., Schriftsteller, Berlin SW. 11, Bernburgerstr. 15/16 (1912).
259. Müller-Brauel, Hans, Schriftsteller, Zeven, Haus Sachsenheim (1909).
260. Müller v. Hausen, Ludwig, Charlottenburg, Kantstr. 125 II (1912).
261. Mülmann, v., Generalleutnant z. D., Charlottenburg, Kantstr. 146 (1914).
262. Museenvereinigung f. vorgeschichtl. Landesforschung i. d. P. Hannover, Rud. v. Benningsenstr. 1. (1909).
263. Museum, Bergens, Bergen (Norwegen) (1909).
264. Museum, Städtisches, Braunschweig, Steintorwall 14 (1909).
265. Museum der Stadt Essen (Ruhr). (Adresse Dr. J. Lahrs), Burgplatz 1, Abt. f. Vor- und Frühgesch. (1913).
266. Museum, f. heimatliche Geschichte und Altertumskunde der Provinz Sachsen, Halle a. S., Domstr. 5 (1909).
267. Museum, historisches, des Staates, Helsingfors (Finnland) (1909).
268. Museum, Schleswig-Holstein., Vaterl. Altertümer, Kiel (1909).
269. Museum, Prähist., Köln a. Rh. (Bayenturm) (1912).
270. Museum, Städtisches, für Völkerkunde, Leipzig (1909).
271. Museum, für Natur- und Heimatkunde, Magdeburg (1909).
272. Museum, Städtisches, München-Gladbach (Direktor Prof. Dr. Schurz) (1914).
273. Museum, Städt., Nordhausen (1913).
274. Museum, Szekely Nemzety, Sepsi-Szent-György (Ungarn) (1909).
275. Museum, Stavanger, Stavanger (Norwegen) (1910).
276. Museum, Kgl., f. vaterl. Altertümer, Stuttgart (1911).
277. Museum, Tönsberg, Tönsberg (Norwegen) (1911). Z. H. d. Herrn Gymn.-Oberl. Olsen.

Digitized by Google

278. Muſeums- und Geſchichtsverein, Uckermärkiſcher, Prenzlau (1911).
279. Muſeumsverein Goslar, Goslar (1909).
280. Muſeumsverein Harburg (Elbe) (1909).
281. Muſeumsverein f. d. Reg.-Bez. Osnabrück, Osnabrück (1909).
282. Muſeumsverein Pettau, Pettau, Steiermark (1909).
283. Muſeumsverein, Altmärkiſcher, Stendal (1909).
284. Näbe, H. Max, Kaufmann, Leipzig-Gohlis, Cöthenerſtr. 64 III (1909).
285. Neuhaus, Joh., Dr., Lektor an der Univerſität, Berlin NO. 43, Meyerbeerſtr. 13 (1912).
286. Neumann, Dr., Kreisſchulinſpektor, Strasburg, Weſtpreußen (1913).
287. Niedner, Felix, Prof. Dr., Charlottenburg, Schloßſtr. 23 (1910).
288. Obermaier, Hugo, Prof. Dr., Institute de Paléontologie Humaine, Paris XIII, 1 Rue René Panhard (1909).
289. Obſt, Kurt, Kaufmann, Poſen, Talſtr. 2 (1913).
290. Olshauſen, Otto, Prof. Dr., Berlin W. 50, Kulmbacherſtr. 7 (1909).
291. Osborne, Wilh., Rentier, München, Kaulbachſtr. 93 (1909).
292. Paape, Konrad, Prof. Dr., Berlin-Schöneberg, Meiningerſtr. 3 (1909).
293. Pätzold, Alfred, Prof. Dr., Charlottenburg, Kirchplatz 6 I (1913).
294. Palliardi, K. K. Notar, Mähriſch-Budwitz (Mähren) (1910).
295. Panzer, Friedrich, Dr., Akademieprofeſſor, Frankfurt a. M., Grillparzerſtr. 90 (1913).
296. Paſchen, Ernſt Heinrich, cand. med., Berlin NW. 52, Melanchthonſtr. 21 IV (1913).
297. *Peiſer, Felix, Univ.-Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Goltz-Allee 11 (1909).
298. Peſchel, E., Lehrer, Nünchritz, Bez. Dresden (1910).
299. Pfau, C., Prof. Dr., Waldheim i. Sa. (1909).
300. Pfeiffer, Prof. Dr., Phyſikus, Hamburg, Carlſtr. 7 (1913).
301. Pfeiffer, Ludwig, Geh. Medizinalrat Dr., Weimar (1909).
302. Plettke, Alfred, cand. phil., Breslau, Gneiſenauſtr. 3 III (1911).
303. Polenski, Erich, Tübingen, Frondsbergſtr. 12 (1913).
304. Polthier, O., Profeſſor, Wittſtock (Doſſe) (1909).
305. Preuß, Eugen, Bankier, Berlin NW., Flensburgerſtr. 2 (1909).
306. Preyſing, H., Prof. Dr., Köln a. Rh., Stadtwaldgürtel 77 (1912).
307. Provinzialmuſeum, Weſtpreußiſches, Danzig (1912).
308. Provinzialmuſeum, Hannover (1909).
309. Puydt, Marcel de, Lüttich (Belgien), Boulevard de la Sauvenière 116 (1911).
310. Quente, Paul, Heiligengrabe, Poſt Techow (Prignitz) (1913).
311. *Rademacher, Carl, Rektor, Vorſt. d. prähiſt. Muſ., Köln, Mainzerſtr. 34 (1909).
312. Ratig, Wilhelm, Rendant, Perleberg (1909).
313. Rauch, W., Inſpektor, Helmsdorf, Mansf. Seekreis (1909).
314. Recke v. Volmerſtein, Graf v. d., Kgl. Major, zugeteilt dem großen Generalſtab, Charlottenburg, Scharrenſtr. 39 (1913).
315. Rehlen, W., Magiſtratsrat, Nürnberg (1909).
316. *Reimers, J., Muſ.-Dir. a. D. Dr., Charlottenburg, Faſanenſtr. 2 (1909).
317. Reinecke, Adolf, Schriftſteller, Berlin-Zehlendorf, Landhaus Eichenhof (1912).
318. Reiſchel, G., Prof. Dr., Hannover, Iſflandſtr. 11 (1909).
319. Reiß, Eugen, Privatier, Berlin SW., Lindenſtr. 112 (1909).
320. Reißenberger, Ludwig, Dr., Bezirksarzt, Hermannſtadt (Siebenbürgen) (1913).
321. Reitzenſtein, Ferd., Freih. von, Vorſtand der Ethnol. Abt. d. Hygiene-Muſeums, Dresden-N., Hauptſtr. 34 (1911).
322. Reventlow, Ernſt Graf zu, Charlottenburg, Dernburgſtraße 4 (1913).

Digitized by Google

323. Richter, Johannes, Dr., Museumsassistent, Posen, Kaiser Friedrich-Museum (1912).
324. Rieken, Käthe, Frau Dr., Kottbus, Bahnhofstr. 72 (1909).
325. Riemschneider, Buchdruckereibesitzer, Hannover, Knochenhauerstr. (1909).
326. *Rimpau, Rittergutsbesitzer, Anderbeck, Kr. Oschersleben (1909).
327. Römer-Museum, Hildesheim (1909).
328. Römstedt, Präzeptor, Bergen b. Celle (1909).
329. Röttinger, Heinrich, Dr., Kustos an der erzherzogl. Kunstsammlung Albertina, Wien I, Bartensteingasse 14 (1914).
330. Roggenkamp, Hans, Turnlehrer, Eschwege (1909).
331. Rose, von, Amtsgerichtsrat, Hameln (1912).
332. Roß, B., Hochschulprofessor, Hannover, Geibelstr. 25 (1909).
333. Roßbach, Gustav, Dr. med., Lichtenfels (1909).
334. Roth, Herm., cand. phil., Spandau, Evang. Johannisstift Melanchthonhaus (1912).
335. Rüchardt, G., Rittergutsbesitzer, Schackenhof b. Bischofswerda (1910).
336. Rutot, A., Konservateur, Brüssel, Rue de la Loi 177 (1909).
337. Sammlung, Städtische naturwissensch., Chemnitz (König Albert-Museum) (1909).
338. Sammlungen, Großherzogl. Badische, Karlsruhe, Baden (1909).
339. Sartori, Professor, Dortmund, Ardeystr. 29 (1912).
340. Scheffler, Franz, Gymn.-Lehrer, Freienwalde a. Oder (1911).
341. Scheidemandel, Dr. med., Hofrat, Nürnberg (1909).
342. Schelzig, Elisabeth, Hermsdorf (Mark), Schulenburgstr. 2 (1909).
343. Schemann, Ludwig, Prof. Dr., Freiburg i. B., Maximilianstr. 22 (1910).
344. Schetelig, Haakon, Dr., Museumskonservator, Bergen (Norwegen), Bergens Museum (1909).
345. Schick, Pfarrer, Quedborn (Oberhessen) (1913).
346. Schirmer, Major, Müllheim, Baden (1911).
347. *Schliz, Alfred, Dr. med., Hofrat, Heilbronn (1909).
348. Schmidt, Dr. med., Oberarzt, Städt. Anstalten, Wuhlgarten bei Berlin (1910).
349. Schmidt, Johannes, Pfarrer, Ketzin (Havel) (1913).
350. Schmidt, Heinrich, Dr., Univ.-Prof., Kolozsvar (Klausenburg) (Ungarn), Kossuthgasse 51 (1909).
351. Schmidt, Hermann, Oberlehrer, Löbau i. S., Eichelg. 1 (1909).
352. Schmidt, Rob. R., Dr., Privatdozent, Tübingen, Geolog. Institut (1909).
353. Schmidt-Gibichenfels, Dr., Schriftsteller, Berlin-Friedenau, Fregestr. 7 (1913).
354. Schmorl, Justiz-Rat, Oschatz (Sachsen) (1911).
355. Schneider, Johannes, Oberst, Leipzig-Gohlis, Heerstr. 9 (1913).
356. Schnittger, Bror, Dr., Dozent u. Museumsassistent, Stockholm 15, National-Museum (1909).
357. Schölermann, Professor, Oberweimar (1914).
358. Schönefeldt, M., Geh. exped. Sekretär, Frohnau (Mark), Hohenheimerstr. 1 (1914).
359. Schott, Peter, Bürgermeister, Knittelsheim (Rheinpfalz) (1911)
360. Schriftstellerverband, Deutschvölkischer, Berlin (1914).
361. Schröder, Arno, Pfarrer, Hainichen b. Dornburg a. S. (1909).
362. Schröder, H., Landesgeologe, Berlin N. 4, Invalidenstr. 44 (1909).
363. Schubandt, A., Privatlehrer, Burg bei Magdeburg (1909).
364. *Schultze, M., Pfarrer, Fahrenwalde bei Brüssow (1909).
365. Schulz, Arthur, Schriftsteller, Birkenwerder b. Berlin (1913).
366. Schulz, Franz, Hüttendirektor, Lünen (Westfalen) (1912).
367. Schulz, Walther, Dr. phil., wiss. Hilfsarbeiter am Prov.-Museum, Halle a. S., Wilhelmstraße 17 (1909).

Digitized by Google

368. *Schulze-Deltrup, Prof. Dr., Berlin NW. 23, Schleswiger Ufer 12 I (1909).
369. Schumann, Gottlieb, Erfurt, Regierungsstr. 39 (1910).
370. *Schuster, Georg, Archivrat Dr., Berlin-Halensee, Halberstädterstr. 2 (1909).
371. Schwantes, G., Lehrer, Hamburg, Fuhlsbüttel, Brombeerweg 37 (1909).
372. Seelmann, Hans, Dr. med., Dessau, Kavalierstr. (1909).
373. *Seemann, Otto, Zahnarzt, Berlin N., Schönhauser Allee 177 (1909).
374. Seibertz, Norbert, Referendar, Charlottenburg, Dahlmannstr. 6 (1913).
375. Sellmann, Lehrer, Mühlhausen i. Th. (1909).
376. Seminar, Deutsches, Hamburg I, Domstr. 9 (1911).
377. Seminar, Germanisches, der Universität, Berlin NW., Dorotheenstr. 80 (1911).
378. Sickel, Ernst, Oberlehrer, Görlitz, Goethestr. 1 (1914).
379. Sieglerschmidt, Prof. Dr., Berlin-Groß-Lichterfelde, W., Steinäckerstr. 26 (1912).
380. *Sieglin, Wilhelm, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Zehlendorf-West, Alsenstr. 137 (1909).
381. Sievert, Heinrich, Gutsbesitzer, Schwanebeck, Kr. Oschersleben (1909).
382. Siret, Luis, Ingenieur, Cuevas de Vera, Prov. Almeria, Spanien (1909).
383. *Snethlage, Ernst, Sekretär, Berlin NW., Quitzowstr. 123 (1909).
384. Stadtbibliothek, Hannover, Friedrichstr. 16 (1909).
385. Staffel, San.-Rat Dr., Chemnitz, Langestr. 19 (1909).
386. Stephan, Paul, Regierungs-Landmesser, Posen, Gr. Berlinerstr. 33 (1913).
387. Stieda, L., Geh. R., Univ.-Prof. Dr., Gießen, Moltkestr. 16 (1909).
388. Stimming, R., prakt. Arzt, Gr.-Wusterwitz b. Brandenburg (1909).
389. Stolzing-Cerny, Schriftsteller, Berlin SW., Kleinbeerenstr. 27 (1912).
390. Strantz, Kurt v., Reg.-Rat, Berlin-Wilmersdorf, Holsteinische Str. 34 (1912).
391. Streitberg, Wilhelm, Univ.-Prof. Dr., München, Isabellastr. 31 II (1909).
392. Tatarinoff, E., Prof. Dr., Direktor d. Hist. Museums, Solothurn (Schweiz) (1909).
393. Tegtmeyer, Dr., Lichte bei Wallendorf (S.-Meiningen) (1912).
394. Telle, Dr., Korpsstabsapotheker, Leipzig-Gohlis, Wilhelmstr. 9 II (1912).
395. Teutsch, Julius, Mus.-Vorstand, Kronstadt-Brassо (Siebenbürgen), Roßmarkt 4 (1909).
396. Thaer, v., Albrecht, Major im Gr. Generalstab, Berlin, Klopstockstr. 23 (1914).
397. Thomas, Ronald, Dresden, Europäischer Hof (1912).
398. Tilmann, Prof. Dr., Geh. Med.-Rat, Köln a. Rh. (1913).
399. Trautmann, Moritz, Univ.-Prof. Dr., Bonn a. Rh. (1912).
400. Tschilingirow, Anastas, Dr., Charlottenburg, Fritschestr. 42 I l. (1912).
401. Universitätsbibliothek, Großherzogl., Gießen (1911).
402. Universitätsbibliothek, Königliche, Greifswald (1909).
403. Universitätsbibliothek, Königliche, Königsberg i. Pr. (1913).
404. Universitätsbibliothek, Königliche, Tübingen (1909).
405. Vasvarmegyei Kultur-egyesulet, Steinamanger (Szombathely) (Ungarn) (1913).
406. Verein für Geschichte und Altertümer, Stade (1909).
407. Verein für Geschichte und Altertum in Bernburg (1911).
408. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Erfurt (1909).
409. Verein für Heimatkunde, Kottbus, Gymnasialstr. 8 (1909).
410. Verein für Heimatkunde für den Kreis Lebus, Müncheberg (Mark) (1909).
411. Verein für Heimatpflege und Altertumskunde im Kreise Neuwied, Anschrift: Herrn Felix Arendt, Neuwied (1912).
412. Verein, Historischer von Obb., München, Anschrift: Dr. F. Weber, Oberamtsrichter a. D., Wiedemayerstr. 1/3 (1912).
413. Verein deutscher Studenten, Berlin N. 24, Artilleriestr. 7 I (1913).
414. Vogelweid, Viktor, Dr. med., Berlin, Scharnhorststr. 3 (1914).

Digitized by Google

415. Dorwerg, Oskar, Hauptmann a. D., Warmbrunn (1909).
416. Wahle, Ernst, Dr. phil., Delitzsch, Bitterfelderstr. 25 (1909).
417. Wallraf, Oberbürgermeister, Köln a. Rh. (1913).
418. *Walter, E., Prof. Dr., Stettin, Birken-Allee 8 b (1909).
419. Walther, Heinrich, Dr., Landwirtschaftslehrer, Chemnitz, Lotharstr. 9 II (1909).
420. Walther, Max, Architekt, Berlin-Friedenau, Taunusstr. 3 II (1909).
421. Weise, Julius, Prof. Dr., Amalienau b. Königsberg i. Pr., Harbrückerstr. 12 (1909).
422. Wels, Ober-Postassistent, Friesack (Mark) (1910).
423. Welter, Timotheus, Kaiserl. Notar, Metz, Priesterstr. 17 (1909).
424. Wernert, Paul, stud. rer. nat., Straßburg i. Elsaß, Vogesenstr. 9 (1909).
425. Westerich, Thomas, Woltersdorf b. Erkner (1914).
426. Wilcke, Max, Dr., Kgl. Kreisschulinspektor, Zeitz (1909).
427. Wilhelm, Chas. L., St. Louis, Mo. U. S. A., 3916 California-Street (1913).
428. *Wilke, Georg, Dr., Generalarzt, Leipzig, Schönhauser Str. 19 (1909).
429. Wilser, Ludwig, Dr., Heidelberg (1911).
430. Winckler, Albert, stud. hist., Halle a. S., Sophienstr. 1 III (1909).
431. Winkelmann, Fr., Dr., Eichstätt (Bayern) (1911).
432. Witz, Hauptmann, Ingolstadt, Kgl. bayer. Hauptlaboratorium (1911).
433. Wolff, Kgl. Distriktskommissar, Silehne (1909).
434. Wolff, Karl Felix, Schriftsteller, Bozen (Tirol), Brieffach 78 (1909).
435. Wolfram, Ober-Rentmeister, Schloß Cappenberg bei Lünen (Westf.) (1912).
436. Wossidlo, Rich., Prof. Dr., Waren (Meckl.) (1909).
437. Wüst, Ewald, Univ.-Prof. Dr., Kiel (1909).
438. Wurzer, Major a. D., Kitzingen a. M. (1911).
439. Zechlin, Konrad, Mus.-Konservator, Salzwedel (1909).
440. Zeitung, Rheinisch-Westfälische, Essen (Ruhr), Theaterplatz 8 (1912).
441. *Zschiesche, Paul, Geh. San.-Rat Dr., Erfurt, Walkmühlstr. 6 (1909).
442. Zschiesche, Amtsrichter, Kölleda, Thüringen (1910).

443. Bing, Just, Dr., Bergen (Norwegen), Stiftsarkivet (1914).
444. Heimat- u. Museumsverein Heiligengrabe, Post Techow, Ostprignitz (1914).
445. Kalliefe, Hilmar, Hermsdorf bei Berlin, Berlinerstr. 23a (1914).
446. Küppers, August, Berlin S. 42, Ritterstr. 85 (1914).
447. Lebius, Rudolf, Verleger der „Staatsbürger-Zeitung", Frohnau bei Berlin, Barbarossaring (1914).
448. Stolyhwo, Kasimir, Direktor des Anthropolog. Laboratoriums, Warschau, Kaliska 8 (1914).

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Bericht über die fünfte Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Köln a. Rh., 31. Juli bis 30. August 1913.

1. Wissenschaftliche Vorträge.

Germanischer Goldreichtum in der Bronzezeit.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 20 Text-Abbildungen und Taf. I. II.

(Auszug.)

Als wir vor zwei Jahren das erste Mal am Rhein tagten, am Oberrhein, wie man hierzulande sagt, es war zu Koblenz, da hatte ich als Festvortrag das Thema gewählt: „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft", ein Vortrag, der in Buchform dann durch alle deutschen Lande gegangen ist und in weitesten Kreisen erfreulich starken Widerhall gefunden hat.

Gerade der Rhein, „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze", der alte deutsche Kulturstrom unserer mittelalterlichen Vergangenheit, wo jeder Stein gemahnt an deutsche Größe in der geschichtlichen Zeit, wie sollte er nicht begeistern für die noch ältere germanische Größe vorgeschichtlicher Zeit, deren Heimat allerdings nicht hier, sondern an den Ostseegestaden lag.

Eine Fülle von Stoff, die über die Herrlichkeiten aus urgermanischer Hinterlassenschaft aufklärt, ist in jenem Büchlein ausgebreitet, bekanntes und neues, alles aber unter der neuen Beleuchtung, die es durch seine Bedeutung als Zeuge altgermanischer Kulturhöhe besitzt.

Stark hatte ich dabei die ältere Bronzezeit herangezogen, zum Teil auch deswegen, weil sie die Überlegenheit der altgermanischen Kultur dieser Zeit über die Kulturen des ganzen übrigen Europa in wundervoller Klarheit erweist. Bei einem volkstümlichen Buche war aber knappste Darstellung, also Stoffauswahl oberstes Gesetz. So kam es, daß vieles fortgeblieben ist, was an sich schön und herrlich ist, ebenso schön und herrlich wie das, was ausgewählt worden ist. Unter diesem vielen, was fehlt, befinden sich leider auch die bronzezeitlichen Denkmäler der Gottesverehrung und die Kunstwerke aus Edelmetall, d. h. aus Gold.

Digitized by Google

Was lag näher, als bei unserer diesjährigen Tagung eine dieser Lücken auszufüllen! Daß ich gerade den Goldreichtum der Germanen in der Bronzezeit als Thema wählte, hat seinen Grund in der Entdeckung des wunderbaren Goldfundes zu Messingwerk bei Eberswalde nördlich von Berlin. Mir erschien dies Ereignis wie ein Wink des altgermanischen Himmels- und Sonnengottes, nicht nachzulassen in dem eifrigen Bemühen, unser Volk aufzuklären über die Herrlichkeiten aus urgermanischer Hinterlassenschaft.

Ich bin sicher, Sie werden staunen, wenn Sie den Goldreichtum der Germanen gesehen haben werden, der nicht nur herrlichsten Schmuck uns zeigt, sondern infolge des nicht geringen Anteils der Kultgefäße an diesem Goldreichtum auch einen kleinen Ausschnitt aus der Art der Gottesverehrung, also aus dem geistigen Leben der germanischen Bronzezeit zu bieten vermag.

Zwei Gebiete gibt es, die als Hauptquellen des Goldbesitzes in der europäischen Bronzezeit anzusehen sind: einerseits Irland, anderseits Siebenbürgen nebst den österreichischen Alpenländern. Ich sehe bei unserer Betrachtung nun völlig ab von dem ägäischen Kulturkreise im griechischen Mittelmeergebiete, der ja überhaupt ganz abseits steht vom übrigen Europa.

Irland versorgte hauptsächlich Westeuropa, also Großbritannien und Frankreich, vielleicht auch noch Spanien mit Gold, Siebenbürgen und wohl auch die österreichischen Lande dagegen versorgten Mittel- und Nordeuropa.

Das geschah in geringen Anfängen schon am Ende der Steinzeit; in merklichem Maße aber erst seit Beginn der Bronzezeit.

In der Frühperiode der Bronzezeit, wir nennen sie Periode I und sie fällt rund um 2000 v. Chr., hatte sich die Bevölkerung Mitteleuropas besonders stark in den nordösterreichischen Landen angehäuft, in Böhmen, Mähren, Niederösterreich mit Ausläufern nach Ostthüringen und Schlesien. Nach Ungarn hinein nahm aber die Besiedelung sehr rasch ab und sie fehlte so gut wie ganz in Westdeutschland, sowohl im Nordwesten wie in Süddeutschland nördlich der Donau. Eine Verbindung zwischen den indogermanischen Stämmen der österreichischen Nordlande und den skandinavischen Germanen bildete die Bevölkerung Nordostdeutschlands, die aber gegenüber der nordösterreichischen Volksmenge nur dünn gesät war.

Diese österreichisch-ostthüringische-schlesische Bevölkerung hat eine unermeßliche Fülle von Gräbern hinterlassen, die wir nach einem charakteristischen böhmischen Fundorte mit Namen Aunetitz, bei Prag gelegen, die Aunetitzer Gräber nennen.

Außerordentlich häufig erscheinen in diesen Gräbern Goldspiralen, und zwar sind es Fingerringe von einem Typus, den wir Noppenringe nennen, mit einem Fachausdrucke der Sammetweberei (Abb. 1—3).

Das Charakteristische an diesen zylindrischen Spiralringen ist, daß der Draht nicht stets in derselben Richtung herumläuft, sondern daß er eine oder

Digitized by Google

mehrere Rückbiegungen macht. So wird eine sehr breite Schauseite des Ringes und zugleich eine mehr oder weniger offene Rückseite geschaffen. Sie sind

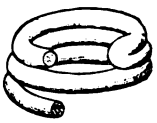


Abb. 1. Leubingen, Prov. Sachsen. 1/1.

Abb. 2. Ensley, Amt Randers, Jütland.

Abb. 3. Hinrichshagen, Mecklenburg-Strelitz. 1/1.

Abb. 4. 1/1.

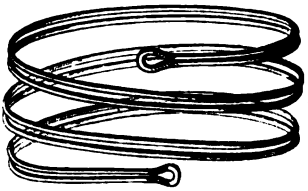


Abb. 5. 1/2.

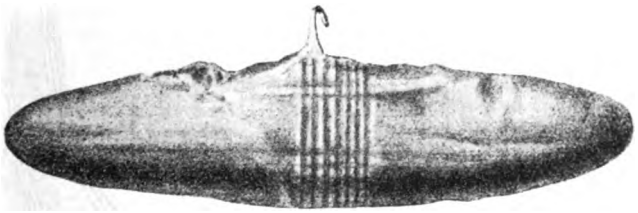


Abb. 6. Wonsosch, Kr. Schubin, Posen. 1/1.

niemals an beiden Drahtenden geschlossen wie die späteren Doppeldrahtspiralen (Abb. 4. 5).

Im Schlußabschnitt der Periode I der Bronzezeit erscheinen solche Goldringe in dem ostthüringischen Anteil der Aunetitzer Kultur und Bevölkerung in Gräbern, deren strotzender Goldprunk ihnen den Namen von Fürstengräbern verschafft hat (Abb. 1). Solche Fürstenbeisetzungen sind die berühmten Hügelgräber von Leubingen, Kr. Eckartsberga, und Helms-

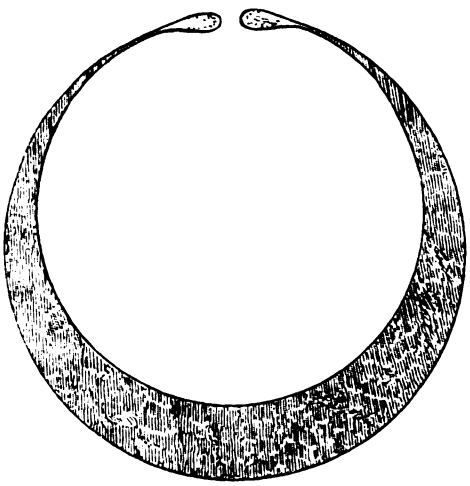


Abb. 7. Grevinge, Seeland (nach Worsaae). 1/2.

Digitized by Google

dorf im Mansfelder Seekreise, und diesen Gräbern schließt sich in gleicher Pracht an ein Schatzfund von Goldsachen, den das Berliner Museum aus Merseburg erworben hat.

Die eigenartige Form der goldenen Noppenringe wird nun über Ostdeutschland auch zu den Germanen gebracht, deren Gebiet damals erst an der

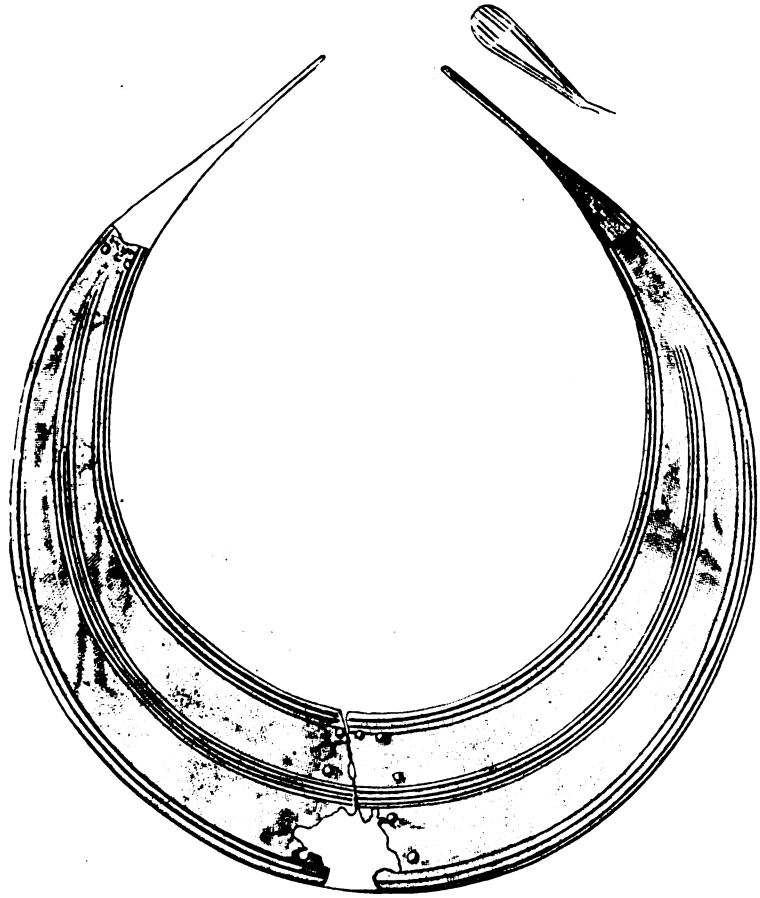


Abb. 8. Skovshöierup, Fünen (nach Montelius). 1/2.

Unterelbe begann und hauptsächlich Schleswig-Holstein, Dänemark (Abb. 2) und Skandinavien einnahm. Zwischenpunkte dieses Handels liegen im Westteil der Mark Brandenburg und in Mecklenburg (Abb. 3). Die Einfuhr oder Nachahmung der Aunetitzer Noppenringe hält in Deutschland nur bis in die mittlere Bronzezeit (Periode III) an, etwa bis zum 13. Jahrhundert v. Chr.; doch ist ihr Vorkommen nach Ablauf der Periode I nur noch selten zu beobachten.

Digitized by Google

Am Anfange der Periode II beginnt statt dessen die Einfuhr, bald sicher auch die Nachahmung einer andern Art von Goldspiralen, nämlich solcher aus Doppeldraht ohne Noppen, und zwar in drei verschiedenen Größen, für Haarlocken, für Finger und für Arme (Abb. 4, 5). Die Formen dieser Spiralen lassen sich weiter scheiden in offene und geschlossene, je nach-

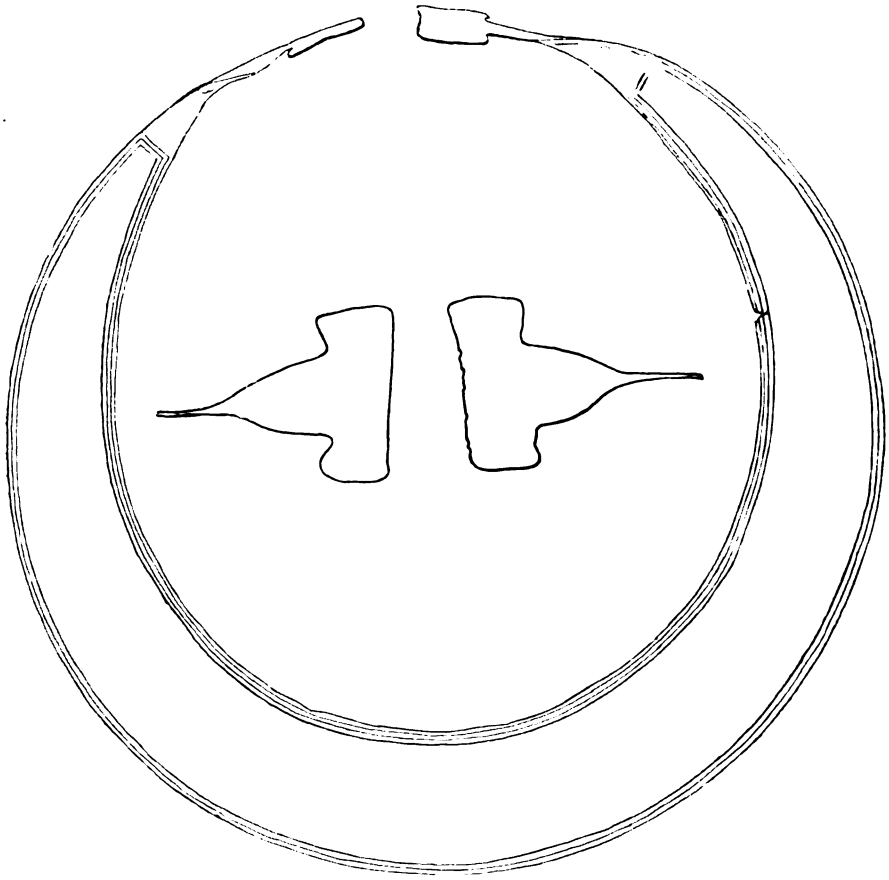


Abb. 9. Schulenburg, Kr. Springe, Hannover (nach Hahne: Mannus IV, S. 71). 2/3.

dem nur an einem oder an beiden Drahtenden sich Schlußösen befinden, endlich in solche mit überall glattem Draht (Abb. 4) oder solche, die an einem Ende gedreht oder an beiden Enden gekerbt sind (Abb. 5).

Daß Gold in der frühen Bronzezeit nach Norddeutschand nicht nur aus Siebenbürgen oder Österreich kam, sondern auch aus Irland, zeigen einige Einfuhrstücke unwiderleglich, so ein muldenförmiger Goldohrring aus Wonsosch im nördlichen Posen (Abb. 6) von einer Art, wie sie in Irland und Schott-

Digitized by Google

land ſehr häufig erſcheint, und ebenſo einige große platte Goldhalskragen iriſcher Art, die auf den däniſchen Inſeln (Abb. 7, 8) und neuerdings auch in der Provinz Hannover aufgefunden worden ſind (Abb. 9).

Abb. 10. Stokkerup, Seeland (nach Worſaae). $^2/_3$.

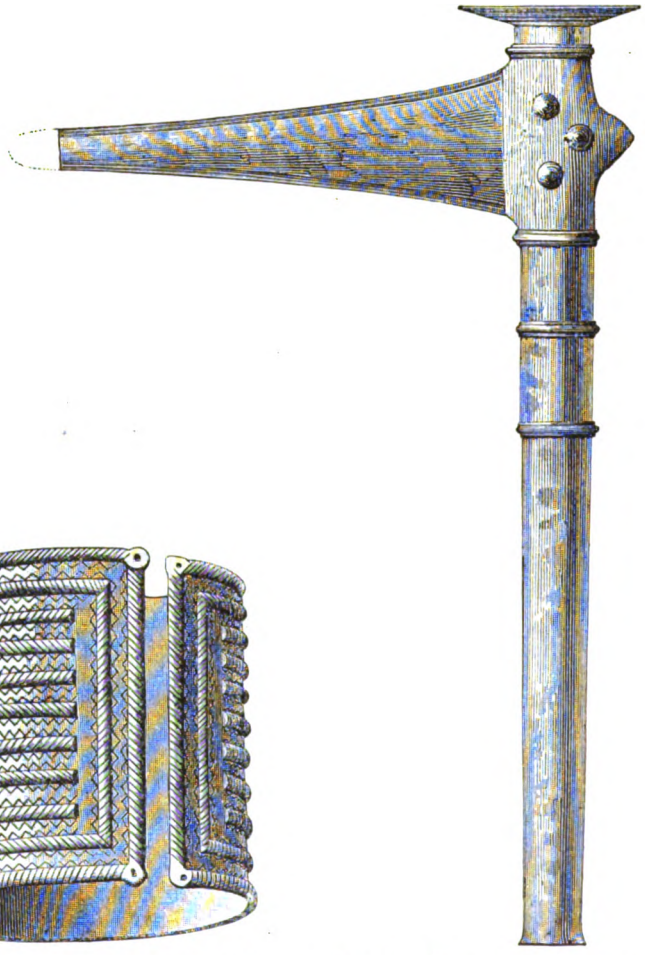


Abb. 11. Årup, Schonen (nach Montelius). $^1/_3$.

Daneben wurde aber ſchon in dieſer Frühperiode der Bronzezeit das Gold auf germaniſchem Boden unzweifelhaft auch ſelbſtändig bearbeitet, wie ein in nordiſchem Geſchmack verfertigtes goldenes Manſchettenarmband der Periode I aus Seeland bezeugt (Abb. 10). Ja, man kannte damals ſchon die Kunſt des Goldplattierens, des Belags von Bronzearbeiten, mit feinſtem Goldblech wie ein aus Norddeutſchland, d. h. Mecklenburg oder Brandenburg,

Digitized by Google

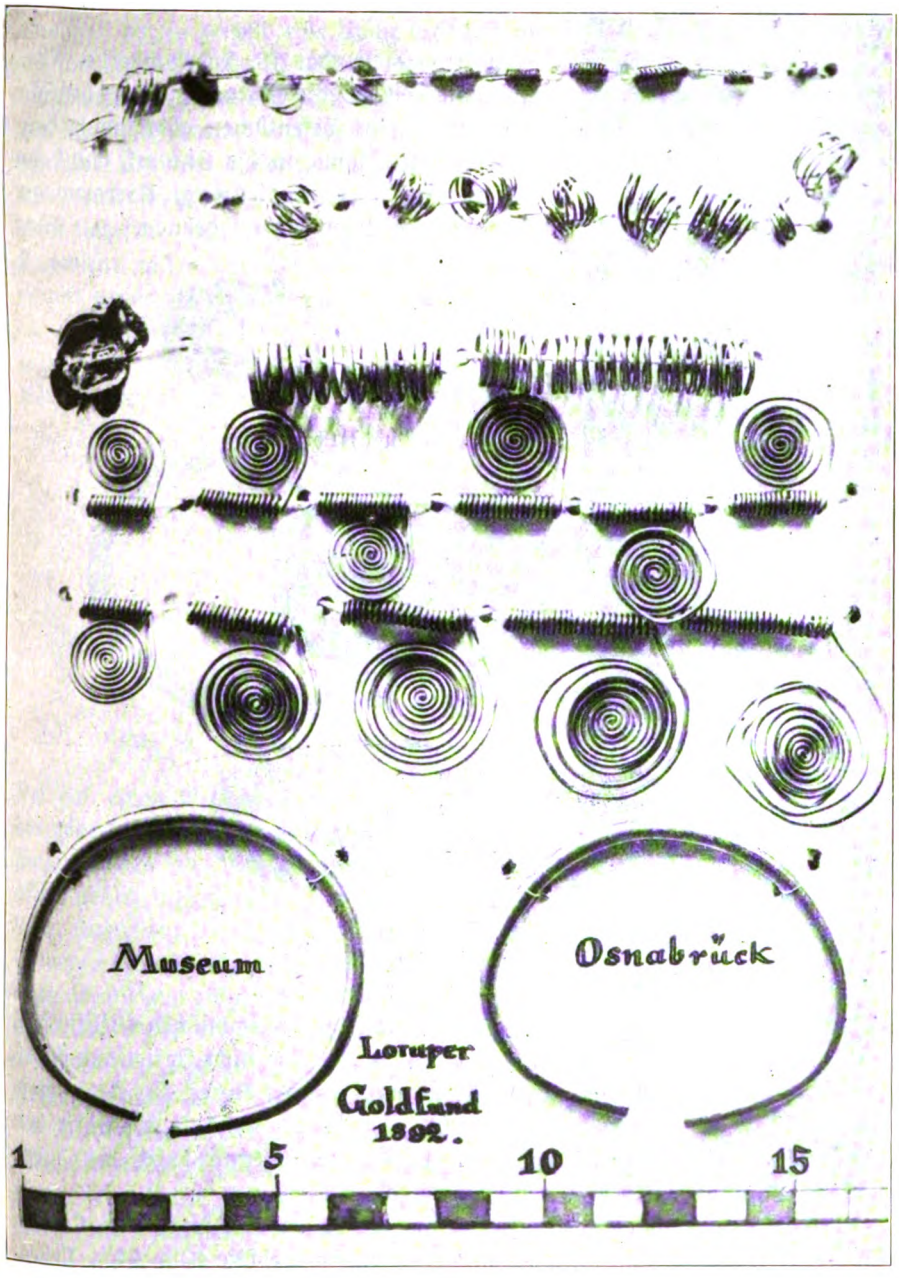


Abb. 12 (nach Mitt. d. hiſtor. Ver. z. Osnabrück XVII, 4).

Digitized by Google

nach Schonen verhandelter Stabdolch beweist, dessen Klinge teilweise mit Gold bekleidet war (Abb. 11).

Das Ende der Periode I der Bronzezeit, das 18. Jahrhundert v. Chr. nach meiner Zeitbestimmung, ist nun die Zeit, wo die Germanen in das damals entvölkerte Nordwestdeutschland einziehen, im wesentlichen aber nur in das Gebiet von Nordhannover nebst Oldenburg, sowie in die Altmark, und desgleichen nach Nordostdeutschland, wo sie über Mecklenburg, Vorpommern und Nordbrandenburg bis an die unterste Oder sich ausdehnen.

Abb. 13. Periode IIa und IIb. 2/3.

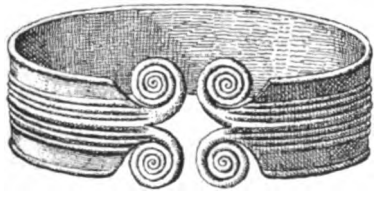


Abb. 14. Periode IIb. 2/3.

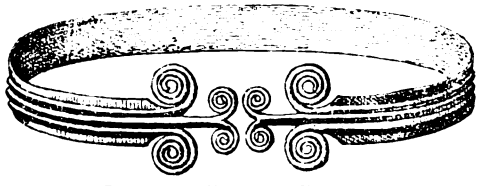


Abb. 15. Periode IIc. 2/3.
(Abb. 13—15 nach S. Müller.)

Von nun an werden wir es nur noch mit rein germanischen Goldfunden und fast ausschließlich mit solchen zu tun haben, die nicht fertig eingeführt worden sind, sondern deren Veredelung einheimischer Arbeit der Germanen verdankt wird. Wir werden sie durch die vier noch übrigen Abschnitte der Bronzezeit verfolgen, die Perioden II—V, d. h. rund durch ein Jahrtausend, von etwa 1800—800 v. Chr.

Einer der ältesten dieser Funde ist der reiche Goldschatz von Lorup im Kreise Hümling, also im westhannoverschen Emsgebiete (Abb. 12). Neben 2 Goldarmringen einfachster Form enthält er eine Menge dünnster und engster, wie auch etwas weiterer Spiralröllchen, darunter 12 solche mit einseitig angehängter Spiralscheibe: alles von einem Halsschmuck.

Digitized by Google

Steht dieser Schmuck in seiner Art mehr vereinzelt da, so zeigen eine Reihe Goldarmbänder der Periode II (1700—1400) einen ausgesprochen germanischen Charakter. Jedem der drei Abschnitte dieser Periode kann ich eine besondere Unterart dieser Armbänder aus dünnem, aber mehr oder minder breitem Goldblech zuweisen: alle sind sie auf der Mitte der Außenseite mit einer oder mehreren Längsrippen geziert (Abb. 13—15).

Zur Periode III (1400—1200) hinüber leitet eine Form von Armringen, deren Körper aus einem gedrehten Stabe besteht.

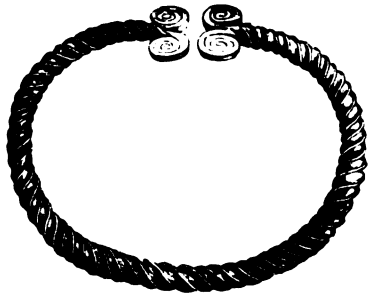


Abb. 16. 2/3 (nach S. Müller).

Bei der einen Gruppe dieser Armringe läuft der gedrehte Stab in einfach glatte, etwas verjüngte Enden aus, die entweder gerade und offen gehalten sind oder sich zu Haken umlegen und einen Verschluß bilden. Eine zweite Gruppe dieser gedrehten Armringe schließt unter donauländischem (illyrischem) Einfluß mit doppelten oder gar dreifachen Endspiralscheibchen ab (Abb. 16). Gleichfalls in diese Zeit gehören Goldarmbänder von dreikantigem Querschnitt, die in derselben Weise beiderseits in kleine Doppelspiralen auslaufen (Abb. 17). All dieser schwerere goldene Armschmuck (Abb. 13—17) wurde nur von vornehmen Kriegern und stets nur in einem Stücke getragen.

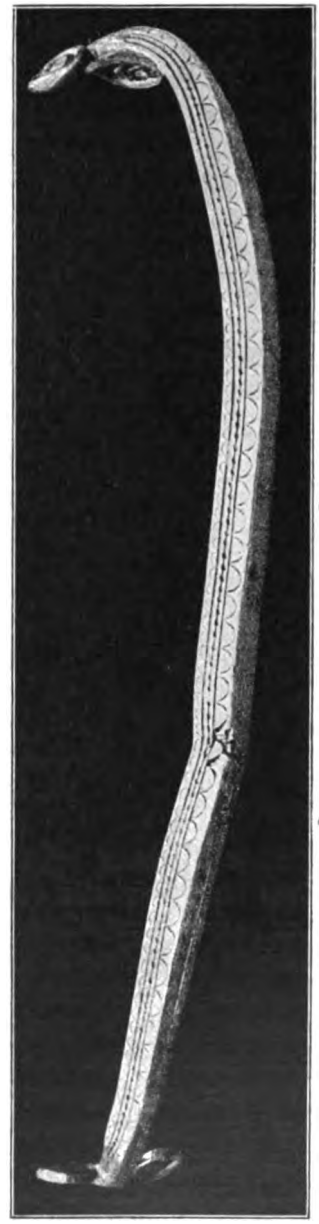


Abb. 17. 1/1. Woltersdorf. Kr. Lüchow, Prov. Hannover.

Diese größeren Goldarbeiten und ebenso die oben erwähnten Arm- und Fingerspiralen aus Doppeldraht (Abb. 4, 5) erscheinen zwar überall auf germanischem Gebiet, ganz besonders häufig aber in Jütland,

Digitized by Google

und je weiter hier nach der Nordspitze zu, desto häufiger. Im Museum zu Kopenhagen liegen an 300 solcher kleinen Goldspiralen in gut erhaltenem Zustande, dazu ebensoviel Bruchstücke, und von diesen etwa 600 Exemplaren stammen etwa 400 aus Jütland und hier wieder meist von der jütischen Westküste; doch erscheinen sie hier nicht früher als in der Periode III der Bronzezeit. Man hat dies auffallende Verbreitungsverhältnis der Goldspiralen mit dem Bernsteinhandel der jütischen Westküste in Verbindung bringen wollen. Diese Vermutung wird stets als bewiesene Tatsache vorgetragen; sie ist aber doch nicht so voll gesichert, wie man früher annahm und immer weiter anzunehmen scheint, obwohl ich schon vor mehr als einem Jahrzehnt auf das Bedenkliche einer solchen Annahme hingewiesen habe[1]). Gegen sie spricht die Tatsache, daß wir eine großartige Ausfuhr jütischen Bernsteins wohl in

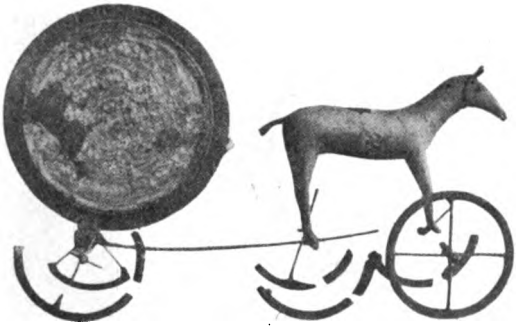


Abb. 18. Sonnenwagen von Trundholm.

Periode II kennen, daß aber gerade in Periode III, der doch in der Hauptsache die Goldspiralen des germanischen Bereichs angehören, diese Ausfuhr nur noch in unerheblichem Maße nachweisbar ist, weiter, daß die Bernsteinausfuhr der Periode II fast ausschließlich nach dem goldlosen Süddeutschland sich bewegte, nicht nach dem Goldlande Siebenbürgen oder überhaupt nach Ungarn hin, wo Bernstein während der gesamten Bronzezeit zu den größten Seltenheiten gehört.

Einheimisch germanische Arbeit ist weiter die Bekleidung der Griffe der Bronzeschwerter mit Goldblech, die sich die ganze Bronzezeit hindurch fortsetzt. Desgleichen der Goldbelag bei jenen bronzenen Heiligtumsäxten, wie sie zu je einem Paare vereint einmal südlich von Stockholm und dann genau übereinstimmend bei Veile in Jütland zutage kamen. Wunderwerke der Bronzekunst, da sie trotz ihrer erstaunlichen Größe aus papierdünnem Metall bestehen, das über einen Tonkern gegossen ist, und zugleich Prachtstücke durch ihre edle Form, sind sie außerdem verziert durch

[1]) Zeitschr. f. Ethnologie 1912, S. 204 f.

Digitized by Google

Bernsteinknöpfe, die aus einer sie umgebenden Goldblechfolie herausleuchten.

Daß Gold seit der Periode II der übliche oder wenigstens stark bevorzugte Stoff für Heiligtümer war, namentlich für Kultgeräte im Dienste des Sonnengottes, zeigt nicht nur der berühmte Sonnenwagen aus dem Trundholmer Moore (Abb. 18) im nordwestlichen Seeland, sondern auch noch manche

Abb. 19. Jägersborg bei Kopenhagen. Goldene Sonnenscheibe. 1/3.

andere der prachtvollen großen germanischen Sonnenscheiben aus Gold (Abb. 19), denen gegenüber die kleinen irischen Sonnenscheiben in ihrer Verzierung arm und eintönig erscheinen. Ein solches irisches Stück besitzen wir aus dem keltischen Westdeutschland; sie befand sich in einem Wormser Grabe (Abb. 20).

Die Weihegabe jener etwa hundert kleinen goldbekleideten Bronzeboote, die ein Tongefäß in einem Sandhügel bei Nors im nördlichen Jütland barg, leitet über zu der zahlreichsten Gruppe germanischer Kultgeräte, den Goldschalen, die vereinzelt bereits in Periode III erscheinen, in ihrer Hauptzahl aber erst der Periode IV (1200—1000 vor Chr.) angehören. Wie die goldenen Sonnenscheiben der charakteristische Ausdruck der Sonnen-

Digitized by Google

verehrung für die ältere Bronzezeit waren, ſo die Goldſchalen für die jüngere Bronzezeit.

Daß die Goldſchalen eine unmittelbare Fortſetzung der Goldſcheiben ſind, zeigt ſich beſonders auch an den Verzierungsmuſtern, die bei beiden Arten von Kultgeräten faſt genau dieſelben ſind; nur daß bei den Goldſchalen die älterbronzezeitliche Spirale fehlt und durch die auch ſchon altbronzezeitliche Weiſe konzentriſcher Kreiſe vertreten wird. Ebenſo ſetzen ſich die Punktbuckel, die Strahlenkränze, die gekerbten Linien, die Zickzackbänder fort, endlich auch das in Rundplaſtik dargeſtellte Bild des Pferdes. Neu dagegen erſcheinen nunmehr die Bilder anderer Tiere, des Sonnenvogels und des Sonnenhirſches, ſowie Darſtellungen der Mondſichel[1]).

Abb. 20. Worms. 1/1. Goldſcheibe; Muſ. Wiesbaden (nach Koſſinna: Mannusbibliothek 12, Taf. XVI).

Der großartigſte Fund ſolcher Goldſchalen, ja der bedeutendſte erhaltene Goldfund der geſamten Bronzezeit überhaupt iſt bekanntlich in dieſem Jahre in Meſſingwerk bei Eberswalde gemacht worden (Taf. I). Der Geſamtfund, der ein Gewicht von 5 Pfund und einen Wert von etwa 9000 Mark beſitzt, enthält nicht weniger als 8 ſolcher Goldſchalen. Andere Formen dieſer germaniſchen goldenen Kultgefäße, eigenartige Becher und hochhenklige Schöpfgefäße, zeigt der ebenfalls prachtvolle Fund von Boeslunde auf Seeland (Taf. II).

In der jüngeren Bronzezeit findet ſich neben der ſchon erwähnten Goldplattierung auf Schwertgriffen, Platten von Brillenfibeln, Nadelköpfen, Doppelknöpfen uſw. häufig Bewicklung der Griffe von Bronzegeräten mit dreikantigem Golddraht: nicht nur an den Bronzegriffen der Goldſchalen, ſondern auch der Schwerter, Dolche, Raſiermeſſer, ferner am Mittelbügel von Sicherheitsnadeln (Fibeln), an Nadelköpfen, Stangenknöpfen u. a.

Nicht ſelten ſind, auch abgeſehen von dem goldenen Ringſchmuck, kleinere

[1]) Im Vortrage wurde nunmehr die ganze große Reihe der prachtvollen germaniſchen Goldgefäße behandelt und ihnen die geringe Zahl der minderwertigen ungermaniſchen Goldgefäße Europas gegenübergeſtellt. Da aber wenige Wochen nach dem Kölner Vortrage der erſte Teil des Buches des Verfaſſers über den „Goldreichtum der Germanen in der Bronzezeit“ erſchien, der die germaniſchen Kultſchalen und alle hier einſchlägigen Fragen aufs ausführlichſte behandelt (Mannusbibliothek Nr. 12), ſo iſt in dieſem Auszuge der entſprechende Teil des Kölner Vortrages unterdrückt worden.

Digitized by Google

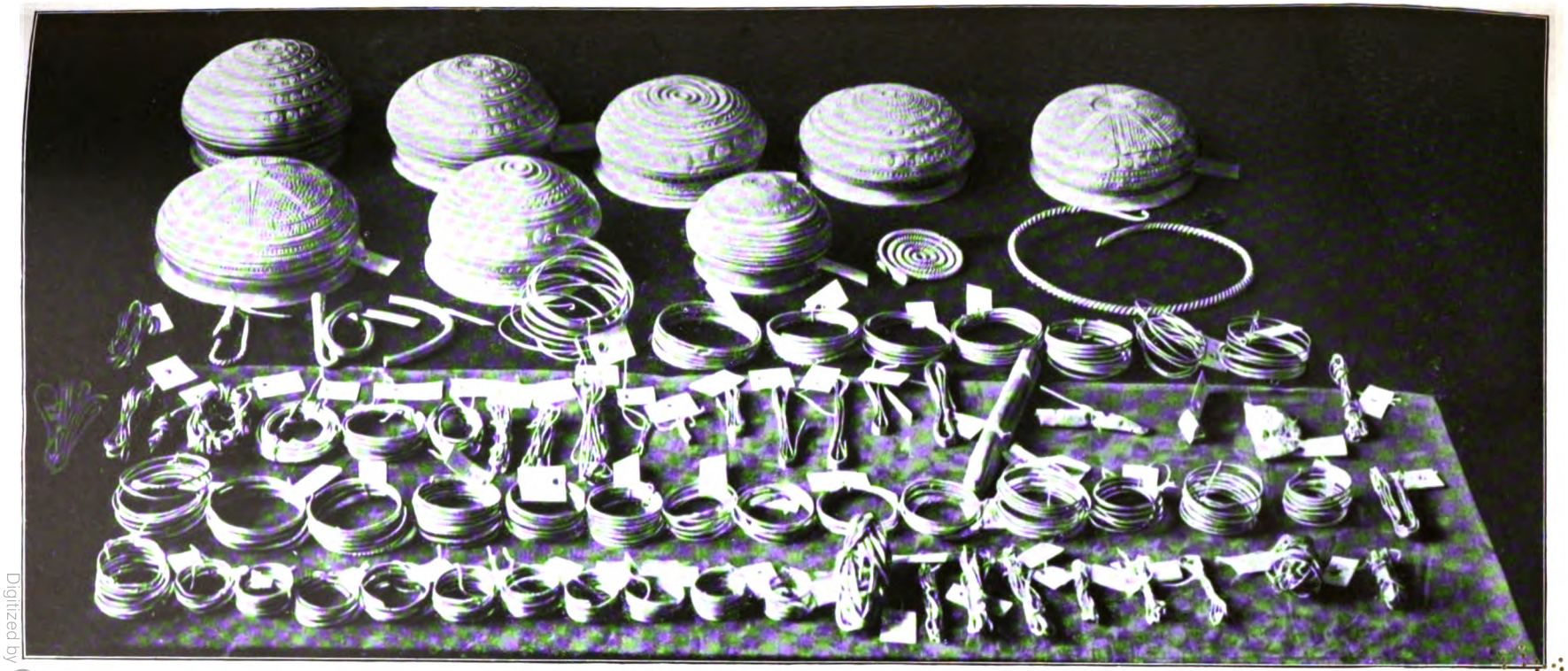
Schmuck- und Toilettengegenstände vollständig aus Gold hergestellt: in der mittleren Bronzezeit ist das nur bei einigen außerordentlich fein gearbeiteten Sicherheitsnadeln der Fall; in der jüngeren Bronzezeit öfters bei Nadeln, Haarzängchen, Knebeln, Doppelknöpfen.

Aus der jüngsten Bronzezeit und teilweise aus noch etwas späterer Zeit stammt eine neue Art von goldenen Armringen, die sogenannten „Eidringe", teils aus dünnem massivem Stabe, teils aus dickem, aber hohlem Blech gearbeitet, in beiden Fällen in große, teils voll massive, teils eingewölbte Petschaftenden auslaufend, die namentlich bei den jüngsten schon eisenzeitlichen Stücken prachtvoll verziert sind. Sie erscheinen fast nur in Depotfunden, sind aber sicher ebenso ausschließlich von dem vornehmen Krieger und nur an einem seiner Handgelenke getragen worden, wie wir es von den schwereren goldenen Armringen der älteren Bronzezeit wissen.

Ich denke im Eingange meines Vortrages nicht zuviel gesagt zu haben, wenn ich der Zuversicht Ausdruck gab, Sie würden staunen über das, was ich Ihnen vom germanischen Goldreichtum zu erzählen und zu zeigen hätte, ebenso staunen, wie vor zwei Jahren die Koblenzer Hörer, als ich ihnen die altgermanische Kulturhöhe im allgemeinen vorführte.

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde (nach Kossinna: Mannusbibliothek 12, Taf. I).

Digitized by Google

Digitized by Google

Goldgefäße von Boeslunde auf Seeland (nach Kossinna: Mannusbibliothek 12, Taf. XIII).

Digitized by Google

Digitized by Google

Mythische Vorstellungen und symbolische Zeichen aus indoeuropäischer Urzeit.

Von Georg Wilke, Leipzig.

Mit 43 Textabbildungen.

Ich möchte mir erlauben, Ihre Aufmerksamkeit auf einige paläolithische Darstellungen und Gegenstände hinzulenken, die meines Erachtens bisher noch keine befriedigende Erklärung gefunden haben, die sich aber sehr einfach verstehen lassen, wenn wir sie mit ähnlichen, im klassischen Altertum allgemein herrschenden und noch heute in vielen indogermanischen Ländern üblichen volksmedizinischen Darstellungen und Gebräuchen in Verbindung bringen.

Schon in dem Vortrage, den ich am 19. Juni ds. Js. in der Berliner Zweiggesellschaft gehalten habe[1]), hatte ich gezeigt, daß die medizinischen Anschauungen unserer vorgeschichtlichen Vorfahren auf das engste verknüpft sind mit den jeweilig herrschenden religiösen und mythischen Vorstellungen. Doch wurden bei dem Aufkommen neuer Anschauungen die älteren keineswegs ohne weiteres über Bord geworfen, sondern sie blieben neben jenen noch weiter bestehen, und zum Teil verquickten sie sich auch mit ihnen.

Die ältesten Vorstellungen, die dem eigentlichen Animismus und seinen verschiedenen Erscheinungsformen noch vorausliegen und die besonders von Preuß[2]) und Vierkandt[3]) schärfer formuliert worden sind, hat man als Präanimismus bezeichnet. Es ist der Glaube, daß von allen Menschen, Tieren, Pflanzen und überhaupt von jedem Gegenstande gewisse Kräfte oder Zauberwirkungen ausgehen können, und namentlich sind es die aus den natürlichen Körperöffnungen von Mensch und Tier austretenden Ausschei-

---

[1]) Aus dem Reiche der vorgesch. Medizin. Im Auszug veröffentlicht in der Med. Klinik Jahrg. 1913 Nr. 38—40.

[2]) Der Ursprung der Religion und Kunst; Globus Bd. 86, 87.

[3]) Die Anfänge der Religion und Zauberei; Globus Bd. 92.

Digitized by Google

dungen, die eine solche Wirkung ausüben, also der Schweiß, der Harn, der Kot, das Menstruationsblut, der Speichel, die Sprache und vor allem der aus der Augöffnung von Mensch und Tier dringende Blick. Da diese geheimnisvollen Kräfte oder, besser gesagt, spezifischen Eigenschaften von den betreffenden Gegenständen ausstrahlen, wie die Emanationen vom Radium, so hat neuerdings Karutz[1]) statt des Wortes Präanimismus die Bezeichnung Emanismus vorgeschlagen. In der Tat lassen sich mit diesem Ausdrucke, den ich übrigens selbst schon in meinem Berliner Vortrage gebraucht hatte[2]), alle in dieses Gebiet fallenden Erscheinungen am einfachsten zusammenfassen und einheitlich erklären.

Abb. 1.
Mit roter oder schwarzer Farbe ummalte Hände aus der Grotte von Gargas. Cartailhac et Breuil, Les peintures et gravures murales des cavernes pyrénées; l'Anthrop. 1910 S. 132 Fig. 3.

Doch wenden wir uns nun diesen Erscheinungen, soweit sie archäologisch überhaupt zu fassen und belegbar sind, selbst zu.

Zunächst sind es die merkwürdigen Handfiguren in den Höhlen von Gargas, Marsoulas, Altamira und Castillo, auf die ich bei früheren Vorträgen und Arbeiten schon wiederholt hinzuweisen Gelegenheit hatte, ohne jedoch über den Sinn der einzelnen Figuren recht klar werden zu können[3]).

Bei diesen Händen sind entweder alle fünf Finger deutlich dargestellt, und zwar gestreckt, oder es erscheinen nur einzelne gestreckt, während die übrigen nur als ganz kurze Stümpfe angedeutet sind (Abb. 1.)

Bei der Technik, in der diese Handfiguren dargestellt sind, kann dies nicht lediglich die Folge einer flüchtigen Ausführung oder bloßer Zufall sein, sondern es müssen andere Einflüsse dabei mitgewirkt haben. Die Figuren wurden nämlich in der Weise erzeugt, daß man die Hand mit gespreizten Fingern auf die Wand auflegte und nun die nicht bedeckten Flächen mit roter oder schwarzer Farbe beschmierte. Die Hand bildete also hierbei eine Art Schablone.

Wie sich jeder leicht durch eigene Versuche überzeugen kann, konnte man bei dieser Darstellungstechnik unter gewöhnlichen Verhältnissen immer nur die Umrisse von normalen Händen bekommen, wie wir dies ja auch in

[1]) Karutz, Der Emanismus (ein Vorschlag zur ethnologischen Terminologie); Zeitschr. f. Ethn. 1913 S. 544 ff.

[2]) Wilke a. a. O.

[3]) Wilke: Südwesteurop. Megalithkult. in ihrer Bez. z. Orient, S. 148 ff. — Wilke: Kulturbez. zwischen Indien, Orient und Europa, S. 228 ff.

Digitized by Google

der Tat bei vielen Darstellungen sehen. Abweichungen davon waren nur möglich: 1. Wenn an der als Schablone aufgelegten Hand einzelne Finger ganz oder teilweise fehlten. 2. Wenn die Negative einzelner Finger nachträglich nach Abhebung der Hand von der Wandfläche mit Farbe überschmiert wurden. 3. Wenn beim Auflegen der Hand nicht sämtliche Finger gestreckt, sondern einzelne von ihnen geschlossen waren.

Die erste Möglichkeit ist zwar nicht ganz und gar auszuschließen, da, wie andere Körperverunstaltungen, so auch absichtliche Verstümmelungen der Finger bei Naturvölkern, insbesondere in Australien und bei den Buschmännern bisweilen vorgenommen werden sollen[1]). Indessen dürfte es sich hierbei doch immer nur um vereinzelte Vorkommnisse handeln, während die Zahl der verstümmelten Hände in den paläolithischen Grotten eine verhältnismäßig recht große und zudem der Grad der Verstümmelung vielfach auch noch ein sehr schwerer ist, so daß dadurch die Tätigkeit der Hand in schwerster Weise beeinträchtigt oder völlig verhindert werden mußte. Diese Deutung halte ich daher für sehr wenig wahrscheinlich, doch glaube ich auch nicht, daß es sich um Verstümmelungen durch Verwundungen oder Unglücksfälle handeln kann, weil auch für diese Annahme die Zahl der dargestellten Handverstümmelungen ganz unverhältnismäßig groß erscheint[2]).

Es bleiben somit nur die beiden anderen Deutungsmöglichkeiten. Dann aber muß den Darstellungen eine ganz besondere Absicht zugrunde liegen. Man wollte eben Handgesten wiedergeben, wie man sie im Leben bei besonderen Gelegenheiten und zu ganz bestimmten Zwecken zu machen pflegte.

Alle diese Gesten, wie wir sie hier dargestellt sehen: die Schließung der Finger zur Faust, die Erhebung der drei ersten Finger, die Streckung des Mittel-, Zeigefingers oder Daumens, und namentlich die Streckung des kleinen und Zeigefingers bei gleichzeitiger Schließung der übrigen Finger dienen aber noch heute vielfach als Abwehrmittel gegen den bösen Blick und verwandte Zauber[3]), deren Entwickelung, wie wir eben gesehen hatten, noch in die Zeit des Präanimismus oder Emanismus zurückreicht.

Die flache Hand, die man dem Zauber oder dem bösen Blick entgegen-

---

[1]) Anthropologie 1910 S. 135.

[2]) Erwähnt sei hier die von Friderici in seiner Arbeit über Skalpieren von manchen Indianderstämmen berichtete Sitte, dem Überwundenen die beim Bogenschießen benutzten Daumen, Zeige- und Mittelfinger abzuschneiden und zu talismanischen Fingerhalsbändern zu verarbeiten. Und in Griechenland bildete das Fingerabschneiden am Grabe eines Verstorbenen ein Sühneopfer an die unterirdische Todesgöttin, das erst durch Epimenides und Solon abgeschafft wurde. Doch dürften unsere Figuren wohl kaum mit derartigen Bräuchen in Zusammenhang stehen.

[3]) Seligmann, Der böse Blick und Verwandtes. Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens aller Zeiten und Völker.

Digitized by Google

hält, wirkt wie ein Schild, von dem die Zauberkräfte, die Emanationen, wirkungslos zurückprallen. Darstellungen davon treffen wir auf der ganzen Erde und zu allen Zeiten (Abb. 2), und auch heute noch bilden sie eine der häufigsten Amulettformen. Der Sinn fast aller dieser Nachbildungen der Hand, seien sie plastischer Art wie die heutigen handförmigen Amulette und manche paläolithische Skulpturen, oder seien sie bloße Zeichnungen wie die paläolithischen Handfiguren, ist eben der, daß ihnen dieselbe Wirkung innewohnt, wie der vorgestreckten Hand selbst.

Abb. 2.
Gefäß mit Handabdruck; Hanstedt, A. Oldenstadt, Hannover. v. Estorff Heidnische Altert. Taf. XVI, 2.

Ohne weiteres verständlich ist auch die geballte Faust, die eine deutliche Sprache redet. Sie ist gegenwärtig besonders in der Bretagne, in Schottland, Irland und Spanien gebräuchlich, wo sie auch der Gebildete, und sei es nur verstohlen in der Hosentasche, bei allen möglichen Gelegenheiten anwendet. Und auf den Niasinseln ragt an manchen Häusern ein hölzerner Arm mit geballter Faust drohend empor[1]).

Aus dem Altertum besitzen wir eine Reihe von Amulettketten mit solchen Fäusten (Abb. 3), und namentlich tritt die Faust gern in Verbindung

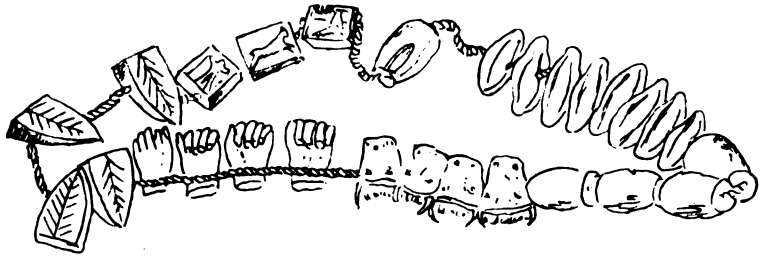


Abb. 3.
Amulettkette, n. Gerhard, Etrusk. Spiegel Bd. I Taf. XII 2 und Seligmann, Bd. I S. 333 Fig. 59.

mit dem Phallus, gleichfalls einem ausgesprochenen Apotropaion, auf. Unter den paläolithischen Darstellungen können wir als geballte Fäuste die Figuren auffassen, bei denen nur fünf Stummel vorhanden sind, eine Form, die sich bei der oben beschriebenen Technik sehr leicht und in genau derselben Gestalt,

[1]) Seligmann, a. a. O. II 178.

Digitized by Google

wie wir sie in den paläolithischen Gesten vor uns haben, erhalten läßt (Abb. 4).

Die drei ersten Finger der rechten Hand auszustrecken ist heute der Gestus der Eidesleistung und des priesterlichen Segens in der katholischen

Abb. 4.
Nach Art der Höhlentechnik angefertigte Zeichnung einer geschlossenen Faust.

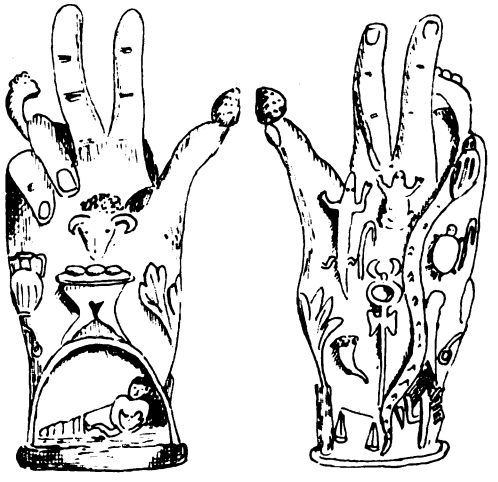


Abb. 5.
Mano pantea aus dem Britischen Museum.

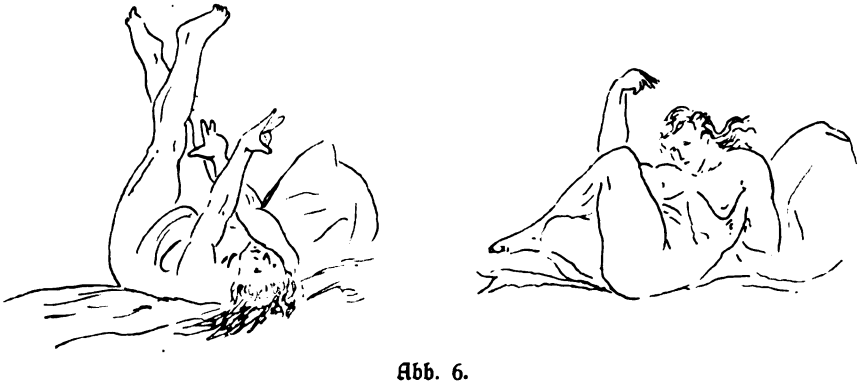


Abb. 6.
Fingerstellung bei einem hysterischen Anfalle; A. Lehmann, Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart S. 637 Fig. 65 u. 66.

Kirche. Doch besitzen wir Darstellungen davon gleichfalls schon aus dem Altertum, wo wir ihnen besonders bei den mit allerhand apotropäischen Tierfiguren und sonstigen magischen Zeichen bedeckten „pantheischen Händen" begegnen (Abb. 5). Der Ursprung dieses Gestus ist schwer zu erraten, doch möchte ich daran erinnern, daß ganz analoge Fingerstellungen auch bei Hysterie

Digitized by Google

nicht selten vorkommen (Abb. 6), die ja auch bei Naturvölkern eine recht häufige Krankheit bildet. Bei dem gewaltigen Eindruck, den ein hysterischer Anfall auf den primitiven Menschen machen mußte, mag vielleicht diese Fingerhaltung ganz besonders imponiert haben und so zu einem wirksamen Zaubergestus geworden sein.

Ebensowenig klar ist, wie der ausgestreckte Zeigefinger zu seiner apotropäischen Bedeutung gekommen ist. Amulette dieser Art sind aus dem Altertum wiederholt bekannt geworden, und namentlich findet sich dieser Gestus sehr häufig bei buddhistischen Statuetten (Abb. 7). Gegenwärtig ist er hauptsächlich in Italien üblich, während man bei uns statt dessen den Daumen benutzt, der allerdings häufiger eingeschlagen als gestreckt wird.

Abb. 7.
Buddhistische Figur mit gestreckten Zeigefingern.
Wilke, Indien S. 219 Abb. 204.

Der ausgestreckte Mittelfinger hatte bei den Römern und Griechen eine päderastische Bedeutung und führte deshalb auch den Namen *καταπυγόνα*. Auf dieser Bedeutung beruht auch seine Zauberwirkung, da alles Obscöne, wie schon Plutarch berichtet, teils durch das Komische, das ihm anhaftet, teils durch das beschämende und verächtliche, das mit ihm verbunden ist, den Blick von dem bedrohten Gegenstande weg auf sich selbst zieht. So kommt es, daß aus dem „schamlosen Finger" schließlich ein *δάκτυλος ἰατρικός*, ein „Heil- oder Goldfinger" wird, der auch bei der Auftragung von allen möglichen Zaubermitteln verwendet wird. So läßt Petronius, eine alte Kurpfuscherin bei Erkrankungen infolge des bösen Blickes ihr aus Schmutz und Speichel zusammengesetztes Medikament mit dem Mittelfinger auftragen[1]), und ähnlich verfährt beim Perseus die Amme, um das Kind in der Wiege vor dem bösen Blick und sonstigen Zaubereien zu schützen[2]). Unter den paläolithischen Höhlendarstellungen sind Hände mit ausgestrecktem Mittelfinger mehrfach vertreten, und wir dürfen ihnen wohl eine ähnliche Bedeutung zuschreiben.

Endlich finden wir unter unseren altsteinzeitlichen Handfiguren noch

[1]) Seligmann I 335.
[2]) Ebenda II 182.

Digitized by Google

solche mit ausgestrecktem Zeige- und kleinem Finger, ein Gestus, der in Italien unter dem Namen mano cornuta ganz allgemein bekannt ist und dort zu den allerhäufigsten Zauberhandlungen gegen das malocchio oder die Jettatura zählt. Mit diesem Gestus, der gleichfalls vielfach bei antiken und namentlich buddhistischen Amuletthänden und Statuetten wiederkehrt (Abb. 8) und dessen apotropäische Bedeutung wohl — wie ja auch schon der Name far le corna besagt — auf der hornartigen Gestalt beruht, hat man auch noch die in der Gegenwart wie im griechischen und römischen Altertum so viel verwendeten hufeisenförmigen und verwandte Zeichen in Verbindung gebracht, die gleichfalls bereits in paläolithischer Zeit, namentlich auf den bemalten Kieseln von Mas d'Azil und auf Rentierstäben erscheinen. Den Ursprung dieser Vorstellungen hätten wir dann in der hornförmigen Gestalt der Mondsichel zu suchen. Doch kann es sich dabei noch nicht um Beziehungen zu einem eigentlichen Mondkultus handeln, da dieser sich jedenfalls erst in späterer Zeit entwickelt, sondern um einen bloßen, auf rein emanistischen Anschauungen fußenden Analogiezauber: d. h. die dem Monde spezifische Eigenschaft, sich zu vergrößern oder zu verkleinern, kommt auch den ihm ähnelnden Gebilden zu und emaniert von diesen auf andere Objekte. Ähnliche Anschauungen lassen sich in der Tat in unserer heutigen Volksmedizin noch vielfach nachweisen. So bestreicht man bei zunehmendem Monde Warzen mit einen Strohhalm und spricht dazu die Worte: Was ich sehe nehme zu, was ich streiche nehme ab, und auch sonst werden Zauberhandlungen vielfach unter Hersagung ähnlicher Formeln im ersten oder letzten Mondviertel vorgenommen. Anderseits erinnert die mano cornuta aber auch noch sehr an einen Zweizack, auf dessen Bedeutung wir später noch näher eingehen werden.

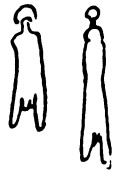


Abb. 8a. Mano cornuta als Bronzeanhängsel. Elworthy, the evil eye.

Abb. 8b. Götterfigur mit Verdopplung der Arme und mano cornuta. Wilke, Indien S. 11 Abb. 10.

Im Anschluß hieran möchte ich noch kurz auf einige bisher gleichfalls noch nicht erklärte Handdarstellungen hinweisen, die meines Erachtens nur als eine Syndaktylie, eine angeborene Verwachsung mehrerer oder

Digitized by Google

sämtlicher Finger gedeutet werden können (Abb. 9). Wenn von jedem Gegenstande und von jedem tierischen und menschlichen Wesen geheimnisvolle Zauber- oder Schutzwirkungen ausgehen können, so muß dies in besonders hohem Grade bei solchen Tieren oder Personen der Fall sein, die irgend welche Abweichungen von der normalen, natürlichen Gestalt aufweisen[1]). Das unbestimmte unbehagliche Gefühl, daß solche Leute irgendwie schaden könnten, beherrscht noch heute, namentlich in slawischen Ländern, weite Kreise der Bevölkerung und gibt nicht selten zu schweren Mißhandlungen, ja selbst zu Morden Veranlassung, so daß man ins russische Strafgesetzbuch zum Schutze dieser unglücklichen Menschen sogar einen bestimmten Paragraphen aufgenommen hat. Zu diesen angeborenen körperlichen Fehlern, mit denen man gewisse Zauberkräfte in Verbindung bringt, gehören nun ganz besonders auch die verhältnismäßig häufigen Anomalien der Finger, und zwar ebensowohl ihre Vermehrung[2]), wie ihre angeborene, auf Syndaktylie beruhende Verminderung (Abb. 10), wie wir sie in den erwähnten Darstellungen vor uns haben[3]).

Abb. 9.
Hände mit angeborener Verwachsung der Finger (Syndaktylie) in der Grotte von Gargas. l'Anthr. 1910 S. 133 Fig. 3.

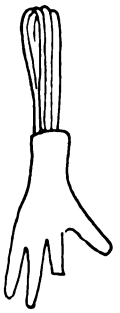


Abb. 10.
Bronzehand von Ober-Koban. E. Chantre: Rech. anthrop. dans le Caucase. T. II, pl. XXVII, 10. Wilke, Indien S. 187 Abb. 182.

Da ein guter Teil der vom Menschen und Tiere ausgehenden Zauberwirkungen durch den aus der Augöffnung dringenden Blick vermittelt wird, so ist es begreiflich, daß auch Darstellungen des Auges ein wichtiges Schutzmittel bildeten (Abb. 12, 17a, 19, 21). Denn sie wirkten ihrerseits wieder faszinierend auf den Träger des bösen Blickes und konnten ihn daher unschädlich machen oder zum Verschwinden bringen, bevor er selbst seine schädigenden Wirkungen auszuüben vermochte. Solche Augendarstellungen, die auch noch heute sehr beliebte Amulette sind, sind uns aus allen geschichtlichen und vorgeschichtlichen Perioden in schier endloser Zahl und in den mannigfachsten Verbindungen erhalten geblieben, und zwar

[1]) Vgl. hierzu Wilke, Einfl. d. Sexuallebens a. d. Myth. u. Kunst der indoeurop. Völker; Wiener Anthr. Z. 1912 S. 1 ff. und Wilke: Kulturbez. zw. Indien, Orient u. Europa S. 166 ff.

[2]) a. a. O. S. 187 Abb. 182.

[3]) Sogar auf pflanzliche Mißbildungen erstreckt sich dieser Glaube. So sind die Alpruten, mit denen man in der Leipziger Gegend den Alp oder die Mure, Nachtmure, Morendrucker, Nachtmarie, (volksethymologische Umbildung aus Nachtmar) vertreibt junge Triebe von Eller (Erle) oder Esche, die infolge einer unnormalen Doppelbildung der Zweigknospe breitgewachsen sind. (Bernhard, Sagen aus der Leipziger Gegend, Jbch. d. Städt. Mus. f. Völkerk. zu Leipzig Bd. 3 S. 46).

Digitized by Google

erscheinen sie bald in ganz realistischer Gestalt, bald mehr oder weniger stilisiert als Spitzovale oder Rauten mit einem Punkte in der Mitte, der zweifellos die Pupillen darstellen soll. Auch diese Darstellungen reichen bis ins westeuropäische Paläolithikum zurück, wo sie sich unter anderem bei einer von mir an anderer Stelle ausführlich behandelten, gewissen spätmykenischen oder Dipylondarstellungen schlagend ähnelnden Zeichnung in der Grotte von Lorthet finden (Abb. 11). Allerdings wird das mit einem Punkt in der Mitte versehene Spitzoval auf dem tirynthischen Vasenfragment meist als Vulva aufgefaßt, da diese auch sonst häufig in dieser Form dargestellt und noch heute im Volke so gezeichnet wird. Doch spricht die Verdoppelung dieses

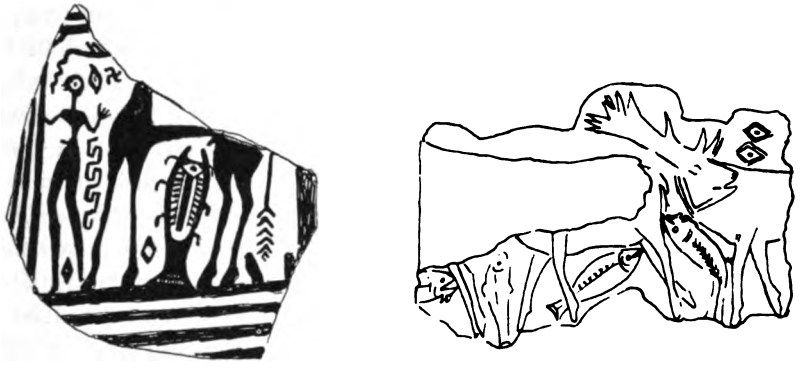


Abb. 11.
Darstellung von Säugetieren und Fischen in Verbindung mit Augenmotiven: a) Vasenscherben von Tiryns. b) Rentierstab von Lorthet.
Wilke, Indien Abb. 153.

Zeichens auf dem Rengeweihstück von Lorthet vielmehr für die Deutung als Auge, und so dürften wohl auch die tirynthischen Figuren in diesem Sinne aufzufassen sein.

Als weiterer apotropäischen Mittel hatten wir schon vorhin gewisser drastischer, noch heute üblicher Gesten gedacht[1]), die nach der Auffassnng der Alten teils durch das Komische, das ihnen anhaftet, teils durch das Verächtliche und Abstoßende wirken und damit den Blick auf sich lenken sollen, ursprünglich aber, d. h. vor der Entwickelung des bei dieser Auffassung schon vorausgesetzten Dämonenglauben, gleichfalls in rein emanistischen Vorstellungen wurzeln.

[1]) Außer den genannten Gesten begegnet man namentlich in Italien noch sehr häufig der sogenannten Feige, die darin besteht, daß man den Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger der geschlossenen Hand durchsteckt und damit den Geschlechtsakt nachahmt. Der Name erklärt sich daraus, daß sowohl das griechische σῦκον, wie das italienische fica nicht nur die Feige, sondern auch, wie ein verwandtes deutsches Wort, den cunnus bedeutet. Belege für diesen Gestus aus vorgeschichtlicher Zeit fehlen.

Digitized by Google

In dieses Kapitel gehört auch der Phallus, der im Altertum eines der wichtigsten Mittel gegen die Faszination bildete und bei den Römern deshalb geradezu fascinium genannt wurde. Es würde hier zu weit führen, auf die zahllosen, in den mannigfachsten Variationen und Kombinationen auftretenden phallischen Darstellungen einzugehen, die uns aus dem Altertum erhalten geblieben sind, zumal es oft schwer zu entscheiden ist, inwieweit diese wirklich eine apotropäische Bedeutung oder einen Votivcharakter hatten oder endlich lediglich, wie die zahlreichen Darstellungen auf den Wänden der griechischen und römischen Bedürfnisanstalten, Freudenhäuser, an den Badekarren usw. auf Frivolität beruhen. Jedenfalls kann bei solchen Darstellungen, wo der Phallus in Verbindung mit anderen apotropäischen Zeichen, wie der geballten Faust, dem Auge, mit hörnerförmigen Gebilden, mit bestimmten Tieren usw. erscheint (Abb. 12), ein Zweifel über die Deutung nicht aufkommen und ebenso mögen manche ithyphallische Figuren (ἰθύφαλλος = erigierter Phallus), die uns in den verschiedensten Kulturperioden nicht selten begegnen, soweit sie nicht auf den Phalluskult im allgemeinen zu beziehen sind[1]), spezifisch apotropäischen Zwecken gedient haben. Als Amulette sind wohl auch die Mehrzahl der in neolithischen Siedlungen, bisweilen auch in Gräbern vorkommenden phallusähnlichen Naturgebilde aus Feuerstein und anderen Ge-

Abb. 12.
Goldenes Amulett aus Sizilien. Caylus, Recueil d'Antiquités égypt., etrusques, grecques et romaines; Paris 1752—67, Bd. VI, Taf. XXXVIII.

[1]) Doch glaube ich, daß man in dieser Hinsicht vielfach zu weit geht, und auf den Phalluskult Dinge bezieht, die kaum etwas damit zu tun haben. Nicht nur die großen und kleinen Einzelmenhirs und Alignements, die orientalischen Bätylien, die Steinsäulen auf Hügelgräbern (Wilke, Man.-Bibl. 10 S. 82 Abb. 103), die kleinen Steinpyramiden in den Gräbern von Los Millares in Spanien und Helendorf im Kaukasus (a. a. O. Abb. 104) und ähnliche Erscheinungen hat man als Phallen gedeutet, sondern nach der Auffassung der Orientalisten sollen selbst die vielgenannten altbabylonischen Grenzsteine (Kudurrus) und andere Dokumente, wie der Codex Hammurabi Phallen bedeuten, denen in der mythischen Symbolik der Weltberg entsprechen soll (vgl. Jeremias, Handbuch der altorientalischen Geisteskultur S. 23 f.).

Digitized by Google

steinsarten aufzufassen. In paläolithischer Zeit endlich finden sich echte ithyphallische Figuren unter den Menschendarstellungen der südfranzösischen und spanischen Höhlen nicht selten, und es ist daher wahrscheinlich, daß wir es auch hier mit gewissen Zauberwirkungen zu tun haben.

Wie der Phallus, so wurde auch die Vulva gern als Amulett dargestellt (Abb. 13), wenn auch derartige Darstellungen viel seltener erhalten sind, als jene. Bei den Römern führte sie auch den Namen scutum, und dementsprechend erscheint sie auch mehrfach in Form dünner Bronzeschilder, die mit Häkchen zur Befestigung an der Gewandung versehen sind (Abb. 14). Doch sind Abbildungen der Vulva zu apotropäischen Zwecken auch heute noch in manchen Gegenden üblich. So schützt man sich in Schottland damit gegen den bösen Blick, und in einer Anzahl alter Torkirchen findet sich am Torbogen eine Frau dargestellt, die ihre Vulva offen zeigt[1]). In Nordafrika pflegte man als Mittel gegen den bösen Blick über der Eingangstüre der Wohnung oder auch im Inneren an einem Brette die Geschlechtsteile einer Stute, einer Kuh oder einer Kamelstute anzunageln, und im alten Rom verscheuchten die Weiber Sturmwind und Hagel, indem sie ihnen die entblößte Scham entgegenhielten.

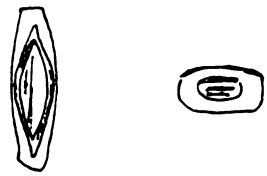


Abb. 13.
Amulette in Form der Vulva. Grivaud de la Vincelle, Recueil des mon. ant. découv. dans l'anc. Gaule. Paris 1817 Taf. III 5; X 10.

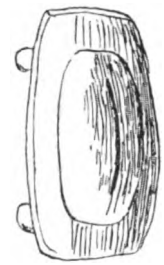


Abb. 14.
Weibliche Scham. Fiedler: Ant. erot. Bildwerke in Houbens röm. Antiq. Xanten 1839, Taf. V, 1.

Unter den verschiedenen Darstellungsformen erscheint im Altertum wie in der Gegenwart am häufigsten die in Gestalt einer Raute mit einem Punkt in der Mitte. Doch läßt sich, wie bereits oben gezeigt, nicht immer sicher entscheiden, ob wir es dabei nicht mit Darstellungen des Auges zu tun haben. Am ehesten scheint mir die Deutung noch bei manchen bemalten Geschieben von Mas d'Azil zuzutreffen.

Weit häufiger als wirkliche Abbildungen der Vulva begegnen uns vikariierende Symbole, unter denen gewisse Conchylien in erster Reihe stehen. Plautus nennt die Vulva dementsprechend geradezu concha und Sophron κογχη, wie ja auch in den modernen Sprachen ähnliche Bezeichnungen wiederkehren. Am häufigsten wird sie durch Ammoniten und Landschnecken oder durch Cypräen vertreten. In der ersten Form findet sie sich nicht selten in Verbindung mit anderen apotropäischen Tierfiguren und Zeichen

[1]) Seligmann II 204.

Digitized by Google

auf antiken Amulettafeln und Tonlampen dargestellt (Abb. 15), doch begegnet man Ammoniten, die mit Aufhängeloch versehen, also zum Tragen bestimmt waren, auch in den neolithischen Pfahlbauten der Schweiz (Abb. 16) und anderwärts. Die Cypräen, die bis vor kurzer Zeit auch bei uns in Deutschland als Schutzmittel noch sehr beliebt waren und besonders am Pferdegeschirr verwendet wurden, kommen, meist gleichfalls mit Aufhängeloch versehen, in allen geschichtlichen wie vorgeschichtlichen Perioden außerordentlich häufig vor und bilden auch schon in paläolithischer Zeit einen sehr häufigen Schmuck (Abb. 17). Ihre Bedeutung beruht offenbar in ihrer großen Ähnlichkeit mit einer Vulva, und die apotropäische Kraft die man dieser selbst beimaß, mußte naturgemäß auch ihrem Gegenstück zukommen.

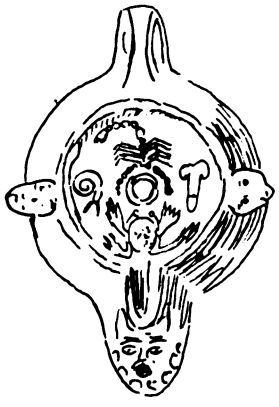
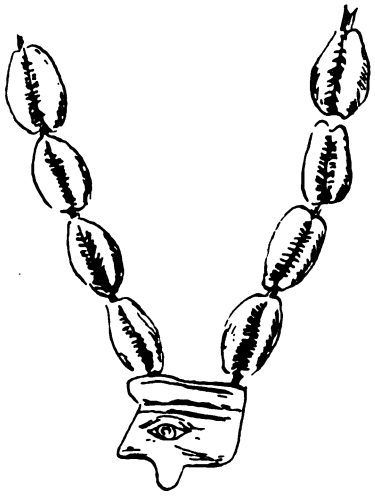


Abb. 15.
Tonlampe mit Phallus und Schnecke.

Abb. 16.
a) Durchbohrtes Ammonshorn a. e. Schweizer Pfahlbau; 2/3 n. Gr. Munro, Pl. 35, Fig. 23.
b) Durchbohrtes fossiles Ammonshorn; 1/2 n. Gr. Pfahlbau Saint-Blaise. Munro, S. 47, Fig. 4, 27.



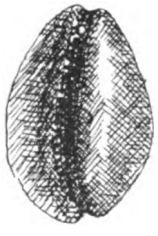


Abb. 17.
Amulettbalsband nach Caylus, Recueil d'Antiq. égypt., etrusques, grecques et rom. Paris 1752—67 V 15, 6.
Cypraea subannulus, durchbohrt. Grotte v. Mas d'Azil. H. Fischer: Coquilles d. l. gr. d. M. d'A. l'Anthr. 1896 S. 639 Fig. 17.

Ein drittes in dieses Kapitel fallende Abwehrmittel bildet das Entgegenhalten der entblößten Gesäßpartie, ein Gestus, der auch sonst eine große Zauberwirkung entfaltet. So bedienen sich die bretonischen

Digitized by Google

und neapolitanischen Fischer seiner zur Beschwichtigung des Sturmes auf offenem Meere. Die Huzulen verwenden ihn gegen Hagelwolken. In der Oberpfalz und in Lappland kann man mit ihm Sturm hervorrufen. In Finnland zwingt man damit dem fliegenden Drachen Geldstücke ab. In Rußland zaubert man so am Johannistage den Waldgeist herbei. Und in der nordischen Saga wird auf diese Weise das Schwert des Feindes stumpf gemacht[1]). Die Wirkung dieses Gestus erklärt sich wohl am einfachsten dadurch, daß, wie aus den übrigen Körperöffnungen, so auch aus dem Anus die Emanationen der Zauberkräfte besonders wirksam sind, wie ja auch der menschliche und tierische Kot noch heute nicht nur in Indien und den slawischen und romanischen Ländern, sondern auch in vielen abgelegeneren Gegenden Deutschlands in der Volksmedizin noch eine sehr wichtige Rolle spielt[2]). Die beschimpfende Bedeutung dieses Gestus, die auch in gewissen derben volkstümlichen Redensarten zum Ausdruck kommt, dürfte erst sekundär sein[3]).

Amulette mit diesem Gestus, die man übrigens in Neapel auch heute noch alle Tage sehen und in jedem einschlägigen Geschäft kaufen kann, sind uns aus dem Altertum mehrfach erhalten (Abb. 18). Besonders bemerkenswert aber in dieser Hinsicht ist eine Reliefdarstellung der Sammlung des Herzogs von Bedford, die uns die auch sonst auf Amulettafeln so oft dargestellte Bekämpfung des bösen Auges durch verschiedene Tiere und den Dreizack (s. u. S. 33), und darüber eine Person mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde vorführt (Abb. 19).

Aus neolithischer Zeit möchte ich in diesem Sinne mehrere Tonfiguren

---

[1]) Seligmann I, 174.

[2]) Hierzu gehört auch der bekannte grumus merdae der Verbrecher, der wohl nicht, wie S. S. Krauß, Anthropophyteia IV, 346 meint, als Kotopfer an die Dämonen aufzufassen ist, sondern lediglich eine apotropäische Bedeutung hat und vermöge der von ihm emanierten Kräfte die Aufdeckung der Spuren verhindern soll. Doch finden sich auch wirkliche Kotopfer, hauptsächlich von Hunden, Ziegen oder Kühen, vielfach bezeugt, und namentlich spielte dieses in Indien eine sehr wichtige Rolle, s. Wilke: Südwesteurop. Meg. Kult. u. ihre Bez. z. Or. S. 112 ff.

[3]) In meinem Heimatsorte pflegte eine unter dem Namen „die alte Saussimon" stadtbekannte schwachsinnige Frauensperson diese Gebärde auf offener Straße zu machen, wenn sie von weitem den von ihr gefürchteten Gerichtsamtmann kommen sah. Jedenfalls handelte es sich auch hier nur um eine rein apotropäische Handlung. Auch in der Leipziger Gegend sind Spuren dieser Vorstellungen noch erhalten. Hier lädt man eine Person, die beschreit zur „Kärmse" (Kirmeß) ein; d. h. man wiederholt möglichst rasch dreimal hintereinander die bekannten, auch in allen übrigen europäischen Sprachen viel angewendeten Worte Götz v. Berlichingens (Bese me el culo usw.), beim zweiten Male mit Inversion, wobei das Gelobte als Objekt genannt wird. Ein aus der genannten Formel gebildetes Substantiv braucht man kurzweg für Leute, die im Verdachte des Beschreiens stehen. „So sagte mir u. a. die alte ..... male aus O....., daß sie unter der Türschwelle einen Besen hätte vermauern lassen, damit kein ‚Leck...' Schaden stiften könne" (Bernhard, u. a. O. S. 43).

Digitized by Google

aus dem osteuropäischen Formenkreise auffassen, von denen ich in Abb. 20 ein Beispiel vorführe. Der weit vorgebeugte Oberkörper läßt in der Tat die durch die ausgeprägte Steatopygie an sich schon übermäßig betonte Gesäßpartie noch besonders stark hervortreten. Aus dem dem osteuropäischen Formenkreise in keramischer Beziehung und namentlich in der stilistischen Behandlung der Menschen- und Tierfiguren so nahestehenden nordpersischen Megalithgebiet[1]) gehört hierzu eine sehr eigentümliche Darstellung auf einem bemalten Gefäße aus einem Steingrabe von Tepe Aly Abad (Abb. 21). Neben

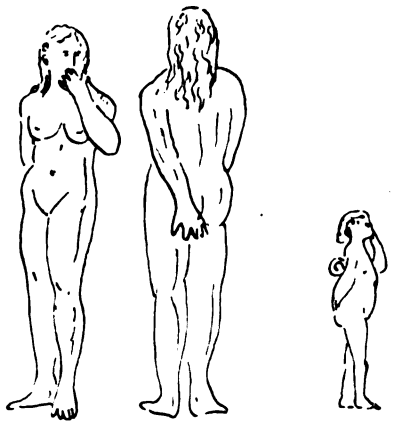


Abb. 18.
Bronzefigürchen. Gerhard, Etrusk. Spiegel, Bd. I. Taf. XII, XIII[2]).

Abb. 19.
Relief aus d. Sammlung des Herzogs von Bedford; Marmor; 1' 6" hoch und 1' 5" breit.

einer Ziege und mehreren ährenförmigen Motiven und Augendarstellungen, die ihr getreues Gegenstück in Petreny und anderen südrussischen Stationen haben[3])

[1]) Wilke, Kulturbez. zw. Indien, Or. u. Eur. S. 45 ff.

[2]) Die Haltung dieser Figuren erinnert lebhaft an die von mir Kulturbez. zw. Indien usf. S. 55 wiedergegebenen und besprochenen Figuren, bei denen eine Hand nach dem Kopfe, die andere nach den Genitalien greift. Auch diese Figuren, die sich von der Hallstattzeit rückwärts bis in die Periode der ägyptischen Negadah-Gräber (Kgl. Mus. Berlin) zurückverfolgen lassen, und die auch in den indischen Cairns und Barrows eine sehr häufige Erscheinung bilden, dürften daher eine apotropäische Bedeutung haben. Durch die Handstellung der hier wiedergegebenen Figuren sollen, wie Seligmann II 272 meint, „die beiden Öffnungen markiert werden, aus denen ein Ton hervorgehen und die Stille unterbrechen kann". Der auf den Mund aufgelegte Finger findet sich übrigens auch noch öfter bei ägyptischen, kyprischen, kretischen, etruskischen und sonstigen Darstellungen.

[3]) Ebenda S. 49 Abb. 71 a u. b, u. 72 a u. b.

Digitized by Google

bemerken wir hier einen horizontal ausgestreckten Mann ohne Kopf, der wohl einen Getöteten darstellen soll, und darüber eine anscheinend gleichfalls kopflose Figur, die in ihrer Haltung einigermaßen an die Person auf der vorhin erwähnten Platte der Sammlung Bedford erinnert. Der von der

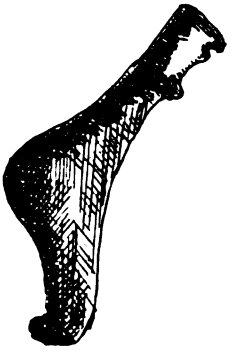


Abb. 20.
Tonfigur von Kodja-Dermen bei Schumen, Bulgarien. Pr. Z. IV, 107 Abb. 13 b.

Abb. 21.
Gefäß von Tepe Aly Abad. Wilke, Indien S. 192 Abb. 185 f.

unteren Körperhälfte ausgehende, bis auf die Genitalgegend des darunterliegenden Menschen herabreichende Fortsatz ist wohl als Phallus aufzufassen, doch wäre es nicht unmöglich, daß er auch noch eine andere Bedeutung hat[1]).

Endlich erscheinen ganz ähnliche Figuren, und zwar bald rein realistisch, bald mehr oder weniger stilisiert auch noch unter den spanischen Höhlenmalereien (Abb. 22). Ja, in der Haltung der Hände, die auf die Knie aufgestützt werden, ähneln die spanischen Figuren der Bedfordschen sogar noch mehr, als die persische. Allerdings könnte es sich bei ihnen wie auch bei der Darstellung von Tepe Aly Abad bloß um eine sitzende Figur handeln, doch spricht

Abb. 22.
Menschenfigur v. der Peña escrita bei Fuencaliente (Ciudad Real.) l'Anthrop. 1912 S. 22.

[1]) Jeremias (Handbuch der altorientalischen Geisteskultur S. 23) will allerdings in dieser Szene die Darstellung eines Zeugungsaktes erblicken, bei dem der Mann mit erregiertem Phallus unten liegt, die Frau über ihm hockt. „Nach der Lehre von On ist der unten liegende Keb mit der über ihn gebeugten Himmelsgöttin im Urwasser zur Zeugung vereint. Schu, der als pneumatisches Prinzip dem Mummu (*νοητὸς κόσμος*) der babylonischen Kosmogonie und dem Eros in der Kosmogonie Hesiods entspricht, trennt sie voneinander, indem er die Himmelsgöttin am Leibe emporhebt." Gleichfalls in kosmischem Sinne faßt Fr. Hommel die Szene auf, der in den daneben stehenden Kreisen mit Strahlenkranz die aufgehende Sonne erblickt und die Darstellung daher als „Geburt der Sonne" deutet. Eine ganz ähnliche Darstellung findet sich auf einem von Toscanne veröffentlichten Siegelabdrucke (Rev. d'Assyriol. VII, 61).

Digitized by Google

dagegen die starke Spreizung der Beine und noch mehr der Umstand, daß die Gesäßpartie einigermaßen oberhalb des Niveaus der Füße liegt. Bei der sehr guten Naturbeobachtung, die die sonstigen Menschenfiguren und namentlich die in den verschiedensten Stellungen gezeichneten Bogenschützen erkennen lassen, wäre eine solche Inkorrektheit immerhin sehr auffallend.

Außerordentlich groß ist ferner die Zahl der tierischen Zauber, die auch heute noch in der Volksheilkunde und namentlich der volkstümlichen Organotherapie eine ungemein wichtige Rolle spielen[1]). Wenn sie auch in den späteren Perioden mit animistischen und totemistischen Anschauungen eng verquickt sind, so wurzeln sie doch in letzter Linie gleichfalls in rein emanistischen Vorstellungen. Die Kraft oder Eigenschaft, die einem Tiere oder einem seiner Organe spezifisch ist, oder die man ihm zuschreiben zu müssen glaubt, strahlt eben von diesem aus und geht auf das bestrahlte Objekt über. Daher hängt man beispielsweise den zahnenden Kindern eine Maulwurfspfote um. Denn eine wesentliche Lebenseigenschaft des Maulwurfs ist das Wühlen im Erdreich. Durch das Tragen der Maulwurfspfote emaniert diese Eigenschaft auf das Kind und die keimenden Zähne, die nun unschwer wie der Maulwurf die Erde, so das Zahnfleisch durchbrechen können[2]). Und ähnliche Anschauungen liegen dem Genuß von Schlangenfleisch oder dem Tragen von Teilen einer Schlange (Haut, Kopf, Schwanz usw.)[3]), der inneren und äußerlichen Verwendung von Eidechsen[4]), dem Tragen von Vogelkrallen[5]), Fischwirbeln[5]), Raubtierzähnen und zahllosen anderen noch heute vielfach üblichen Bräuchen und Volksheilmitteln zugrunde (Abb. 23), die wir ja auf der ganzen Erde beobachten. Eine spezielle Bedeutung für die prähistorische Ethnologie gewinnt diese Frage erst dann, wenn sich nachweisen läßt, daß einzelne Völker oder Völkergruppen ganz spezifische Tierzauber besitzen und daß die gleichen Tiere, denen man in der Gegenwart und den verschiedenen geschichtlichen Perioden bestimmte Zauberwirkungen zuschreibt und zuschrieb, auch schon in prähistorischen Zeiten zu Amuletten verwendet wurden. Dies ist in der Tat der Fall. Nicht nur erscheinen in den bekannten, der III. Bronzeperiode angehörigen Zauberfunden von Maglehöi und Hvidegård[6])

Abb. 23. Luchskralle in Silber gefaßt als Anhängsel einer Fraisenkette a. Ober-Österreich. Städt. Mus. in Steyr.

---

[1]) Höfler: Die volksmed. Organother. u. ihr Verh. z. Kultopfer.

[2]) Stoll, Zur Kenntn. d. Zauberglaub. usw., J. Ber. d. Geogr. Ges. in Zürich 1908/09.

[3]) Plin. hist. nat. XXIX, 21: Viperae caput impositum vel alterius quam quae percusserit, sine fine prodest.

[4]) Theokrit II 58; Pausanias VI 2. 2,

[5]) Höfler, a. a. O. S. 145 ff.

[6]) Dort fanden sich in einem Lederbeutel neben einigen anderen zauberkräftigen Gegenständen: Ein stark abgeriebener, längsgespaltener Pferdezahn, die gleichfalls stark

Digitized by Google

die gleichen Tierarten, die in der Volksmedizin und im Aberglauben der indoeuropäischen Völker eine so große Rolle spielen, sondern selbst bis in paläolithische Zeiten lassen sich bestimmte Vorstellungen lückenlos zurückverfolgen. Außer den in paläolithischen Höhlen wie neolithischen Gräbern und Siedelungen so häufig vorkommenden Zähnen von Pferden, Kaniden, Bären usw. (Abb. 24), die man gewöhnlich, aber sicherlich zu Unrecht, lediglich als Jagdtrophäen auffaßt[1]), gehören hierzu besonders die durchbohrten Wirbel des Hechtes, der wie ich an anderer Stelle ausführlich gezeigt habe[2]), gerade im indogermanischen Sagenkreise außerordentlich häufig erscheint und der noch heute unter den verschiedenen Fischarten in der europäischen Volksmedizin mit besonderer Vorliebe verwendet wird. Solche durchbohrte Hechtwirbel kennt man sowohl von Knossos und Phaistos auf Kreta, wo sie sogar in Stein und Gold nachgebildet wurden[3]), wie aus ägyptischen Gräbern der ältesten Dynastien, den oberitalienischen Terramaren, den Schweizer Pfahlbauten, von Coppa Nevigata, vom Pulo bei Molfetta, den frühneolithischen Siedelungen von El Garcel, Los Toyos und anderen Stationen Spaniens und selbst schon aus den altsteinzeitlichen Gräbern der Grotte de la Barma Grande[4]). Heute trägt man mit Vorliebe das sogenannte „Hechtenkreuz", das seine große Bedeutung, namentlich als Apotropaion gegen „Halsdrüsengift" (Kropf) und „Einschuß" (Hexenschuß)[5]), erst der mönchischen Anatomia culinaris verdankt, doch werden daneben auch „Hechtenzähne" gern verwendet[6]).

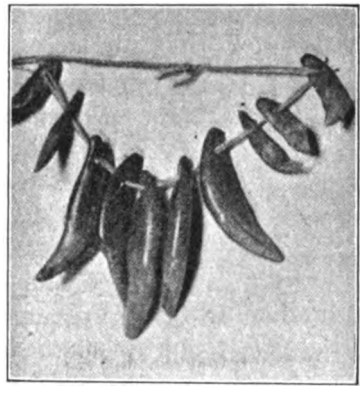


Abb. 24.
Durchbohrte Hunde- und Wolfszähne von Jakowica; nach Kossinna, Mannus II S. 79 Abb. 64.

abgeriebene Klaue eines Falken, der Schwanzteil einer Schlange, der Kiefer eines Eichhörnchens — das auch unter den Tierfiguren der bemalten Keramik des ukrainischen Formenkreises erscheint — die Luftröhre eines Vogels und eine ebenfalls stark abgenutzte Klaue eines Luchses; Montelius, Kulturgesch. Schwedens. S. 141 f.

[1]) So gilt in Westböhmen ein Wolfszahn um den Hals getragen als Mittel gegen den „Alp" (v. Hovorka u. Kronfeld. Vgl. Volksmed. II, 253). In Steiermark trägt man als Amulette Zähne von Hasen, Pferden oder Hirschen (ebenda II 846), in Sumatra und in anderen Ländern zum Schutz gegen böse Geister einen Bärenzahn (ebenda I, 22) usw.

[2]) Kulturbez. zw. Indien, Or. u. Europa S. 144 f.

[3]) Mosso, Sulle vertebre di pesci che servisono como ornamento o como amuletti; R. Acad. delle scienze di Torino, Mai 1907.

[4]) Déchelette, Manuel I, 297.

[5]) Höfler a. a. O. 149.

[6]) v. Hovorka u. Kronfeld II 832.

Digitized by Google

Wie den Tieren selbst oder Teilen von ihnen bestimmte Zauber- und Heilkräfte eigentümlich sind, so ist das natürlich auch bei den Nachbildungen dieser Tiere der Fall, eine Vorstellung, die gleichfalls schon für die paläolithische Zeit vielfach zu belegen ist. Ich kann hier natürlich nicht auf alle altsteinzeitlichen Tierdarstellungen eingehen, zumal es sich im Einzelfalle nicht immer sicher entscheiden läßt, ob wir es dabei mit einer bloßen Betätigung eines einfachen Kunsttriebes oder wirklichen Zauberfiguren zu tun haben. Vielmehr beschränke ich mich darauf, zwei besonders auffallende Tierdarstellungen herauszugreifen, wo über die Bedeutung als Amulette Zweifel nicht aufkommen können: den Buprestis und die Coccinella septempunctata.

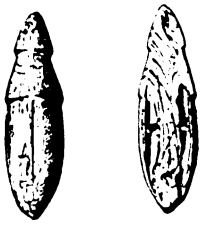


Abb. 25.
Buprestis (Prachtkäfer) Grotte du Trilobite. G. et A. de Mortillet, Musée préhist. pl. XXVII 238.

Vom Buprestis oder dem Prachtkäfer, der noch heute, namentlich in Südfrankreich, in natura als Amulett gegen alle möglichen Krankheiten um den Hals getragen wird, besitzen wir eine vorzügliche Darstellung aus der Grotte du Trilobite bei Arcy-sur-Cure (Dep. Yonne). Man unterscheidet deutlich den Kopf, den Thorax und den von den Flügeln bedeckten Leib. Die Beine sind an den Körper angelegt. Auf beiden Seiten befinden sich zwei kleine Löcher zum Anhängen des Stückes (Abb. 25).

Noch interessanter ist die Coccinella, das Marienkäferchen, dessen mythische Bedeutung schon aus seinen zahllosen volkstümlichen Namen: Sonnenkäfer, Herrgottsküchlein, Gottesschäflein, Sonnenkälbchen, Herchatspfadl (Herrgottspferdchen), Annekathrinele, Herrgottsmoggela, Herrgottsvöglein, Frauenküela, Hiärguatshauken (Herrgottshühnchen), Würmfraukäferl usw. entgegenklingt[1]). Als Amulett wird es heute besonders im Dep. de la Creuze getragen, doch spielt es auch sonst noch, namentlich bei den Tschechen, in der Volksmedizin eine Rolle[2]). Bei unseren germanischen Vorfahren war es der Frigga heilig (Friggahönna = Friggas Hühnchen) und es galt wie der Schwan, die Taube, der Storch usw. als ein Träger der Befruchtung. Aber auch den Indiern war das Tierchen heilig und in den Veden wird es geradezu als Indragopa (Schützling Indras) bezeichnet[3]). Eine gleichfalls außerordentlich realistische Nachbildung dieses Käfers (Abb. 26), die ebenfalls zum Umhängen bestimmt war, kennt man aus der Laugerie Basse (Dordogne).

Abb. 26.
Coccinella septempunctata (Marienkäferchen) Laugerie Basse. G. et A. de Mortillet, Mus. préh. pl. XXVII 239.

[1]) v. Hovorka u. Kronfeld I 289 f.
[2]) Matiengka, Originalbeiträge zur Volksmed. in Böhmen, Mähren u. Schlesien.
[3]) Masius, Die ges. Naturwissenschaft II, 351.

Digitized by Google

Neben den bisher behandelten Abwehrmitteln kennt unser Volksaberglaube aber auch noch zahlreiche andere Apotropaia und Zauber, die, wenigstens teilweise, gleichfalls schon für paläolithische Zeiten nachweisbar sind. Besonders merkwürdig unter ihnen und im wesentlichen anscheinend gleichfalls auf die indogermanischen Völkerstämme beschränkt, ist der Zwei- und Dreizack. So pflegt die bulgarische Bäuerin bei Beherung ihrer Milchkuh, nachdem sie um Mitternacht dreimal nackend ihr Haus umschritten hat, in das Gefäß mit der behexten Milch eine Heugabel zu stecken und in Serbien steckt man zur Vertreibung der bösen Geister in die Wiege des neugeborenen Kindes und das Bett der Wöchnerin eine Gabel. Bei den Zigeunern Siebenbürgens gießt man in eine kleine Menge Wassers, das man aus einem fließenden Gewässer dem Wasserlauf nach geschöpft hat, siebenmal siebenerlei Ingredienzien und rührt dann das Ganze, nachdem man es zum Sieden gebracht hat, mit einer Art dreizinkiger Gabel um, indem man dabei spricht: „Die falschen Augen, die dich ansehen, mögen verderben! Und die sieben Raben sollen sie verzehren. Die falschen Augen, die dich ansehen, mögen verderben. Eine große Menge Staub soll sie blind machen" usf. In der Romagna läßt man gegen den bösen Blick nachts in einem Kessel die Windeln des Säuglings, die Wickelbänder, seine Hemdchen, sein Kleidchen und seine Bettdecken kochen und rührt das Wasser dabei mit einer Heugabel um, und in Griechenland schützt man sich gegen den „Phtiarmós" (bösen Blick) durch das Tragen gabelförmiger Amulette aus Glas oder Elfenbein. Aber auch im deutschen Volksaberglauben spielt der Zwei- oder Dreizack noch eine wichtige Rolle. Auf einer Ofen- oder Mistgabel reiten die Hexen in der Walpurgisnacht auf den Brocken[1]). In der Leipziger Gegend stellt man bei Todesfällen in der ersten Nacht nach dem Tode auf den Tisch im Aufbahrungsraum ein Butterbrod mit Messer, doch darf keine Gabel dabei sein. Und im „Rezeptbuch" einer als Besprecherin tätigen Arbeitersfrau in Grimma findet sich folgendes Rezept:

„Führ einen dicken Hals.

Zum 1⌣ Mond wird er drei Abende mit der rechten Hand mit Zeigefinger und Daumen rein kneiben und in Mond sehen ⍦ und sprechen

Was ich seh, das nehme zu
was ich kneibe, nehme ab.
im Namen G. d. V. u. d. S. u. d. h. G.
Dieses 3 Mahl 3 Abende.

Eine Mistgabel verkehrt hinter die Stalltür gesteckt schützt in Hessen das Vieh gegen Beherung. In Schlesien, Brandenburg, Ostfriesland, Oldenburg, Franken und anderen Gegenden läßt man das Vieh zum gleichen

[1]) Vgl. hierzu das prächtige Titelbild zu Websters „Untersuchung der vermeinten und sog. Hexereien" (1719).

Digitized by Google

Zwecke über zwei kreuzweise gelegte Mistgabeln hinwegschreiten[1]), und in Schlesien lehnt man in der Walpurgisnacht zur Fernhaltung der Hexen Düngergabeln und Eggen mit den Spitzen nach außen an die Tür. Als ein unfehlbares Heilmittel gegen Impotenz erweist sich nach Paracelsus ein aus einem gefundenen Hufeisen hergestellter, mit magischen Zeichen bedeckter Dreizack (Abb. 27), und ein Dreizack erscheint auch regelmäßig unter den magischen, das böse Auge bekämpfenden Figuren der antiken Amulettafeln (Abb. 28, 19).

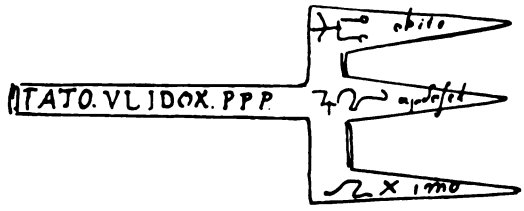


Abb. 27.
Mit magischen Zeichen bedeckter Dreizack.
Nach Paracelsus Bd. II S. 699.

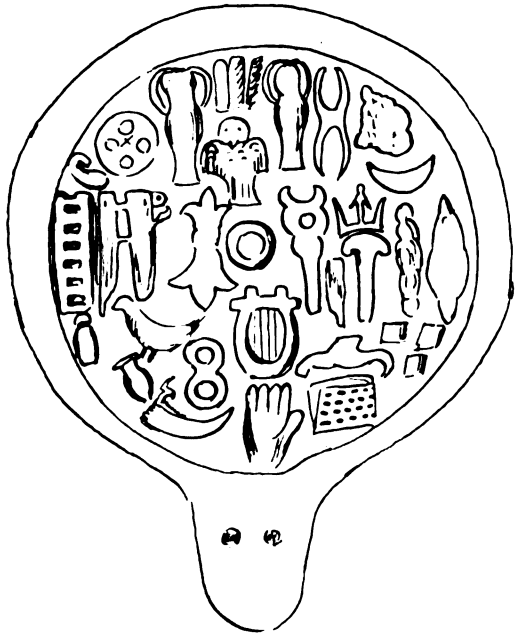


Abb. 28.
Terrakottaplatte von Neapel.
Bull. Archeol. Napolis. N. 120. 1857.

Im klassischen Altertum war der Dreizack ein Attribut des Meergottes Poseidon, außerdem aber auch noch, wie auch in Ägypten und im ägäischen Kulturkreise, ein Hoheits- und Feldzeichen (Abb. 29). Ebenso erscheint der Dreizack als Waffe eines Gottes auf altbabylonischen Reliefs und Zylindern, und auf einem in Berlin befindlichen Zylinder findet sich ein Zweizack auf dem Rücken eines Tieres, eine Verbindung, die auch auf den bekannten Kudurrus öfter wiederkehrt[2]).

Einen Dreizack treffen wir ferner unter den piktographischen Zeichen der Pyrenäenhalbinsel, des ägäischen Kulturkreises, des osteuropäischen Formenkreises und namentlich in der Spiralmäandergruppe (Abb. 30), und auch

[1]) Seligmann I 276.

[2]) So auf dem Kudurru des Nazimaruttaš. (Mém. de la Déleg. en Perse I pl. XIV u. XV.)

Digitized by Google

manche paläolithische Marken, wie sie sich vor allem auf den bemalten Geschieben von Mas d'Azil (Abb. 31) und in Verbindung mit Tier- und

Abb. 29.
Altägyptisches Fußvolk.

Menschenfiguren in den altsteinzeitlichen Höhlen Spaniens finden (Abb. 32), weisen die gleiche Gestalt auf.

Nach diesen archäologischen Tatsachen dürfte wohl ein genetischer Zusammenhang dieser in den verschiedensten Perioden auftretenden Zeichen kaum zu bestreiten sein, und die gleiche apotropäische Bedeutung, die man dem Zwei- und Dreizack im Altertum beimaß und noch heute beimißt, müssen die Zeichen daher schon in der Urzeit gehabt haben.

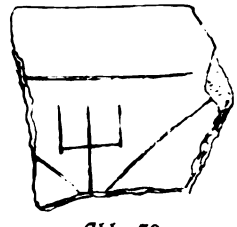


Abb. 30.
Gefäßscherben mit Dreizackornament a. d. Siedl. m. Spir.-Mäanderkeramik von Schleben & Mutzschen. Eigene Sammlung.

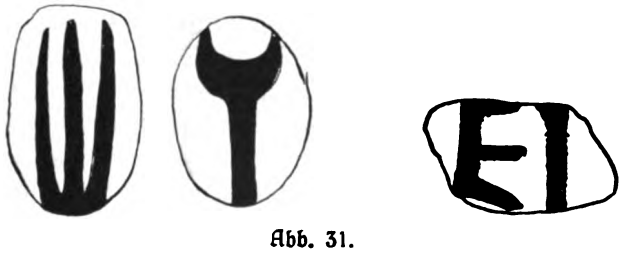


Abb. 31.
Zwei- und dreizackförmige Zeichen auf bemalten Kieseln von Mas d'Azil. L'Anthrop. 1896 S. 416 ff.

Die Entstehung dieser Bedeutung kann man sich verschieden vorstellen. Vielleicht bildete der Zwei- oder Dreizack schon damals ein Hoheitszeichen, das Attribut eines Häuptlings und als solches zugleich ein religiöses Symbol. Zweizinkige,

Abb. 32.
Figuren aus Höhlen von Andalusien und Murcia. l'Anthrop. 1912 S. 25. Fig. 24.

Digitized by Google

bisweilen schön verzierte gabelartige Waffen sind aus bronzezeitlichen Gräbern Transkaukasiens wiederholt bekannt geworden, und in den kupferzeitlichen Pfahlbauten der Alpenländer sind mehrfach zweizinkige Kupfer- oder Knochengeräte zum Vorschein gekommen, die man gewöhnlich als Dolche bezeichnet, die aber ebensogut als Speerspitzen gedient haben können. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß ähnliche Geräte schon im Paläolithikum existierten, wenn sie bisher auch noch nicht direkt nachgewiesen worden sind.

Aber auch ohne diese spezielle Bedeutung als Hoheitszeichen konnte das Zeichen des Zwei- oder Dreizacks schon als solches aus rein emanistischen Anschauungen heraus eine apotropäische Wirkung erhalten. Denn wie der einfache Feuerstein- oder Knochendolch und ähnliche Gegenstände, so hat auch der Zwei- und Dreizack die Eigenschaft, mit seinen Spitzen zu verwunden. Diese ihm innewohnende Eigenschaft konnte natürlich auch durch bloße Emanation zur Wirkung gelangen, ohne daß das Gerät selbst mit dem angegriffenen Gegenstande in Berührung kam, und ebenso mußten die gleiche Wirkung bloße Nachbildungen davon entfalten.

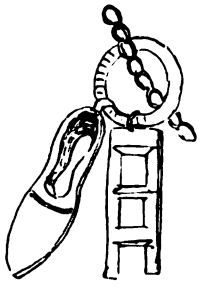


Abb. 33.
Anhängsel eines goldenen Halsbandes aus Siebenbürgen. J. Arneth, Gold- und Silbermonumente. Wien 1850.

Das Merkwürdigste unter den verschiedenartigen Zaubermitteln bildet jedoch die Leiter. So kann man in Celebes die Geburt erschweren, wenn man auf der Leiter des Hauses, in dem sich die Gebärende befindet, stehen bleibt, und in vielen Gegenden Deutschlands werden erkrankte Körperteile oder kleine Kinder oder Tiere durch die Sprossen einer Leiter hindurch gezogen. Allerdings tritt in beiden hier angeführten Beispielen zur magischen Wirkung der Leiter noch ein zweites Moment hinzu. Im ersten ein Analogiezauber: Wie die Bewegung auf der Leiter unterbrochen wird, so wird auch die Geburt unterbrochen. Im zweiten Falle das Abstreifen der Krankheit durch das Durchziehen durch eine Öffnung, wozu auch jedes andere Loch, ein gabelförmiger Ast, ein Baumloch usw. dienen kann. Indessen findet sich die Leiter bisweilen auch in Form von Amuletten, bei denen also von einer solchen begleitenden Wirkung nicht mehr die Rede sein kann (Abb. 33).

Noch klarer tritt uns die magische Bedeutung der Leiter bei einer Gruppe von Figuren entgegen, die häufig auf algerischen Talismanen erwähnt werden.

Es heißt dort:

„Aufs Siegel Salomonis folgen
Drei Speere, gleich geraden Stäben,
Ein offnes abgekürztes Mim,

Digitized by Google

Die Leiter, Wünsche zu gewähren,
Vier Finger, wohl zu tun gerad,
Die aber einer Hand entbehren" usw.[1]).

Hier wird also die magische Bedeutung der Leiter ganz direkt ausgesprochen, und zwar wird sie nach dem Kommentar dazu auf dreierlei Weise geschrieben, nämlich entweder wie hier mit drei, oder mit vier Schrägstrichen oder gerade und dann immer mit drei Querstrichen, d. h. genau in denselben Varianten, wie wir sie schon unter den iberischen, ägäischen, ägyptischen und nordbalkanischen piktographischen Zeichen antreffen.

Sehr häufig erscheint die Leiter ferner auf römischen und griechischen Amulettafeln, hier in Verbindung mit den Tieren und sonstigen Zeichen, die das böse Auge bekämpfen (Abb. 34 und 28).

Abb. 34.
Terrakottaplatte. Verhdlg. d. Ges. d. Wiss. z. Leipzig. Phil. hist. Kl. Bd. VII, 1855, Taf. V 3.

Wir begegnen ihr dann weiter in etruskischen Grabcisten (Abb. 34a) und ebenso in ägyptischen Gräbern des mittleren und alten Reichs, und zwar hat man sie hier als Himmelsleiter aufgefaßt[2]). Allein wohl nicht ganz mit Recht, da bei den zahlreichen sonstigen Analogien, die gerade auf mythischem Gebiete zwischen Ägypten und dem steinzeitlichen Europa nachweisbar sind, den ägyptischen Darstellungen ursprünglich gewiß die gleichen Vorstellungen zugrunde liegen werden, wie wir sie bei den alteuropäischen vorauszusetzen haben. Natürlich soll damit nicht behauptet werden, daß sich diese primäre Bedeutung nicht später unter vorderasiatischen Einflüssen geändert haben könne[3]).

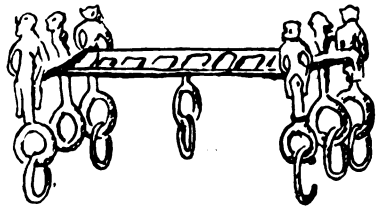


Abb. 34a.
Bronzegerät aus dem Circolo di Bes von Vetulonia; 1/3 n. Gr. Hörnes, Mez. d. K. Taf. IX, 17.

[1]) Seligmann II, 296.

[2]) Erman, Die ägypt. Religion S. 112. An Stelle der Leiter finden sich auch Amulette in Form einer kleinen Treppe.

[3]) Ich denke hier an die mit dem Planetenkult zusammenhängenden Stufentürme der alten Babylonier, deren einzelne Stufen zu den verschiedenen Sphären oder Himmeln führen. So der vierstufige Turm des Merodachbaladonsteines, der siebenstufige Turm

Digitized by Google

Als Ornament erscheint das Leitermotiv ferner auf bronzezeitlichen Gefäßen Mitteleuropas und noch häufiger in der Keramik der jüngeren Steinzeit, hier bisweilen, worauf mich Herr Lehrer Moschkau aufmerksam macht, in der Sieben- oder Neunzahl, oder auch in Verbindung mit eigentümlichen Tier- und Menschenfiguren, wie wir es beispielsweise bei manchen Darstellungen von Cypern, Petreny und anderen Fundorten und dann wieder in überraschender Übereinstimmung in Nordpersien sehen (Abb. 35).

Am allermerkwürdigsten aber sind die leiterförmigen Motive in den paläolithischen Grotten des Pyrenäengebietes, wo sie bald isoliert, bald

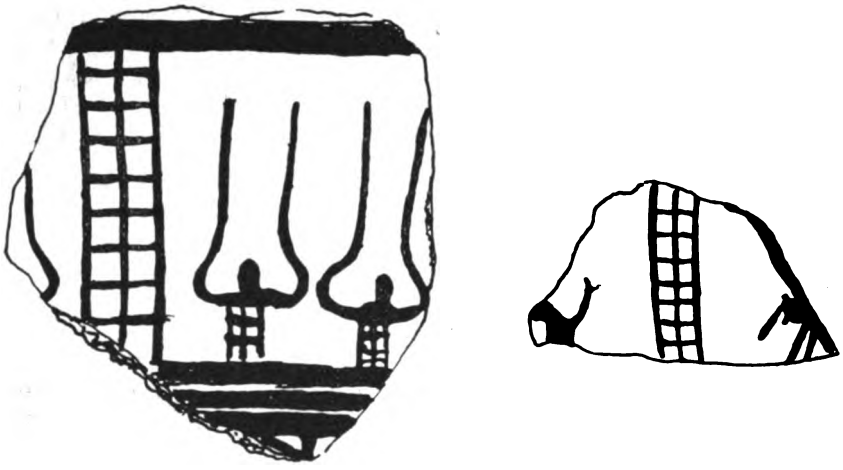


Abb. 35.

a) Gefäßscherben mit Figuren und Leiterornament von Tepe Moussian; Mém. Dél. P. VIII S. 132 Fig. 257.

b) Gefäßscherben mit Figuren und Leiterornament von Petreny.

Wilke, Indien Abb. 75.

in Verbindung mit verschiedenen Tierfiguren (Abb. 36 u. 37), bisweilen auch, wie gleichfalls auf den bemalten Gefäßen Süd-Rußlands und Persiens in Wellenform erscheinen (Abb. 38).

Ich halte es für zweifellos, daß wir es auch hier mit einem fortdauernden Zusammenhang zu tun haben, daß also jenen merkwürdigen paläolithischen Figuren dieselbe apotropäische Bedeutung zukommt wie den Leiteramuletten der römisch-griechischen Zeit, des Mittelalters und der Gegenwart.

Wie man freilich auf dieses höchst eigentümliche Zaubermotiv verfallen

---

von Borsippa, der siebenstufige Turm von Babel usf. Neun Stufen, die wohl auch neun Himmeln entsprechen, hat der bekannte chinesische Porzellanturm und neun Himmel glaubt man auch in der Edda nachweisen zu können, was allerdings Golther, Germ. Myth. 519 f. verneint. Endlich haben wir hier auch noch der von Celsus (Origines 6, 22) erwähnten achtsprossigen oder siebentorigen Leiter (κλίμαξ ἑπτάπυλος) zu gedenken, auf der im Mithrasmysterium die Reise der Seele zum Himmel dargestellt ist.

Digitized by Google

sein mag, ist schwer zu sagen. Einigermaßen erinnern die paläolithischen und neolithischen Zeichen und namentlich auch die alphabetartigen Marken an manche frühbronzezeitliche, vielleicht auch noch jungsteinzeitliche[1]) Figuren in den nordischen Felsenzeichnungen. Andererseits aber zeigen auch manche Musikinstrumente, wie wir sie beispielsweise auf einem prächtigen altbabylonischen Elfenbeinbecher dargestellt sehen (Abb. 39), eine leiterähnliche Gestalt[2]). Da die Musik zu allen Zeiten und bei allen Völkern eines der wichtigsten apotropäischen Mittel gebildet hat und noch bildet[3]), so wäre es nicht unmöglich, daß die leiterartigen talismanischen Motive des Paläolithikums in uralten Saiteninstrumenten ihre Vorbilder haben. Saiteninstrumente sind, wie ich Kulturbez. zw. Indien usf. S. 233 f. dargetan habe, mit großer Wahrscheinlichkeit schon für das Paläolithikum anzunehmen, da sie jedenfalls die Voraussetzung für die Erfindung des Pfeilbogens bilden, dieser aber nach den sehr realistischen Darstellungen in der Cueva de la Vieja und anderen Höhlen (l'Anthrop. 1912 Pl. I) damals sicher schon, ja sogar bereits in verschiedenen Arten, existierte. Auch könnte das Gerät, daß eine der „Damen" der Cueva de la Vieja neben einem Bogen und einem Idol (?) in der rechten Hand vor sich hält (a. a. O. S. 556 Fig. 12) recht wohl ein solches Musikinstrument

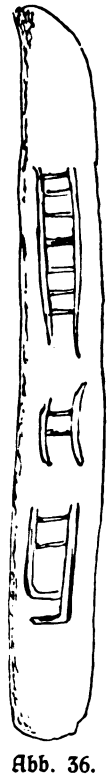


Abb. 36. Leiterförm. Motive auf einem Gerät von Rengeweih von Lorthes, Hautes Pyr. Piette, Anthrop. 1896, pag. 417, Fig. 78.

Abb. 37. Zeichnung auf Rengeweih v. Mas d'Azil. Breuil, Bull. archéol. 1902. p. 3. pl. III.

[1]) Coll. Fra Helleristningeres Omraade (Aarsberetning af Foreningen til Norske Fortids Mindes Maerkers Bevaring 1901 S. 33 ff. u. 1905 S. 1 ff.).

[2]) Altorientalische Kultur im Bilde. Abb. 159 c.

[3]) Hierzu gehören die von Plautus erwähnten Crepundia, die Klapperbleche der nordalpinen und italischen Eisenzeit, die vogel-, kissen- oder kugelförm. Tonklappern des Lausitzer Formenkreises — die zwar gewöhnlich als Kinderspielzeug aufgefaßt werden, aber noch nie in wirklichen Kindergräbern gefunden worden sind —, die Kettchen aus durchbohrten Steinchen der neolith. Brandgräber der Wetterau usw. Vgl. hierzu Wilke: A. d. Reiche der vorgesch. Med. S. 9.

Digitized by Google

bedeuten. Später mag dann die Erinnerung an die ursprüngliche Herkunft dieser Bilder verloren gegangen sein, und als man dann erst die Leiter erfunden hatte — was sicher schon in neolithischer vielleicht auch schon paläo-

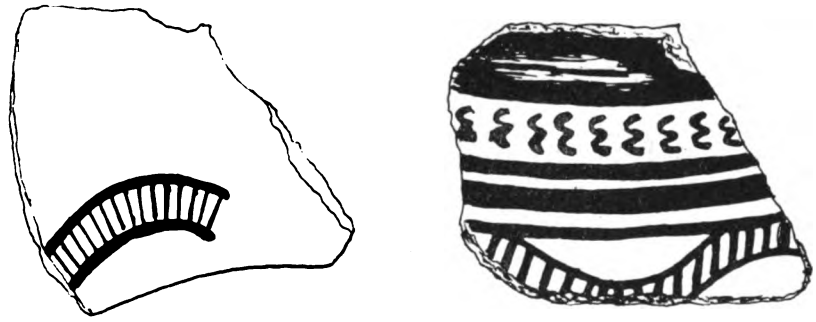


Abb. 38
a) Gefäßfragment von Petreny: v. Stern Taf. IV, 9. b) Tepe Moussian, Mém. Dél. P. VIII S. 97 Fig. 195
Wilke, Indien Abb. 74.

lithischer Zeit der Fall war — da lag es nahe, in jenen uralten aus der Urzeit übernommenen apotropäischen Zeichen Darstellungen von Leitern zu erblicken, die demzufolge nun ebenfalls zu Trägern jener magischen Kräfte wurden[1]). Es würde also hier ein ähnlicher Vorgang vorliegen, wie wir ihn bereits vorhin beim Cunnus kennen gelernt haben, an dessen Stelle die ihm der äußeren Form nach gleichende Cypräa tritt.

Abb. 39.
Bruchstück eines altbabylonischen Elfenbeinbechers; Brit. Museum.

Nur ganz kurz sei endlich noch auf die apotropäische Bedeutung der Farben und die Zauberwirkung der Schrift hingewiesen. Allgemein bekannt ist ja die Sitte, kleinen Kindern oder Schoßhündchen ein rotes Beschreibändchen umzulegen, und selbst ihre Zimmerpalmen sucht die Hausfrau damit zu schützen. In ähnlicher Weise schützten auch die Griechen und Römer ihre Kinder gegen Faszination und bei den Cabirien, die auf Lemnos, in Theben, in Phrygien

[1]) Eine dunkle Erinnerung an diesen Ursprung liegt vielleicht vor, wenn Celsus in seiner oben erwähnten Mitteilung über die metallische Planetenleiter der Mithras-Mysterien sagt: es seien bei der Anordnung auch musikalische Gesichtspunkte (μουσικοὶ λόγοι) maßgebend gewesen.

Digitized by Google

und namentlich auf Imbros und in Samothrake gefeiert wurden, empfingen die Eingeweihten ein purpurrotes Band, das sie immer als Schutz gegen allerhand Gefahren tragen mußten. Auch in Indien, wo man noch heute rot bemalte Feldsteine als Apotropäen der Kinder auf den Feldern aufstellt[1]) und die bengalische Frau einen Monat vor ihrer Niederkunft ein rot eingefaßtes Kleid anlegt, sind ähnliche Bräuche durch Philostratus und die Veden schon für frühe Zeiten belegbar. Einen Schutzzweck hat auch die Bemalung des Körpers mit roter Farbe, die wir ja aus den in steinzeitlichen Siedlungen und Gräbern so häufig vorkommenden Ockerstücken auch für das Neolithikum und selbst schon Paläolithikum erschließen dürfen[2]). Endlich dürften wohl auch die rotbemalten Geschiebe von Mas d'Azil (Abb. 40 u. 31) und anderen Grotten Frankreichs, wenigstens teilweise, eine talismanische Bedeutung gehabt haben.

Abb. 40.
Rot bemalter Kiesel von Mas d'Azil.

Den Ausgangspunkt dieser Wirkung hat man in Beziehungen des Rot zum Blitz und der Sonne gesucht. Doch glaube ich, daß als solcher viel mehr das Blut in Betracht kommt, das ja überall im Zauberrituale eine ganz außerordentliche Rolle spielt und das in der Zeit des Animismus neben dem Herzen, der Leber und den Lungen das wichtigste Seelensitzorgan bildet.

Gleich verbreitet wie der Glaube an die Wirkung bestimmter Farben ist der an die Kraft des Geschriebenen[3]). Auf meiner Reise durch die abgelegenen Gebiete Nordpersiens verlangten die Leute überall von mir einen beschriebenen Zettel und erkundigten sich dann sehr genau, auf welchem Körperteil sie ihn zu tragen hätten, und auch bei uns kann man vielfach — und zwar nicht nur in den unteren Volksklassen — Zettel zu sehen bekommen, die oft mit ganz unsinnigen Inschriften beschrieben sind[4]). Auch aus dem Altertum

---

[1]) Tylor, Anfänge d. Kult. II, 161.

[2]) In der Aurignacienschicht der Grotte des Cottés bei St. Pierre-de-Maillé (Dep. Vienne) fand sich der Ockerpoudre sogar noch in besonderen verzierten Tuben, die aus Rengeweih hergestellt waren (Breuil, Rev. mens. de l'Ecole d'Anthr. de Paris 1906, p. 51, Fig. 2), und einen kleinen Steinbruch, der zur Gewinnung von Ocker diente, kennt man von Eyzerac, Dordogne (Legrain, Exploit. d'ocres de la fin de la pér. néol.; Bull. de la Soc. hist. Périgord t XVIII, 188 ff.).

[3]) Goethe, Westöstl. Divan, Segenspfänder:

Amulette sind dergleichen
Auf Papier geschriebne Zeichen;
Doch man ist nicht im Gedränge,
Wie auf edlen Steines Enge,
Und vergönnt ist frommen Seelen,
Läng're Verse hier zu wählen.
Männer hängen die Papiere
Gläubig um als Skapuliere.

[4]) C. Seyfarth: Aberglaube u. Zauberei i. d. Volksmed. Westsachsens S. 67 ff.

Digitized by Google

besitzen wir zahlreiche mit Inschriften versehene Amulette, die gegen Faszination bestimmt waren. So trägt ein antiker Sardonyx die Inschrift

ΟΥΦΙΑΩCΕ
ΜΗΠΑΑΝΩ
ΒΑΕΠΩΑΕ
ΚΑΙΓΕΑΩ

(ich liebe dich nicht, ich täusche mich nicht, ich sehe dich an und ich lache) und auf einem andern lesen wir:

ΟΥΦΙΑ
ΜΗΠΑΑΝΩ
ΝΟΩΑΕΚΑΙΓΕΑΩ
ΕΥΤΥΧΩC
ΟΦΟΡΩΝΖΗCΑΙC
ΠΟΛΛΟΙCΧΡΟΝΟΙC

(*Οὐ φιλῶ σε, μὴ πλάνω, νοῶ δὲ καὶ γελῶ. Εὐτυχῶς ὁ φορῶν ζήσῃς πολλοῖς χρόνοις* = Ich liebe dich nicht, ich täusche mich nicht, ich sehe dich an und lache. Mögest du, Träger (dieses Amulettes) viele Jahre glücklich leben[1]).

In noch viel ältere Zeiten aber führen uns die Knochen- und Steinamulette aus den frühneolithischen Dolmen Nordportugals, wo sie bald nur mit einzelnen buchstabenähnlichen Zeichen, bald mit wirklichen mehrzeiligen Inschriften bedeckt sind (Abb. 41) und daneben bisweilen auch noch eine Tierfigur eingeritzelt haben. Diesen Zeichen aufs engste verwandt sind auch die buchstabenähnlichen Marken auf den Geschieben von Mas d'Azil (Abb. 40 u. 31) und mehreren Rentierstäben des Pyrenäengebietes[2]) (Abb. 42), und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir schon in diesen — soweit es sich nicht um bloße Eigentumszeichen handelt — schutzkräftige Zaubermarken erblicken.

Zum Schluß noch ein paar Worte über ein Ornament, das zwar nicht gerade eine apotropäische Bedeutung hat, dem man aber doch einen religiösen Charakter hat beilegen wollen, nämlich das Schachbrettmuster. Den Ausgangspunkt dieses Motivs suchen manche Forscher, vor allem Montelius[3]), im Orient, und den gleichen Ursprung nimmt auch Macchioro an[4]), der dieses Muster unlängst im Mannus sehr eingehend behandelt und insbesondere seine religiöse Bedeutung darzutun versucht hat.

Ich will mich hier über den letzten Punkt nicht aussprechen, ebensowenig wie über die Entstehungsweise dieses Motivs, hinsichtlich derer ich dem Verfasser der genannten Arbeit keineswegs beipflichten kann. Nur so viel möchte

[1]) Nach Seligmann II 298.

[2]) Wilke: Südwesteur. Meg.-Kult. usw. S. 55—66.

[3]) Montelius, Der Handel der Vorzeit; Pr. Z. III, 272.

[4]) Dittorio Macchioro, Das Schachbrettmuster in der mittelländischen Kunst; Mannus IV, 351 ff.

Digitized by Google

ich bemerken, daß das echte Schachbrettmuſter, und zwar in Verbindung mit mythiſchen Tiermotiven, in Mitteleuropa bereits in der Ancylusperiode erſcheint (Abb. 43), alſo viel früher, als ſelbſt die allerälteſten ägyptiſchen und ägäiſchen Muſter, und daß daher von einer Herleitung des mitteleuropäiſchen Schachbrettornamentes aus dem Oriente keine Rede ſein kann.

Abb. 41.
Aus Wilke: Spiral-Mäander-Keramik und bemalte Keramik.

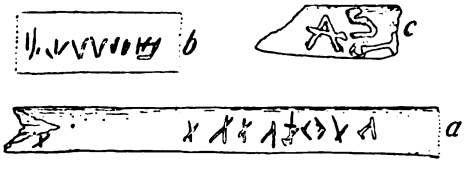


Abb. 42.
Aus Wilke: Südweſteuropäiſche Meg.-Kult.

Wir haben im Vorſtehenden eine ganze Reihe ſehr merkwürdiger Erſcheinungen kennen gelernt, die ſich faſt lückenlos vom weſteuropäiſchen Paläolithikum durch die weiteren vorgeſchichtlichen und geſchichtlichen Perioden hin-

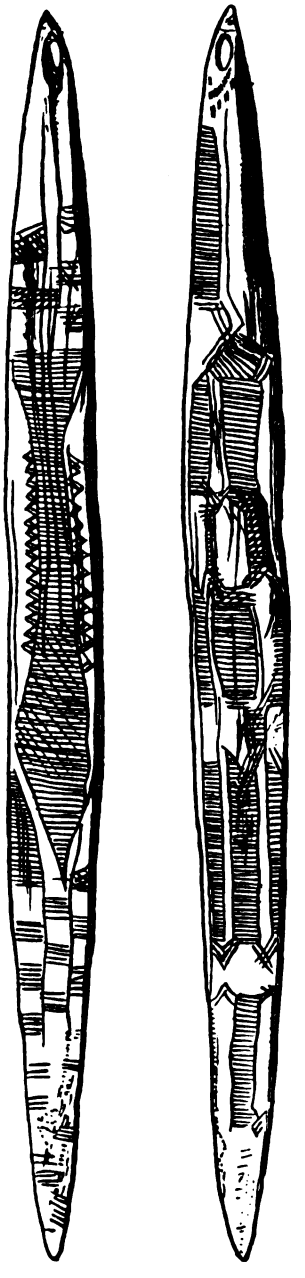


Abb. 43.
Knochengerät von Travenort, Holſtein; 2/3.
Koſſinna, Mannus I Taf. VI, 3.

Digitized by Google

durch bis zur Gegenwart verfolgen lassen, und wir sind daher berechtigt, die gleiche apotropäische Bedeutung, die diese Zeichen heute besitzen und nachweisbar auch im Altertum besaßen, auch schon für das Paläolithikum vorauszusetzen.

Aber nicht nur der Deutung jener paläolithischen Zeichen allein sollten meine Ausführungen gewidmet sein, sondern wir können daran noch weitere Schlüsse knüpfen. Die meisten und gerade eigentümlichsten der hier behandelten Apotropaia erscheinen nämlich, wie wir gesehen hatten, auf die indogermanischen Völker beschränkt. Sie sind also spezifisch indogermanisch und daher berufen, als neue Bausteine für die Lösung des Indogermanenproblems zu dienen. Denn waren sie ein spezifisch indogermanischer Kulturbesitz und können wir sie lückenlos von der Gegenwart bis zum westeuropäischen Paläolithikum zurückverfolgen, so kann der Ausgangspunkt dieser Vorstellungen nur im europäischen Westen gesucht werden. Und wenn die spezifisch indogermanischen Vorstellungen im Westen Europas ihren Ursprung hatten, so muß das Gleiche auch für die Träger dieser spezifischen Vorstellungen gelten: die Indogermanen.

Digitized by Google

Die steinzeitlichen Kulturen am Mittelrhein.

Von A. Günther, Coblenz—L.

Ich beabsichtige durchaus nicht in meinen Ausführungen eine eingehendere Schilderung der bisher gemachten Funde der steinzeitlichen Kulturen am Mittelrhein zu geben. Diese sind bis auf einige erst in jüngster Zeit aufgedeckten Funde des Neolithikums in ausreichender Weise in den letzten Jahrzehnten und in den verschiedensten Zeitschriften: Bonner Jahrbücher, Nassauer Annalen, Westdeutsche Zeitschrift, Mannus, Prähistorische Zeitschrift u. a. eingehend veröffentlicht worden, so daß sie wohl im allgemeinen bekannt sein dürften. Bei der Tagung unserer Gesellschaft inmitten des Rheinlandes möchte ich nur einen kurzen Überblick über die bisherigen Ergebnisse und den Stand der Forschung in bezug auf die steinzeitlichen Kulturen am Mittelrhein geben und daran einige Betrachtungen anknüpfen. Wenn ich es vermieden habe, das Thema meines Vortrages auch auf den Niederrhein auszudehnen, so geschieht es aus dem Grunde, weil der Neandertaler Fund zur Genüge bekannt ist und — abgesehen von vielleicht einigen kleineren Gelegenheitsfunden geringerer Bedeutung — die hochwichtigen Entdeckungen und Feststellungen unseres verehrten Gesellschaftsmitgliedes, des verdienten Vorstandes und wohl auch eigentlichen Begründers des hiesigen prähistorischen Museums, Herrn Rektor Rademacher, Ihnen in dem von ihm geleiteten Museum vor Augen geführt und ihre bedeutendste Fundstätte an Ort und Stelle erläutert werden wird.

Abgesehen von dem noch etwa in das Gebiet des Mittelrheines einzubeziehenden, ebenfalls durch ein Mitglied unserer Gesellschaft, Herrn Geheimrat Bracht, entdeckten Acheuléen der Buchenlochhöhle bei Gerolstein und im Gegensatz zu den altpaläolithischen Funden am Oberrhein (Achenheim mit Acheuléen und Moustérien) und denen des Niederrheines (Neandertal und Kartsteinhöhle mit gleichen Einschlüssen) hat das Mittelrheingebiet uns bisher nur Funde des jüngeren Paläolithikums geliefert.

Zeitlich am ältesten und schon am längsten bekannt, wenn auch erst durch die Forschungen von Behlen (1905) und R. R. Schmidt (1908)

Digitized by Google

gesichert festgestellt, sind die Funde aus der Wildscheuer-Höhle bei Steeden, oberhalb Limburg a. d. Lahn, die schon seit 1820 durchwühlt, 1874 von Cohausen gründlicher, aber leider mit unzulänglichen Ergebnissen untersucht und ausgeräumt wurde. Glücklicherweise blieb bei dieser letzten Arbeit ein etwa 25 qm großer Erdblock stehen, an dem die genannten Forscher ihre Nachprüfungen vornehmen konnten. Nach den Feststellungen Schmidts fanden sich in der etwa ½ m unter der Oberfläche beginnenden, etwa 70 cm hohen Oberschicht die Knochen- und Steinwerkzeuge eines frühen Magdalénien mit einer nordischen Kleinfauna (Steppenpfeifhase, Lemming, Schneehuhn) und dem Ren. In der folgenden 60—70 cm hohen Schicht ein Spät-Aurignacien mit Pferd, Hirsch und Mammut, und in der unteren 60—80 cm hohen Schicht ein Hoch-Aurignacien. Höhlen sind im allgemeinen selten im Gebiet des Mittelrheines und meist nur in den Kalksteingebieten an der Lahn, im Soonwald über der Nahe und an der oberen Mosel vorkommend. Haben die Buchenlochhöhle und die Wildscheuerhöhle uns die Kunde von dem Aufenthalt des Menschen während der Diluvialzeit erbracht, so fehlen uns solche Aufschlüsse in den Kalksteinhöhlen des Soonwaldes bei Stromberg. Hier finden sich wohl die Reste der verschiedenen Diluvialtiere und sehr häufig ist der Höhlenbär vertreten, aber gesicherte menschliche Reste oder Artefakte sind, wohl mangels genügender Beobachtung, noch nicht festgestellt oder bekannt geworden. Immerhin ist es nicht unmöglich, daß auch hier, wie an anderen Orten unseres Gebietes, bei den unaufhaltsam fortschreitenden Ausbeutungs- und Abbauarbeiten noch in letzter Stunde solche Entdeckungen gemacht werden können. Jedenfalls ist ihre Beobachtung sehr der Aufmerksamkeit der Forscher und der Behörden zu empfehlen.

Zeitlich folgen sodann die von mir seit 1905 festgestellten und in den Bonner Jahrbüchern und im Mannus veröffentlichten Funde des Spät-Aurignacien in den Lößablagerungen auf den Mittel- und Hauptterrassen des Rheines und der Mosel von Kärlich, Rhens und Metternich, also in freien Ablagerungen. Hier fanden sich im jüngeren Löß über und neben den Knochenresten der großen quartären Tiere (Mammut, Rhinozeros, Höhlenbär, Bison, Pferd, Edel- und Riesenhirsch, Elch, Ren usw.) Silexartefakte und Feuerstellenreste. Wichtig war auch die Beobachtung verschiedener zeitlichen Oberflächen in der Bildung des jüngeren Löß, wie sie dann auch von Bayer in den österreichischen Lößablagerungen vorgefunden wurde. Diese Schichten sind meines Erachtens stratigraphisch außerordentlich wichtig, da sie unabhängig von absoluten Höhen- oder einzelnen Terrassenstufen vorkommen und dann sichere Gewähr für etwaige gleichalterige Ab- und Einlagerungen bieten. So z. B. finden sie sich bei Metternich in einer auf 78 m über N. N. gelegenen Grubensohle ansteigenden Lößwand und kehren in kaum 1 km Entfernung über einer um 30 m höheren Grubensohle in derselben Zahl und Anordnung wieder. Es zeigt sich also hier, daß verschieden hohe Mittel-

Digitized by Google

terrassen von denselben Lößablagerungen gleichzeitig überdeckt wurden und daß diese Deckung nur auf die äolische Ablagerung des Lösses zurückgeführt werden kann, wobei allerdings lokale Verschwemmungen nicht ausgeschlossen sind, wie eingelagerte Gerölle-, Kies- und Schieferschülferstreifen, je nach dem in der Nähe anstehenden oder lagernden Material, dartun. Wichtig war weiter die Beobachtung von vulkanischen Sandablagerungen innerhalb der Lößbildungen, die am mächtigsten in Kärlich festzustellen sind. Diese tragen mit zum Beweise bei, daß auch während der ganzen Diluvialzeit und innerhalb der Lößbildung Vulkanausbrüche tätig waren. So zeigt auch z. B. der Herchenberg im Brohltal inmitten der Lavamassen Löß eingebettet, der keineswegs durch Einschwemmung, sondern nur durch Ablagerung während einer Ruhepause der vulkanischen Tätigkeit dorthin gelangt zu sein scheint. Der diluviale Mensch am Mittelrhein war demnach nicht nur Zeuge des gegen Ende der Diluvialzeit bzw. zu Beginn des Alluviums eintretenden großen Bimssandauswurfes des Laacher See-Kraters, sondern er erlebte auch verschiedene Lava-, Tuff-, Traß- und Aschenauswürfe, mit denen wohl gewaltige Erderschütterungen und tektonische Bewegungen, Hebungen und Senkungen der Erdoberfläche verbunden sein mochten.

Wohl noch etwas unbestimmten Zeiten dürften die Funde von Feuersteinwerkzeugen im Löß des Unkelbachtales bei Remagen angehören, die früher von Schwarze und im letzten Jahre von Stehn beobachtet wurden.

Jedenfalls geben die bisherigen Funde und Feststellungen in den Lößablagerungen am Mittelrhein alle Veranlassung, den in den Stromgebieten des Rheins, der Mosel und der Lahn überall verbreiteten Lößablagerungen und ihren Aufschlüssen erhöhte Beachtung zu schenken. Insbesondere werden auch die Vorkommnisse des älteren Lösses noch eingehender zu untersuchen sein. Das ist ein Gebiet, auf dem sich ganz besonders die lokale Forschung verdient machen kann.

Die Solutréen-Kulturen sind bisher am Mittelrhein noch nicht beobachtet worden. Dagegen wurde im Jahre 1883 von Schaffhausen und C. Koenen eine wohlausgebildete Station des Magdalénien auf der Niederterrasse bei Andernach festgestellt. Sie lagerte auf der verlehmten Oberfläche eines jüngeren Lösses über einem alten Lavastrom. Die Fauna ist von der Metternicher, Kärlicher und Rhenser etwas verschieden: Mammut, Rhinozeros u. a. fehlen bereits, dafür sind mehr kälteliebende Tiere: Polarfuchs, Schneehuhn, Pfeifhase, Halsbandlemming usw. vorhanden. Von den Steinwerkzeugen sind nur etwas über 10 % aus Feuerstein, die große Mehrzahl aber aus oligozänem Quarzit von Muffendorf bei Bonn hergestellt. Am meisten bezeichnend für die Kulturreste sind die Schnitzwerke in Knochen und Geweih: Harpunen, Bohrer, Pfriemen und Nadeln und das bekannte aus Hirschhornkrone geschnitzte Vogelsköpfchen. Außer dem schon erwähnten Magdalénien der Wildscheuer-

Digitized by Google

Höhle und der Andernacher Station sind weitere Magdalénien-Kulturen im Mittelrheingebiet bisher nicht bekannt geworden. Gänzlich fehlen noch die Azilien-, die Tardenoisien- und die Campignien-Kulturen, von denen die beiden letzteren Rademacher im Niederrheingebiet bei Aachen und Muffet bzw. am Fliegenberg b. Troisdorf seit 1908 festgestellt hat.

Möglich, daß in dieser Periode der große Bimssandauswurf des Laacher See-Kraters stattfand, der weite Strecken des Mittelrheingebietes — von Mayen im Westen bis Marburg im Osten etwa 2200 qkm — mit seinen Aschenmassen bedeckte und wohl auch eine Besiedelungslücke nach sich zog. Deshalb ist die Möglichkeit aber nicht ausgeschlossen, daß diese Kulturen in den bimssandfreien Gegenden des Hunsrücken, der Eifel oder des Taunus noch angetroffen werden.

Wie schon häufiger erwähnt, bildet der Bimssand auf dem ganzen Gebiete seiner Verbreitung eine absolut sichere Grenze zwischen Alluvium und Diluvium, zwischen Neolithikum und Paläolithikum. Was an Kulturresten dieser Zeiten unterhalb der geschlossenen Bimssanddecke liegt, können wir unbestritten für paläolithisch, was oberhalb oder in sie eingebettet liegt, für neolithisch und jünger halten.

Von den neolithischen Kulturen am Mittelrhein ist am besten ausgeprägt und am hervorragendsten vertreten die Michelsberger oder Pfahlbaukeramik. Wie Schumacher, Reinecke u. a. nachgewiesen haben, zieht sich diese Kultur von der Nordschweiz beginnend gegen die obere Donau hin und dem Rhein talabwärts folgend, mit reichlichen Resten im Elsaß, Württemberg, Baden, Rheinhessen, Pfalz, Nassau und der Rheinprovinz, ins Neuwieder Becken und von hier abzweigend nach dem Nettetal und dem Maifeld hin. Ihre Ausläufer rheinabwärts scheint Rademacher in der Gegend von Cöln in gesicherten Gefäßresten am Scheuerbusch bei Wahn auf dem rechten Rheinufer festgestellt zu haben. Inwieweit sie die Seitentäler der Nahe und der Mosel aufwärts gestiegen ist, ist noch nicht festgestellt, doch scheint mir nach einigen Steinbeilfunden in der Nähe von Mesenich im sog. Cochemer Krampen an der Mosel ihr Vorkommen hier nicht ausgeschlossen.

Inmitten der Ebene des Neuwieder Beckens auf der linken Rheinseite zwischen Urmitz und Weißenturm wurde von 1898 an durch das Bonner Provinzialmuseum unter Leitung ihres Entdeckers Koenen und des Direktors Lehner wohl die größte bisher bekannte Festungsanlage der Michelsberger Kultur aufgedeckt und festgestellt. Mit der Nordseite sich unmittelbar an den Rhein anlehnend, dehnt sie sich im großen, etwas unregelmäßigen Bogen ungefähr halbkreisförmig landeinwärts aus. Ihre größte Ausdehnung in der Sehne des Bogens, dem Rheinufer entlang, beträgt etwa 1275 m, ihre größte Ausdehnung landeinwärts etwa 840 m, im ganzen bedeckt sie einen Flächeninhalt von rund 100 ha. Breite Doppelgräben von je $7\frac{1}{2}$ bis $8\frac{1}{2}$ m Breite und 3—4 m Tiefe, in einem Abstand von etwa 11 m, auf

Digitized by Google

dem sich vielleicht ein Wall aus den bei den Gräbenanlagen gewonnenen Erdmassen erhob, und eine in 7 m weiterem Abstand errichtete Palisadenwand, wehrten die Angriffe von der Landseite ab. Lehner hält es nicht für ausgeschlossen, daß die Anlage ursprünglich wie die anderen der gleichen Zeit bei Mayen, auf dem Michelsberg und bei Lengyel in Ungarn ein Oval bildete, dessen dem Rheine zugekehrte Seite erst allmählich durch die Abtragung der Ufer beseitigt worden sei. Doch hält er auch eine schon ursprüngliche Anlehnung an den Rheinstrom, der ausreichenden Schutz bot, nicht für ausgeschlossen und man möchte wohl dieser Auffassung beistimmen. Die gleichfalls von Lehner und dem Provinzialmuseum unter Beihilfe des Mayener Geschichts- und Altertumsvereins in den Jahren 1908 und 1909 aufgedeckte Mayener Festung ist in der Form eines Ovals auf einem Plateau angelegt, das nach dem Nettetal erst sanft geneigt, dann steiler abfällt. Sie hat eine Ausdehnung von etwa 360 zu 225 m und ist von einem 2,65 bis 4 m breiten Sohlgraben, hinter dem vielleicht ein Wallaufwurf war, und einer in etwa 19 bis 30 m Abstand von ihm errichteten Palisadenwand umzogen.

Zahlreiche Tore und Ausgänge mit ungefähr gleichen Schutzanlagen wurden bei beiden Festungsbauten festgestellt.

Die beiden großen Anlagen lassen auf eine recht zahlreiche Bevölkerung der Gegend und auf wohlgeordnete Gemeinwesen schließen, denen die Festungen nicht nur als Wohnplätze, sondern hauptsächlich wohl als Fliehburgen bzw. Refugien dienten. Verhältnismäßig gering ist die Zahl der Wohnstätten im Innern. Bei Mayen fanden sich solche bisher nur zwischen dem Graben und der Palisadenwand, bei Urmitz war anfangs die Zahl der im Sohlgraben angelegten Wohngruben der bis dahin im Innern festgestellten Zahl dieser Anlagen gleich. Doch fanden sie sich im Laufe der Zeit noch überall auf dem Gebiet der Urmitzer Festung und häufig Gruppen von Wohngruben im Innern. Vielfach enthielten diese Gruben in der oberen Füllung Hallstatt-Inventar und mochten daher früher als aus dieser Zeit stammend angesehen worden sein.

Die aus den Sohlgräben wie aus den Wohngruben der Anlagen von Urmitz und Mayen erhobenen Gefäßreste und Scherben sind von den gleichen Formen wie in den Ansiedlungen von Schierstein, dem Michelsberg u. a.: Tulpenbecher, eiförmige Gefäße mit Schnurösen, Gefäße mit Trichterrand, Gefäße mit Tupfenschmuckleisten, glockenförmige Schüsseln, Schöpfkellen, Tonlöffel, Backteller mit Tupfenschmuck auf dem Rande, usw. Sehr mannigfaltig an Formen wie an Material sind die Werkzeuge aus Knochen, Hirschhorn und Stein. Besonders die letzteren. Herr Dr. Mordziol hatte die Freundlichkeit, die von mir aus Wohngrubenfunden bei Urmitz erhobenen Steingegenstände mineralogisch zu bestimmen. Neben großen sägeförmigen Klingen, kleinen Messern, Schabern, Kratzern, Bohrern, Schuhleistenkeilen und zum Teil schon fazettenartig geschliffenen Beilen und Meiseln aus echtem Feuerstein,

Digitized by Google

fanden sich solche aus feinkörnigem Braunkohlensandstein, Diabas, devonischem Quarzit, konkretionärem Kalk aus den oberen Coblenz-Schichten, Kieselschiefer und verwittertem Silex aus dem Venn. Unter den verschiedenen Werk-, Mahl- und sonstigen Arbeitssteinen: Reibsteine aus Quarzit, Trachyt vom Siebengebirge und aus hartem Buntsandstein; sog. Kornquetscher aus feinkörnigem Buntsandstein und aus dichtem roten Sandstein; Spinnwirtel und Arbeitssteine aus poröser und dichtgefügiger Lava; Klopfsteine aus sehr dichtem Taunus- oder Hunsrückquarzit; Stücke aus Quarzporphyr, Kieselknolle der oberen Coblenz-Schichten, cambrischem Quarzit aus dem hohen Venn, vulkanische Tuffe aus dem Siebengebirge, Kieselschiefer, Schiefer, eisenhaltige und andere Gangquarze usw. Soweit diese Stücke nicht aus dem Flußgerölle oder aus in der Nähe befindlichen Lagen gewonnen sind, läßt sich ihre Herkunft vorwiegend aus nordwestlichen Gegenden nachweisen. Ähnliche Feststellungen an einigen Werkzeugen hat Lehner seinerzeit durch Rauff vornehmen lassen.

Auffallend ist noch das Fehlen von Grabstätten, meines Wissens hat Lehner erst ein Skelettgrab in dem Sohlgraben der Festung angetroffen. Hoffentlich findet sich hier noch ein Gebiet reichlicher Ausbeute! Selbst habe ich in Urmitz auch noch keine Grabstätte gefunden, dagegen ein Skelettgrab mit spärlicher Scherbenbeigabe auf der Höhe der Kärlicher Tongrube, dessen Schädel im Museum zu Coblenz aufbewahrt ist, während eine wohllöbliche Polizeibehörde die übrigen Reste beschlagnahmen und wieder beisetzen ließ.

Wie die Michelsberger Keramik, so kamen auch die Rössener und die Spiralmäanderkeramik vom Oberrhein und aus dem Main- und Lahntale rheinabwärts zum Neuwieder Becken, zweigen von hier nach dem Nettetal und auf das Maifeld ab und ziehen rheinabwärts weiter nach der Gegend von Cöln, nach Mechernich und nach Belgien (Lüttich).

Die Rössener Keramik fand sich schon bei den Lehnerschen Untersuchungen mit der Michelsberger vermischt im Gebiet der Urmitzer Festung vor, ganz in ähnlicher Weise wie auf dem Ziegelfelde von Dr. Peters in Schierstein und an anderen Orten. Spuren einer anscheinend größeren Siedlung konnte ich von 1903 ab oberhalb Urmitz, am Jägerhaus bei Mülheim feststellen. Neben Einzelfunden handelte es sich um mehrere Wohngrubenfunde und regelrecht zusammengesetzte und mit Steinen überdeckte Scherbenhaufen. Die Gefäßformen gleichen vollständig den bei Limburg, Wiesbaden und in Rheinhessen gefundenen. Die gleichfalls von Dr. Mordziol vorgenommene mineralogische Bestimmung der in den Wohngruben aufgefundenen Arbeitssteine ergab neben Schabern oder Messern aus Silex: Reibsteine aus feinkörnigem Diabas des Dillenburger Bezirkes, aus Kersantit der Gegend von Langenschwalbach und aus Grauwacke; Mahlsteine aus devonischem Taunusquarzit usw., und ließ auf eine südöstliche Herkunft schließen. Außer im Neuwieder Becken ist die Rössener Keramik am Mittelrhein gesichert festgestellt

Digitized by Google

bei Limburg, den vorläufig noch in kleinen Scherben gefundenen Gefäßresten bei Rübenach, Gering und Polch auf dem Maifelde. Nach den Funden einzelner Steinbeile zieht sie auch nach dem Hunsrück und im Brohltal aufwärts.

Die nach ihrer Herkunft und Verbreitung im Mittelrheingebiet schon erwähnte Spiralmäanderkeramik scheint hier zuletzt entdeckt worden zu sein. Die ersten vollständigen Gefäße besaß wohl das Kölner Prähistorische Museum aus Kretz im Nettetal. Vereinzelte Scherben konnte ich am Jägerhaus bei Mülheim und auf dem Gebiet der Urmitzer Festung erheben. Ebenso hat Bodewig einige reich und zierlich geschmückte Gefäßscherben bei Oberlahnstein gefunden. Die reichste Ausbeute der letzten Jahre und der letzten Tage aber ist dem Provinzialmuseum in Bonn zugefallen, und zwar bei der Aufdeckung von Siedlungen dieser Zeit bei Plaidt im Nettetale und bei Polch auf dem Maifelde. Die Plaidter Siedlung stellt sich nach dem vorläufigen Berichte Lehners als ein größeres Wohngebäude aus Holz und Lehm dar, dessen Pfostenlöcher zum Teil noch gefunden wurden, dessen Grundriß aber nicht mehr ganz festzustellen war, da er teils durch spätere Latène-Gräber, hauptsächlich aber durch die Ausbeutung einer Traßgrube zerstört war. Die Siedlung erhob sich auf einer Anhöhe über dem Nettetal. Neben dem Wohnhause fanden sich einige steinzeitliche Wohn- oder Abfallgruben vor. Das Anwesen war in elliptischer Form und in einer Ausdehnung von etwa 80 zu 100 m mit einer hölzernen Umzäunung oder Palisadenwand umgeben. Massenhafte Scherben von reichverzierten bomben- und halbkugelförmigen Gefäßen fanden sich vor, aus denen sich über 30 Gefäße, Töpfe und Näpfe wieder herstellen ließen. Außerdem wurde eine große Anzahl Steingeräte, sog. Schuhleistenkeile, Beile, Messer und Meisel, mehrere Spinnwirtel aus Ton, Hornpfriemen, Hüttenlehm usw. gefunden.

Über die Polcher Siedlung ist mir noch nichts näheres bekannt, außer daß mir von einem Bekannten gleichzeitig mit der Mitteilung von der Bonner Grabung einige kleine reichverzierte Gefäßscherben überbracht wurden. Hoffentlich erfahren wir bald näheres über beide Siedlungen, durch die von Lehner für das in allernächster Zeit erscheinende Heft der Bonner Jahrbücher versprochene Abhandlung über Plaidt und in absehbarer Zeit auch über Polch.

Von der Schnur- und der Zonenbandkeramik sind weniger Gefäßfunde aus dem Gebiet des Mittelrheines bekannt, wohl aber sind ihre Hämmer und Beile, wie auch die fein geschliffenen Nephritärte, sowohl im Rheintal, wie auf den Höhen der Eifel, des Hunsrücken, des Westerwaldes und des Taunus verbreitet. Gefäße und Scherben der Schnurkeramik sind mir außer einem Schnurbecher von Lohmar b. Siegburg im Kölner Museum hauptsächlich nur aus dem Gebiete des Neuwieder Beckens bekannt: meist schlichte Töpfe mit einigen Schnurgurten und einfache glatte und bauchig geschweifte kleine, ziemlich rohe Gefäße. Von der Zonenbandkeramik besitzt

Digitized by Google

das Bonner Museum mehrere schöne Gefäße aus Weißenturm, Andernach und Miesenheim im Nettetal. Gleichfalls aus dem Nettetal stammt ein schöner Becher von Ruitsch im Mayener Museum. Selbst konnte ich einen zierlichen großen Becher aus einem mit Schieferplatten überdeckten Skelettgrabe aus der nächsten Nachbarschaft der Urmitzer Festung und ein roher gearbeitetes Töpfchen erlangen, über die ich seinerzeit im „Mannus" berichtete. Außerdem eine Schale von Kärlich und Scherben vom Jägerhaus b. Mülheim.

Hoffentlich finden sich bei der weiten Verbreitung der Steinbeile und Meisel auf dem Mittelrheingebiet bald auch dazu gehörige Gefäße, die sie doch wohl begleitet haben dürften. Bei der Menge an Steinwaffen, wie sie z. B. das Trierer Museum besitzt und die in größerer Zahl von der Cordeler Hochmark herrühren, muß es geradezu überraschen, nicht einen einzigen gesicherten neolithischen Scherben dort zu finden. Dasselbe ist noch in vielen anderen Museen der Fall. Allerdings haben manche dieser Steinbeile sich erst nach größeren Irrfahrten in den sicheren Hafen der Ruhe des Museums gerettet, so fand sich ein schöner großer Steinhammer des Trierer Museums im Pflaster eines Stalles verarbeitet und ein anderer daselbst jahrelang als Gewicht einer Hausuhr dienend vor.

Nachtrag.

Bei den neuen Funden von Feuersteingeräten aus dem Unkelbachtale bei Remagen des Herrn E. Stehn handelt es sich, wie ich seinem Berner Vortrage entnehme (Korresp. Blatt d. dtsch. anthropol. Ges. 1913, S. 56 ff., namentlich S. 58), um Aurignacien, das genau den Funden von Munzingen entspricht und daher auch das vielumstrittene Aurignacienalter dieses badischen Fundortes im Sinne Bayers bestätigt. **G. K.**

Digitized by Google

Ältere und jüngere Spiralmäanderkeramik.

Von Sanitätsrat Dr. Karl Koehl, Worms.

Mit 53 Textabbildungen.

In den letzten Jahren sind in der Rheinprovinz zwei neolithische Gefäßfunde gemacht worden, die in mehrfacher Hinsicht von besonderer Bedeutung sind und eingehende Beachtung verdienen, namentlich in chronologischer Beziehung, worauf noch niemand bis jetzt hingewiesen hat und auch noch niemand hinweisen konnte.

Da wir nun in diesem Jahre gerade in den Rheinlanden tagen, so dürften diese beiden Funde Ihr besonderes Interesse erregen, zumal Sie beide ja sehen und studieren können, und so werden Sie denn auch gern etwas über ihre genauere Zeitstellung und über analoge Funde vernehmen wollen.

Die beiden Gefäßfunde stellen geschlossene Funde dar, also Funde, deren sämtliche Fundstücke einer ganz bestimmten, eng umschriebenen Zeit- und Kulturperiode angehören und nicht durch frühere oder spätere Zutaten beeinflußt sind.

Der erste Fund wurde bei Kretz am Laacher See gemacht und besteht aus etwa einem Dutzend Gefäße. Weitere charakteristische Gegenstände wurden dabei nicht gefunden. Er befindet sich im hiesigen prähistorischen Museum und ist bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden.

Der zweite Fund wurde bei Plaidt a. d. Nette erhoben und setzt sich zusammen aus 36 Gefäßen, 94 Scherben und mehreren Geräten. Er wird im Provinzialmuseum in Bonn verwahrt und wurde von Lehner im Röm.-German. Korresp.-Blatt IV 1911, Nr. 3 und V 1912, Nr. 4, beschrieben[1]).

Die beiden Funde gehören derjenigen Stufe der neolithischen Keramik an, die ich mit dem Namen „Spiralmäanderkeramik" bezeichnet habe, und diese wiederum stellt eine Kulturperiode dar, welche nach meinen strati-

---

[1]) Neuerdings eingehender beschrieben und mit mehr und besseren Abbildungen versehen in den „Bonner Jahrbücher", Heft 122.

Digitized by Google

graphischen Untersuchungen als jüngste der vier bandkeramischen Perioden zu betrachten ist.

Um nun die beiden rheinischen Funde richtig beurteilen zu können, müssen wir sie mit analogen geschlossenen Funden aus dieser keramischen Stufe in Vergleich bringen und da kommt dann als bedeutendster und wichtigster die Ausbeute des großen Hockergräberfeldes von Flomborn in Betracht, die ich in den Jahren 1901—1903 gemacht und deren keramische Funde ich in der „Wormser Festschrift" beschrieben und abgebildet habe.

Derartige Gräberfunde sind nun in bezug auf ihre Geschlossenheit natürlicherweise noch beweiskräftiger als Wohnstättenfunde, wie sich das ja auch leicht einsehen läßt. Denn während auf den Wohnplätzen nach Verlassen der früheren Bewohner nach kürzerer oder längerer Frist wieder ein anderes Volk sich niederlassen und seßhaft machen kann, und dabei Erzeugnisse der jüngeren Kultur sich leicht mit denen der älteren mischen können, bleiben Gräber von solchen Störungen verschont, denn bis zur Tiefe des Skelettes dringt so leicht kein fremder Gegenstand, oder es ist die Störung bei der Untersuchung alsdann leicht zu erkennen.

Es zeigt sich nun bei einem Vergleiche der Keramik dieser rheinischen Funde mit der des Flomborner Hockerfriedhofes, daß beide durchaus voneinander verschieden sind, sowohl bei den meisten Gefäßen in der Form, als auch bei allen in der Art der Verzierung. Nicht ein einziges der vielen Flomborner Gefäße hat ein Seitenstück in einem der beiden rheinischen Funde. Nur fünf Flomborner Scherben, die zu vier verschiedenen Gefäßen gehören, (W. Festschr. Taf. VII 10a, 10b und Taf. IX 3—5) machen davon eine Ausnahme. Sie allein lassen sich mit letzteren in der Verzierungsart vergleichen.

Es fiel mir das eigentümliche Verhalten dieser fünf Scherben schon bei der Ausgrabung auf und auch bei der später folgenden Untersuchung mehrerer spiralkeramischer Wohnplätze in der Umgebung von Worms fand diese Beobachtung noch häufigere Bestätigung, wie die meisten der Scherben, die a. a. O. Taf. IX 17—47 abgebildet sind, beweisen. Allein damals genügte dieses Material noch nicht zu einer chronologischen Scheidung dieser beiden Typen, denn da war ja gerade erst durch die Entdeckung des Flomborner Friedhofes die Spiralmäanderkeramik als besondere, eine ganz bestimmte Kulturperiode charakterisierende Keramik erkannt worden. Vorher hatte man davon überhaupt keine Ahnung gehabt. Man sprach damals von dieser Keramik nur als von der Bandkeramik im allgemeinen, höchstens unterschied man Bogen- und Winkelbandkeramik. Ob man aber unter der letzteren nun Winkelbänder der Spiralmäanderkeramik, der Hinkelstein- oder Rössener Keramik vor sich habe, das war niemand imstande anzugeben.

Erst im Laufe der Jahre bei der immer intensiveren Erforschung der spiralkeramischen Wohnplätze in der Umgebung von Worms, wo bald die

Digitized by Google

eine, bald die andere dieser zwei Gefäßarten mehr in den Vordergrund trat, gewann ich die Überzeugung von der chronologischen Verschiedenheit dieser beiden keramischen Typen. Ich habe auch dieser Ansicht schon mehrmals Ausdruck gegeben, zuletzt im „Mannus" Bd. IV[1]).

Wenn es mir nun gelingen sollte, so sagte ich mir damals, einmal einen Fundplatz zu entdecken, auf dem, umgekehrt wie auf dem Flomborner Friedhofe, beinahe ausschließlich diese neue Gefäßgattung auftreten würde, dann wäre damit der Beweis erbracht, daß beide Stufen zeitlich aufeinander gefolgt sind, denn weil beide Fundplätze alsdann unweit voneinander in derselben Gegend gelegen sein müssen, so kann es sich dabei unmöglich um eine lokale, sondern nur um eine chronologische Verschiedenheit handeln. Und diese Entdeckung gelang mir denn auch alsbald.

Im vorigen Jahre hatte ich bei der Untersuchung zonenkeramischer Hockergräber auf der Rheingewann von Worms, die schon so viele steinzeitliche Entdeckungen geliefert hat, auf ihrem südlichsten Teile, der „unteren Platt", eine spitzovale Wohngrube im Verhältnis von 5,5 : 18 m aufgefunden, die hauptsächlich Scherben dieser neuen Art geliefert hat. Es fanden sich unter anderem darin die beiden charakteristischen Gefäße Abb. 14 und 15, auf die ich hernach noch zu sprechen kommen werde; sie ließen sich aus Scherben wieder zusammensetzen und ergänzen[2]).

Bei der weiteren Untersuchung dieses Wohnplatzes, der sich über ein Gebiet von etwa 30 Morgen erstreckt, habe ich im Frühjahre noch zehn verschieden große Wohngruben ausgegraben und darin eine erhebliche Anzahl verzierter Scherben gefunden, aber, was besonders zu beachten ist, in den 11 Gruben zusammen nur 11 Scherben der Flomborner Gattung. Es besteht also hier dasselbe Verhältnis der Gefäßmischung, nur in umgekehrter Reihenfolge, wie auf dem Gräberfelde von Flomborn.

Es dürfte sich empfehlen, diese neue Gefäßgattung, weil sie durch die Entdeckung dieses Wormser Wohnplatzes, wie wir weiter sehen werden, erst in das richtige Verhältnis zur Flomborner Keramik getreten ist, vorerst mit dem Namen „Wormser Keramik" zu bezeichnen.

Untersuchen wir nun an der Hand der Abbildungen, welche besondere Unterscheidungsmerkmale jeder dieser beiden keramischen Stufen eigentümlich sind und welche als die ältere und welche als die jüngere von beiden anzusehen sein dürfte.

---

[1]) Neuerdings auch im Bericht über die Tagung des Süd- und Nordwestdeutschen Verbandes in Göttingen S. 21.

[2]) Diese sowohl wie auch die übrigen Gefäße wurden in vollendeter Weise zusammengesetzt und ergänzt im Röm.-Germ. Zentral-Museum in Mainz, während die aufs genaueste ausgeführten Zeichnungen von unserem Museumsassistenten Dr. Grill stammen.

Digitized by Google

Bei der Slomborner Keramik herrscht vor allem, sehen wir von der Flasche und der Schale ab, das Bomben- oder Kürbisgefäß vor. Nirgends ist am Halse der Gefäße eine Einschnürung zu erkennen, die ihnen ein birnförmiges Aussehen verleiht.

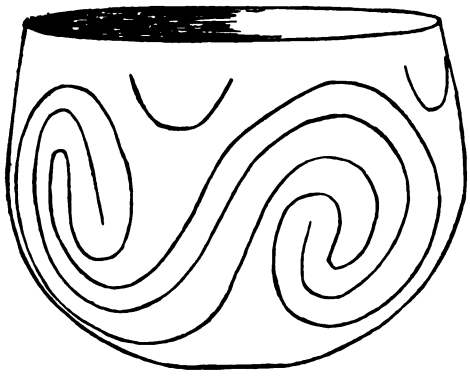


Abb. 1.
Slomborn. Grab IV. (Festschrift VII, 3.)
H. = 13,5 cm, Dm. = 18 cm.

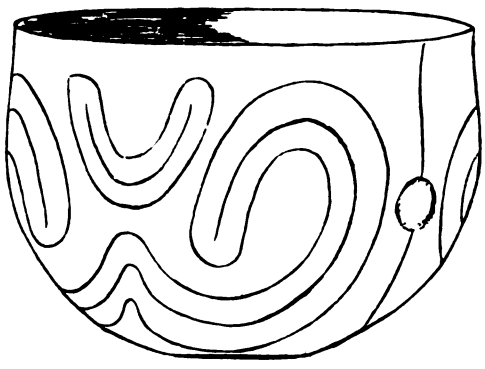


Abb. 2.
Slomborn. Grab XXXIX. (Festschrift VII, 5.)
H. = 13 cm, Dm. = 18,5 cm.

Alle Gefäße haben nur eine kleine, kaum angedeutete Standfläche. Die Ornamente bestehen durchweg aus Spiralen, Mäandern, Wellenlinien und

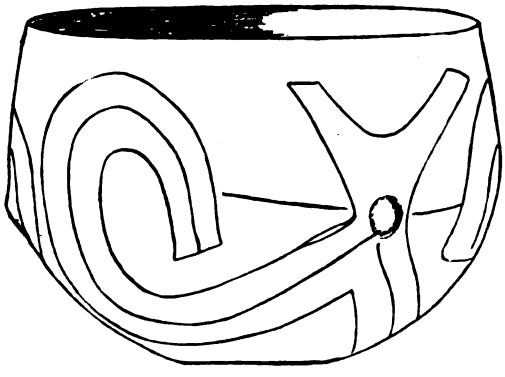


Abb. 3.
Slomborn. Grab XXXVI. (Festschrift VII, 6.)
H. = 13,5 cm, Dm. = 19,5 cm.

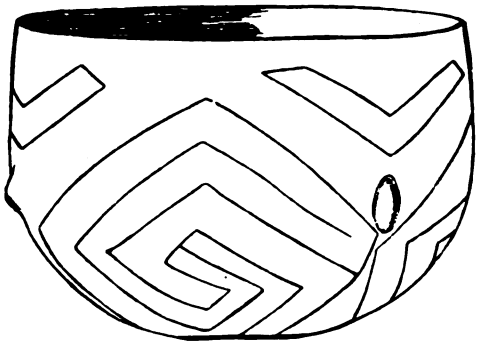


Abb. 4.
Slomborn. Grab IX. (Festschrift VIII. 5.)
H. = 12,5 cm, Dm. = 18,3 cm.

Ovalverzierungen. Ein einziges Gefäßchen, das eine Ausnahme zu machen scheint und mit aus je drei parallelen Linien bestehenden Strichbündeln anscheinend ganz unregelmäßig verziert ist (a. a. O. Taf. VIII 15), läßt bei näherer Betrachtung erkennen, daß je vier dieser Strichbündel eine mäanderartige Figur bilden. Alle Spiralen und Mäander zeigen die einfache, strenge und

Digitized by Google

stilvolle Art der Linienführung ohne jede Zutat, mit Ausnahme einer häufig erscheinenden mittleren Führungslinie und weniger Striche und Punkte. Was es demnach mit den „wilden Orgien, die auf der Gefäßwand gefeiert" sein sollen, mit dem „regellosen Schnörkelwerk der Ornamente" und dem „wilden Schnörkelwerk als Zeichen einer degenerierten Spätkultur" (!) auf sich hat, das zu beurteilen, kann ich getrost den Fachmännern überlassen. Die Zwickelfelder sind regelmäßig ausgefüllt mit entsprechenden Füllmustern. Dann findet keine Mischung der Ornamentmotive statt, und sollte einmal Spirale und Mäander auf einem und demselben Gefäße vorkommen, wie bei der charakteristischen Flomborner Flasche (a. a. O. Taf. VIII 2) Abb. 5, dann sind beide über- oder nebeneinander angeordnet und durch eine Linie voneinander geschieden.

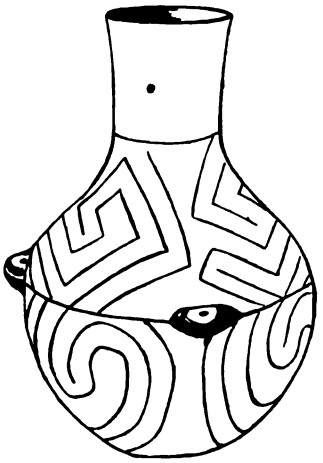


Abb. 5.
Flomborn. Grab XXVIII.
(Festschrift, Tafel VIII, 2.)
H. = 17,6 cm, Dm. = 11,5 cm.

Was nun die Wormser Keramik anbetrifft, so könnte man sie, wenn nicht Farbe und Brand der Gefäße ganz gleich wären mit der Flomborner Keramik und nicht die

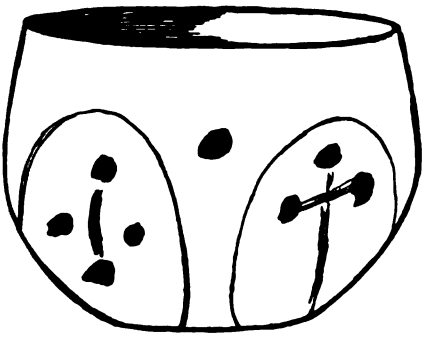


Abb. 6.
Monsheim. Landwehr.
H. = 6 cm, Dm. = 8,5 cm.

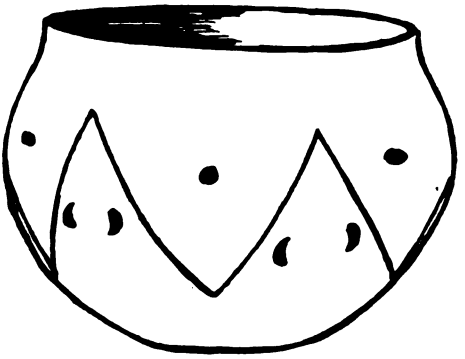


Abb. 7.
Osthofen.
H. = 6,5 cm, Dm. = 9 cm.

Spirale, der Mäander, die Wellenlinie und die Ovalverzierung ebenfalls vorkämen, für eine völlig verschiedene Keramik halten, so viele andere Verzierungsmuster erscheinen bei ihr. Aber auch die Form des Gefäßes hat sich bereits verändert; es erscheinen wohl noch Bomben- oder Kürbisformen, jedoch bei weitem herrscht das am Hals eingezogene, das birnförmige Gefäß, vor.

Digitized by Google

Von den Ornamenten, die sofort und am auffälligsten den Unterschied zwischen dieser Keramik und der Glomborner erkennen lassen, fällt zunächst die Randverzierung in die Augen. Sie pflegt nur bei einer ganz geringen Anzahl von Gefäßen zu fehlen, während sie bei der Glomborner Keramik so gut wie gar nicht vorkommt. Sie besteht gewöhnlich, wie man aus den

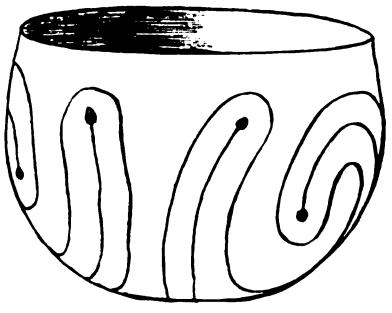


Abb. 8.
Monsheim I. Neolithischer Wohnplatz. Kapelläcker und Wachenheimer Pfad. H. = 10,5 cm, Dm. = 15 cm.

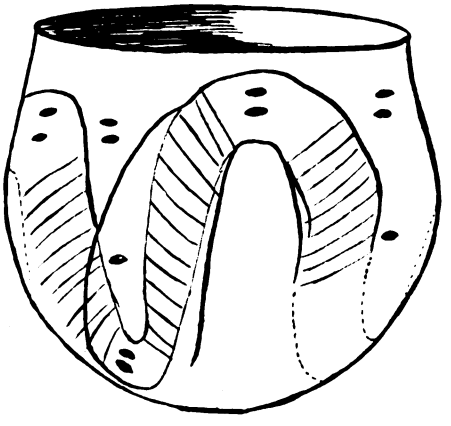


Abb. 9.
Esselborn-Kettenheim. Neolithischer Wohnplatz. H. = 10 cm, Dm. 11,5 cm.

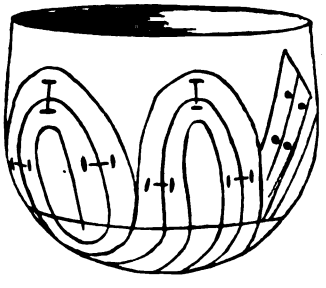


Abb. 10.
Monsheim I. Neolithischer Wohnplatz. Kapelläcker und Wachenheimer Pfad. H. = 10,1 cm, Dm. = 12,5 cm.

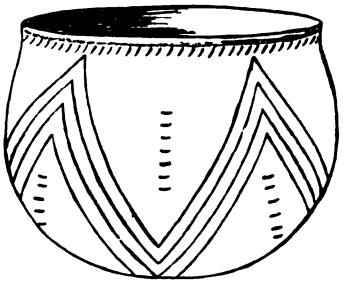


Abb. 11.
Mölsheim I. Neolithischer Wohnplatz. H. = 10,2 cm, Dm. = 13 cm.

Abbildungen erkennen kann, aus einer oder mehreren Reihen von eingestochenen, häufig prismatisch geformten Punkten, aus Strichen oder einer Rädchenverzierung.

Die Spirale und der Mäander besitzen nicht mehr die mittlere Führungslinie, sondern sind immer erfüllt mit Strichen, Punkten, kleinen Kreisen oder Ellipsen, Schraffierungen und Gitterwerk oder mit Rädchenverzierungen; diese Ornamente haben ihre strenge, einfache Linienführung verloren, sind von bizarrer Form und beinahe immer mit anderen Ornamentmotiven, wie

Digitized by Google

Stich- und Zickzackbändern, Arkadenbögen, rechteckigen Verzierungen usw. kompliziert. Die Zwickelverzierung nach Art der Flomborner Gefäße kommt jetzt wegen Einführung des Randornamentes nur äußerst selten noch vor.

Auch die Wellenlinie erscheint meist in anderer Form wie bei der Flomborner Keramik, gewöhnlich sind es zwei ineinandergreifende Wellenlinien, bei welchen der Wellenberg der einen sich in das Wellental der anderen

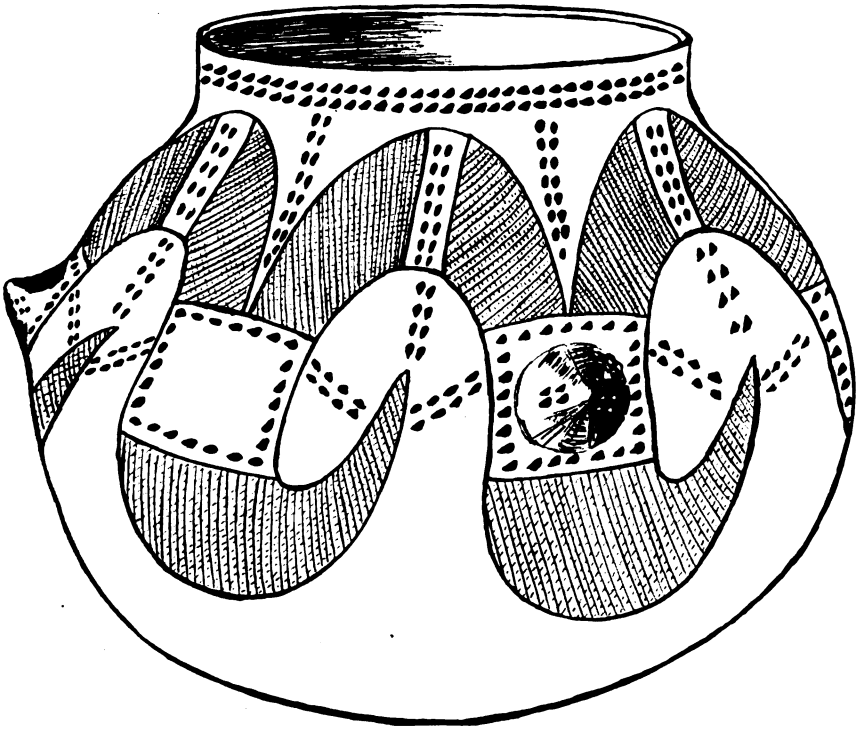


Abb. 12.
Monsheim I. Neolithischer Wohnplatz. Kapelläcker und Wachenheimer Pfad.
H. = 18 cm, Dm. = 21,5 cm.

einschiebt. Auch sie erscheint selten rein, sondern meist kompliziert mit eingestochenen Zickzack- oder Winkelbändern, Punkten und Strichen.

Während wir bei der Flomborner Keramik keine Stich-, Winkel- oder Zickzackbänder kennen gelernt haben, erscheinen diese jetzt außerordentlich zahlreich und in allen möglichen Abarten, so daß sie an Zahl bei weitem die Bogenbandverzierungen übertreffen. Eine kurze statistische Zusammenstellung dürfte die bisher behandelten Verhältnisse am besten beleuchten: Aus den 11 Gruben des Wormser Wohnplatzes wurden erhoben: Verzierte Gefäßscherben (von jedem Gefäß nur eine Scherbe gezählt): 176. Darunter Flomborner Keramik: 11, Wormser Keramik: 165. Unter letzterer sind Scherben

Digitized by Google

mit Randverzierung: 77, ohne Randverzierung: 11; Scherben mit Bogenbandverzierung: 25, mit geradlinigen Verzierungen: 140.

Lassen wir nun entsprechend dem bisher Ausgeführten die einzelnen Abbildungen an uns vorüberziehen, so werden wir bei Betrachtung der Abb. 1 bis 5 im Vergleich mit den Abb. 12 bis 15 sofort den großen Unterschied der beiden keramischen Stilarten erkennen (Abb. 1 bis 5 unter anderen schon in

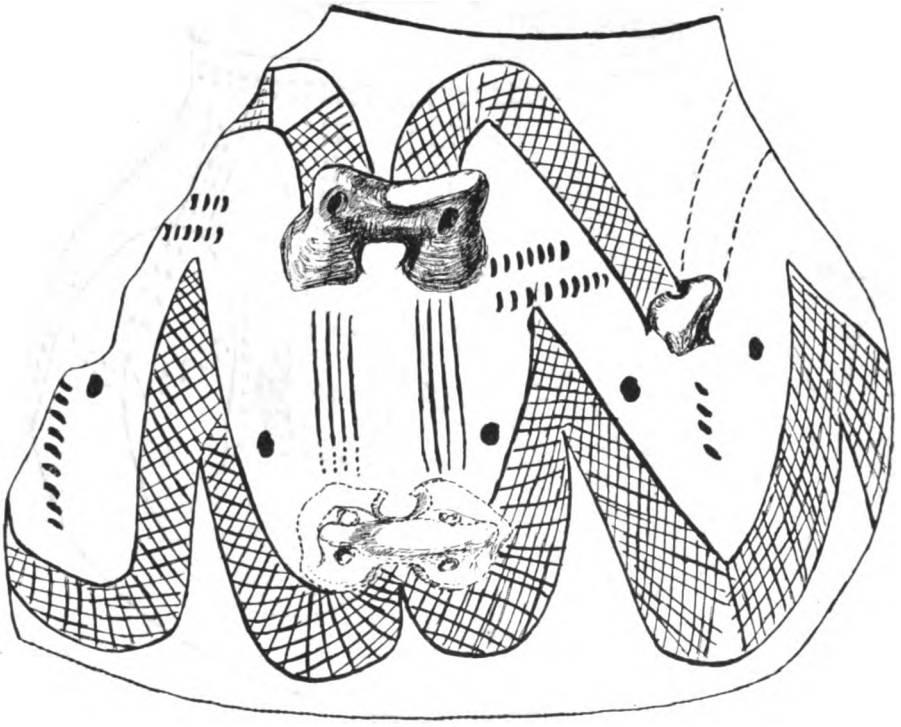


Abb. 13.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/2 Originalgröße.

der Wormser Festschrift abgebildet). Während Abb. 5 das charakteristische Glomborner Spiralmäandergefäß darstellt, gehört wohl Abb. 6, das mit senkrecht gestellten Ovalen, mit kreuzartigen Verzierungen und halbmondförmigen Stichpunkten ornamentiert ist, noch derselben Keramik an, während Abb. 7 schon deutlich den Einfluß der Wormser Keramik durch seine am Hals eingezogene Form und seine Zickzacklinien verrät. Abb. 8 ist noch ein reines Glomborner Gefäß, dagegen scheint Abb. 9 gerade der Übergangszeit zur Wormser Keramik anzugehören, denn es zeigt schon etwas eingezogenen Hals und sein Verfertiger scheint anfangs beabsichtigt zu haben, eine Glomborner Spirale anzulegen, hat sich dann aber eines anderen besonnen und eine

Digitized by Google

solche mit Querstrichlagen angefüllte zur Ausführung gebracht. Auch Abb. 10 ist noch ein Gefäß der Flomborner Gattung, dagegen stellt Abb. 11 ein typisches Gefäß der Wormser Keramik dar: Einziehung am Halse, Randverzierung und Zickzackband treten auf. Am vollkommensten wird das jedoch bewiesen durch das schöne Gefäß Abb. 12[1]), wo die Einziehung am Hals besonders ausgesprochen ist. Die Verzierung am Rand, sowie die übrige Stichpunktverzierung sind mittels eines prismatisch geformten Models erzeugt. Das Hauptornament besteht aus 6 Arkadenbögen, die von rechteckigen, gebuckelten und ungebuckelten Feldern ausgehen und zum nächsten Felde hinziehen, sowie aus Spiralhaken, die sich an die rechteckigen Felder nach unten anschließen und in einer scharfen Spitze endigen. Arkadenbögen

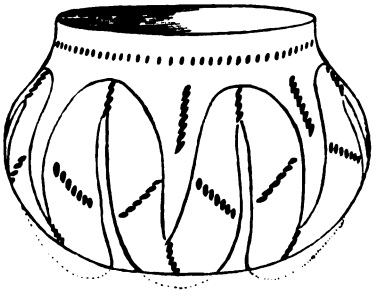


Abb. 14.
Worms. Rheingewann („Untere Platt"). Wohnplatz. H. = 10 cm, Dm. = 14,5 cm.

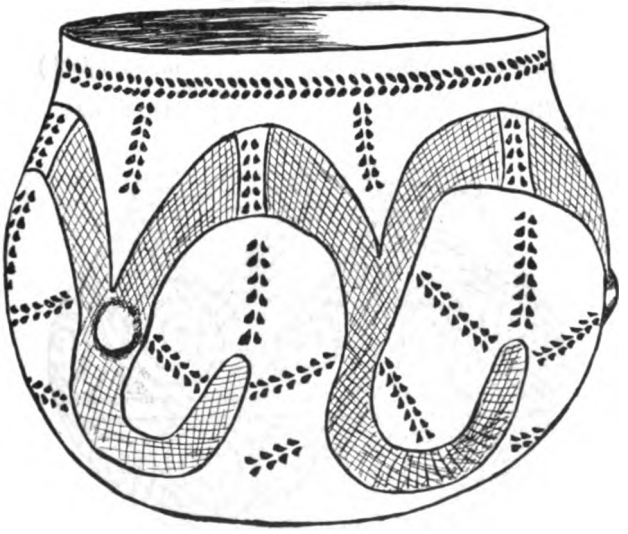


Abb. 15.
Worms. Rheingewann („Untere Platt"). Wohnplatz. H. = 13 cm, Dm. = 16 cm.

und Spiralhaken sind mit feinen Schraffierungen, in denen sich weiße Paste zeigt, ausgefüllt. Ein weiteres Ornament bildet ein aus einge-

[1]) Die Gefäße Abb. 10, 11 und 12 sind schon „Mannus" Bd. IV, S. 65 abgebildet und behandelt worden.

Digitized by Google

stochenen Punkten bestehendes Zickzackband, das über das ganze Gefäß hinwegläuft. Wir sehen damit zum ersten Male die Vereinigung von

Abb. 16.
Sauerbach. (Großh. Landesmuseum in Darmstadt.)
H. = 25 cm, Dm. = 31 cm.
(Prähist. Zeitschr. II, 1910, 1. Heft, Abb. S. 52.)

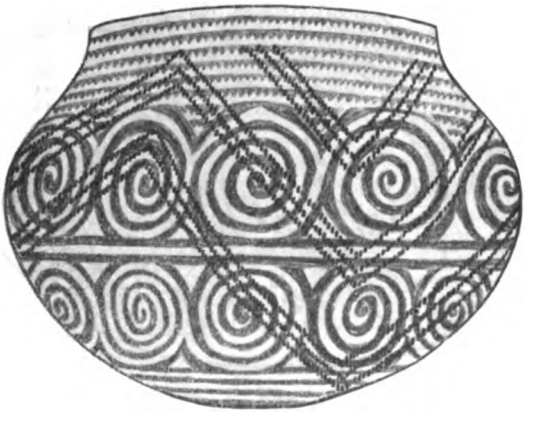


Abb. 17.
Schárka (Burgwall bei Liboc).
(Mannus III. Heft 3—4. Tafel XXX. Prähist. Zeitschr. II. 1910. 2./3. Heft. Abb. S. 134. c.)

Bogenband- und Winkel- oder Stichbandsystemen, die gewissermaßen das eigentliche Leitmotiv der Wormser Keramik darstellt. Die Verbindung von Arkadenbögen mit daranhängenden Spiralhaken erscheint häufig, sie bildet

Digitized by Google

wohl das vollendetste Ornament dieser Gefäßstufe, das wir auch unter den beiden rheinischen Funden mehrmals angewendet sehen. Arkadenbogen und Spiralhaken erscheinen hier ebenfalls als miteinander vereinigte Motive.

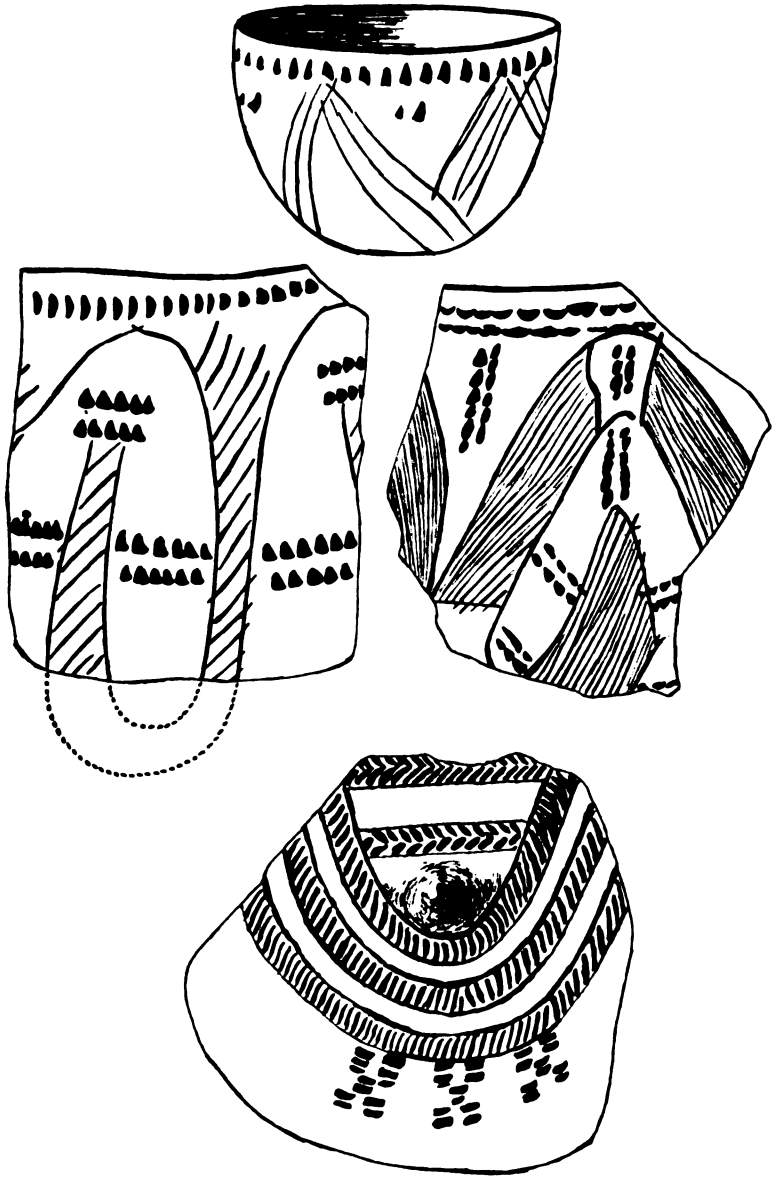


Abb. 18.
Worms. Rheingewann „(Untere Platt"). Gefäß: H. = 6 cm, Dm. = 8,5 cm.
1/2 Originalgröße.

Digitized by Google

Während wir letzteren schon in der Flomborner Keramik als eigenes Ornament auftreten sehen (a. a. O. Taf. VII 7 und 12), zeigt uns Abb. 13, daß auch die Arkadenbögen selbständig vorkommen[1]). Hier ziehen sie vom Henkel zur Schnuröse und auf einen solchen mit ausgespartem Feld folgt ein anderer ohne Feld. Darunter ist ein oben spitzwinkliges, unten abgerundetes Zickzackband angebracht, dessen Spitzen nach oben, ähnlich den doppelten Wellenlinien, in die Öffnungen der Arkadenbögen eingreifen. Abb. 14 zeigt uns ein solches Motiv der ineinandergreifenden Wellenlinien, das auch häufig erscheint. Es ist ebenfalls vereint mit einem punktierten Zickzackband. Abb. 15 zeigt uns wieder ein Gefäß wie Abb. 12, nur fehlen

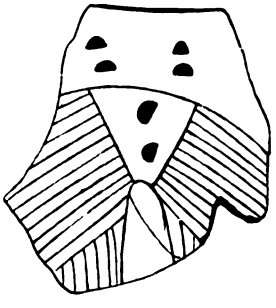


Abb. 19.
Osthofen.
1/3 Originalgröße.

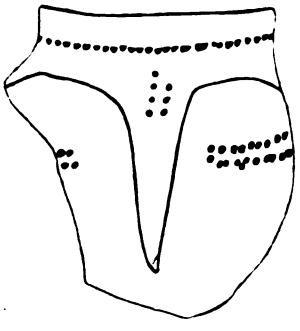


Abb. 20.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/3 Originalgröße.

Abb. 21.
Flomborn. (Wohnplatz.)
(Festschr. Tafel IX, 32.)
1/2 Originalgröße.

hier die ausgesparten viereckigen Felder zwischen Arkadenbögen und Spiralhaken. Letztere haben hier ein kolbiges Ende.

Abb. 16 und 17 von Gefäßen aus Sauerbach in Oberhessen und aus der Schárka in Böhmen sind des Vergleiches wegen hier wiedergegeben. Das erste ist ein solches Gefäß mit ineinandergreifenden Wellenlinien, wo Wellenberg und Wellental als weitere Verzierung je zwei doppeltschraffierte Dreiecke tragen. Eine Verbindung mit Winkel- oder Stichband fehlt hier, dagegen ist sie in sehr charakteristischer Weise

[1]) Ein sehr gutes Beispiel für die Verwendung des Arkadenbogens und des Spiralhakens als Einzelornamente bieten die von Ritterling veröffentlichten keramischen Funde aus Wiesbaden (Mitteil. des Vereins für Nass. Altertumskunde u. Geschichtsforschung 1908, Nr. 2 und 3). So sehen wir bei dem Gefäß S. 69 zwei Reihen nach oben und unten reichender Arkadenbögen und bei der auf S. 67 abgebildeten Gefäßscherbe über der Schnuröse einen vereinzelten Spiralhaken angebracht. Die übrigen Ornamente dieser prächtigen schwarzen Scherbe bilden Zickzackbänder, die gleich dem Spiralhaken mit Gitterwerk erfüllt sind. Diese, wie die damit vereinten Stichverzierungen sind mit weißer Masse inkrustiert.

Digitized by Google

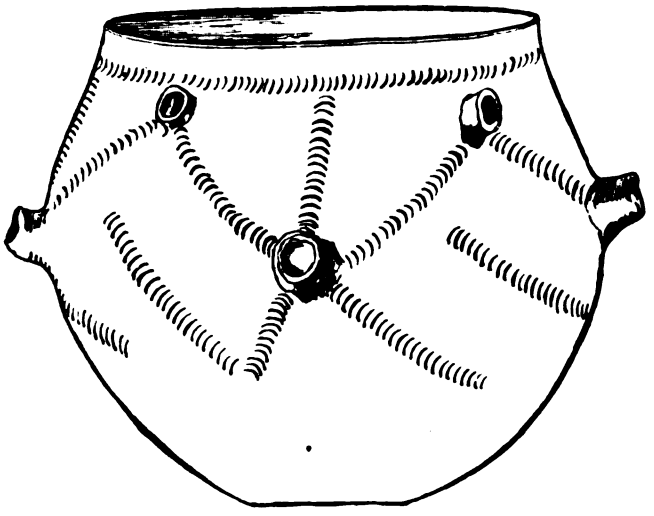


Abb. 22.
Monsheim II. Neolithischer Wohnplatz. Landwehr. H. = 19 cm, Dm. = 22 cm.

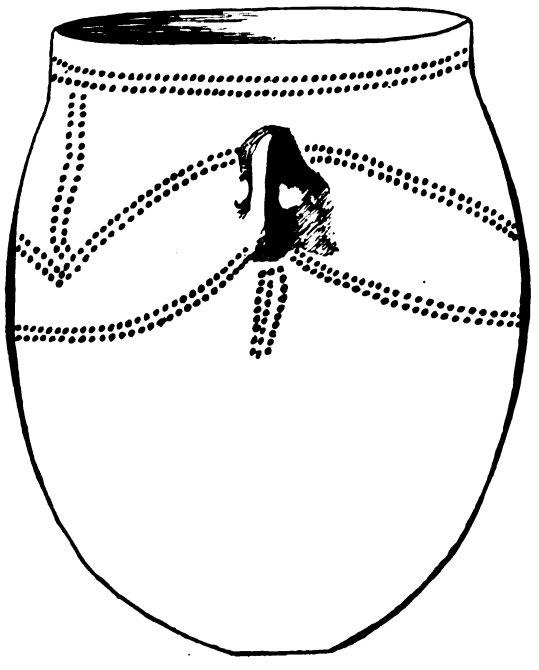


Abb. 23.
Monsheim I. Neolithischer Wohnplatz. Kapelläcker und Wachenheimer Pfad.
H. = 45 cm, Dm. = 42 cm.

Digitized by Google

bei Abb. 17 zu sehen. Hier sind die beiden miteinander vereinigten Verzierungsarten, Stichband- und Spiralverzierung, selbstverständlich gleichzeitig

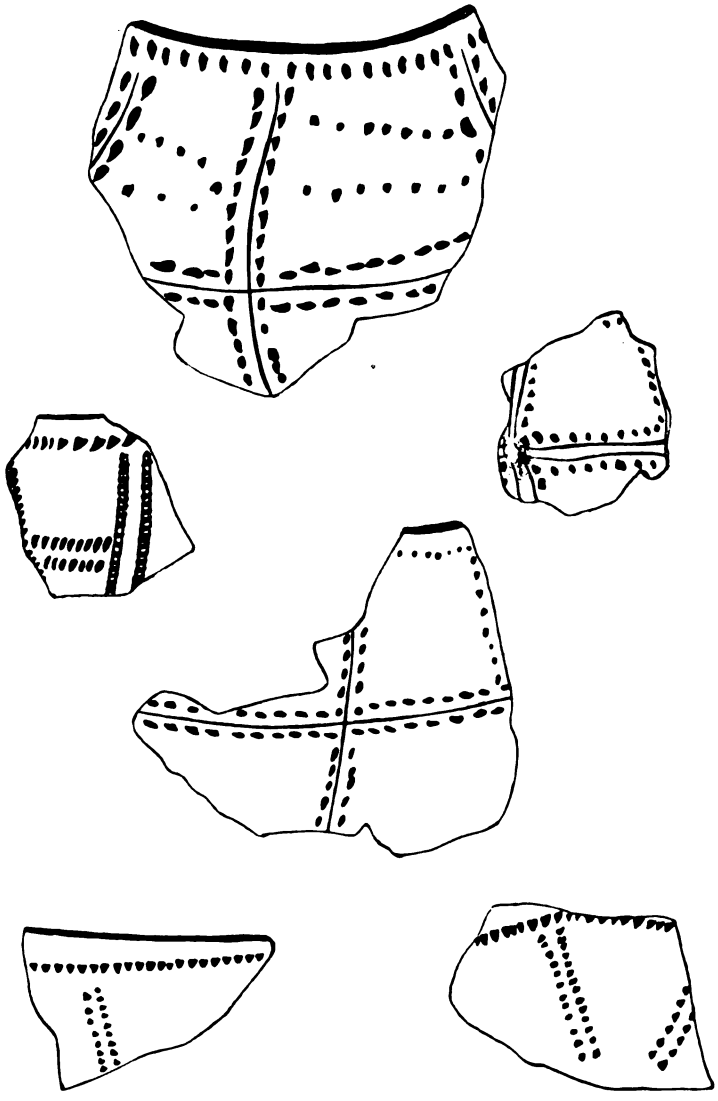


Abb. 24.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/2 Originalgröße.

entstanden, nur ist die zuletzt ausgeführte Spiralverzierung nach der in Böhmen üblichen Art durch Bemalung erzeugt, während das zuerst dar-

Digitized by Google

gestellte doppelte Stichband noch die für die Spiralmäanderkeramik charakteristische Zwickelverzierung aufweist.

Abb. 18 rechts zeigt eine Scherbe mit flüchtig gezeichneter Darstellung des Arkadenbogens, Spiralhakens und Stichbandes, während in Abb. 18 links

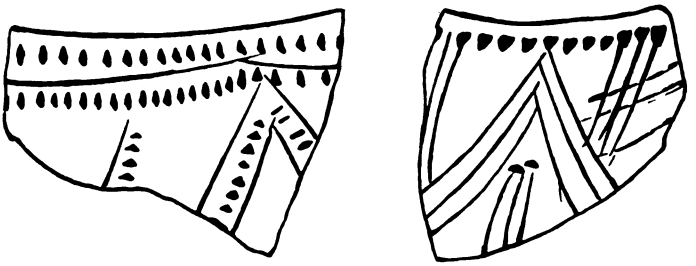


Abb. 25.
Kriegsheim.
1/2 Originalgröße.

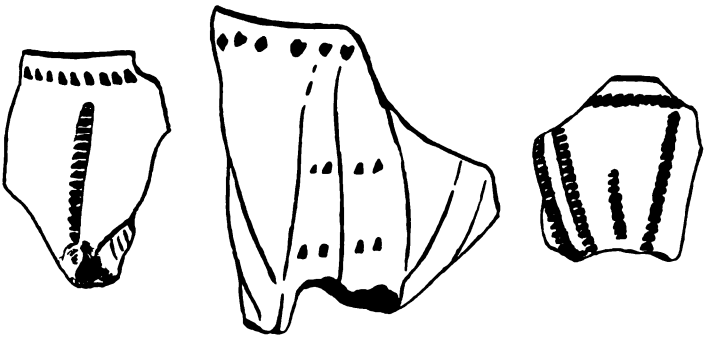


Abb. 26.
Monsheim I.
1/2 Originalgröße.

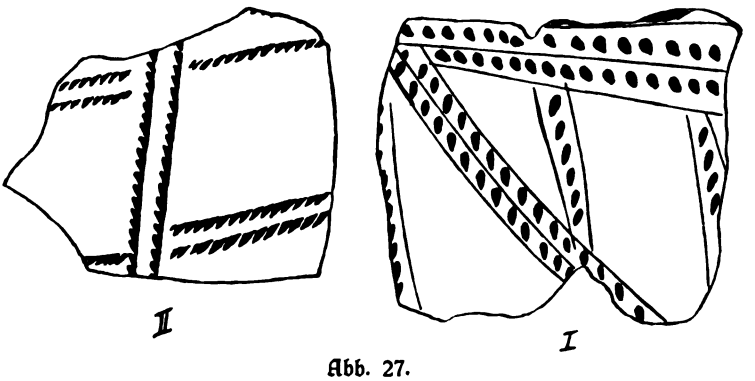


Abb. 27.
Monsheim.
1/2 Originalgröße.

Digitized by Google

ein richtiger „laufender Hund“ zur Darstellung gelangt ist, also eine Reihe von Spiralen, die alle durch eine fortlaufende Linie gebildet sind. Selbstverständlich fehlt hier die Verbindung von Rechteckfeld und Spiralhaken; verbunden ist dagegen das Motiv mit einem wagrecht verlaufenden Stichband.

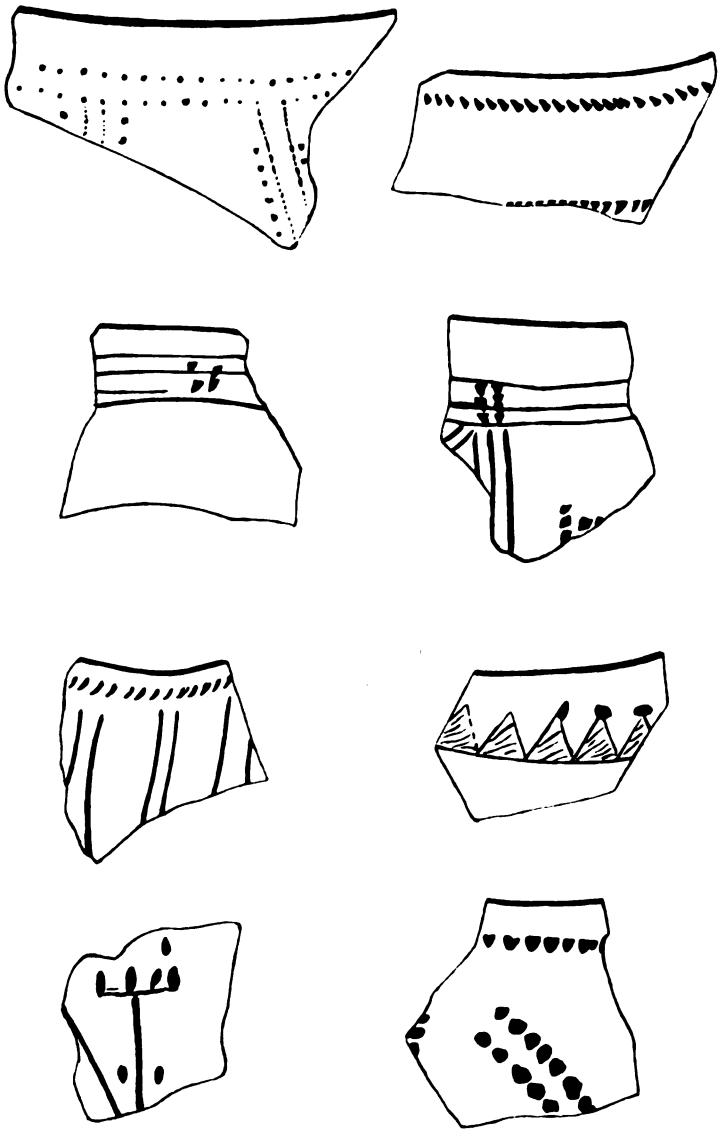


Abb. 28.
Worms. Rheingewann („Untere Platt“).
1/2 Originalgröße.

Digitized by Google

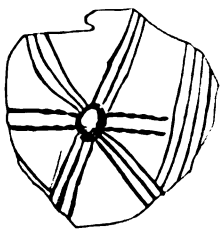
Von Abb. 18 unten werden wir später zu sprechen haben. Abb. 19 stellt eine Scherbe dar, auf der man die aus Halbmonden bestehende Randverzierung, einen Teil des Arkadenbogens und des Spiralhakens erkennt. Abb. 20

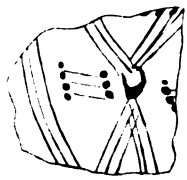
Abb. 29.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/2 Originalgröße.

Digitized by Google

läßt uns eine aus einer Linie und Abb. 21 (a. a. O. Taf. IX 32) eine nur aus Stichpunkten bestehende Wellenlinie erkennen.

Damit kommen wir zu der aus lauter Stichpunkten — ohne jede Linie! — bestehenden Verzierungsart[1]). Sie ist in dieser Keramik sehr





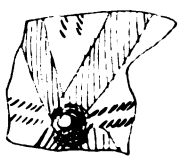


Abb. 30.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/3 Originalgröße.

Abb. 31.
Mölsheim II.
1/2 Originalgröße.

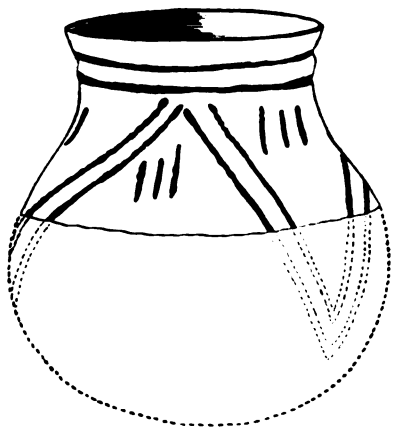


Abb. 32.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/3 Originalgröße.

verbreitet, so daß man oft versucht ist, geradezu von der „Stichkeramik" und „Stich- und Strichreihenkeramik" zu reden, welche Namen jedoch etwas davon völlig Verschiedenes bezeichnen.

[1]) Bärthold (Präh. Zeitschr. Bd. V. H. 1/2. S. 278) erwähnt auch, daß nicht selten Mäander und Spiralen in runden oder dreieckigen Eindrücken „ohne Linien" ausgeführt seien, sowie daß ein Gefäß mit Fingernageleindrücken verziert wäre und Kossinna hat im „Mannus" (Bd. IV. H. 1/2. S. 51. Anm.) ein Gefäß aus Dingelstedt erwähnt und später auch abgebildet, bei dem die Spiralverzierung im Furchenstich ausgeführt worden ist (Kossinna, D. deutsche Vorgeschichte usw. 1912, Abb. 41).

Digitized by Google

Abb. 22 ist ein sehr bezeichnendes Gefäß dieser Gattung. Alle Ornamente bestehen aus Stichverzierungen, sogen. „Fingernageleindrücken", die aber jedenfalls mit einem eigenen Model hergestellt worden sind. Nächst dem Randornament zieht ein Winkelband von je einem der großen zu einem der kleinen, vertieften Gefäßfortsätze über das Gefäß hinweg und außerdem noch ein senkrechtes Band von ersteren nach dem Randornament hinauf. Interessant ist auch hier wieder die Vereinigung mit einem anderen Ornament, dem Mäander, die dadurch zustande kommt, daß je zwei Armen des Winkelbandes drei weitere Arme nach unten hin zugefügt wurden. Bei Abb. 23 bestehen alle Verzierungen aus eingestochenen Punkten. Außer dem Randornament umziehen das Gefäß zwei von Henkel zu Henkel laufende Girlanden, ohne jedoch durch sie hindurch zu ziehen. Die obere ist außerdem noch durch ein Band mit dem Randornament verbunden, während die untere an jedem der drei Henkel eine quastenähnliche Hängeverzierung trägt. Die Henkel sind durch diese Anordnung in das Ornament mit hineinbezogen. In Abb. 24 bis 32 sind noch weitere Scherben von stich- und strichverzierten Gefäßen dargestellt. Ein häufig wiederkehrendes Ornament bilden aus Stichpunkten

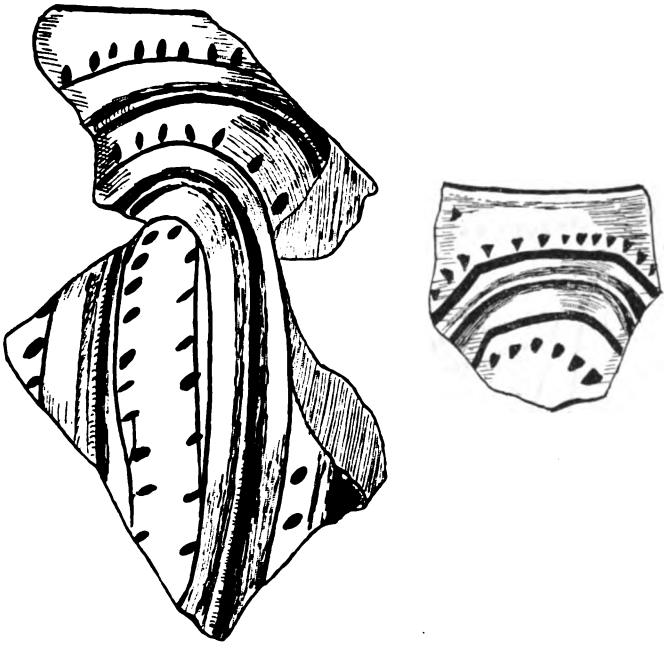


Abb. 33.
Marnheim-Weiherhof. Monsheim I.
1/2 Originalgröße.

Digitized by Google

hergestellte Rechtecke, Abb. 24 und 27, die auch manchmal durch Diagonalen geteilt sind, Abb. 27 rechts. Abb. 33 und 34 unten gehören Gefäßen an, die

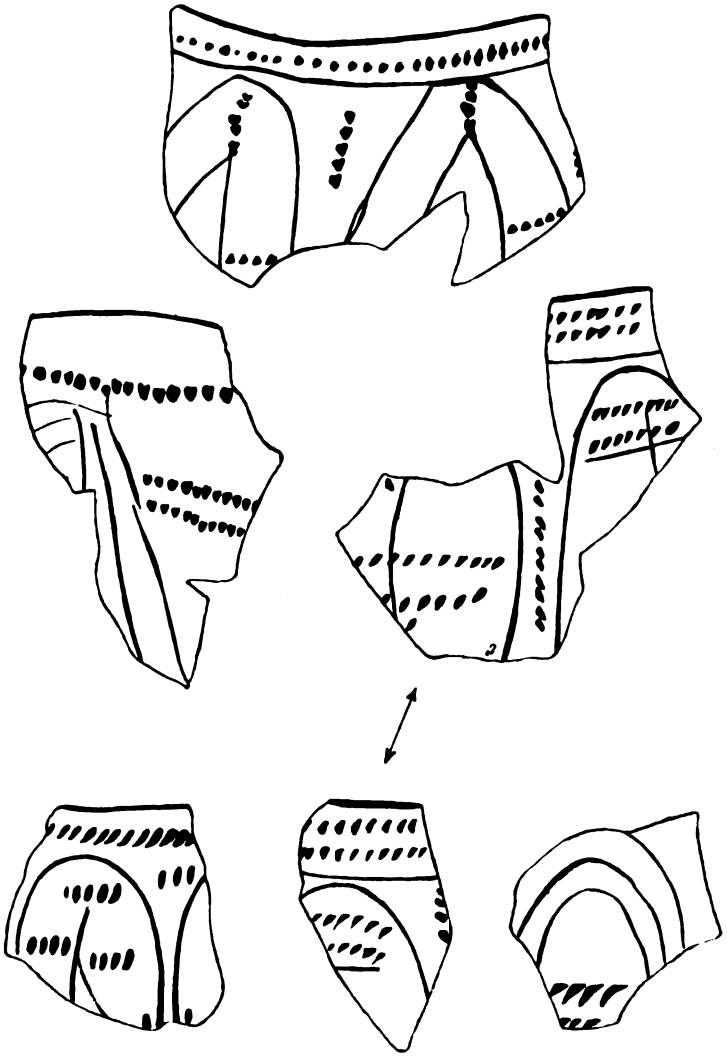


Abb. 34.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/2 Originalgröße.

mit senkrecht nebeneinander gestellten Ovalen oder Ellipsen verziert sind, ein häufig vorkommendes Ornament. Abb. 34 (Pfeil) zeigt zwei Scherben, die mit anderen Scherben nachträglich noch zu einem Gefäße zusammengesetzt

Digitized by Google

und ergänzt werden konnten. Manchmal sind diese Ellipsen auch schräg gestellt, aber auch horizontalliegende gelangen zur Darstellung. Abb. 33 sind Bruchstücke zweier Gefäße, die mit solchen Ellipsen in erhabener Arbeit belegt sind, von denen je zwei konzentrisch zueinander gelagert und mit Punkten und Strichen verziert sind. Abb. 35 zeigt noch Scherben mit solchen plastisch dargestellten Leisten und sie begrenzenden Strichverzierungen.

Bevor ich die Wormser Keramik kannte, war ich geneigt, die in Abb. 35 links gezeigte, in der Nähe eines spiralkeramischen Wohnplatzes gefundene Scherbe ihres Brandes, ihrer Verzierungsart und Profilierung wegen für fränkischer Herkunft zu halten, weil sie der fränkisch-allemannischen Keramik am

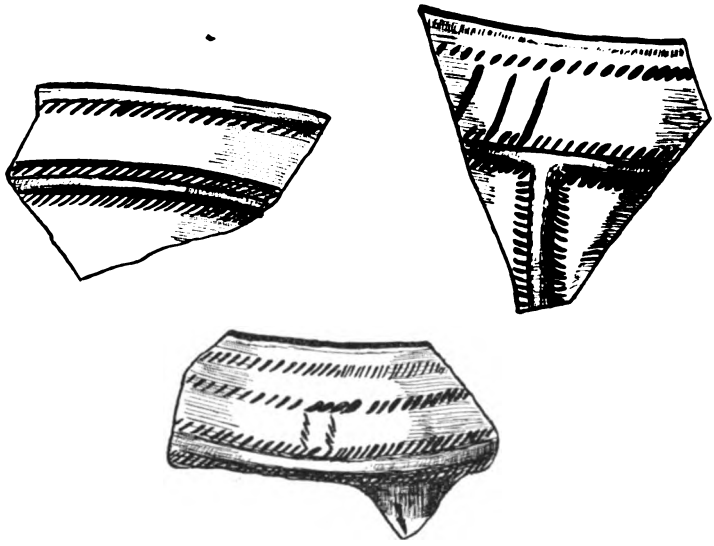


Abb. 35.
Mölsheim I. Monsheim II. Kriegsheim.
1/3 Originalgröße.

nächsten verwandt schien. Und doch war ich jahrelang im Zweifel darüber, bis mich dann ähnliche Scherben, sicher spiralkeramischer Herkunft, ihre wahre Abstammung vermuten ließen. Mit der Entdeckung der Wormser Keramik war dann jeder Zweifel beseitigt. Abb. 36 und 37 unten zeigen Scherben, die alle mit dem Rädchen verziert sind. Durch scharfes Aufsetzen und Eindrücken des Rädchens bei der Erzeugung solcher bandartiger Verzierungen in geringer Entfernung voneinander entsteht leicht eine wulstförmige Erhöhung in der Mitte, und diese vielleicht zufällig entstandene Leiste wurde hernach auch eigens als Ornament verwendet. So sehen wir viele plastische Ornamente ohne gleichzeitige Anwendung des Rädchens auftreten. Bei Abb. 38 sind alle Ornamente durch das Rädchen erzeugt, dabei treten die zwischen den Ornamenten befindlichen Flächen mehr oder weniger plastisch hervor. Ebenso

Digitized by Google

bei den Scherben Abb. 36. Abb. 39 bis 41 laſſen uns noch mehr Scherben mit ſolchen plaſtiſchen oder leiſtenähnlichen Verzierungen erkennen. In Abb. 42

Abb. 36.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/2 Originalgröße.

werden einige Scherben ohne Randverzierung gezeigt, bei denen die Stich- und Strichverzierungen bis dicht an den Gefäßrand heranreichen.

Digitized by Google

Abb. 43 bis 45 stellen Gefäßfortsätze oder henkelartige Ansätze dar von mehr oder weniger bizarrer Form, die der Wormser Keramik, wie wir gesehen haben, eigentümlich ist und in der Flomborner nicht erscheint. Abb. 46 bis 52

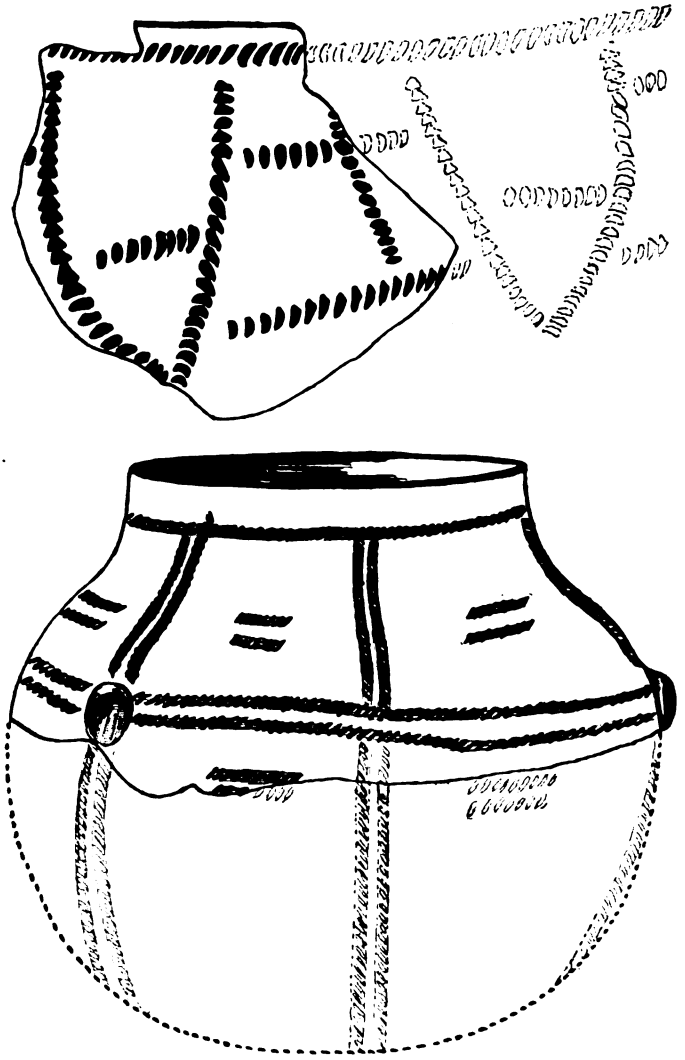


Abb. 37.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/3 Originalgröße.

zeigen uns unverzierte, größere und kleinere Vorratsgefäße und Schalen. Namentlich bei den letzteren sehen wir schon die breit angelegte, flache Standfläche auftreten, die bei den Flomborner Gefäßen noch unbekannt ist.

Digitized by Google

Untersuchen wir nun, welche von beiden Stilarten, Slomborner und Wormser, als die ältere, welche als die jüngere anzusehen ist. Werfen wir in dieser Absicht nun noch einmal einen Blick auf die Gefäße, Abb. 1 bis 5, und vergleichen sie mit den Abb. 12 bis 15 wiedergegebenen, so werden wir sofort

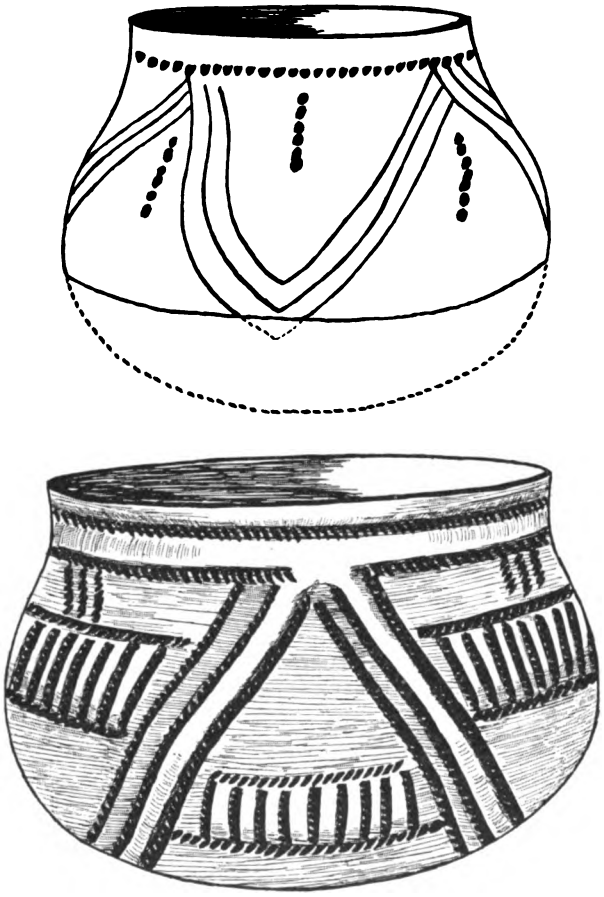


Abb. 38.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
H. = 10,5 cm, Dm. = 15,5 cm.
1/2 Originalgröße.

zu der Überzeugung kommen, daß die letzteren Formen sich aus den ersteren entwickelt haben müssen und nicht umgekehrt; daß das birnförmige Gefäß demnach jünger sein muß als das bomben- oder kürbisartige Gefäß. Ferner läßt auch die größere Bodenfläche bei der Wormser Keramik wohl den Schluß zu, daß sie die jüngere Form sein dürfte. Noch in stärkerem Maße als bei den Gefäßformen drängt sich uns diese Überzeugung auf bei dem Vergleich der Ornamente

Digitized by Google

beider Stilarten. Bei der Flomborner Keramik die strenge, einfache Linienführung des Ornamentes ohne weitere Zutaten, bei der Wormser Keramik

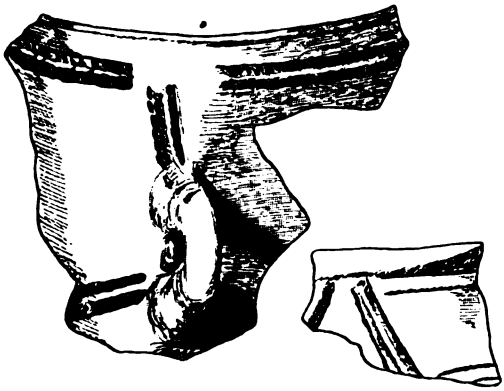


Abb. 39.
Wachenheim.
1/3 Originalgröße.

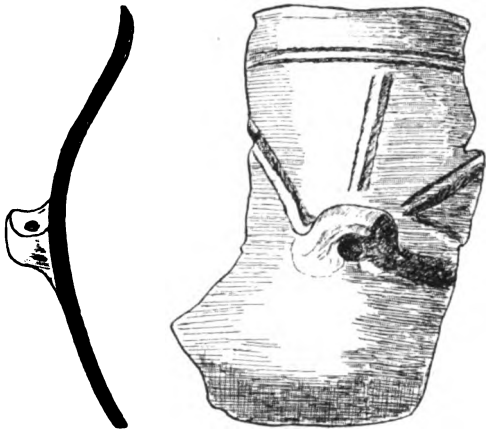


Abb. 40.
Monsheim I. Kapelläcker und Wachenheimer Pfad.
1/6 Originalgröße.

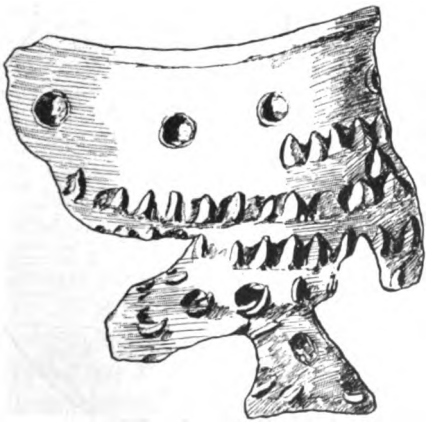


Abb. 41.
Monsheim II. Landwehr.
1/3 Originalgröße.

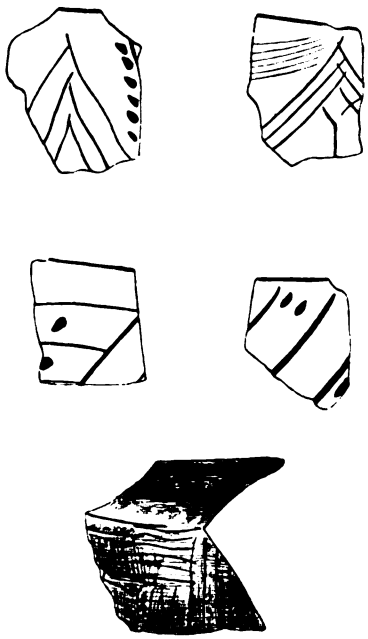


Abb. 42.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/3 Originalgröße.

Digitized by Google

die Vermengung verschiedener Ornamente, Verschnörkelung, ja eine gewisse Entartung der Motive. Es wird demnach auch hier das einfache Ornamentsystem das ältere und das komplizierte das jüngere sein, nicht umgekehrt.

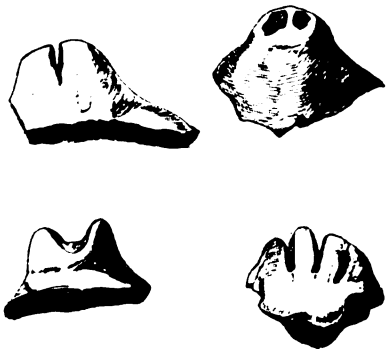


Abb. 43.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/3 Originalgröße.

Abb. 44.
Monsheim II.
1/3 Originalgröße.

Abb. 45.
Osthofen.
1/3 Originalgröße.

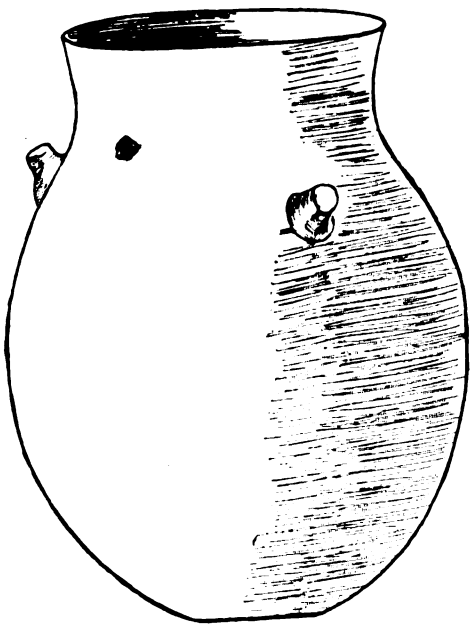


Abb. 46.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
H. = 47 cm, Dm. = 36,5 cm.

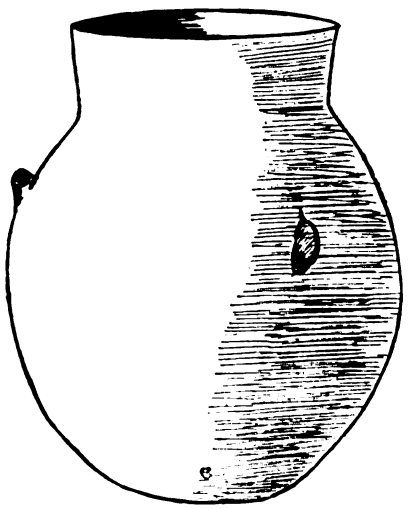


Abb. 47.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
H = 56,5 cm, Dm. = 47,5 cm.

Digitized by Google

Auch die Anwendung vorgeschrittener technischer Hilfsmittel wie die des Rädchens oder des Rollstempels läßt diesen Schluß gerechtfertigt erscheinen.

Während wir nämlich bei der Flomborner Keramik die Anwendung dieses Instrumentes noch nicht beobachten konnten, tritt sie in der Wormser

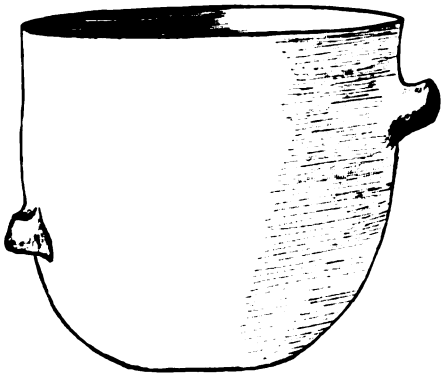


Abb. 48.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
H. = 27,5 cm, Dm. = 31,3 cm.

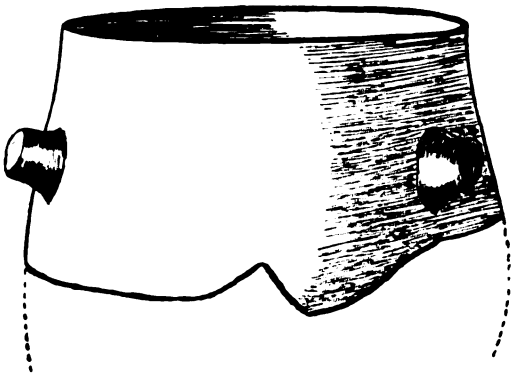


Abb. 49.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
Dm. = 16 cm.

Keramik außerordentlich häufig in die Erscheinung. Es scheint, als ob diese Kenntnis der Anwendung des Rädchens durch die Großgartacher Keramik vermittelt worden sei, daß sie wohl aber nicht so rasch Gemeingut der spiral-

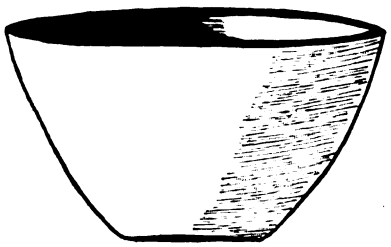


Abb. 50.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
H. = 8,5 cm, Dm. = 15 cm.

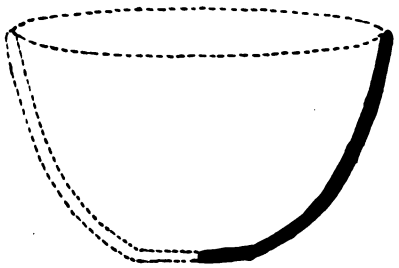


Abb. 51.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
H = 9 cm.

keramischen Töpferei werden konnte und deshalb auch nicht schon in der älteren, sondern erst in der jüngeren Stufe Aufnahme fand. Einen starken Anklang an die Großgartacher Keramik zeigt uns die Scherbe Abb. 18 unten, deren beinahe völlig gleiches Vorbild wir in einer Großgartacher Scherbe unserer Sammlung erblicken zu können glauben.

Digitized by Google

Das Vorkommen der zahlreichen Stichbandmotive bei der Wormser Keramik läßt uns vermuten, daß wir auch ihre Vorbilder in der Großgartacher Keramik zu suchen haben dürften, obwohl der für Rössen und Großgartach

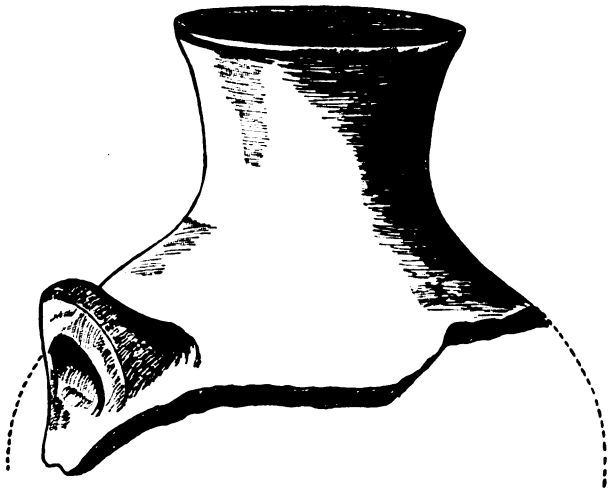


Abb. 52.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
Halsweite = 11,5 cm. Dicke der Gefäßwand = 8—10 mm.

so charakteristische Doppelstich bei ihr noch nie gefunden ist. Woher ferner die so außerordentlich häufig auftretenden Winkel- und Zickzackbänder, Dreieck- und andere ähnliche Verzierungen sowie das Randornament stammen, läßt sich vorläufig noch nicht sagen, vermutlich sind sie durch den Einfluß der Hinkelstein-Keramik, die sich ja so vielfach in der Rössener- und Großgartacher Keramik bemerkbar macht, zu erklären.

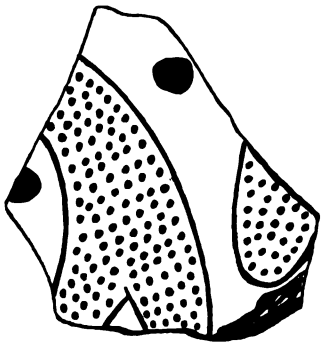


Abb. 53.
Monsheim I.
1/2 Originalgröße.

Der Umstand, daß in den Brandgräbern der Wetterau und in deren nächsten Umgebung nicht die erste, sondern immer nur die zweite Stufe der Spiralmäanderkeramik gefunden wird, während die Hockergräber von Flomborn nur Gefäße der ersten Stufe geliefert haben, läßt uns auch vermuten, daß diese die Brandgräber begleitende Keramik jünger sein wird, als die der Skelettgräber.

Während in den letzteren beinahe ausschließlich Schmucksachen aus Spondylusmuschel erscheinen, treten diese in den Brandgräbern gar nicht

Digitized by Google

auf, sondern, wie bekannt, nur Schmuckketten und Anhänger aus Kieselsteinchen, Schieferplättchen, Tonscherbchen, Knochen und Tierzähnen. Die Spondylus-Einfuhr muß demnach damals schon aufgehört haben.

Fassen wir nun die Ergebnisse unserer Untersuchung zusammen, so müssen wir erklären, daß die Flomborner Keramik als die ältere und die Wormser Keramik als die jüngere Spiralmäanderkeramik zu bezeichnen ist.

Wenn wir nun zu erforschen suchen, wo diese jüngere Spiralmäanderkeramik noch weiter vorkommt und wir dabei wieder von den beiden rheinischen Funden ausgehen, so sehen wir, daß zunächst westlich von ihnen in der Gegend von Lüttich ein Verbreitungsbezirk dieser Keramik zu erkennen ist. Östlich vom Rheingebiet erscheint sie dann in der Gegend von Göttingen und Kassel, ferner in Oberhessen, in der Wetterau, bei Wiesbaden[1]), im unteren Maintal (Frankfurt, Wenigumstadt), im Spessart und in der Gegend von Würzburg, sowie im Neckartal bei Mannheim, Heidelberg und Heilbronn. Von Thüringen und Sachsen[2]) aus erstreckt sie sich ferner nach Böhmen und Mähren hinein, dort vielfach mit der älteren Spiralmäanderkeramik vergesellschaftet.

Während nun letztere zur Zeit des Flomborner Hockerfriedhofes noch beinahe ausschließlich im Gebrauche war, ist erstere zur Zeit des Wormser Wohnplatzes schon so sehr Mode geworden, daß sie beinahe vollständig den Markt beherrscht hat. Zwischen diesen beiden Zeitabschnitten wird nun ein allmählicher Übergang von der älteren zur jüngeren Stufe stattgefunden haben, wie das ja auch durch die Funde auf den einzelnen Wohnplätzen bewiesen wird.

Da wir nun künftig, wie aus den bisherigen Untersuchungen hervorgeht, nur von älterer und jüngerer Spiralmäanderkeramik werden reden dürfen, so wird es an der Zeit sein, endlich einmal die vielen anderen derartigen Bezeichnungen, von denen ein ganzes Dutzend bis jetzt umläuft, fallen zu lassen, zumal sie ja, wie wir zum Teil schon gesehen haben, den Kern der Sache gar nicht treffen, und damit zu beginnen, eine einheitliche Bezeichnung an deren Stelle zu setzen. Ich will von diesen vielen Benennungen nur die zuletzt erfundene hier anführen. Sie heißt: „Geradlinige Linienbandornament-Keramik", im Gegensatz natürlich zur krummlinigen Linienbandornament-Keramik. Damit sollen im ersten Falle die Mäander-, Winkelband-, Zickzack-, Dreieck- und andere ähnliche Verzierungen,

[1]) Der Boden von Wiesbaden war zur neolithischen Zeit, vermutlich der warmen Quellen wegen, dichter besiedelt als viele andere Orte. So lernen wir durch Ritterling (a. a. O.) dort mehrere Wohnplätze kennen, darunter einen mit älterer (S. 68) und einen mit jüngerer (S. 36 u. 37) Spiralmäanderkeramik.

[2]) Von dort bildet Bärthold (a. a. O. S. 276—282) schöne Gefäße beider Stufen ab.

Digitized by Google

im zweiten Falle die Spiral-, Wellenlinien-, Arkadenbogen- und Ovalverzierungen gemeint sein. Und zu diesen Wortungetümen hat man sich verstiegen, um nur die ominöse Bezeichnung: „Spiralmäanderkeramik" nicht anwenden zu müssen!

Aber etwas anderes wird kaum übrig bleiben. Denn, wie wir uns überzeugt haben, kann man die Flomborner Keramik, die ganz vorwiegend aus Spiralen und Mäandern, dagegen nur zum kleinsten Teil aus Wellenlinien und Ovalverzierungen besteht, doch wohl kaum anders benennen, besonders unter dem Gesichtspunkt, daß in dieser Periode zum ersten Male in der Keramik die so charakteristischen Ornamente der Spirale und des Mäanders auftreten und das doch als besonders bedeutungsvolles Moment, wie jeder einsehen wird, betrachtet werden muß. Kommt man aber zu diesem Schluß, dann kann man auch der jüngeren Stufe diesen Namen nicht vorenthalten, denn, wie wir gesehen haben, bildet diese ja nur eine weitere Entwickelungsstufe der ersteren. Es liegt somit auch nicht die geringste Veranlassung vor, sie anders zu benennen. Vor allem aber ist die Bezeichnung „linear" unzutreffend. Denn erstens gibt es, wie uns bekannt ist, eine große Anzahl Ornamente, die nicht aus Linien, sondern im Gegenteil nur aus Stichpunkten bestehen und dann wurde zweitens diese Bezeichnung seinerzeit unter einer ganz unrichtigen Voraussetzung angewendet, nämlich unter der, daß Spiralmäanderkeramik und Großgartacher Keramik ein und derselben keramischen Stufe angehörten, während sie doch zwei ganz verschiedene Kulturperioden darstellen, die nur hier und da einmal zeitlich und örtlich sich berühren, sonst aber völlig voneinander verschiedene Dinge sind.

Wenn nun diese Ansicht, die Spiralmäanderkeramik sei, nur um sie als „Küchengeschirr" oder „Bauernkeramik" von dem übrigen, angeblich feineren Geschirre, der sogen. „Stich- und Strichreihen (Großgartacher)-keramik", zu trennen, mit dem Namen „Linearkeramik" zu belegen, längst als irrig erwiesen ist, dann kann auch länger nicht mehr an dieser falschen Bezeichnung festgehalten werden.

Nachtrag.

In diesem Herbste noch ist es möglich gewesen, dank der Unterstützung durch die römisch-germanische Kommission des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Institutes, welcher hiermit seitens des Wormser Altertumsvereins bestens gedankt sein soll, die Ausgrabung auf diesem für die Chronologie so wichtigen Wohnplatze weiter fortzusetzen. Es wurden dabei wieder 34 Gruben der Spiralmäanderkeramik und 5 der Bronzezeit, 2 zonenkeramische Hockergräber und 1 gestrecktes Skelett der Hallstattperiode angetroffen und untersucht. Über diese Funde soll später nach weiterer Erforschung des Wohnplatzes berichtet werden. Vorläufig wollen wir nur zur Vervollständigung

Digitized by Google

des Berichtes über die Keramik der ersten 11 spiralkeramischen Wohngruben ergänzend noch folgendes mitteilen[1]):

Nirgends auf dem Wohnplatz konnte bis jetzt etwas von einem Umfassungsgraben bemerkt werden. Die Wände der steinzeitlichen Gruben haben alle einen unregelmäßigen Verlauf und die Gruben selbst im allgemeinen eine ovale Form. Es wechseln kleine mit großen Gruben ab. Leider sind sie nicht mehr ganz unberührt geblieben, denn weil das Gebiet schon vor mehreren Jahrhunderten mit Weinbergen angelegt war, so haben sich alle bis jetzt untersuchten Felder als bereits umgerodet erwiesen. Es ist somit außer der Humuserde noch eine Schichte von 30—40 cm des ursprünglichen Grubeninhaltes durch das Umroden für die Untersuchung als verloren zu betrachten, denn die in ihr früher enthaltenen Scherben sind dadurch völlig vernichtet worden. Wenn nun eine Grube nicht besonders tief angelegt war, blieb überhaupt nicht viel von ihr erhalten. Außer den Wohngruben wurden bis jetzt auch 2 Wildfallen angetroffen, von denen eine sich mit einer Wohngrube geschnitten hat. Sie gehören ebenfalls der Spiralmäanderkeramik an.

Über die Keramik der neuerdings untersuchten 34 Wohngruben wird später berichtet werden, für heute soll nur kurz von den sonstigen Fundgegenständen gehandelt werden. An Steingeräten wurden nur wenige unversehrte, meist Bruchstücke von solchen gefunden, die Knochengeräte waren gewöhnlich besser erhalten. Auch Rötel zum Färben fand sich; einmal zusammenliegend 5 handgroße und faustdicke Stücke. Sie waren jedenfalls nur wenig oder gar nicht benutzt, denn sie zeigen noch scharfe Kanten und keine abgeriebene Flächen. Offenbar waren sie in dieser passenden Form in den Handel gekommen. Eine erhebliche Menge Tierknochen konnte zur späteren Untersuchung erhoben werden. So fanden sich einmal in einer Grube 2 Stierschädel mit Hörnern und 1 Hirschkopf mit Geweih. Dabei noch Schädelstücke, Geweihstangen und Hörner von weiteren Tieren.

Es soll auch hier zum Schlusse noch erwähnt werden, daß sich bis jetzt weder innerhalb noch außerhalb der Wohngruben eine Spur von Brandgräbern gezeigt hat, wie sie ja gerade für die jüngere Spiralmäanderkeramik in der Wetterau so typisch sind. Ebenso hat sich nicht ein einziger jener durchbohrten Kiesel- oder Schieferanhänger gefunden, die in neuerer Zeit, ebenfalls mit dieser Keramik zusammen, in der Gegend von Göttingen und vor kurzem auch in einem Exemplar auf dem Heiligenberg bei Heidelberg zutage getreten sind.

---

[1]) Auch dabei wurden schon 2 Gruben der Bronzezeit und 3 Kinderbestattungen gefunden (2 zonenkeramische Hocker und 1 gestrecktes Skelett der Hallstattzeit).

Digitized by Google

Diskussion.

Prof. Kossinna: Die Ausführungen des Herrn Vortragenden waren gewiß klar und überzeugend, was die Hauptsache angeht, die Unterscheidung der beiden Abarten der Spiralmäanderkeramik: des altbekannten Glomborner und neu erkannten Wormser Stiles. Nicht ganz so durchschlagend scheint mir aber — bis jetzt wenigstens — erwiesen zu sein, daß der Glomborner Stil der ältere, der Wormser der jüngere sei. Man könnte das Altersverhältnis auch umgekehrt auffassen. Man könnte in der durchgängigen horizontal gerichteten Randverzierung des Wormser Stils einen Nachklang der alten Winkelsteinweise, vielleicht auch der Großgartacher Art, erkennen, der dem Glomborner Stile bereits verloren gegangen ist; man könnte weiter in der reicheren Verzierungsweise und in dem starken Auftreten der Technik der Stichverzierung beim Wormser Stil eine Einwirkung aus einer der dem Glomborner Stile vorangehenden Stufen der süddeutschen Stichkeramik, sei es des Rössener, Friedberger, Eberstadter, oder Großgartacher Stiles, erkennen und dasselbe gilt endlich auch für die so scharf kennzeichnende obere Einschnürung der Gefäßwand beim Wormser Stil, die an den Rössener Stil, erinnern könnte. Hoffentlich wird die Zukunft diese chronologische Frage bald zur endgiltigen Entscheidung bringen.

Digitized by Google

Das Holz als maßgebender Stoff germanischer Kunstbetätigung.

Von Albr. Haupt, Hannover.

(Kurzer Auszug.)

Aus tiefem Dunkel taucht langsam das Bild der ältesten germanischen Kunst hervor; langsam gewinnt das Schattenbild Gestalt und Formen. Wenn auch zahlreiche Forscher, die ihre Arbeit dem Süden und Osten zugewendet haben, noch nichts von alledem wissen wollen — für den, der in angestrengter Arbeit und aufrichtigem Wollen sich dieser Erkenntnis und Arbeit widmet, wird es langsam zur Tatsache, daß es sich hier um einst wirklich Gewesenes und in seinen Taten und Folgeerscheinungen Großes — für uns Germanen vor allem — handelt.

Der Grund, weshalb es so schwer war und noch ist, hier endlich Greifbares zu erringen, das immer noch Nebelhafte zu erfassen, liegt vor allem in der Vergänglichkeit des Stoffes der einstigen größeren Kunstleistungen. Und so sind wir im allgemeinen auf die bescheidenen und nicht überzahlreichen Nebenprodukte und Folgeerscheinungen angewiesen, um von ihnen auf die einstigen Haupttaten zu schließen und sie uns, wenigstens in Umrissen, wieder zu gewinnen.

Der genannte Grund, die Vergänglichkeit des Stoffes einstiger Kunstleistungen, liegt offen zutage. Während es den Ägyptern gegeben war, ihre Werke — vor allem der Baukunst, der Mutter aller Künste — im schwersten Gestein, in Granit und ähnlichem, zu gestalten, den Griechen und Römern in Marmor, den Orientalen in Ziegeln — war den Nordischen nur das rasch vermodernde Holz zur Hand. Und so wissen wir von alledem, was dort war, fast so gut als nichts. Auch die geschriebene Geschichte schweigt fast völlig hierüber, da sie weit jüngerer Zeit angehört, und vor ihr nur hier und da ein Schall aus den nordischen Wäldern tönt, ein einzelner Wanderer jene Gefilde berührt.

Wenn aber langsam die Erkenntnis erwuchs, daß einst bis in den höchsten Norden hin, in den Zeiten, ehe das Mittelalter begann, ehe das Christentum

Digitized by Google

in jenes Dunkel leuchtete, gerade so gut, als im Süden und Osten, eine hohe Kunstfreudigkeit und Gestaltungskraft tätig war, wer ihre letzten Reste mit Augen schaute, der erkennt klar, wie eigenartig und wie bedeutend, vor allem für uns auch, jene Zeiten ihr künstlerisches Ideal in Formen zu gestalten wußte; und daß das Bescheidene, was wir heute noch davon besitzen, durchweg von solchem Geiste zeugt und jener Art zugehörig ist.

Diese Erkenntnis lautet also: Von altersher bereits besaßen die Germanen eine eigenartige, bildende Kunst, vor allem eine Baukunst und ein Kunstgewerbe, die nur deshalb so ganz verschollen sind, weil sie sich fast ausschließlich in dem vergänglichen Material des Holzes betätigten.

Was aber noch übrig ist, insbesondere aus den Zeiten, da wir von einer wirklich völlig ausgeprägten germanischen Kunstbetätigung reden können, d. i. aus den ersten Jahrhunderten nach Christi, das trägt überall die Spuren dieser Herkunft und dieser Zugehörigkeit.

Denn das ist zugleich sicher: völlig abgesonderte, ganz ausgeprägte, germanische Ausdrucksweise auf diesem Gebiete mußte sich, wie alles, erst entwickeln, und die ältesten Kunstbetätigungen des Germanentums stehen der in Europa überall maßgebenden Art verhältnismäßig viel näher; insbesondere hat germanische Hallstatt- und Latène-Kunst noch außerordentlich viel gemein mit dem in Mitteleuropa überall Verbreiteten. Erst die folgende Epoche findet hier eine völlig klare und unverkennbare Scheidung und eine deutlich entwickelte Eigenart. — Es ist eben die Zeit, da der Wald und das Holz mit dem Germanentum sozusagen zu engster Gegenseitigkeit zusammenwuchs.

Diese Erkenntnis läßt uns die noch übrigen Kunstprodukte dieser Art erst verstehen. Nach ihr ist es sicher, daß die gesamte Kunstform unserer echt germanischen erhaltenen Kunstarbeiten, also vorwiegend die Gegenstände in Metall, ihre Formgebung aus der Holzbearbeitung, aus der Tektonik des Holzes, herleitet. Jeder, dem dies einmal klar geworden, findet die Beweise überall. Und selbst die entferntesten Zweige lassen den Ursprung aus jenem Stamme nicht verkennen.

Wenn dies früher mehr ein Schluß auf Grund kleiner einzelner Beweisstücke erschien, so ist uns seit kurzem ein helles Licht zuteil geworden; und zwar ein Nordlicht. Die Kundigen wußten schon längst, daß in Norwegen die letzten Reste altgermanischer Holzkunst, insbesondere in der Architektur, noch vorhanden seien. Aber man ging rasch darüber hinweg und fand diese Dinge damit ab, daß man sie als die ältesten Repräsentanten einer entstehenden künstlerischen Richtung bezeichnete.

Jetzt wissen wir, daß ihnen vorausging eine einzigartige, ganz verschwundene, prächtige, bildende Kunst in Holz, deren Nachzügler nur die bescheidenen Kirchlein und kleineren Kunstwerke in diesem Material darstellen.

Digitized by Google

Die paar Funde von Schiffen, des Nydam-, Gokstad- und zuletzt des Osebergschiffes, haben uns dies gelehrt. Insbesondere des letzten, dessen Inhalt der gebildeten Germanenwelt allzulange noch vorenthalten wird. Das Totenschiff einer germanischen Königin des 8. oder 9. Jahrhunderts, ausgestattet mit dem herrlichsten Schnitzwerk, wundervoller Ausstattung, vollendet schönen Möbeln, Wagen, Schlitten und Gerät, — alles uns zeigend, daß damals eine Formenwelt dieser Richtung im höchsten Norden bestand, die selbst schon die deutlichen Züge nicht einer Früh-, sondern bereits einer Spätkunst trägt. Wenn Professor Gustafson endlich mit dem Ergebnis seiner Ausgrabung vor die Welt tritt, wird eine ganz neue Anschauung Platz greifen. Dann werden wir klar erkennen, daß die Stabkirchen der ältesten Zeit schon die Spätlinge jener Kunst waren, deren Enkel und Urenkel sich bis ins 13./14. Jahrhundert oder noch länger fortpflanzten. — Daß aber z. B. die ältesten baulichen Reste an der Kirche in Urnäs wohl nur die übrig gebliebenen Teile einer alten häuptlingshalle sind. — Kurz, daß eine große Kunst von ungeahnter Pracht in den Zeiten des Wikingertums dort im Norden — aber sicher auch nicht Minderes, ja wohl Größeres im alten Germanenlande vorhanden war, — jetzt verweht, vermodert und vergessen.

In flüchtigen Bildern ziehen aber davon die Spuren hier noch an uns vorbei. In den ältesten Steinbauwerken der Germanen in Italien, Frankreich, Spanien spricht fast jede Einzelform davon, daß ein zimmermännischer Kunstgeist sie bildete, daß eine lebendige Holzbaukunst neben der steinernen herging, wie ja auch die Gesetze der Burgunden, der Westgoten, der Langobarden es deutlich besagen; wie die Sprache selber es bezeugt, die nirgends von Stein, nur von Holz spricht, nichts vom Maurer und vom Zimmermann weiß.

Deutlich läßt sich dies nun verfolgen an der Einzelausbildung der uns aus jenen Zeiten überlieferten Gestaltungen in anderen Stoffen, in Stein wie in Metall. Die gesamten charakteristisch germanischen Reste von Bauwerken der Ostgoten — Theoderichdenkmal — der Langobarden in Cividale, Brescia bis nach Dalmatien — der Merowinger und Franken bis nach Aachen, der Westgoten in Südfrankreich wie in Spanien tragen diese Züge. Das Ornament ist durchweg Kerbschnitt oder Flachornament, die Strukturteile sind Zimmermannsarbeit, die Konstruktionen Holzkonstruktionen.

Ganz besonders bezeichnend ist dafür der Kerbschnitt. So weit Germanen sich verbreiteten, so weit ist der Kerbschnitt in den verschiedensten Materialien zu hause, oft bis auf den heutigen Tag noch lebendig.

Aber auch der gesamte Schmuck in Metall trägt diese Züge. Die zahllosen gegossenen Fibeln in Silber und Bronze sind offenbar nach Modellen aus Holz hergestellt. Woher Lindenschmit den Gedanken faßte, solche seien auch in Zinn geschnitten gewesen, ist völlig unerfindlich — aber

Digitized by Google

auch er sieht ein, daß sie geschnitten waren; und schneiden tat man überall zuerst in Holz.

Ebenso ruht die ganze berühmte altmodische Tierornamentik auf gleichem Grunde; auch sie ist eine reine Flachornamentik, d. h. in eine Fläche auf Grund geschnitten. Und von dieser Formenbildung ist denn auch die in Edelmetall abhängig, wie man z. B. an den fränkischen, burgundischen oder bajuwarischen Tauschierarbeiten leicht erkennt.

Die Wikingerschmuckwerke sind reine Übertragungen von Holzarbeiten, wie wir sie jetzt im Osebergschiff kennen lernen.

Und auch die Zellen-Goldschmiedwerke der Goten erweisen sich bei näherer Betrachtung als aus dem Kerbschnitt abzuleiten.

Wenn wir dies merkwürdige Gemälde an uns vorbeiziehen lassen, wenn wir uns nun noch vergegenwärtigen, welche Fülle von Gestaltungen die Holzkunst in germanischen Gauen seitdem, im Mittelalter und Renaissancezeit, in Fachwerkbau und Ausstattung, in Täfelung, Holzdecken und Möbeln aufwies, dann werden wir erst völlig dessen inne, wie eng nicht nur in uralten Zeiten, sondern bis in die Gegenwart hinein das gesamte plastische Kunstleben der germanischen Völker mit dem Material des Holzes verknüpft und verknotet war und noch immer ist.

Und daß die nationale Formgebung und Entwicklung bis heute, aber vor allem die Anfänge unserer nationalen Kunst erst von diesem Punkte aus zu verstehen sind, daß wir aber auch an ihren Formen ein Erkenntnismittel mehr für unser eigenes Kunstleben besitzen.

Digitized by Google

Die Ergänzung der Weichteile an vorgeschichtlichen Schädeln.

Von Hugo Mötefindt.

Mit 3 Abbildungen.

Die eigentliche Aufgabe der Vorgeschichte besteht in der Erforschung der stofflichen und geistigen Kultur und der Kulturzusammenhänge aus den auf uns gekommenen Spuren menschlicher Tätigkeit in vergangenen Zeiten. Eine eingehende Beschäftigung mit dem Körperbau des vorgeschichtlichen Menschen fällt nicht in den Bereich der Vorgeschichtsforschung, sondern muß der nahe verwandten Disziplin der Anthropologie überlassen werden. Es ist jedoch selbstverständlich, daß die Vorgeschichtsforscher lebhaftesten Anteil an anthropologischen Fragen nehmen, die sich mit dem vorgeschichtlichen Menschen befassen, und bei unserem heutigen Thema kann man sogar zweifelhaft sein, ob es nicht auf die Prähistoriker noch mehr Reiz ausübt als auf die Anthropologen. Für die Anthropologen reden nämlich bereits die Schädel und Skelette zur Genüge, für die meisten Prähistoriker sagen aber Schädel und Skelette nichts aus, weil sie diesen völlig hilflos gegenüberstehen: sie staunen das Material an, können sich aber kein rechtes Bild aus ihm machen, weil sie mit dem Material nicht vertraut sind. Die der anthropologischen Forschung Fernerstehenden sind nur daran gewöhnt, Menschen mit Fleisch und Blut vor sich zu sehen. Die Eigentümlichkeiten, die ein Skelett aufweist, fallen ihnen erst dann auf, wenn sie ein Bild davon erhalten, wie das betreffende Skelett umhüllt mit seinen Weichteilen aussehen würde. Darum finden sich fast in jedem Buche über Vorgeschichte Zeichnungen wiedergegeben, die uns die paläolithischen Menschen in derartigen Rekonstruktionen vorführen.

Werfen wir heute einmal die Frage auf: Was wissen wir eigentlich von der Körperbeschaffenheit der vorgeschichtlichen Menschen überhaupt? Wir müssen gestehen, daß unsere Vorstellungen davon äußerst dürftig sind. Wir wissen nur, wie die betreffenden Skelette aussehen, denn über die Form der

Digitized by Google

Weichteile ist fast gar nichts bekannt; man vermutet im allgemeinen gleiche Körperbeschaffenheit wie beim heutigen Menschen.

Im Mittelpunkt unseres Interesses steht natürlich der Kopf. Was ihn betrifft, so sind wir über die Form des Hirnschädels hinreichend unterrichtet, denn hier bedeckt die Haut in ziemlich gleichmäßiger Schicht den freiliegenden Teil der Hirnschale. Über die Form des Angesichts jedoch ist fast nichts bekannt. Hier befinden wir uns im völligen Dunkel, und das ist um so betrübender, weil für uns gerade das Gesicht die charakteristischen Züge wiedergibt, und weil wir gerade in das Gesicht zu sehen pflegen, um die Menschenrassen voneinander zu unterscheiden.

Nun wissen wir aber aus der Paläontologie, daß die Weichteile zu dem Knochensystem in einer gesetzmäßigen Beziehung stehen. Als erster hat dies der große Zoologe Cuvier erkannt. Die aus Gesteinsschichten gehobenen Knochenreste gaben ihm in Verbindung mit der vergleichenden Anatomie und Biologie die Merkmale für den Bau und die Größenverhältnisse des ganzen Geschöpfes sowie Anhaltspunkte über Lebensweise und Aufenthalt des Tieres auf dem Lande oder im Wasser; mit der so gewonnenen Erkenntnis rekonstruierte er die Formen der untergegangenen Tierwelt. Denselben Weg betraten Pander und d'Alton; in ihrer Abhandlung „Die Skelette der Pachydermen" (Bonn 1821) gaben sie Profilbilder von Tieren, in denen das dunkel schraffierte Skelett in den heller gehaltenen Grundriß des Körperbildes eingezeichnet war, ganz ähnlich, wie bei unseren modernen Röntgenbildern. Jene Abbildungen sollen Goethe zu dem Ausspruch veranlaßt haben: „Es ist nichts in der Haut, was nicht im Knochen ist." Diese Methode ist in der Paläontologie nie mehr verlassen worden; jedes Handbuch zeigt dort die heute längst ausgestorbenen Tiere in derartigen Rekonstruktionen, oder, wie der Paläontologe sagt, Restaurationen.

Wie bei den Tieren, so ist es aber auch bei den Menschen. Goethes Wort trifft auch hier vollkommen zu; man vergleiche z. B., was Holl (Über Gesichtsbildung. Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band 28, 1898, S. 58) sagt: „Die Weichteile umhängen ja nicht wie eine Draperie das knöcherne Gesichtsgerüst, ihre Anordnung ist an dasselbe eng gebunden, von letzterem abhängig. Die Weichteile vermögen nicht ein Langgesicht in ein Kurzgesicht und umgekehrt umzuwandeln, ihr Einfluß auf den durch das Skelett bestimmten Gesichtsausdruck ist daher kein solcher, daß dieser vollends verwischt werden könnte." Rekonstruktionen oder Restaurationen sind also auf diesem Gebiete ebenso gerechtfertigt wie in der Paläontologie.

Die zu lösende Aufgabe besteht hier also darin, auf einen gegebenen Schädel die völlig unbekannten Weichteile zu übertragen und dadurch das Bildnis zu finden. Den umgekehrten Weg, zu einem gegebenen Bilde den dazugehörigen Schädel zu finden, hat man schon oft mit großem Erfolg

Digitized by Google

begangen [1]). Es müssen sich deshalb auch hier wissenschaftliche Methoden finden lassen, welche es uns möglich machen, auf Grund der vorhandenen Schädel das Angesicht der Rassen uns vor Augen zu führen. Von diesen Methoden müssen wir erwarten, daß sie imstande sind, den Schädel mit einer

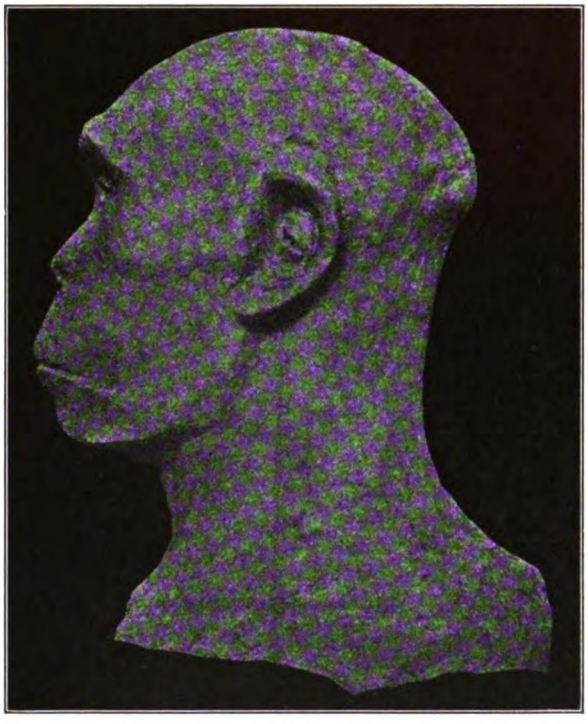


Abb. 1.

Schicht zu umhüllen, welche die Form der Weichteile, der Haut, des Fettes, Bindegewebes, Knorpels und der Muskeln richtig wiedergibt. Man darf

[1]) Aus der zahlreichen Literatur erwähne ich nur folgende Arbeiten:

H. Welcker, Schillers Schädel und Totenmaske nebst Mitteilungen über Schädel und Totenmaske Kants. Braunschweig 1883.

— Zur Kritik des Schillerschädels. Archiv für Anthropologie XVII, 1898, S. 19.

C. Kupffer und F. Bessel, Der Schädel Immanuel Kants. Ebendort XIII, 1881, S. 359.

Schaaffhausen, Der Schädel Raphaels. Bonn 1886.

H. Welcker, Der Schädel Raphaels und die Raphaelporträts. Archiv für Anthropologie, Band XV, 1884, S. 417.

W. His, Anatomische Forschungen über Joh. Seb. Bachs Gebeine und Antlitz. Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 1895.

Digitized by Google

nicht verlangen, daß das Bild des Individuums durch diese Rekonstruktion vor uns wieder erstehen soll, sondern lediglich das der Rasse.

Derartige Methoden hat man bereits zu besitzen geglaubt und hat deshalb schon mehrere Male den konstruktiven Weg beschritten.

Neuerdings gibt man sich besonders im „klassischen" Lande des Paläolithikums derartigen Versuchen mit Eifer hin. Im Jahre 1912 hat Rutot durch einen belgischen Künstler mehrere paläolithische Schädel in den Weichteilen ergänzen lassen; Abbildungen dieser Ergänzungen sind meines Wissens bisher noch nirgends veröffentlicht worden, auch liegen zurzeit noch keine näheren Mitteilungen darüber vor, so daß wir über diese Rekonstruktionen noch kein Urteil abgeben können.

Dann hat im Jahre 1913 in einer Sitzung der Société préhistorique française der bekannte Forscher H. Martin eine Rekonstruktion der Weichteile des 1911 gefundenen Neandertalschädels aus dem Moustérien von La Quina vorgeführt, über die im Aprilheft des L'Homme préhistorique 1913, S. 126 ff. einige Notizen veröffentlicht sind [1]), und von der ein Bild an derselben Stelle abgedruckt ist, das wir hier wiedergeben (Abb. 1). Martin ist bei dieser Rekonstruktion ganz sachgemäß vorgegangen: Auf einem ergänzten Gipsabguß des Schädels hat er die einzelnen Schichten, deren Dicke er nach Schätzung und nach Maßgabe der Muskelmarken bestimmte, genau in der Reihenfolge aufgetragen, wie wir das bei einem anatomischen Präparat sehen. Auffallend ist der mächtige Nacken; ob dieser in der Rekonstruktion völlig gesichert ist, ist mir doch etwas zweifelhaft. Andere von Martin selbst als unsicher angegebene Punkte sind die auffallend großen Ohren und die dünnen Lippen [1]).

In der kurzen im L'Homme préhistorique vorliegenden Vorveröffentlichung wird diese Rekonstruktion Martins als die erste derartige Rekonstruktion überhaupt bezeichnet. Diese Behauptung muß entschieden zurückgewiesen werden, denn sie zeugt von einer schlechten Vertrautheit mit der deutschen anthropologischen Literatur. Derselbe Weg, den man hier in Frankreich zum ersten Male beschritten zu haben sich rühmt, ist in Deutschland bereits früher von verschiedenen Forschern begangen worden.

Zunächst ist hier Schaaffhausen zu nennen, der einen Schädel aus einem Grabe der fränkisch-alemannischen Periode „restauriert" hatte [2]). Allein die Verkleidung der Weichteile war nicht nach streng anatomischer

[1]) Über diese Rekonstruktion Martins habe ich inzwischen im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1914, Heft 1 referiert; dort findet sich der genaue Wortlaut der Ausführungen im L'Homme préhistorique abgedruckt.

[2]) Eine kurze Notiz darüber findet sich in dem Compte-rendu des internationalen Archäologen- und Anthropologenkongresses zu Stockholm 1874. Bd. II. Stockholm 1876. S. 843.

Digitized by Google

Untersuchung durchgeführt, und so hat dieser erste Versuch und dessen kritische Beleuchtung durchaus nicht ermutigt, den betretenen Weg weiter zu verfolgen.

Abb. 2.
Frau von Auvernier, rekonstruiert von Kollmann.

Als zweiter hat es der Baseler Anatom Kollmann unternommen, eine derartige Rekonstruktion an einem weiblichen Schädel von Auvernier zu vollführen (Abb. 2). Kollmann hat selbst die bei dieser Rekonstruktion

Digitized by Google

befolgten Gesetze und die erzielten Ergebnisse in mehreren Arbeiten veröffentlicht [1]), auf die näher einzugehen wir uns hier leider versagen müssen.

Abb. 3.
Sachse von Rosdorf bei Göttingen, rekonstruiert von Merkel.

[1]) Kollmann, Die Weichteile des Gesichtes und die Persistenz der Rassen. Anatomischer Anzeiger, Band XV, 1898, Nr. 10. — Kollmann und W. Büchly, Die Persistenz der Rassen und die Rekonstruktion der Physiognomie prähistorischer Schädel. Archiv für Anthropologie, Band XXV, 1898. S. 329 ff.

Digitized by Google

Ein Jahr später hat dann der Göttinger Anatom Merkel eine gleiche von ihm vorgenommene Ergänzung an einem sächsischen Schädel aus Rosdorf bei Göttingen (Abb. 3) publiziert und kritisch beleuchtet [1]). In späterer Zeit hat Merkel noch einen weiblichen Schädel aus Gronau, ebenfalls der sächsischen Zeit angehörig, ergänzt; eine Photographie dieser Ergänzung liegt mir vor, ich darf sie hier aber nicht wiedergeben, weil ich der Publikation dieser Ergänzung durch Merkel nicht vorgreifen will.

Nun vergleiche man aber nur einmal die von Kollmann und von Merkel für ihre Rekonstruktionen benutzten Zahlen über die Dicke der Weichteile, und man wird erstaunt sein, zu sehen, wie sehr beide Anatomen hierin voneinander abweichen. Das ist Merkel selbst aufgefallen und er berichtet deshalb hierüber: „Es wurde zwar anfänglich versucht, sie (d. h. die Mittelmaße von His-Kollmann) zu benutzen, doch zeigte sich meist, daß etwas zugegeben oder abgenommen werden mußte, um den Kopf zu einem harmonischen Ganzen zu gestalten. Das ist auch selbstverständlich! In dem zugrunde liegenden Schädel hatten wir ja auch keinen solchen mittlerer Ausbildung vor uns, sondern einen sehr individuell gestalteten, welcher auch eine individuelle Behandlung der Weichteile erforderte." Mich persönlich befriedigt eigentlich diese Erklärung Merkels nicht, und es scheint mir dieser beträchtliche Unterschied in den von Kollmann und von Merkel benutzten Zahlen für eine Unsicherheit in der ganzen Methode zu sprechen, jedoch bin ich nicht genügend Sachmann, um hier maßgebend urteilen zu können. —

Betrachten wir einmal kurz zusammenfassend die Ergebnisse der von Kollmann, Merkel und Martin ausgeführten Rekonstruktionen, so finden wir, daß alle drei Forscher als mit voller Sicherheit rekonstruiert annehmen die Weichteile auf der Schädelwölbung und an der Stirn, die Weichteile auf der knöchernen Nase und deren absolute Länge, die Weichteile am Kinn und die seitlichen Teile der Wange. Unsicher sind geblieben die Nasenspitze, die Lippen, die Weite der Mundspalte, die Weite der Augenspalte, die Form der Ohren und a. m. Will man also zu einem gegebenen Schädel die Gestalt des Kopfes und des Gesichtes finden, so geht man zwar für gewisse Stellen ganz sicher oder fast ganz sicher, für andere aber ist man doch bis zu einem gewissen Grade nur auf Phantasie und Analogie angewiesen. Ich halte es deshalb augenblicklich für verfehlt, der Aufforderung, die Kollmann am Schlusse seiner oben angeführten Arbeit im Archiv für Anthropologie ausgesprochen hat: „Ähnliche Rekonstruktionen an Männerköpfen sind jetzt notwendig", zu folgen, was jetzt leider, da die Frage von Martin wieder neu angeregt ist, bei unserer paläolithischen Hochflut, besonders von

[1]) S. Merkel, Rekonstruktion der Büste eines Bewohners des Leinegaues. Archiv für Anthropologie, Band 26, 1900. S. 450 ff.

Digitized by Google

unberufener Seite, nur zu oft geschehen wird. Ich halte es für praktischer und den Forderungen der Wissenschaft mehr entsprechend, zunächst einmal durch eine verfeinerte Kenntnis der Beziehungen zwischen Knochen und Weichteilen ein besser gesichertes Urteil zu gewinnen zu suchen. Zu diesem Zweck ist es vor allen Dingen erforderlich, zunächst einmal auf dem Wege der Analyse ausgedehnte anatomische Erfahrungen zu sammeln, d. h. an wirklich vorhandenen Köpfen die Außengestalt und die Knochengestalt zu vergleichen. Auf die Wichtigkeit dieser Aufgabe hat vor kurzem Hans Virchow hingewiesen [1]). Virchow hat im Laufe der letzten zwanzig Jahre sich ein ausgezeichnetes Studienmaterial geschaffen, er hat in dieser Zeit von 15 Köpfen die Gesichtsmasken abnehmen und diese dann mit den zugehörigen Schädeln aufstellen lassen. Ein Teil dieses Materials ist von Virchow bereits veröffentlicht worden [2]) und bei Betrachtung der Abbildungen dieser Präparate macht sich die Beziehung von Schädel und Gesicht aufeinander in Seitenansicht teilweise sofort beim ersten Blick aufs schlagendste bemerkbar, bei andern erhält man einen mehr unbestimmten Eindruck und braucht längere Zeit des Beschauens, um auch hier die Zusammengehörigkeit von Schädel und Gesicht zu empfinden. Wenn derartige Untersuchungen, wie sie Hans Virchow ausgeführt hat, von unseren Anatomen in größerem Maßstabe vorgenommen werden, dann dürfen wir hoffen, daß unsere Anatomen bei einer verfeinerten Kenntnis der Beziehungen zwischen Knochen und Weichteilen eine Ergänzung der Weichteile an vorgeschichtlichen Schädeln auf einer weit besseren Grundlage ausführen können als jetzt.

---

[1]) Hans Virchow, Die anthropologische Untersuchung der Nase. Zeitschrift für Ethnologie 1912, S. 289 ff. — Derselbe, Gesichtsschädel und Gesichtsmaske. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1912, S. 107.

[2]) Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1912, S. 107 ff.

Digitized by Google

Ein germanisches Dorf bei Kyritz.

Von Paul Quente.

Mit Tafel III—VII und 2 Textabbildungen.

Beim Besuch der Berliner Gesellschaft für Anthropologie auf dem Urnenfriedhofe von Kyritz sprach ich seinerzeit die Hoffnung aus, das zum Friedhofe gehörige Dorf an der Jägelitz zu finden. Diese Hoffnung hat sich erfüllt. Ich führte in diesem Frühjahre einige Probegrabungen aus. Nach diesen war das Dorf ein sog. Einstraßendorf und zog sich an einem alten See entlang in einer Länge von etwa 2 km. Dieses Seebecken wird jetzt von der neuen Jägelitz durchflossen. Ich habe noch keinen vollständigen Grundriß eines Hauses freilegen können, weil ich mich erst über die Ausdehnung des Dorfes usw. vergewissern wollte und nur 8 Tage der Feldbestellung wegen zur Verfügung hatte. Das wertvollste an den Grabungen ist, daß ich Pfosten- und Schwellenbau vereint feststellen konnte. Das Haus, das ich an der Versuchsstelle anschnitt, ist scheinbar sehr oft erweitert worden, so daß es mir noch nicht gelungen ist, alle seine äußeren Umrisse festzustellen. Es befanden sich in seinem Innern 3 Herde und auffälligerweise neben jedem eine Abfallgrube. Ferner beweisen einige zwischen den Herden befindliche große Pfosten und Schwellen von schon sehr vergangener Farbe, daß die ursprüngliche Umfassungsmauer weiter hinausgerückt und so die Herde in das Haus einbezogen wurden. Der Innenraum war dann wieder durch kleinere Pfosten in Kammern geteilt. Ferner befanden sich 3 Abfallgruben im Hause, von denen die größte in ihrer Tiefe bis dicht an das Grundwasser

Abb. 1. Plan der Siedelung (S) und des Urnenfeldes (U).

Digitized by Google

reichte. Lehmbewurf fand sich bis jetzt nur bei einem Pfosten häufig, sonst nur ziemlich spärlich. Von den Herden waren am Herd 1 noch Reste einer Lehmverkleidung erhalten. Der Herd war aus Steinen in 3 Lagen übereinander aufgebaut. Die 3 Kreise verjüngten sich nach oben und stellten so ein backofenähnliches Gebilde vor, dem oben die Überdachung fehlte. Die Fugen der Steine waren nun mit Lehm verkleidet, so daß der ganze Aufbau eine ziemlich feste Masse gewesen sein muß. In der Höhlung brannte dann das Feuer. Sämtliche Steine und auch die Lehmverkleidung sind an der Innenseite stark verbrannt und geschwärzt. Auffallend war auch, daß das zum Brennen benutzte Holz meist sich als Rinde von Eichenstämmen erwies (die sich als Holzkohle noch sehr häufig fand). An Scherben war in Herd 1[1]) nur ein halbes Gefäß (siehe Abb.) von der Art der Gefäße der vorrömischen Eisenzeit. Neben Herd 1 war ein Pfahl (Nr. 3) von 10 cm Durchmesser und 1,25 cm Tiefe, der wahrscheinlich ein Querholz besessen hat, das dazu diente, den Kesselhaken anzuhängen. Herd 2 war nur aus 2 Steinkreisen zusammengesetzt ohne Lehmverkleidung und Pfahl. Er enthielt einen Zahn vom Reh und nur ganz wenig Scherben. Herd 3 war nur von einem flüchtig hingesetzten Steinkreise gebildet ohne Lehmverkleidung, doch stand auch ein Pfahl dicht dabei, der wahrscheinlich auch mit Querbalken zum Anhängen des Kessels diente. (Über Kessel verweise ich auf den in der Prähist. Zeitschrift Band IV Seite 217 beschriebenen aus einem Hause von Dahlhausen.)

Herd 1: Durchmesser 130 cm. Tiefe: 80 cm. Unter der Oberfläche 25 cm.

Herd 2: Durchmesser 80 cm, unter der Oberfläche 25 cm, seine Tiefe 60 cm.

Herd 3: Durchmesser 110 cm, unter der Oberfläche 30 cm, Tiefe 70 cm.

Die Abfallgrube 1 enthielt sehr viele Scherben von der rohen unverzierten Topfform, die ich auf Urnenfeldern der römischen Zeit häufig fand, ebenso auf einem Friedhof der vorrömischen Zeit, siehe: Techow. (Prähist. Zeitschrift Band 5 Seite 282 u. f.) und auch einige verzierte Scherben von derselben Art wie die vom Urnenfelde.

Ferner fanden sich viele zerstreute, vollkommen zerbrannte, mürbe Steine aus früheren Herdaufbauten in der Grube, oftmals auch Holzkohle, Zahnreste vom Rind und auch ein Raubtierzahn. Die größte Breite der Grube war 1,30 m, Länge 110 cm, Tiefe 80 cm.

Die 2. Abfallgrube ist im Laufe der Zeit aus 2 kleineren Gruben entstanden. Sie enthielt keinerlei Scherben. Es fand sich nur ein Bronzehaken in der auffallend schwarzen und fetten Füllerde. Die Abfallgrube war

[1]) Das Gefäß war mit in die Lehmverkleidung des Herdes vermauert.

Digitized by Google

3½ m lang, 3 m breit und 1,10 m tief. Eine kleine Grube (3) ohne irgendwelche Reste von 1,10 m Länge, 50 cm Breite an der Sohle, an der Oberfläche

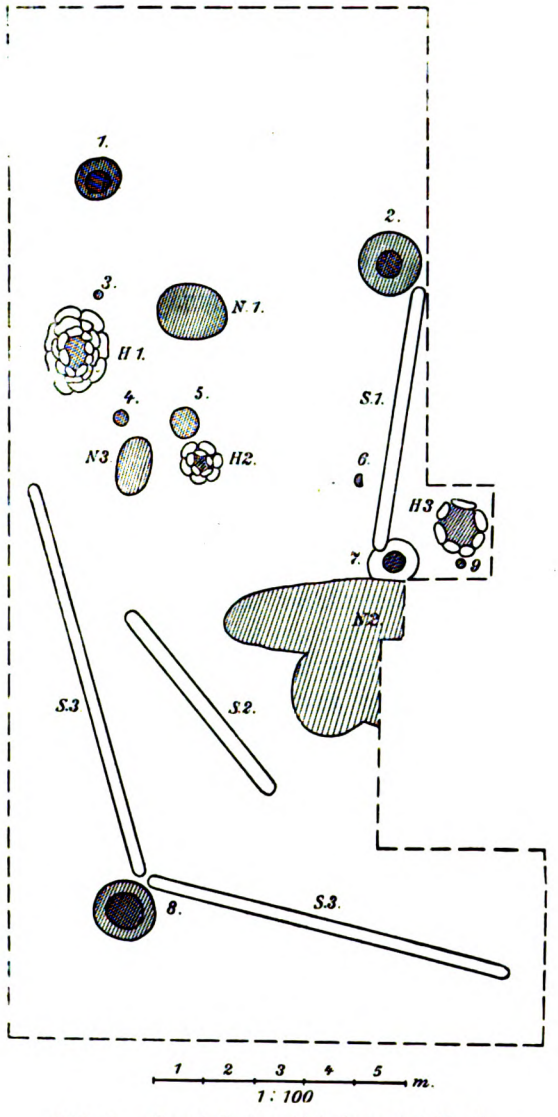


Abb. 2. Grundriß der Siedelung bei Kyritz.

40 cm Breite und 1 m Tiefe fand sich noch bei Pfahl 4 und 5. Von den Pfählen waren nur 3 so dick, daß sie als Pfähle der Umfassungsmauer gelten können.

Pfahl 1 von 40 cm Durchmesser, 65 cm Höhe, war am unteren Ende

Digitized by Google

abgerundet, vollkommen verkohlt, tiefschwarz. Pfostenloch 80 cm Durchmesser ging nicht bis an die Spitze des Pfahles.

Pfahl 2 war von heller Farbe in der etwas dunkleren Füllmasse. Wahrscheinlich ist dieser Pfahl später herausgenommen worden, um für die Vergrößerung des Hauses Platz zu erhalten. Sein Durchmesser war 50 cm, Höhe 1,25 cm.

Durchmesser des Pfostenloches mit Füllerde 1,20 m. Der Pfahl war zugespitzt und die Spitze etwas angekohlt.

Pfahl 3 neben Herd 1 hatte 10 cm Durchmesser und 1,25 m Höhe. Er war vollkommen verkohlt, tiefschwarz. Wahrscheinlich war er zum Herd gehörig.

Pfahl 4, neben Herd 1: 30 cm Durchmesser, Höhe 0,75 m, tiefschwarz.

Pfahl 5, neben Herd 2: 50 cm Durchmesser, Höhe 0,75 m, tiefschwarz.

Pfahl 6, neben Schwelle 1. Durchmesser 20 cm, Höhe 70 cm. Pfahl 6 ist ein Rundholz, das auf einer Seite gerade geschlagen war.

Pfahl 7. Durchmesser 0,50 m, Pfostenloch 1 m. Der Pfahl hatte helle Farbe und war zugespitzt. Seine Höhe betrug 80 cm.

Pfahl 8. Befand sich am Knick von Schwelle 3. Er war tiefschwarz gebrannt, vollkommen verkohlt in einem Pfostenloche von 135 cm Durchmesser. Das Pfostenloch war vollkommen mit Brandschutt und obenauf mit hartgebranntem Lehm vom Lehmbewurf des Hauses angefüllt. Im Lehm fanden sich Abdrücke von Haferstroh. Der Durchmesser des Pfostens war 75 cm, seine Höhe 75 cm, er war am unteren Ende zugespitzt.

Schwelle 1. Sie hatte eine Stärke von 20 cm und eine Breite von 35 cm. Die Oberfläche war glatt geschlagen. Ihre Länge betrug 5,50 m.

Schwelle 2. Sie besaß eine Stärke von 20 cm und eine Breite von 40 cm, war auf der Oberfläche abgeplattet. Ihre Länge betrug 4,70 m.

Schwelle 3. Die Breite betrug 30 cm, ihre Stärke desgleichen. Die Schwelle war nur wenig geglättet. Sie zog sich in einem Knick neben Pfosten 8 auf seiner Innenseite hin. Beim Knick besaß sie eine kurze Unterbrechung.

Scherbenmaterial. An Scherben fanden sich meist Stücke der rohen unverzierten Topfform, die ich immer auf den Urnenfeldern der römischen Zeit fand und einmal auch auf einem Friedhof der vorrömischen Zeit und auf einem der früheſten Eisenzeit. Sie stellen sich also damit als langlebige Formen dar und sind für eine absolute Zeitbestimmung nicht zu brauchen, trotzdem ich sie auf Grund meiner Funde dem älteren Teil der römischen Zeit zurechnen möchte, wenigstens in ihrer Mehrzahl. Dann aber fand sich in Herd 1 eine Scherbe, die noch den Charakter der vorrömischen Eisenzeit trägt. Ebenso auch eine in der Abfallgrube 1. Die Scherbe aus Herd 1 zeigt vom Halse des Gefäßes bis zum Boden laufende senkrechte Strichmuster in einer Art, die der vorrömischen Eisenzeit angehört. Ähnliche Gefäße

Digitized by Google

fanden sich auch bei der ersten Ausgrabung von Dahlhausen im Jahre 1891 und werden von Weigel dort auch für vorrömisch erklärt.

Das Verhältnis dieser Gefäße zu den spätrömischen Friedhöfen ist noch nicht genügend aufgeklärt; dazu bedarf es noch weiteren Materials.

Ähnlich ist es mit der in Abfallgrube 1 gefundenen Scherbe mit Fingernageleindrücken. Auch diese finden sich meist in der vor- und frührömischen Eisenzeit. Beide Scherben würden dafür sprechen, daß die Siedelung schon in der Zeit um Christi Geburt angelegt worden ist und wir bis jetzt nur den Friedhof der spätrömischen Zeit gefunden haben. Abweichend von den ersten 3 Scherben, zeigt die kleinste vollkommen die Verzierungsart der spätrömischen Zeit, wie ich sie auf dem Kyritzer Friedhofe selbst oft gefunden habe. Das würde erst recht dafür sprechen, daß die Siedelung mit dem Urnenfelde gleichzeitig ist und uns nur noch der ältere Friedhof fehlt, für dessen Lage ich aber bereits Anhaltspunkte besitze. Das Hauptergebnis ist eben das Auffinden mehrerer Herde in einem Hause und das gleichzeitige Benutzen von Pfosten- und Schwellenbau.

Sämtliche Funde aus dem Hause kommen ins „Heimatmuseum f. d. Prignitz in Heiligengrabe."

Digitized by Google

Digitized by Google

P. 1

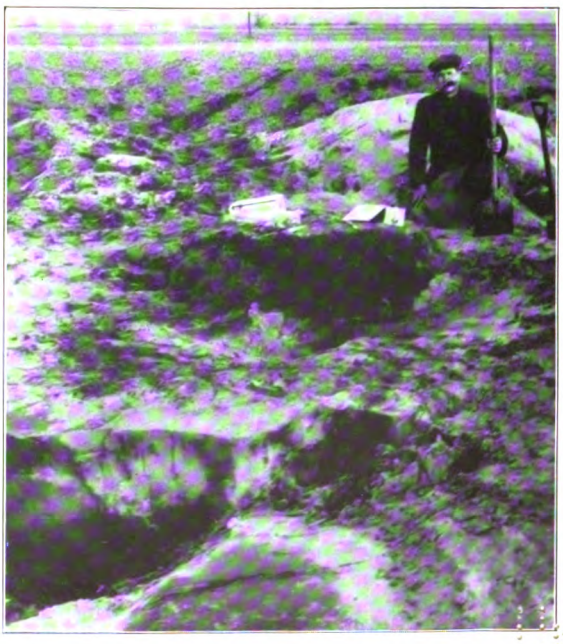
H. 1

G. 1

H. 2 P. 5

Herd 1 und 2. Abfallgrube 1. Pfosten 1 und 5.

Pfosten 1.



Durchschnitt Abfallgrube 1.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Pfosten 2.

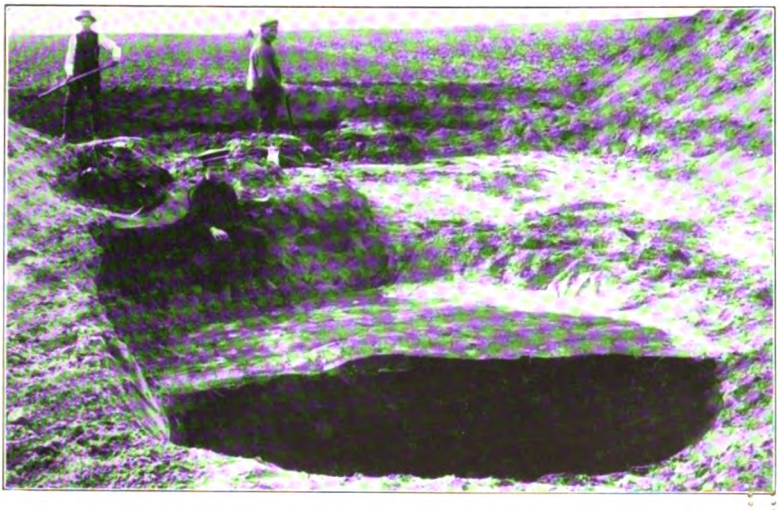
Herd 3. Schwelle 1.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abfallgrube 2. Pfosten 6.



Abfallgrube 2.

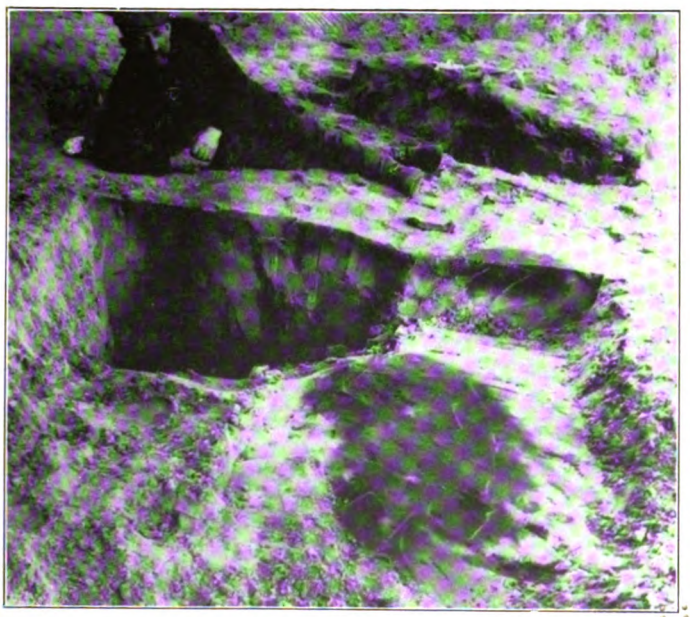
Man beachte, daß die helle Umrißlinie der Grube mit einer Spitze in die dunkle Grube greift, ihre Entstehung aus 2 Gruben dadurch beweisend. Der dunkle Strich zwischen den Arbeitern zeigt die Schwelle Nr. 3.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schwelle Nr. 3 und 2. Pfahl 8.



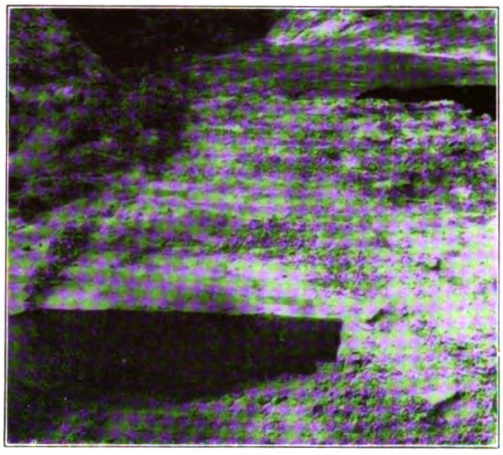
Pfosten 4 und 5. Abfallgrube 3.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

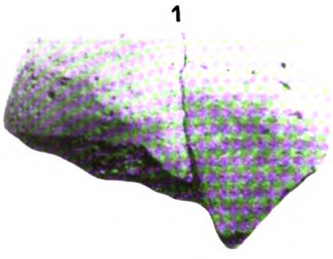
Digitized by Google

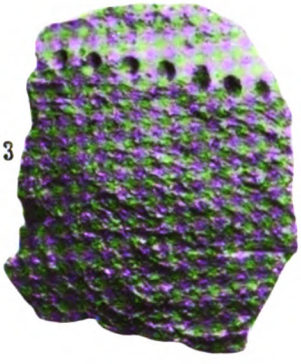
Digitized by Google

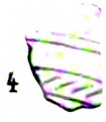
Pfostenloch und Pfosten 8 (im schwarzen Pfostenloch noch dunkler abgesetzt).

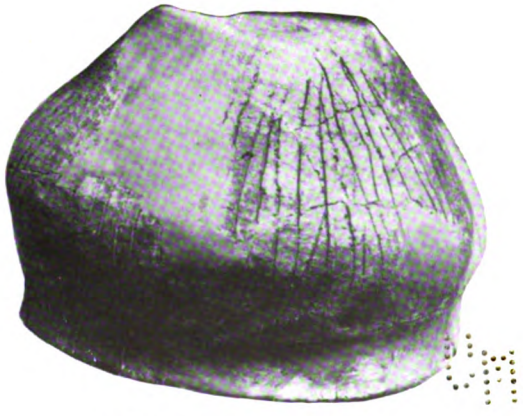


Pfosten 6.









Scherben aus dem Hause.
Nr. 1, 3 und 4 aus Abfallgrube Nr. 1. Nr. 2 aus Herd Nr. 1.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Brakteat von Grumpan und die Runenfrage.

Von Dr. Ludwig Wilser, Heidelberg.

Mit Tafel VIII.

Daß heutzutage Wimmers Runenmeistertheorie, die seinerzeit von der germanischen Philologie durch den Mund von Sievers für „sicher" und „abschließend" erklärt wurde, noch Anhänger zählt, ist kaum anzunehmen. Ich selbst hatte sogleich dagegen Verwahrung eingelegt und schon vor einem Vierteljahrhundert des dänischen Forschers Ausführungen, soweit sie sich auf den Ursprung der älteren, 24-stelligen Runenreihe bezogen, Satz für Satz und in allen Einzelheiten sachlich widerlegt. Seitdem sind sehr wichtige, nicht nur für die Geschichte der Runen im besonderen, sondern auch für die der Buchstabenschrift im allgemeinen bedeutungsvolle Entdeckungen gemacht worden, die unsere Gründe für eine nordische Herkunft und eine den vorgeschichtlichen Völkerwanderungen entsprechende nordsüdliche Ausbreitung wesentlich verstärkt haben. Im vorigen Jahrhundert waren nur drei Denkmäler bekannt, aus deren Vergleichung und gegenseitiger Ergänzung der Gesamtbestand des als gemeingermanisch zu betrachtenden, in 3 Geschlechtern mit je 8 Zeichen geordneten Futharks (wie Alphabet und Abece nach dem Anfang) sich erschließen ließ, der 1774 bei Vadstena am Wetternsee gefundene Goldbrakteat, die 1857 einem burgundischen Grab entnommene Spange von Charnay und ein im gleichen Jahre aus dem Flußbett der Themse gehobenes Hiebmesser. Dazu sind gekommen: 1905 eine Felsinschrift bei Kylfver auf Gotland und 1911 wieder ein Anhänger, der Brakteat von Grumpan des Kirchspiels Säfvare in Västergötland.

Schon die räumliche Verteilung dieser 5 Fundstätten ist vielsagend und gibt zu denken: 3 davon liegen im inneren und östlichen Schweden, weitab von den früher und zum Teil noch immer als Ursprungsgebiet angesehenen Grenzländern des Römerreichs, eine in Burgund, wo im 5. Jahrhundert ein gotisches, zu Anfang unserer Zeitrechnung noch auf Bornholm (Burgunda insula) sitzendes Volk eingewandert war, und endlich die fünfte in England,

Digitized by Google

das im selben Jahrhundert von nordgermanischen, über die Nordsee und das Ärmelmeer gekommenen Stämmen erobert und besiedelt wurde. Dazu stimmt, daß im Norden, wo diese Schriftart fast 1½ Jahrtausende im Gebrauch blieb, auch weitaus die meisten Runeninschriften gefunden sind; was wollen die paar deutschen besagen gegen die Tausende von schwedischen, norwegischen und dänischen? Von allem anderen abgesehen, spricht darum allein schon der Fundbereich für die nordeuropäische Heimat unserer uralten Volksschrift und gegen die früher herrschende Meinung.

Die Runenreihen der angeführten Denkmäler sind ja nicht ganz einheitlich und gleichmäßig: Gestalt, Reihenfolge und Anzahl der Zeichen stimmen nicht immer vollständig überein, sondern es machen sich, was ja auch leicht zu begreifen, offenbar örtliche, zeitliche und in größerem oder geringerem Geschick und Verständnis des Schreibers begründete Eigentümlichkeiten bemerklich. Anscheinend war der Verfertiger der Goldmünze von Grumpan nicht selbst runenkundig, sondern nur Nachahmer, denn es begegnen ihm allerlei Versehen und Verwechselungen; doch muß, nach einigen Anzeichen, auch das Futhark seiner Vorlage ein eigenartiges gewesen sein.

Betrachten wir nun dessen einzelne Geschlechter, so fällt uns gleich beim ersten auf, daß es nur 7 Zeichen hat und an 6. Stelle das für den k-Laut vermissen läßt, ohne Zweifel nur durch ein Versehen des Goldschmieds, da die folgenden 8 Kreise die richtige Zahl anzudeuten scheinen. Auch der weggefallene obere Seitenstrich der 1. Rune (f) ist wohl durch Nachlässigkeit und Raummangel zu erklären, da die doppelte Einrahmung des Schriftbandes darüber wegzieht. Durch Ähnlichkeit entschuldbar ist die Verwechselung des 3. und 7. Zeichens (für th und w).

Schwieriger sind die Eigenheiten des mittleren, nur aus 6 Zeichen bestehenden Geschlechts zu deuten. Daß der vordere Stab der h-Rune durch den schiefen Querstrich nicht erreicht wird, sondern frei steht, ist wohl auch auf mangelhafte Wiedergabe des Vorbildes zurückzuführen und findet sich ähnlich, wenn auch nicht im Futhark, so doch in der Inschrift der Gewandnadel von Charnay. Der schwache Seitenstrich nach oben am Zeichen für i ist nichts weiter als eine überflüssige, mißverständliche Zutat. Die 4. Rune des Geschlechts hat zwar die Gestalt des k in spätnordischen und angelsächsischen Inschriften, schwerlich aber dessen Lautwert, scheint vielmehr aus dem Zeichen für j entstanden, durch irrtümliche Verlängerung der oberen Hälfte des gebrochenen Stabes bis zum Grundstrich. Die Rune an 5. Stelle kehrt als erste des 3. Geschlechtes wieder und kann darum hier nicht den gleichen Laut, sonst überall t, ausdrücken. Entweder entspricht sie dem Zeichen in Gestalt einer Wolfsangel, das aber, wie ich an den Inschriften des Schreins von Braunschweig, des Kreuzes von Ruthwell und des Grabsteins von Thornhill nachgewiesen, nicht i oder e, sondern ch bedeutet, und wäre dann auch als „Sproßform" der k-Rune, durch Aufstülpung derselben auf einen Stab, aufzufassen, oder aber

Digitized by Google

sie ist, was wahrscheinlicher, um 2 Stellen vorgerückt und soll den Laut z, eine Erweichung von t, wiedergeben, wie auf dem Anhänger von Vadstena die einfache b-Rune auch für das durch Verdoppelung von ihr abgeleitete Zeichen für p steht. Das folgende 6. Zeichen fällt seiner Gestalt nach mit dem für l zusammen und darf darum wohl durch Anfügung des vergessenen unteren Seitenstrichs zur Rune ch ergänzt werden, die durch die erwähnte Verschiebung von der 13. auf die 14. Stelle der ganzen Reihe gekommen ist. Solche geringfügige Änderungen der Reihenfolge haben durchaus nichts Auffallendes und finden sich auch auf dem Themsemesser und dem Kylfver-Stein. Sehr bedauerlich ist dagegen das Fehlen der beiden letzten Runen des Geschlechts, die mit den 4 ersten der folgenden Kreischen ohne Zweifel bei der Anlötung oder Wiederbefestigung der Öse zerstört worden sind, denn zu ihnen müßte das Zeichen für p gehören, dessen Gestalt, nur auf zweien der 4 anderen Denkmäler übereinstimmend, gerade hier besonders lehrreich für die Entstehung der Neubildungen wäre.

Das dritte Geschlecht, mit Erhaltung aller 8 Runen, zeigt nur in seinem 6. Zeichen eine auffallende, von allem bisher Bekannten abweichende Bildung. Die Rune mit dem Lautwert ng gibt sich sonst immer als — manchmal vollständig verschmolzene — Verdoppelung von k zu erkennen, wie in der griechischen und gotischen Schrift diese Lautverbindung durch ein doppeltes g wiedergegeben wird. Hier aber ist die einfache Rune auf einen Stab gesetzt und fällt dadurch äußerlich mit dem auf ganz andere Weise entstandenen Zeichen für z zusammen, das die Vorlage des Goldschmieds von Grumpan vermutlich noch nicht enthielt. Das Dach der o-Rune ist offenbar auch dem Raummangel bei der Einrahmung des Schriftbandes zum Opfer gefallen; die Zeichen für m und d sind wegen ihrer Ähnlichkeit wieder verwechselt. Der nun noch freibleibende Teil des Bandes ist durch 6 — statt 8 — hart aneinandergedrängte Kreischen ausgefüllt.

Auch in diesem Falle bestätigt sich demnach das Gesetz, daß Abweichungen in Gestalt und Anordnung hauptsächlich bei den jüngeren Neubildungen, den sog. „Sproßformen", zu beobachten sind, während die durch ihr Alter gefestigten Urzeichen mit den Namen wirklicher und wahrnehmbarer Dinge davon nur wenig berührt werden. Solcher „Sproßformen" enthält die gemeingermanische Reihe 8, g w ch p z b ng d, da zwei von den 18 Urbildern, die für k und p, schon viel früher teils aufgegeben, teils im Lautwert verändert waren.

Innerhalb des ringförmigen Schriftbandes trägt der besprochene Anhänger das stilisierte Bild eines Reiters, ohne Frage des höchsten Gottes Wodan, der ja auf dem Gegenstück von Vadstena wegen des beigefügten Raben unverkennbar ist. Derartige Schmuckstücke galten im germanischen Altertum, wie heute die mit dem Kreuz oder der hl. Jungfrau, als glückbringend und schutzverleihend. Daß man den göttlichen Erfinder der Runen

Digitized by Google

mit diesen abbildete, ist leicht zu verstehen; zugleich mag aber die vollständige Reihe als stets bereites Hilfsmittel beim Loswerfen und beim Lesen oder Abfassen von Inschriften gedient haben. Außer dem Futhark enthält die Münze von Vadstena noch die bisher rätselhaften und ungedeuteten Worte luwa tuwa. Liest man, mit einigen Verbesserungen, T U Th A, so liegt die Erklärung nahe: Tius Wodan Thonar Alwaldande, d. i. die germanische Götterdreiheit.

Der erörterte Fund ist darum von so großer Bedeutung für die Runenforschung, weil er die Ergebnisse der ähnlichen, früher gemachten ergänzt und bekräftigt. Mit der Runenfrage findet aber auch die nach dem Ursprung der Buchstabenschrift überhaupt ihre endgültige Lösung, und was das für das Verständnis der Kulturgeschichte bedeutet, brauche ich in Ihrem Kreise nicht besonders hervorzuheben.

Digitized by Google

Gemeingermanische Runenreihe.

Futhark des Brakteaten von Grumpan.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorgeschichtliche Jagd.

Von Dr. O. Profé.

Mit 34 Textabbildungen.

Unter Jagd verstehen wir das Erlegen d. h. Töten und in Besitznehmen von Wirbeltieren mit Ausnahme der Fische mittelst bestimmter Werkzeuge, Geräte oder Vorrichtungen zum Zwecke der Nutzbarmachung der Beutetiere für Nahrung, Kleidung, Zelt- und Hüttenbau oder zur Herstellung von Werkzeugen, ferner auch zum Zwecke des Selbstschutzes und der Abwehr von Nutzpflanzen.

Die Art der Jagd steht in einem bestimmten Verhältnis zur Kulturstufe der sie ausübenden Menschen. Für weit zurückliegende Abschnitte der menschlichen Entwicklung, in denen der Mensch nur oder doch vornehmlich Jäger war, ist sie nahezu der Ausdruck der Kultur. Eine möglichst zutreffende Anschauung von dem Jagdbetriebe jener Zeit zu gewinnen, wird für den Forscher somit von Wert, für den modernen Jäger nicht ohne Interesse sein.

Seitdem Boucher de Perthes vor mehr als einem halben Jahrhundert der wissenschaftlichen Welt die Zeugen des Eiszeit-Menschen vorgeführt hat, ist eine gewaltige Fülle von Werkzeugen jener Kulturstufen aus dem Schoße der Erde gehoben worden, in denen die Menschen vornehmlich den Stein als Werkzeugmaterial besaßen. Das Bemühen, aus den Geräten und aus den gleichzeitig mit diesen angetroffenen Knochenresten der Tierwelt eine Vorstellung von der Lebensführung des Menschen zu gewinnen, hat an die Kombinationsfähigkeit der Forscher erhebliche Anforderungen gestellt. In gleichem Maße hat es die Phantasie angeregt und damit vereinzelt zu einer Beurteilung der Steinzeitkultur geführt, die in allen Einzelheiten der Wirklichkeit nicht immer entsprechen wird. So sind auf die Art der vorgeschichtlichen Jagdausübung vielfach Schlüsse gezogen worden, die eine ungeteilte Zustimmung nicht finden können.

Die Ausübung der Jagd setzt zur Erzielung des Erfolges den Besitz von Waffen und Werkzeugen voraus, die nach Beschaffenheit und Wirkung in einem bestimmten Verhältnis zur Art der Beutetiere stehen müssen.

Digitized by Google

Soweit sich die höhere Jagd, der Kampf des Menschen mit wehrhaftem Wilde, aus grauer Vorzeit in der Erinnerung durch die Sage erhalten hat, spiegelt sie sich meist als eine besondere, als Übermenschen-Leistung wieder. Das Wild wird mit übernatürlichen Kräften ausgestattet gedacht, wodurch einmal das Heldentum des Erlegers in einem besonders glänzenden Licht erscheinen soll, zum anderen aber das Mißverhältnis zwischen dem Wilde und den Jagdmitteln zu ungunsten der letzteren zum Ausdruck gebracht, d. h. die Unzulänglichkeit der Waffen gekennzeichnet wird.

Mehrere Beispiele hierfür finden sich in der deutschen wie in der griechischen Heldensage, so Siegfrieds Kampf mit dem Drachen, so einzelne Aufgaben des Herakles. Die cerynitische Hirschkuh besaß eine so unglaubliche Schnelligkeit, daß Herakles sie ein Jahr lang verfolgen mußte, ehe er sie durch einen Pfeilschuß in den Lauf (d. i. Bein) in seine Gewalt brachte. Der nemeische Löwe konnte durch keine Waffe verwundet werden, weder durch die Pfeile des Apoll noch durch die Keule des Herakles, der nur durch seine übermenschliche Kraft das Tier bewältigte. Diesen Taten reiht sich auch die Jagd auf den calydonischen Eber durch Meleager und seine zahlreichen Jagdgenossen an. Das mit pfeilstarken Borsten versehene Untier konnte weder durch Speerwürfe noch durch Bogenschüsse verletzt werden, und mehrere Jäger büßten im Kampfe mit ihm das Leben ein. Schließlich gelang es Atalante dem Eber einen Pfeilschuß hinter dem Ohre beizubringen, worauf ihm Meleager zwei Wurfspieße in den Leib trieb und ihn so zur Strecke brachte.

Die Zeit, in der die Urmenschen in erster Linie auf die Erträgnisse der Jagd angewiesen und daher ausschließlich oder vornehmlich Jäger waren, liegt in der Hauptsache in der älteren Steinzeit, deren einzelne Kulturperioden (s. Tabelle) hinsichtlich der zur Jagd dienenden Vorrichtungen, Geräte und Werkzeuge des Menschen einer Betrachtung zu unterziehen sind. Auch auf die der älteren Steinzeit vorhergehende Entwicklungsstufe, das eolithische Zeitalter, ist diese Untersuchung über die Vorbedingungen für ein jagdmäßiges Erlegen des Wildes auszudehnen.

Der Stoff, aus dem der vorgeschichtliche Jäger seine Waffen fertigte, war der Stein, das Holz, der Knochen, das Horn und das Elfenbein, unter denen der Stein kulturgeschichtlich die erste Stelle einnimmt.

Die Frage, ob der Mensch der ältesten Steinzeit, als er gelernt hatte das primitivste Steinwerkzeug, den Eolithen zu benutzen, als er später die Fertigkeit erworben hatte die Chelles-Keile und Chelles-Dolche und später die Mouſtérien- und Solutréen-Werkzeuge aus Feuerstein zurechtzuschlagen, mit irgend einer Aussicht auf Erfolg den großen Säugern, die seine Zeitgenossen waren, nachstellen konnte, bedarf in manchen Punkten noch sehr der Klärung.

Digitized by Google

Quartär	Alluvium		Eisenzeit	etwa 0—1000 v. Chr.
			Bronzezeit	1000—2000
		neuere Steinzeit	Pfahlbauzeit	2000—3500
			Beginn der Viehzucht	3500—5000
			Campignyien (erste Spuren der Töpferei)	5000—15000
			Glénusien (Kjökkenmöddinger)	
			Azilien	
	Diluvium	ältere Steinzeit	Magdalénien	15000—20000
			Solutréen	
			Aurignacien	
			Moustérien	
			Acheuléen	
			Chelléen	
			Jüngeres Eolithikum (Archäolithikum)	
Tertiär	Pliozän, Miozän		Älteres Eolithikum	
	Oligozän			
	Eozän			

In der Literatur finden wir zunächst, sowohl in der wissenschaftlichen wie auch in der mehr volkstümlich gehaltenen, fast allgemein die Auffassung, daß der Mensch der älteren Steinzeit, ja selbst der Tertiärmensch ebensogut den Elefanten und das Nashorn wie die großen Raubtiere als Beutetiere erlegte.

So sagt J. Ranke[1]): Dem Bewohner der Taubacher Wohnstätte, die wohl auf die ausgehende Moustérienstufe zurückzuverlegen ist, boten sich Elefant und Nashorn als Jagdgewinn.

Er gibt allerdings nicht an wie der Taubacher den sich bietenden Gewinn auch zu erwerben verstand, hebt dagegen hervor, daß die in Taubach gefundenen langen Gliedmassen-Knochen der Elefanten und Rhinozerosse, auch die der jungen, ganz, während die des Bären und des Bisons fast alle zerbrochen waren. Der Mensch hat die langen Knochen zerbrochen oder zerschlagen, um das darin enthaltene Mark zu verzehren. Diese Knochen werden also meist mehr oder minder frisch in seinen Besitz gelangt sein, meist wahrscheinlich durch Erbeutung des Tieres. Einen völlig sicheren Beweis für die Erlegung des Tieres stellen die zerschlagenen Knochen indessen nicht dar, da der Mensch sich ihrer auch bemächtigt haben wird, wenn er ein frisch eingegangenes, verunglücktes oder von wilden Tieren gerissenes Stück Wild

[1]) Ranke: Diluvium und Urmensch aus: Der Mensch.

Digitized by Google

gefunden hat. Indessen werden größere Mengen regelmäßig zerschlagener Röhrenknochen derselben Tierart an einem Fundplatz im allgemeinen als ein Zeichen für deren Erlegung gedeutet werden können.

Mortillet[1]) sagt: mit dem an einen Ast gebundenen Chelleskeil und einer Holzkeule nahm es der Mensch unter Benutzung von Gruben oder Fallen mit den stärksten und furchtbarsten Gegnern auf, dem Elefanten, dem Rhinozeros, dem Flußpferd und den großen Katzen-Raubtieren. Mit dem Chelleskeil vermochte er diesen Tieren den Schädel zu zertrümmern. Nach Hoernes[2]) umfaßt das Jagdwild des paläolithischen Jägers anfangs wärmeliebende Tiere wie Elefant, Rhinozeros u. a., später Renntier, Riesenhirsch, Wildpferd, daneben Mammut, Urochs, Bison, Moschusrind. Auch Sorrer[3]) läßt den Urmenschen mit Steinart und Speer dem Höhlenlöwen, dem Höhlenbären, dem Auerochsen entgegentreten.

Abb. 1. Mammutjäger. Nach Bölsche.

Steinmann[4]) führt in seiner Schrift aus, daß, mit dem jüngeren Tertiär beginnend, in dem Maße wie die Zahl der Jäger zugenommen hat, ein merkbarer Rückgang des Wildstandes eingetreten sein muß, daß die Zunahme der menschlichen Fähigkeiten, die fast ausschließliche Fleischkost und der Mangel schonender Behandlung bei den Jägervölkern des jüngeren Tertiärs und des Diluviums zu einer vollständigen Vernichtung gewisser Arten von jagdbaren Säugetieren geführt hat.

[1]) G. de Mortillet, Origines de la chasse, de la pêche et de l'agriculture. Paris 1890.

[2]) Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen. Hartlebens Verlag 1909.

[3]) Sorrer, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer. Verlag von W. Spemann.

[4]) Steinmann, Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch. Teubner 1910.

Digitized by Google

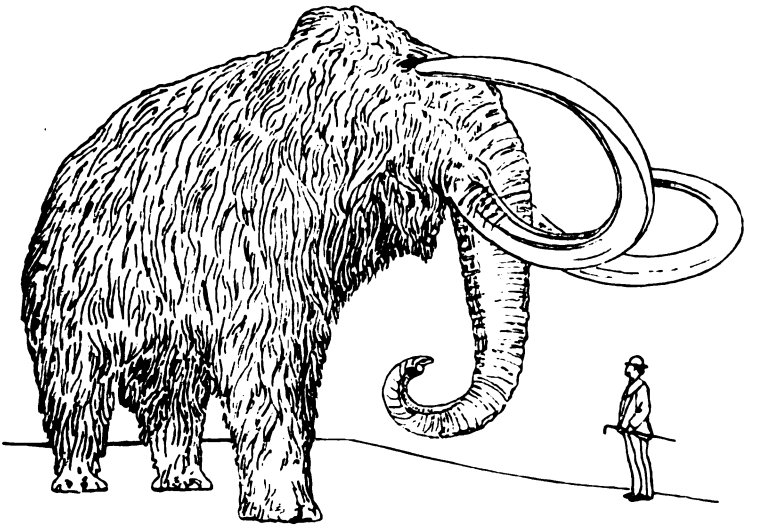


Abb. 2. Mammut. Nach Hoernes.

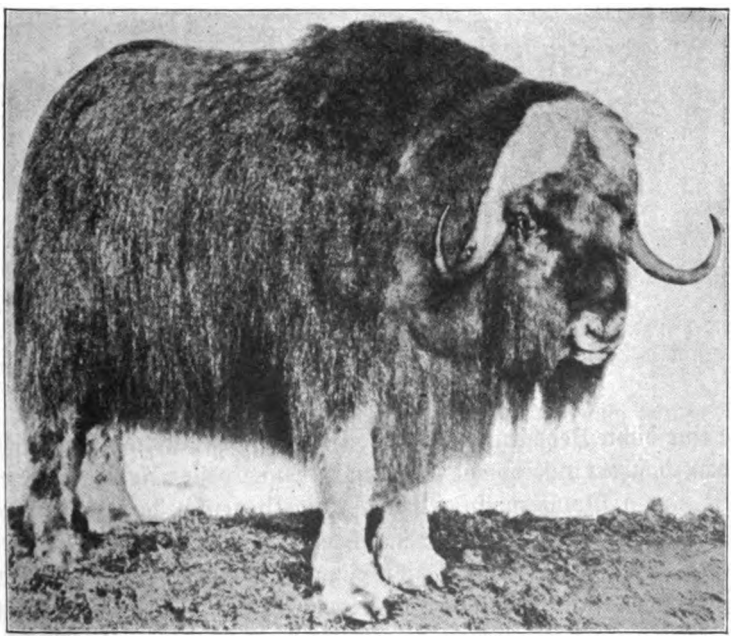


Abb. 3. Moschusrind. Nach Hoernes.

Digitized by Google

Bei Betrachtung der Überreste der spät tertiären und der diluvialen Wildfauna einerseits und der höchst primitiven Jagdwaffen andererseits tritt ein Mißverhältnis auf, das uns an den Jagderfolgen des Urmenschen und seiner ganze Tierarten vernichtenden Tätigkeit zweifeln läßt.

Der Schädel des Höhlenbären mit den mächtig entwickelten Knochenkämmen, die einer außerordentlich kräftigen Muskulatur Ansatz gewährten,

Abb. 4. Eolithen. Nach Sorrer.

und die eine dichte Behaarung tragende Haut lassen es nicht als wahrscheinlich annehmen, daß der mit einem Eolithen, einem Chelles-Keil, einer Holzkeule oder mit einem Mousterienspieß bewaffnete Urmensch den Höhlenbären angegriffen hat. Ebenso unwahrscheinlich ist die Jagd auf den Elefanten, das Rhinozeros oder das Mammut mit einer altsteinzeitlichen Waffe, wie sie sich auf dem bekannten Titelbilde des Kosmos-Bändchens: Die Abstammung des Menschen von Bölsche darstellt (Abb. 1). Es heißt darin: Die Eolithen waren zum Kampfe mit den Riesentieren jener Zeit bereits gut brauchbare

Digitized by Google

Waffen. Noch ausgeprägter tritt das Mißverhältnis zwischen Jäger und Beutetier hervor, wenn der Mensch dem Mammut in den zutreffenden Größen-Verhältnissen gegenübergestellt wird (Abb. 2). Dabei ist zu berücksichtigen die Behaarung des letzteren, die aus dichten Wollhaaren und bis 70 cm langen, die Mähnen- oder Schweifhaare des Pferdes an Dicke übertreffenden Grannenhaaren besteht, und die 2—3 cm dicke Haut mit einer darunter befindlichen Fettschicht von etwa 10 cm Dicke. Auch bei dem Urstier, dem Wisent und dem Moschusrinde (Abb. 3) bildet neben der sehr

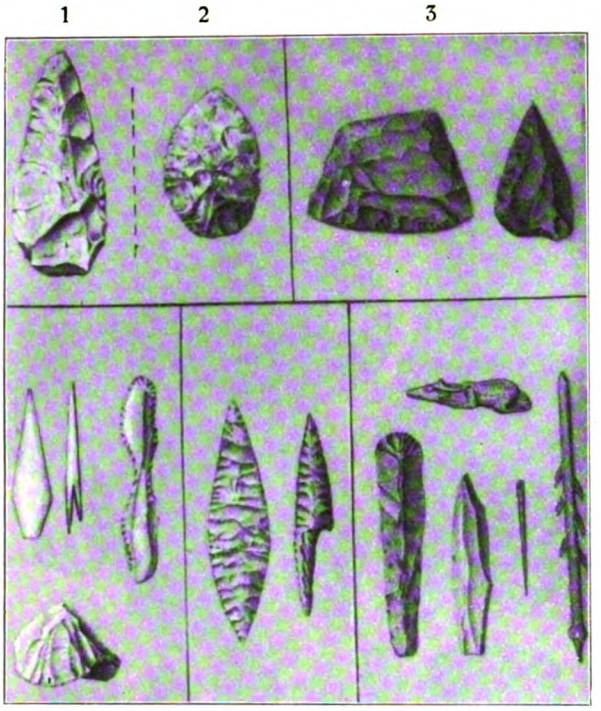


Abb. 5.
1 Chelléen. 2 Acheuléen. 3 Moustérien. 4 Aurignacien. 5 Solutréen. 6 Magdalénien.

starken, zähen Haut ein dichtes Haarkleid einen wirkungsvollen, den primitiven Steinwaffen widerstehenden Schutz.

Untersucht man unter voller Würdigung der angedeuteten anatomischen Verhältnisse die für das Eolithikum (Abb. 4 [verkleinert]), das Chelléen, Acheuléen und Moustérien (Abb. 5 [verkleinert]) charakteristischen Werkzeugtypen auf ihre Wirkungsweise und Kraft, so gelangt man zu der unabweisbaren Überzeugung, daß sie als Angriffswaffen auf die großen Säuger der älteren Steinzeit nicht gedient haben können. Die harmlosen Eolithen (Abb. 4 u. 6 [verkleinert], Nr. 1—8), die kräftigen, aber meist stumpfen Chelles-

Digitized by Google

keile (Abb. 6, Nr. 9—11) können aus den oben angeführten Gründen als Stich- oder Hiebwaffen gegen die großen Raubtiere, den Elefanten, das Mammut, den Urstier, allgemein nicht gedient haben; den leichteren Wildarten gegenüber können sie trotz deren Flüchtigkeit allgemeinhin schon eher in Betracht kommen.

Die Frage, ob die Moustérien-Geräte (Abb. 6, Nr. 19—28) als Lanzen oder Spieße auf mittelgroße Säugetiere gebraucht werden konnten, habe ich

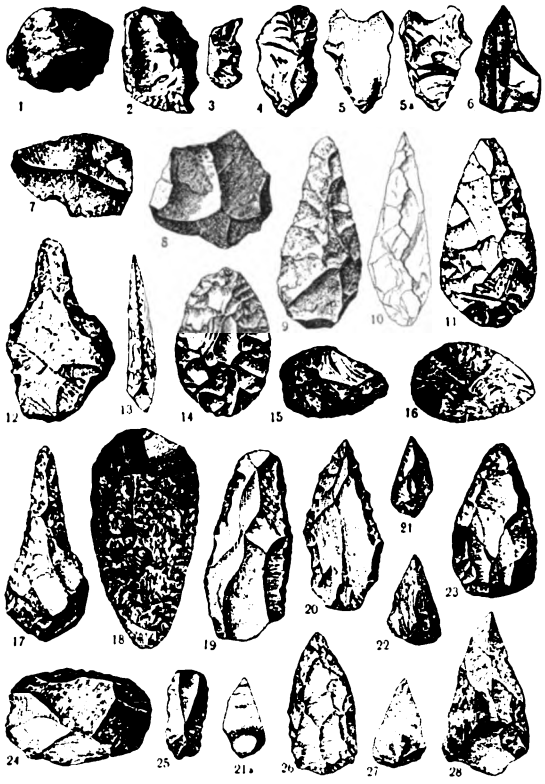


Abb. 6. Gerättypen der älteren Steinzeit. Nach Forrer.

durch eigene Versuche zu lösen mich bemüht. Die Beschaffenheit der aus der Grotte von Placard stammenden Moustérien-Geräte (Abb. 7 [natürl. Größe]) ließ von vornherein eine erhebliche Spitzenwirkung bei Stich und Stoß nicht erwarten. In der Tat gelang es nicht, mit der Spitze des an einem Holzschaft befestigten Schabers (b) die Weichen eines frisch getöteten kräftigen Kalbes zu durchstoßen. Nur an mit Muskeln unterlegten Stellen der Hinterschenkel vermochte der Silexspeer eben die Haut zu durchdringen. Dagegen war die Schnittwirkung der Werkzeuge beim Abhäuten und Zerlegen eine ganz erstaunliche. Die Durchtrennung selbst strafferen Unterhautgewebes, der

Digitized by Google

starken Sehnenbänder an den Gelenken, der Muskulatur gelang mühelos in kurzer Zeit.

Auf die Unzulänglichkeit der Chelléen- und Moustérien-Werkzeuge als Jagdwaffen und die Unwahrscheinlichkeit ihrer erfolgreichen Verwendung ist von verschiedenen Forschern auch bereits hingewiesen worden. Wenn auch Mortillet den Chelles-Spieß und die Holzkeule als Jagdwaffen bezeichnet, so zieht er doch als weitere Hilfsmittel zur Erlegung des Wildes Gruben und Fallen heran.

Verworn[1]) ließ sich in einem Vortrage in der Göttinger Anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1908 über den Wohnstättenfund von Tau-

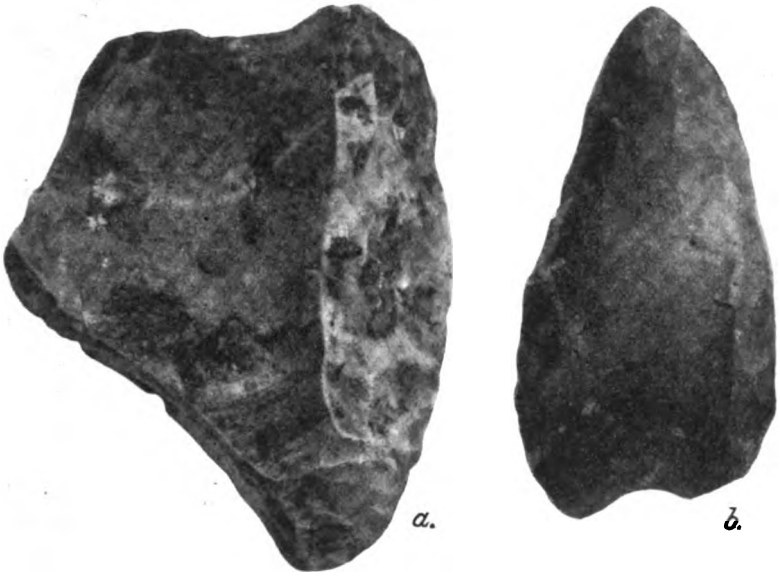


Abb. 7. Moustérien-Geräte (natürl. Größe).

bach, hinsichtlich der Jagd auf Elephas antiquus, Rhinozeros Merck, Bär, Bison, Wildpferd, Hirsch, Wildschwein, Biber folgender Art aus: „Das Tal der Ilm bildete ein weites Süßwasserbecken, dessen seichte Ufer von Rohr und Schilf umgeben und mit Unterholz und Bäumen bestanden waren. Hier kamen die genannten Tiere zur Tränke, hier belauerte und überlistete sie der diluviale Jäger. Unter Hinweis auf die kleinen Werkzeuge, deren eine Gruppe nur bis 2 cm, eine andere bis 5 cm Länge besaßen, bemerkte Verworn weiter: Der Laie möchte geneigt sein, ein gewisses Paradoxon darin zu erblicken, wenn er sich den Bären-, Bison- und Elefantenjäger mit solchen Miniaturwerk-

[1]) Verworn, Die Kulturstufe von Taubach bei Weimar, Vortrag i. d. Anthrop. Verein zu Göttingen, 19. Juli 1907.

Digitized by Google

zeugen arbeitend — jagend — denkt. Es muß aber auch in jener alten Jägerkultur nicht an feiner Arbeit und subtiler Handgeschicklichkeit gefehlt haben." Da ist aber zu bemerken, daß wir keine Werkzeuge jener Zeit besitzen, deren feinere Arbeit auf erfolgreichere Nutzung zur Jagd schließen lassen.

In demselben Verein äußerte sich im Jahre 1911 Merkel[1]) in einem Vortrage über die Lebensführung der altsteinzeitlichen Menschen zu der Frage in einer Art, die beweist, daß ihm das Mißverhältnis zwischen Waffen und Wild vollauf zur Erkenntnis gelangt war. Er sagt: Man darf sich jedoch nicht vorstellen, daß Mammut, Höhlenlöwe, -bär und ähnliche Tiere gejagt wurden; dazu reichten die vorhandenen Mittel bei weitem nicht aus. Es sind zweifellos nur kleine Tiere gewesen, denen man nachstellte. Die großen wurden nur verspeist, wenn man sie tot oder sterbend auffand. Erst mit der Vervollkommnung der Waffen konnte man sich allmählich auch an die Erlegung großer Tiere machen.

Auch Bonnet führte in einem im März 1909 in der Kölner Anthropologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage über die Jagd als Kulturmittel der Urzeit aus, daß es unmöglich gewesen sei einem Mammut mit Steinen oder Speeren beizukommen.

Neuerdings hat Sörgel[2]) der Frage über das Aussterben diluvialer Säugetiere und die Jagd des diluvialen Menschen eingehende Studien gewidmet. Er ging von der Ansicht aus, daß das Massenverhältnis alter und junger Tiere einer Art im fossilen Material Schlüsse auf die Jagdmethode zuläßt und hat daraufhin die Funde größerer Säuger von Süßenborn, Taubach, Mosbach, Mauer und der Lindentaler Hyänenhöhle untersucht. Denselben Gedanken hat Alessandro Portis schon 1878 geäußert indem er sagt: Ein Beweis für die Tätigkeit des Menschen scheint mir darin zu liegen, daß junge Individuen gewisser Arten, so Rhinozeros Merckii, Elephas antiquus, Bär sehr häufig sind im Verhältnis zu dem seltenen Vorkommen ausgewachsener Tiere. Es scheint, daß beim Jagen und Fangen der Tiere mittels Fallgruben die Jungen am leichtesten erlegt wurden.

Sörgel führt aus, daß der Mensch mit dem Elephas antiquus zum ersten Mal im Alt-Diluvium von Mauer getroffen wird und daß der Eolithiker von Mauer dem Elefanten mit gleichem Erfolge nachgestellt hat wie der mitteldiluviale Jäger von Taubach. Es sei hier daran erinnert, daß die Knochen auch der jungen Elefanten und Rhinozerosse in Taubach nicht zerschlagen oder zerbrochen, sondern ganz waren. Den

[1]) Merkel, Lebensführung des altsteinzeitl. Menschen. Vortrag im Anthrop. Verein zu Göttingen, 25. Nov. 1910.

[2]) Sörgel, Festschrift zur 43. Allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft.

Digitized by Google

Beweis für die Erlegung der Tiere erblickt Sörgel in dem Verhältnis der jungen zu den alten Individuen in Mauer und Taubach im Gegensatz zu dem an anderen Fundorten, so in Moßbach, Süßenborn und Steinheim festgestellten. Während in Mauer und Taubach (s. Tabelle) 55,6 Proz. und

		Im Alter von 1—20 Jahren	20—x Jahren	davon 50—x Jahre
Taubach (Acheuléen	Eleph. antiqu.	54,6%	45,4%	16,3%
Mauer (Jüng. Eolithic.) .	Eleph. antiqu.	55,6%	44,4%	24,4%
Mosbach	Eleph. antiqu.	15,3%	84,6%	61,5%
„	Eleph. trogonth.	20,9%	79,1%	58,3%
Süßenborn	Eleph. trogonth.	8,6%	91,4%	78,0%
Steinheim	Eleph. trogonth.	24,7%	75,3%	63,0%
Predmost	Eleph. primig.	48,0%	52,0%	12,0%

54,6 Proz. junge, unter 20 Jahre alte Tiere des Elephas antiquus auftreten, finden sich in Mosbach 15,3 Proz. unausgewachsene Tiere des Elephas antiquus, sowie 24,7—8,6 Proz. junge Individuen des Elephas trogontherii in Mosbach, Süßenborn und Steinheim. Auch für das Rhinozeros Merck hat Sörgel ähnliche Verhältnisse gefunden: in Taubach fanden sich 75 Proz. junge, d. h. kräftige fortpflanzungsfähige Exemplare, dagegen in Süßenborn, Mosbach und Mauer nur etwa 33 Proz. junge Tiere. Dieser unverkennbare Gegensatz ist nach Sörgel nur in der menschlichen Jagd begründet; der Mensch muß dieses charakteristische Massenverhältnis geschaffen haben. Durch Untersuchung der verschiedenen Jagdarten in bezug auf ihre Wirkungsweise kommt Sörgel zu dem Ergebnis, daß die Mauerer und Taubacher Jäger den Elefanten, die Taubacher auch das Rhinozeros in Fallgruben gefangen haben müssen, da lediglich diese Fangart vorwiegend die jungen, unerfahrenen Tiere in die Hände des Menschen gelangen läßt, die mit den Muttertieren der Herde vorangehen, während die männlichen und die älteren Tiere den Schluß bilden. Dabei sind gelegentlich auch ältere Individuen in die Fallgruben geraten, besonders wenn diese nicht auf Wechseln angelegt, sondern in einem größeren Gebiet unregelmäßig verteilt waren. Wenn auch das geschilderte Massenverhältnis zwischen jungen und alten Tieren ein auffallendes ist, so werden die daraus gezogenen Schlüsse Sörgels doch gewissen Bedenken begegnen müssen. Zunächst erscheint nicht nachgewiesen, daß gerade junge Elefanten in überwiegender Anzahl in die Fallgruben geraten müssen. Brehm u. a. bekunden, daß die klügsten und erfahrensten Elefanten als Leittiere die Herde zu führen pflegen; sie gehen voran, sorgen für Sicherheit; ihre erstaunliche Vorsicht wird gerühmt. Die Erfahrung eines Tages genügt, sie für immer mißtrauisch zu machen. Die jungen Elefanten

Digitized by Google

halten sich in der ersten Zeit des Lebens vorzugsweise unter dem Leibe und zwischen den Beinen des Muttertieres auf und stehen mehrere Jahre unter der Obhut der alten. Die Neger des oberen Nilgebietes fingen noch bis in die Neuzeit Elefanten in Fallgruben; daß sich dabei vorzugsweise junge Elefanten fingen, ist nicht bekannt. Brehm sagt über das Nashorn: Schwieriger als die Jagd ist der Fang. Das Wara-Nashorn (auf Java) fängt man in auf Wechseln ausgehobenen engen Gruben. Dort fangen sich erwachsene Tiere ebenso wie junge oder ganz alte. In Afrika erlangt man junge Nashörner dadurch, daß man die alten Weibchen tötet und sich alsdann ihrer Jungen bemächtigt. Ohne auf die Frage einzugehen, ob die präglazialen Colithiker der Kulturstufe von Mauer mit ihren primitiven Werkzeugen (Abb. 4) fähig waren, den Elefanten oder das Nashorn zu zerlegen, will ich darauf verweisen, daß sie die Möglichkeit, „auf einem größeren Gebiet unregelmäßig verteilte" Fallgruben von dem Umfange, wie er zum Fangen von Elefanten und Mammuts erforderlich ist, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht besessen haben. Zum Graben so großer Gruben geeignete Steinwerkzeuge haben sie nicht gehabt; aber auch zur Herstellung hölzerner Grabgeräte sind ihre Steinwerkzeuge nicht geeignet gewesen, soweit wir das zu beurteilen imstande sind[1]).

Auf die Frage, ob aus dem Vorherrschen der jungen Individuen mit so ausschließlicher Sicherheit auf Fallgrubenfang geschlossen werden kann, wie Sörgel das tut, wirft weiterhin auch die Untersuchung der bedeutenden Funde von Predmost ein der Sörgelschen Theorie nicht günstiges Licht. In Predmost fand sich auf verhältnismäßig engem Raum in einer 10—80 cm hohen Kulturschicht neben vielen Stein- und Knochenartefakten des Solutréen eine reiche Fauna, die durch zahlreiche Reste vom Mammut charakterisiert war. Die Reste ließen auf etwa 2—300 Stück aller Altersstufen schließen. Sörgel kommt in Übereinstimmung mit anderen Forschern, die Predmost eine sachgemäße Untersuchung gewidmet haben, zu dem Ergebnis, daß der Jäger von Predmost diese Herde nicht erlegt haben kann, daß vielmehr nach den ganzen Fundumständen mit Sicherheit irgend ein Verhängnis den Tieren verderblich geworden sein muß. Sörgel hat nun unterlassen, das Zahlenverhältnis zwischen alten und jungen Individuen von Predmost zu bestimmen. Nach der Veröffentlichung von Kriz habe ich diese Lücke auszufüllen versucht, wenigstens bei 52 Tieren, deren Alter nach den vorhandenen Kiefern

[1]) Während des Druckes fand ich in Bd. 62 der Deutschen Jäger-Ztg. Neudamm eine Erzählung von Prof. Dr. Noack über eine Mammutjagd in der Lößsteppe der Solutrézeit, in der Verf. den Leser zu den Solutréjägern Mährens führt und ihn an einer Treibjagd auf Mammute teilnehmen läßt. Die Mammute werden mit zugespitzten (wie?), im Feuer gehärteten Pfählen verwundet und in Fallgruben getrieben. Wie und mit welchen Werkzeugen diese mächtigen Fallgruben hergestellt worden sind, das verrät der Verf. nicht. Eine beigegebene Abbildung von Gehts leidet an demselben Fehler wie Abb. 1, das Mammut ist im Verhältnis zu den Menschen viel zu klein geraten, oder die Menschen zu groß.

Digitized by Google

noch bestimmbar war. Von diesen waren 25 = 48 Proz. unausgewachsene und 6 = 11,5 Proz. über 50 Jahre alte Tiere (s. Tabelle). Die 48 Proz. jugendliche Individuen kommen denen in Taubach und Mauer gefundenen 54 bis 55,6 Proz. so auffallend nahe, daß die Übereinstimmung hiermit außer Frage steht. Wenn aber Sörgel für die Mammuts von Predmost den Fang durch die Menschen ablehnt, worin wir ihm durchaus zustimmen, so fällt mit dem nachgewiesenen Zahlen-Verhältnis von Predmost auch die stärkste Stütze seiner Beweisführung. Und die Behauptung Sörgels, daß für Deutschland, teils auch für Frankreich und England die ausrottende Tätigkeit des Menschen gegenüber dem Elephas antiquus erwiesen sei, trifft nicht zu. Er ist daran ebenso unschuldig wie am Aussterben des Plesiosaurus, des Ichthyosaurus u. a. Tiere.

Das Vorkommen von Knochenresten alter und junger Tiere in gleichen Mengen oder mit einem leichten Überwiegen der Jungen an einem Fundort wie in Predmost, Mauer und Taubach kann auch auf andere äußere Umstände als die Jagd durch den Menschen zurückgeführt werden, wie dies ja für die Mammuts von Predmost, unter denen sich 48 Proz. junge Tiere finden, geschehen ist, indem ein Verhängnis als Ursache des Untergangs einer ganzen Herde angenommen wurde.

Überall dort wo schädigende Umstände fehlen und vorteilhafte äußere Verhältnisse das Heranwachsen der weniger widerstandsfähigen jugendlichen Tiere begünstigen, wird der natürliche Abgang vornehmlich die alten, hochbetagten Artvertreter treffen; es werden sich alsdann vorwiegend Knochen von alten Tieren finden. Anders, wenn Katastrophen ganze Herden in kürzester Zeit dahinraffen, dann müssen die Knochenreste dem natürlichen Verhältnis von jungen zu alten Tieren innerhalb der Herde entsprechen; und das wird etwa 50 Proz. junger Individuen nahekommen.

Überreste des Höhlenlöwen finden sich im Chelléen, Moustérien und Aurignacien äußerst selten, und keinerlei Fundumstände sprechen dafür, daß der Höhlenlöwe, der um etwa ein Drittel größer als der jetzt lebende Artgenosse war, vom Menschen gejagt wurde, was in Hinsicht auf die Bewaffnung des Urmenschen jener Zeitperioden auch ausgeschlossen erscheinen muß.

Die Höhlenhyäne tritt in Europa im Chelléo-Moustérien auf und findet sich im Aurignacien stärker, weniger im Solutréen verbreitet. Knochenreste von ihr zusammen mit Werkzeugen sind äußerst selten; auch für diese muß ebenso wie für den Höhlenlöwen und aus gleichen Gründen als feststehend angenommen werden, daß sie, abgesehen von Ausnahmefällen und gelegentlicher Erbeutung ganz junger oder kranker Tiere, von dem Menschen nicht erlegt wurde.

Der Höhlenbär ist im Moustérien ziemlich häufig, zeitweise sogar sehr häufig gewesen, im Aurignacien tritt er bereits mehr zurück, ist im Solutréen schon selten und gegen Ende des Magdaléniens ausgestorben. Knochen-

Digitized by Google

reſte finden ſich von ihm in Höhlen außerordentlich zahlreich. Dagegen ergeben die Funde, daß der Menſch hier meiſt nicht gleichzeitig mit ihm gelebt hat. Aus den Knochenreſten iſt vielmehr mit Sicherheit zu ſchließen, daß die Höhlenbären, meiſt ſehr alte Individuen, eines natürlichen Todes geſtorben ſind. Jedoch ſind die Funde, die für ein Erlegen des Höhlenbären durch den Menſchen ſprechen (aufgeſchlagene Knochen), nicht eben ſelten. Indeſſen hat der Jäger des Chelléen und des Mouſtérien wahrſcheinlich auch des Solutréen den Bären niemals mit ſeinen primitiven Waffen angegriffen, ſondern er wird ihn in Höhlengängen mit Feuer und Rauch bezwungen, in engen Schluchten auf den bekannten Wechſeln mit Steinblöcken erſchlagen haben. Auch die Funde des Ursus arctos, des Vorgängers unſeres braunen Bären im Travertingebiet von Taubach-Ehringsdorf-Weimar könnten dafür ſprechen, daß

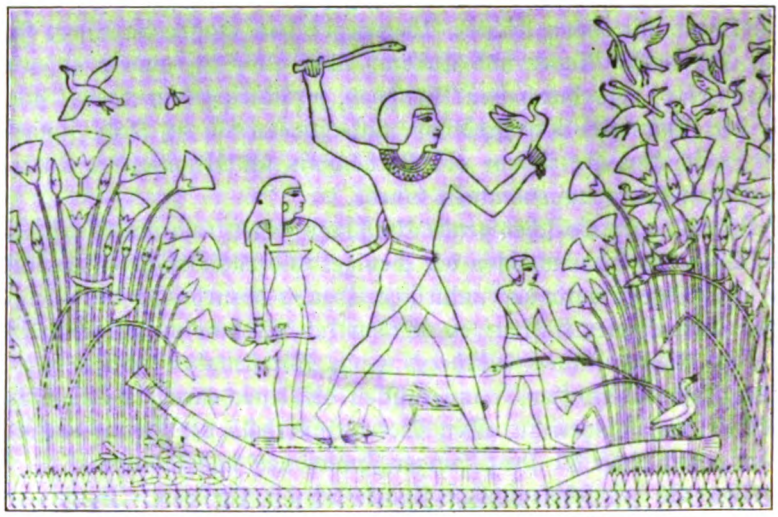


Abb. 8. Vogeljagd mittels Wurfholzes. Nach Mortillet.

der Menſch dieſen erlegt hat. Es finden ſich dort vorwiegend Reſte des Schädels, beſonders Ober- und Unterkiefer, ſowie Fußknochen und Krallen. Sörgel nimmt — ebenſo wie Studer für das Pferd im Schweizersbild — an, daß der Menſch den Bären in Fallgruben gefangen, getötet und an Ort und Stelle zerlegt hat, um dann nur das Fell, in dem Kopf und Fußknochen zurückblieben, und die bevorzugteren Fleiſchteile in die Höhle mitzunehmen. Ob dieſe Annahme zutrifft, können wir einſtweilen nicht entſcheiden. Jedenfalls erſcheint erwieſen, daß der Bär auch bereits im Mouſtérien und Chelléen gejagt oder gefangen wurde. Von den übrigen großen Säugern, dem Urſtier, dem Biſon, dem Pferd, dem Elch, dem Hirſch finden ſich bis ins Solutréen verhältnismäßig nur ſehr wenige Reſte, ſolche, die mit Sicherheit auf ein Erjagen durch den Menſchen ſchließen laſſen, verſchwindend wenig.

Digitized by Google

Wir müssen hiernach annehmen, daß der Urmensch der präglazialen Zeit und der Eiszeit bis ins Moustérien die großen Säuger bis auf Ausnahmen allgemein nicht gejagt hat. Er hat sich entsprechend seinen primitiven Werkzeugen auf die Erlegung kleiner Tiere und der Jungen mittelgroßer Tiere beschränken müssen. Er war auch nicht in der Lage, mit seinen unzulänglichen Werkzeugen so umfangreiche Fallgruben wie die zum Fange eines Mammuts erforderlichen auszuheben. Nur wo er natürliche Verhältnisse sich nutzbar machen konnte, indem er Bodenspalten und Felsspalten als Fallgruben verwendete, Höhlen und Schluchten zum Angriff benutzte, gelang

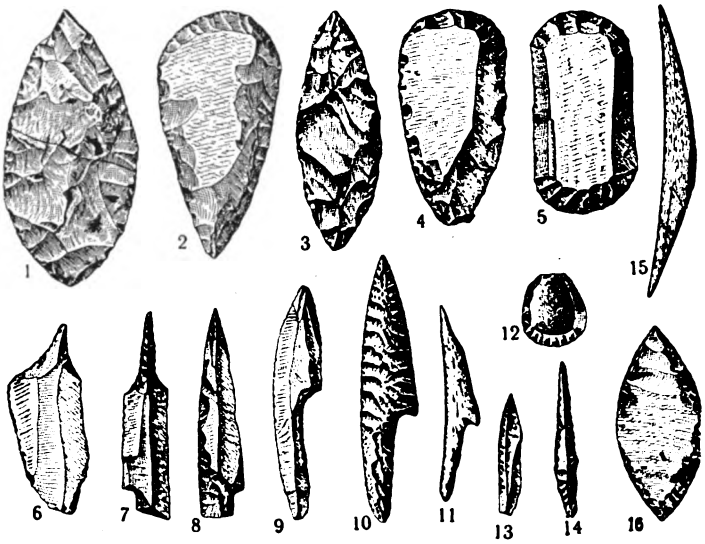


Abb. 9. Solutréen-Geräte. Nach Forrer.

es ihm, vereinzelt auch die großen Säuger, insbesondere den Bären zu erbeuten.

Zum Erlegen kleiner oder junger Tiere wie Vögel, Hasen, Rehkitze, Hirsch-, Bison-Kälber, Fohlen bediente er sich wahrscheinlich der Keule, der Schleuder, der Wurfschlinge oder einer Art Wurfholz wie es bei den Eingeborenen Australiens (Bumerang) sich findet, wie es auch die Ägypter gekannt und zum Erlegen von Vögeln benutzt haben (Abb. 8) und das möglicherweise auch der diluviale Mensch gekannt und besessen hat. Bekanntlich gelingt es, Hasen im Lager zu überraschen und mit einem einfachen Stocke zu erschlagen.

Jedenfalls dürfte sich aus den angeführten Umständen in überzeugender Weise ergeben, daß der Tertiärmensch und der Eiszeitmensch bis in das Moustérien und das Aurignacien hinein vermittelst ihrer Jagdarten und

Digitized by Google

Jagdwaffen als Vernichter der großen Säugetier-Arten, wie des Höhlenlöwen, des Höhlenbären, der Höhlenhyäne, der alten Formen des Elefanten, des Nashorns und der übrigen Spezies, die im Tertiär und im frühen Diluvium den europäischen Erdteil bewohnten, gar nicht in Frage kommen können.

Erst mit einer wesentlichen Verbesserung der Waffen und mit der Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten, wie wir ihnen im Solutréen (Abb. 9) und in erheblich höherem Maße im Magdalénien begegnen, konnte der Mensch die Jagd auf die größeren Säuger aufnehmen. Hier ist es zunächst das Wildpferd, dem der Mensch mit Erfolg nachstellte, und zwar in erster Linie unter Benutzung natürlicher Verhältnisse, wie wir aus den Funden von Solutré wissen. Diese so ergiebige Fundstelle ist ein hoch aufragender, nach drei Seiten steil abfallender, nach der vierten sanft zur Ebene absteigender Fels (Abb. 10). An seinem Fuße fanden sich die Knochen von

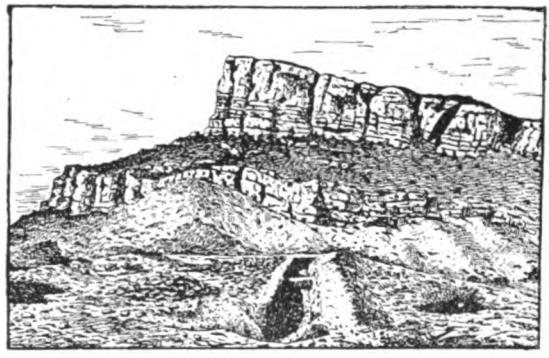


Abb. 10. Fundstelle von Solutré. Nach Forrer.

Tausenden von Pferden, daneben solche vom Ren und vom Urochsen und Feuersteingeräte verschiedenster Art. Man nimmt an, daß die Solutréjäger die in der Ebene weidenden Pferde einkesselten und auf den Felsen trieben. Die scheu gemachten Pferde stürzten in den Abgrund, wo sie von den Jägern zerlegt wurden, die Häute und Fleisch mitnahmen. Daß gerade Pferde in so großen Mengen dieser Jagdart zum Opfer fielen, ist durchaus verständlich, da das in Herden lebende Pferd wie kein andres Tier erschreckt, sinn- und ziellos davonstürmt, eine Erscheinung, die dem Pferde heute noch eigentümlich ist und im sog. Durchgehen sich zeigt.

Allerdings erzählt Pausanias[1]) über eine ähnliche Art, die Bisons lebend zu fangen bei den Päoniern: Wenn die Jäger einen Abhang gefunden haben, der in eine Schlucht abfällt, gattern sie diese ein und bedecken den Abhang mit frischen oder mit durch Öl schlüpfrig gemachten Häuten und

[1]) Diese Angabe verdanke ich Herrn Prof. Dr. Czaplewski.

Digitized by Google

treiben die Bisons auf den Abhang zu, auf den Häuten gleiten die Tiere alsdann in die Schlucht, wo man sie so lange hungern läßt, bis ihr Wider-

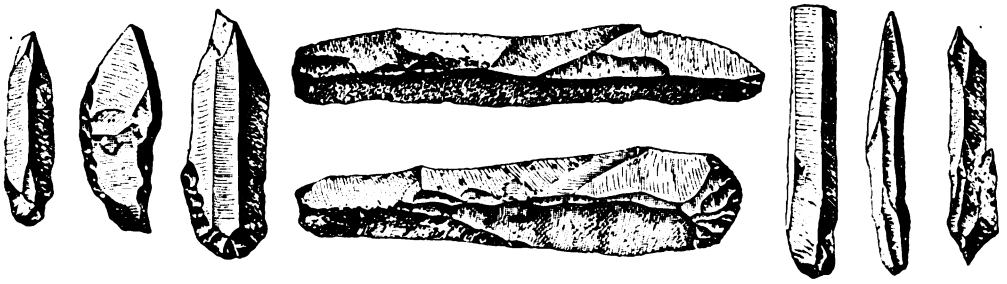


Abb. 11. Magdalénien-Geräte. Nach Sorrer.

stand gebrochen ist (Pausan. X, 13, 1—3 S. 133—134).

Die sorgfältig bearbeiteten Silexgeräte der Solutréperiode, die scharfen Pfeil- und Lanzenspitzen lassen erkennen, daß auch der Angriff mit Bogen und Pfeil, mit Wurfspeer und Lanze auf größere Säuger erfolgreich unternommen wurde. Damit gelangte die Jagd auf eine wesentlich höhere Entwicklungsstufe, um sich im Magdalénien noch weiter zu vervollkommnen. Die Steinwerkzeuge (Abb. 11) zeigen zwar nicht mehr die feine Bearbeitung wie im Solutréen, dafür hat der Magdalénien-Jäger aber gelernt aus dem Knochen äußerst wirkungsvolle Pfeil-, Lanzen- und Speerspitzen herzustellen (Abb. 12), mit denen er nicht nur das Renntier, den Bison, das Wildpferd erlegen, sondern auch dem Mammut und dem Bären erfolgreich nachstellen konnte, besonders wenn er verstand seine Pfeile durch Gift wirksamer zu machen, wie nach Rinnen und Einkerbungen (Nr. 3 und 4, Abb. 12) auf den Pfeilspitzen anzunehmen ist, die keinem anderen Zweck gedient haben können als dem das Gift aufzunehmen.

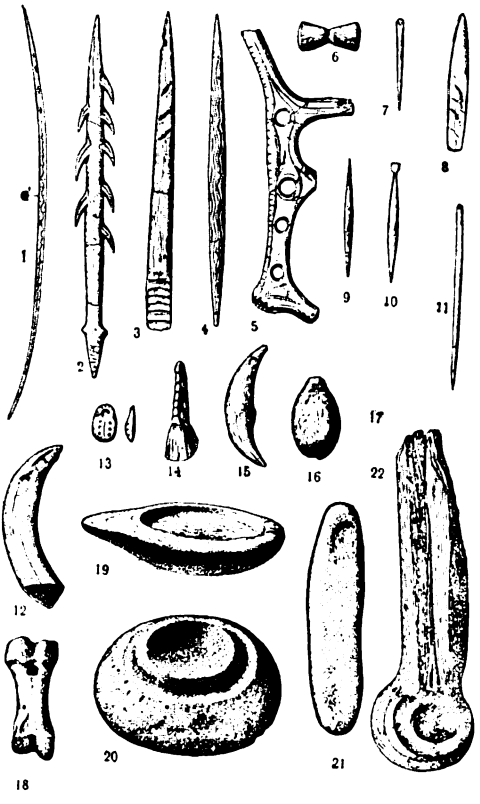


Abb. 12. Magdalénien-Geräte. Nach Sorrer.

Digitized by Google

Mit der vollendeteren Technik hat sich der Mensch jetzt nicht allein im praktischen Jagdbetriebe auf eine höhere Stufe geschwungen, er hat sich auch geistig auf den Standpunkt des höheren Jägers erhoben. Er ist nicht mehr Raubtier; die Jagd gewährt ihm auch an sich Befriedigung, regt sein Vorstellungsleben an und bereichert es mit den Eindrücken und Bildern des

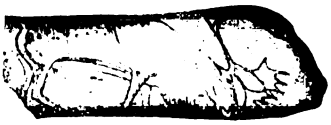


Abb. 13. Nach Hoernes.

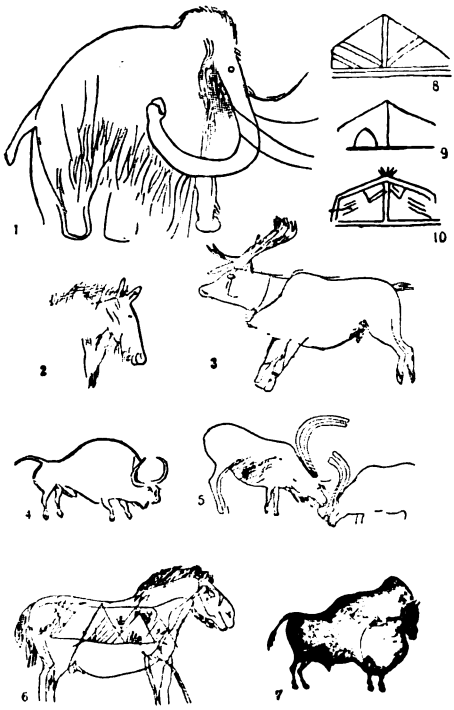


Abb. 14. Nach Hoernes.

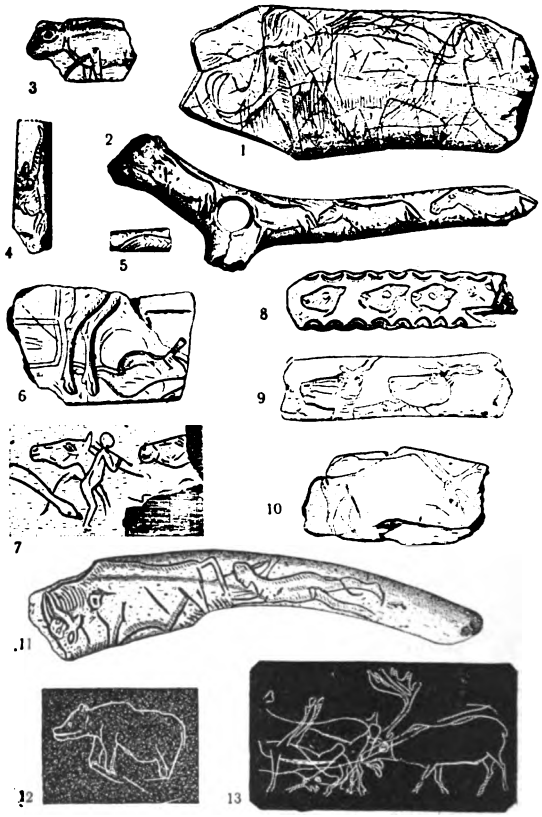


Abb. 15. Nach Hoernes.

Weidwerks, sodaß es ihn kräftig zu Äußerungen drängt. Was in ihm lebte und was ihn beschäftigte, das gab er wieder als Zeichnungen, Reliefs und Skulpturen an den Wänden seiner Höhle, auf Knochen, auf Geweihstücken, in Elfenbein und auf Stein. Die zahlreichen Werke einer ganz realistischen Kunst, deren Höhe man zunächst mit der primitiven Kultur ihrer Erzeuger nicht recht in Einklang zu bringen vermochte, und zu deren Verständnis Derworn in seinem 1907 gehaltenen Vortrag über primitive

Digitized by Google

Kunst[1]) die Wege gewiesen hat, zeigen nicht nur das Wild in außerordentlich lebenswahrer Wiedergabe, sondern sie erläutern in ausnehmend anschaulicher Weise auch die Jagd, die Art des Erlegens. Es sei hier nur kurz hingewiesen auf die schönen Wildzeichnungen, die sich bei Thayingen im Keßlerloch gefunden haben, von denen das weidende Ren (Abb. 13) durch seine künstlerische Auffassung und feine Linienführung wohl das bekannteste ist, ferner das Wildpferd, ebenfalls als Verzierung eines sogenannten Kommandostabes. Alsdann seien erwähnt die zum Teil farbigen Zeichnungen von Combarelles und Font de Gaume (Abb. 14), Mammut, Ren, Pferd, Auerochs oder Büffel, die Hirschkühe von Chaffaud, auf Knochen geritzt, der Kopf einer Saiga-Antilope (Abb. 15 Nr. 4) von Gourdan (Haute Garonne) auf Rengeweih, das auf eine Elfenbeinplatte gravierte Mammut aus der Höhle von La Madeleine (Nr. 1), die Wildpferde auf

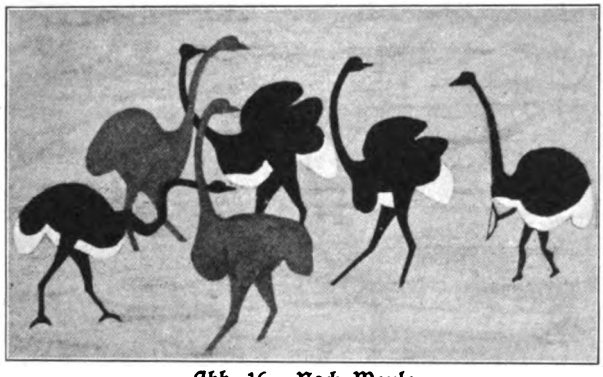


Abb. 16. Nach Weule.

Renntiergeweih (Nr. 2) und ein Mann mit 2 Pferden (Nr. 7) ebendaher, ein Stück Renntiergeweih mit 4 Büffelköpfen (Nr. 8), 2 Renntierköpfe (Nr. 9) und schließlich ein Höhlenbär auf Kiesel aus der Grotte von Massat (Nr. 12) und verschiedene Entwürfe von Renntieren auf einer Schieferplatte von Laugerie-Basse (Nr. 13).

Von besonderem Interesse ist hier ein anscheinend in Fellkleidung gehüllter Mann, der sich an einen Auerochsen kriechend angepirscht hat und eben im Begriffe ist, ihm den Wurfspeer oder die Lanze aus nächster Nähe in die Weichen zu jagen (Nr. 11). Daß der Jäger hier mit Fell bekleidet ist, scheint mit besonderer Absicht zur Darstellung gebracht zu sein. Es könnte das darauf hinweisen, daß der Jäger zum Zwecke der Täuschung des Wildes und des leichteren Anpirschens sich mit einem Büffelkalbfell bedeckt hat, ein Manöver, das von den Indianern bei ihren Büffeljagden angewandt wurde und auch von den Buschmännern bei der Straußenjagd (Abb. 16), wie wir durch Zeichnungen aus Buschmannhöhlen wissen.

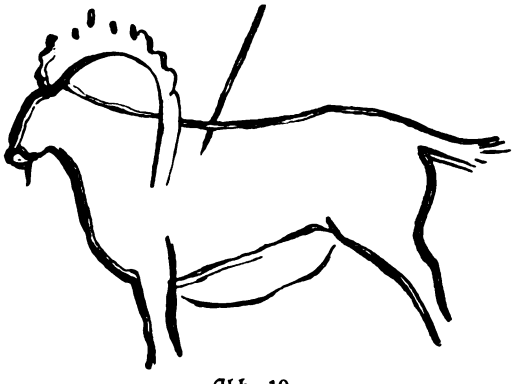
[1]) Bericht über die Prähistoriker-Versammlung 1907 in Cöln.

Digitized by Google

Bei dieſem Anpirſchen, wie es auf dem Renntierhorn von Laugerie-Baſſe dargeſtellt iſt, kann der Jäger kaum eine andere Stelle als die Weichen zum Ziel genommen haben; ſie iſt durch das Anpirſchen von der Hinterſeite des Wildes her gegeben. Für dieſe häufiger geübte Methode des Pirſchens ſpricht auch das Ren aus der Dordogne (Abb. 15, Nr. 10), graviert auf einer Büffelrippe, das ebenfalls einen Speer in der Gegend der Weichen zeigt. Der Jäger hatte hierbei zwar mit einer längeren Verfolgung des weidwunden Wildes zu rechnen; es iſt indeſſen anzunehmen, daß er in deſſen

Abb. 17.

Abb. 18.



Abb, 19.

Verfolgung und Aufſpürung die nötige Zähigkeit und Findigkeit beſeſſen hat, wie wir ſie ja bei allen heutigen Naturvölkern in hervorragendem Maße finden. Indeſſen wußte er die empfindlicheren Körperſtellen, deren Verwundung ihm das Wild ſchneller und müheloſer auslieferte, wohl zu bewerten. Dafür ſprechen Zeichnungen wie die des Biſons von Les Eyzies (Abb. 15, Nr. 3). Hier führen zwei Striche zum Herzen, die entweder das entſtrömende Blut oder einen Speer, deſſen Spitze in der Herzgegend vor dem Blatte ſteckt, andeuten ſollen. Noch charakteriſtiſcher ſprechen andere Zeichnungen dafür, daß dem paläolithiſchen Jäger des Magdalénien die Bedeutung des „Sitzens des Schuſſes" vollauf bekannt war, und daß er ſich mit dieſer

Digitized by Google

Frage ebenso beschäftigt hat, wie es der moderne Jäger tut. Das zeigen besonders gut Zeichnungen aus französischen Höhlen, die mir Herr Professor Verworn gütigst zur Verfügung gestellt hat. Sie stellen Bisons dar mit

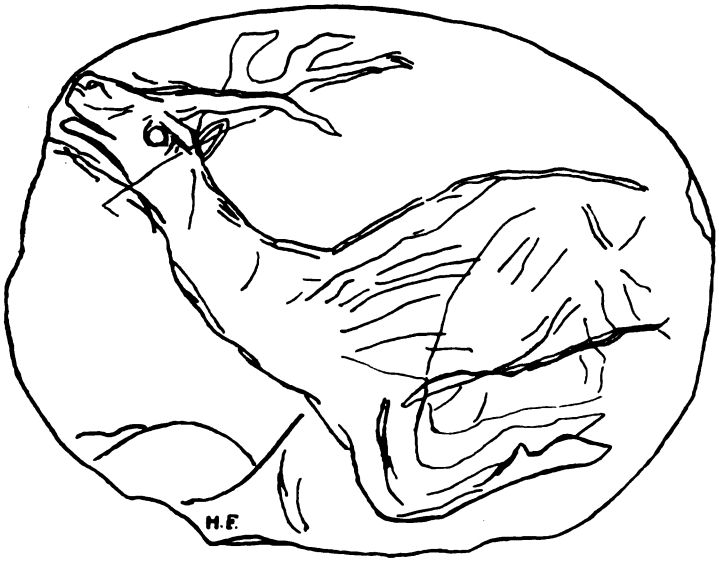


Abb. 20.

sogenannten Schußmarken oder Pfeilen (Abb. 17 und 18), deren Sitz andeutet, daß der Jäger gerade die Gegend über oder hinter dem Blatte zu treffen gesucht und gewiß auch verstanden hat.

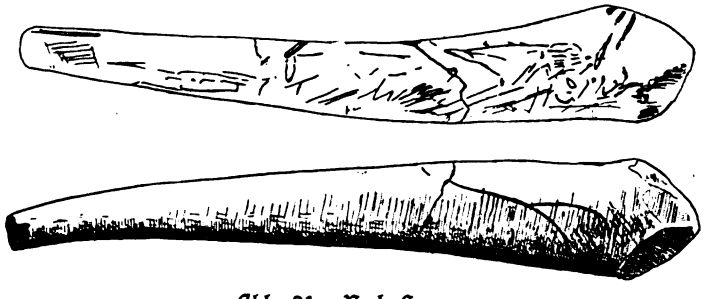


Abb. 21. Nach Forrer.

Auf einer weiteren Zeichnung ist ein Steinbock (Abb. 19) mit einem hoch auf oder über dem Blatt sitzenden Wurfspieß dargestellt. In der Haltung sehr naturgetreu, weniger deutlich in der Andeutung des Sitzens des Schusses ist ein Renntier, das schwer verwundet auf die Vorderknie gesunken ist (Abb. 20). Ausgezeichnet beobachtet ist der Ausdruck im Kopfe des Ren.

Digitized by Google

Anscheinend soll hier ein tief im Blatt sitzender Wurfspeer, der die tödliche Verwundung bewirkt hat, angedeutet sein.

Daß der Magdalénien-Jäger auch die Wurfschlinge zu handhaben verstanden hat, zeigt eine nicht sehr deutliche Gravüre auf Renntiergeweih, die

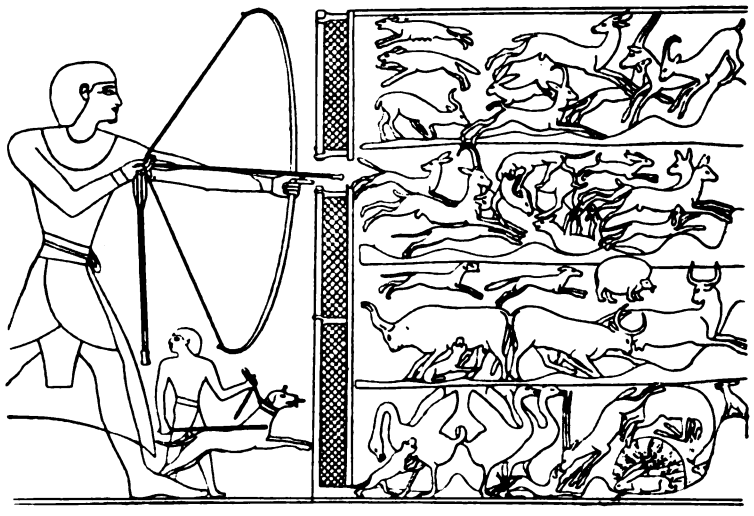


Abb. 22. Nach Mortillet.

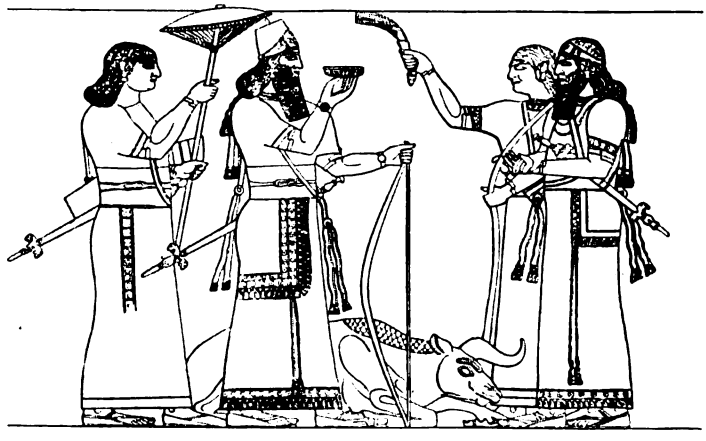


Abb. 23. Nach Zorrer.

einen Menschen mit Wurfschlinge darstellt (Abb. 21). Aber die Hauptwaffen sind zweifellos Lanze, Wurfspeer, Bogen und Pfeil gewesen. Von der Wirkung eines kräftig geschnellten Pfeiles geben die bekannten assyrischen Flachreliefs eine Vorstellung, die deren Verwendung zur Jagd auf Vögel zeigen, dann aber auch den König Assurnassirpal auf der Löwenjagd darstellen, oder als

Digitized by Google

Erleger des sagenhaften Einhorns. Wildpferde oder Wildesel sehen wir von den Pfeilen vollkommen durchschossen (Abb. 22—26). Es wurden hier allerdings Pfeile mit Metallspitze verwendet; indessen geben die nadelspitzen

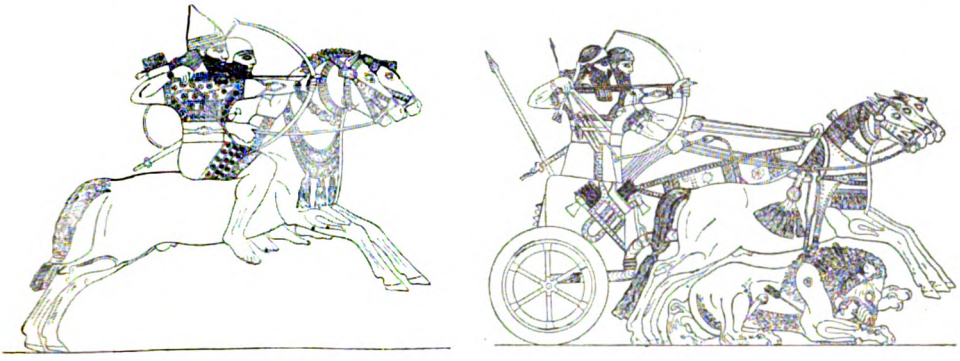


Abb. 24. Nach Sorrer.

Knochenpfeile, wie sie Naturvölker noch heute verwenden und wie sie die Magdalénien-Jäger besessen haben, den Metallpfeilen kaum etwas nach,

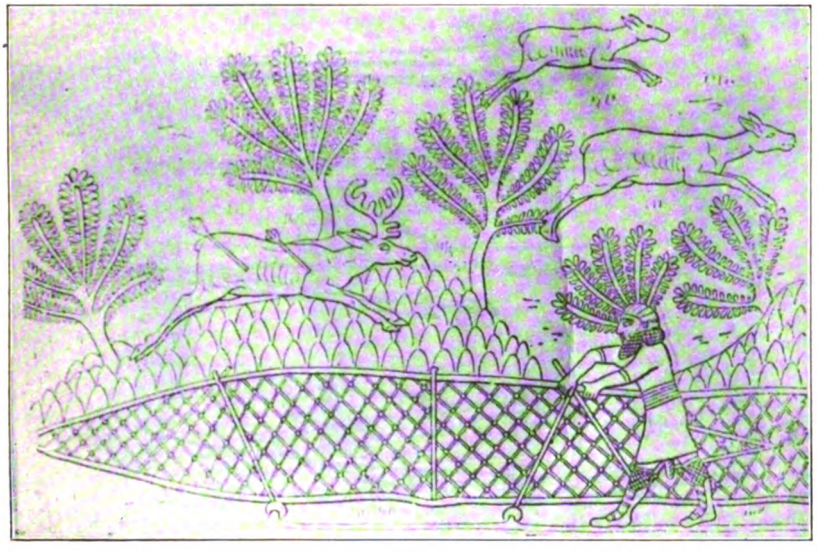


Abb. 25. Nach Mortillet.

vorausgesetzt, daß sie aus möglichster Nähe und mit höchster Kraft geschnellt werden. Die Weddas spannen, um den Pfeil unter besonders hoher Kraftentfaltung abzuschießen, in Rückenlage den Bogen mit den Füßen, während

Digitized by Google

ſie Sehne und Pfeil mit den Händen ergreifen. Möglicherweiſe war auch dem Jäger der älteren Steinzeit dieſes Mittel Flugweite und Durchſchlagskraft des Pfeiles zu erhöhen nicht unbekannt.

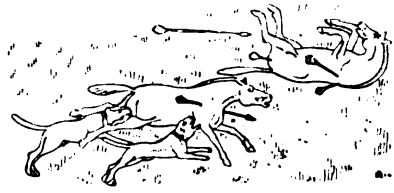


Abb. 26. Nach Mortillet.

Die Wirkung der Wurfſpeere wird von heutigen Naturvölkern durch Anwendung der Wurfſtöcke (Abb. 27) erhöht, die, eine Art Führung des Speeres darſtellend, den Hebel, den der Arm bildet, verlängern und ſo deſſen Schwungkraft verſtärken. Sie finden ſich aus Holz gefertigt in Auſtralien (Abb. 28, c) und an der Nordweſtküſte von Amerika (b). Dieſelben haben ſich, aus Ren-

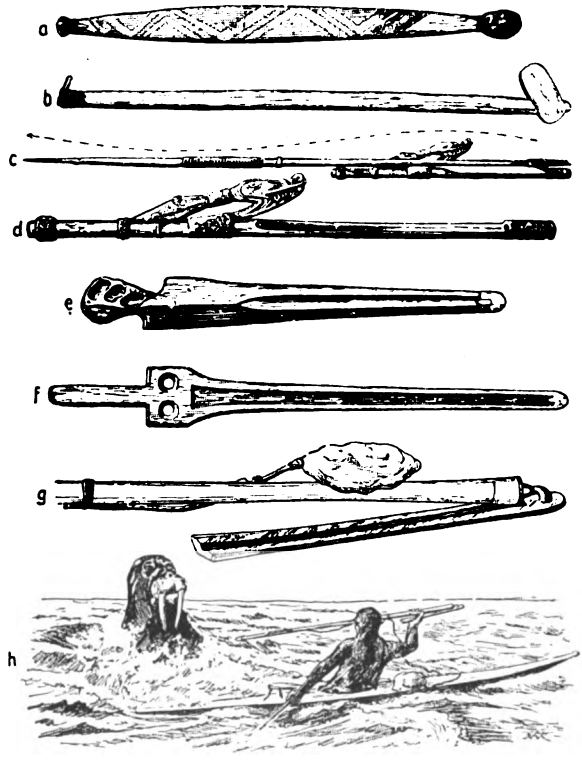


Abb. 27. Nach Weule.

geweih hergeſtellt, auch in der altpaläolithiſchen Station von La Madeleine (a) gefunden.

Auffallend erſcheint es, daß der Rieſen- und Edelhirſch allgemein nur vereinzelt zu den Beutetieren des Steinzeit-Jägers zählten. Nur wenig

Digitized by Google

Knochen des Hirsches mit Spuren der menschlichen Nutzung finden sich an den Wohnstätten der diluvialen Menschen. In gewissem Gegensatz dazu stehen die verhältnismäßig großen Mengen von Hirschgeweihteilen, die dem Menschen ein wertvolles Werkzeugmaterial lieferten. Indessen fällt hieran

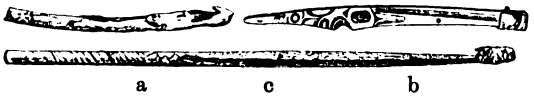


Abb. 28. Nach Forrer.

sehr bald auf, worauf auch schon Sörgel hingewiesen hat, auch Bonnet hat dieselbe Feststellung gemacht, daß die meisten Hirschgeweihteile von Abwurfstangen stammen (Abb. 29), daß ganze, schädelechte Geweihe oder

Abb. 29.

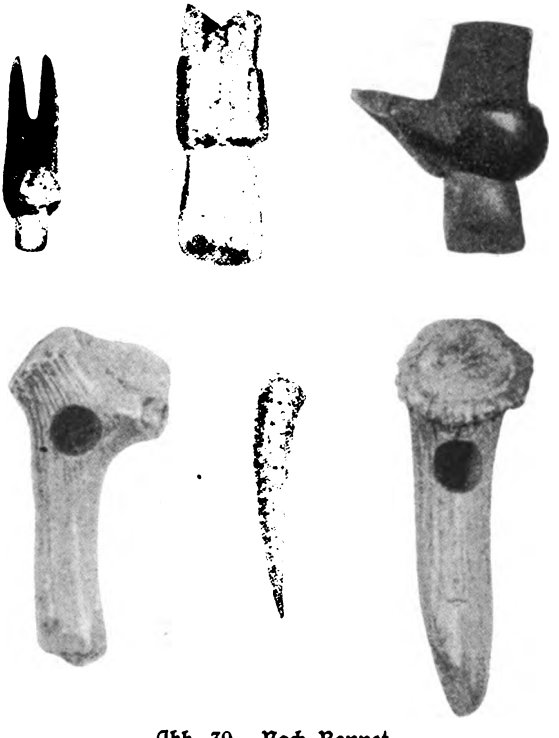


Abb. 30. Nach Bonnet.

Teile von solchen aber sehr selten sind. Eine Erscheinung, die auch noch im Neolithikum zu beobachten ist (Abb. 30 und 31), fast sämtliche Werkzeugteile aus Hirschgeweih stammen von abgeworfenen Stangen. Für den Riesenhirsch ist jedenfalls die zu spezialisierte Geweihentwicklung verhängnisvoll geworden. Es liegt auf der Hand, daß das breit ausgelegte, über zwei,

Digitized by Google

auch drei Meter weite Geweih dem waldbewohnenden Träger auf der Flucht vor Raubtieren hinderlich war.

Der Magdalénienjäger hat — im Besitze von immerhin recht wirksamen Jagdwaffen — die Jagd auf die meisten großen Säugetiere, so auf den Auerochsen, den Bison, das Pferd, das Ren, den Hirsch, das Reh, vereinzelt auch auf das Mammut und auf den Höhlenbären mit vollem Erfolge geübt.

Die Frage ob die Jagd zur Vernichtung und Ausrottung ganzer Tierspezies geführt hat, ist auch für den Magdalénienjäger zu verneinen. Wenn auch der Höhlenbär verschwunden, das Mammut, das Ren und das Wildpferd aus dem westlichen und mittleren Europa abgewandert sind, so wissen wir, daß ersterer in den Höhlen, in denen er alt und krank Zuflucht gesucht hat, meist eines natürlichen Todes gestorben und nur vereinzelt erlegt worden ist. Mammut und Ren und ebenso das Wildpferd sind in östliche und nördliche Gegenden gezogen, wahrscheinlich, weil sich ihre Daseins-, insbesondere die Nahrungs-Verhältnisse in ihren alten Wohnbreiten verändert hatten. Auerochs und Bison haben sich lange bis in geschichtliche Zeiten erhalten. Die Ausrottung von ganzen Tierarten durch den Menschen ist erst der geschichtlichen Zeit und dem kultivierten Menschen vorbehalten geblieben. Zur Steinzeit der Indianer haben viele Tausende, ja Millionen von Büffeln in Nordamerika gelebt. Der mit Feuerwaffen ausgerüstete Europäer hat sie in kürzester Zeit so gut wie ausgerottet.

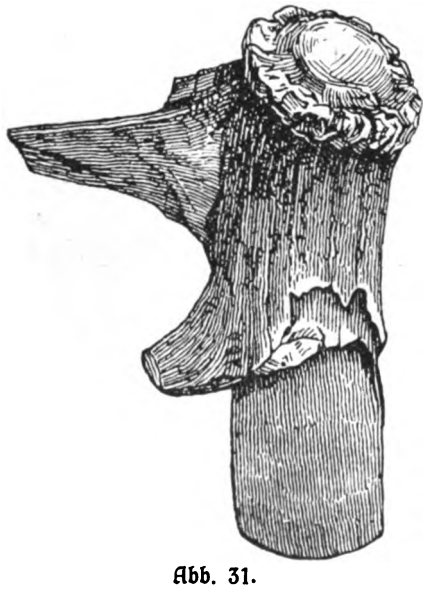


Abb. 31.

Daß der Magdalénien-Mensch Jäger in anderem, höherem Sinne gewesen als der Bewohner von Taubach oder Mauer, geht auch daraus hervor, daß er Jagdtrophäen (Abb. 32 und 33) gesammelt hat, die ihm Schmuck und gleichzeitig ebenso wertvolle Erinnerungen an die Jagd boten wie die Skizzen, die er uns hinterlassen hat. Die Auffassung, daß diese als Anhänger getragenen Hirsch- und Rentierhaken, Pferde- und Bisonzähne als Amulette gedient hätten, ist durch nichts erwiesen, erscheint vielmehr unwahrscheinlich, da den Magdalénien-Menschen Theoretisieren und Spekulieren fern lag, das reine Sinnesleben bei ihnen weitaus im Vordergrunde stand (Derworn a. a. O.).

Digitized by Google

Eine besonders interessante Trophäe (Abb. 34) aus dem Pfahlbau von Concise am Westufer des Neuenburger Sees in der Schweiz hat Bonnet[1])

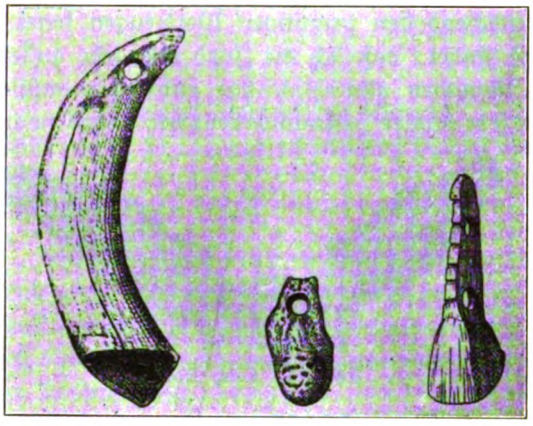


Abb. 32. Nach Mortillet.

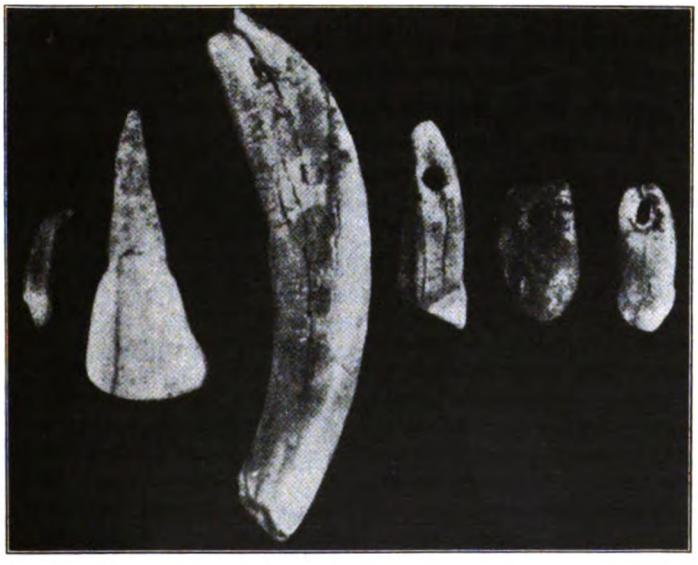


Abb. 33. Nach Bonnet.

beschrieben. Das Alter dieses Fundes, der nicht nur als seltene Ausnahme an Bedeutung gewinnt, sondern auch dadurch, daß die einem alten, schweren Hirsche entstammenden Stangen weidgerecht mit der Hirnschale abgeschlagen

[1]) „Wild und Hund", 1912 Nr. 30.

Digitized by Google

sind und deshalb zweifellos als Trophäe anzusprechen sind, ist auf etwa 3000 Jahre zu schätzen.

Das Studium der vorgeschichtlichen Jagd zeigt uns, daß sich in der Voreiszeit entsprechend den primitiven Werkzeugen jener Zeit eine wenig entwickelte Jagd findet, daß sich die Jagd wie jede andere Fähigkeit und Fertigkeit des Menschen allmählich hat entwickeln müssen und daß es dazu zweifellos sehr langer Zeiträume bedurfte. Erst nach dem Schwinden

Abb. 34. Nach Bonnet.

der paradiesischen Daseinsverhältnisse der präglazialen Warmzeit und mit der Erschwerung der äußeren Lebensverhältnisse wurde der auf die Erträgnisse der Jagd vornehmlich angewiesene Mensch ganz allmählich zu einer höheren Technik und zum geistigen Fortschritt geführt. Der Mensch der Steinzeit kann für das Aussterben einzelner Säugetierarten auf dem europäischen Erdteil nicht verantwortlich gemacht werden; das ist wahrscheinlich auf äußere Verhältnisse, für einzelne Arten auch auf eine zu spezialisierte Entwicklung einzelner Organe zurückzuführen.

Diskussion.

Pfarrer Schick (Quedborn): Auch Siegfried hat aus einer Grube heraus den Drachen erlegt. Hat der Herr Vortragende die Möglichkeit der Jagd mit Holzwaffen in Rechnung gezogen? Solche sind ja naturgemäß nicht auf uns gekommen. Ammianus Marcellinus berichtet, daß die Alemannen bei Straßburg auch mit hölzernen Lanzen gegen die Römer gekämpft haben. Die Tiergarten sind wohl aus späterer Zeit. Die Fallgruben haben wohl die Zusammensetzung mit „Grube" statt „Garten": Wolfsgrube, Hatzgrube u. a. Bei der Zusammenstellung der Flurnamen meiner Pfarrei fand ich in einem alten Salbuch eine Hatzgrube, ein Wort, das wohl nicht anders als im Jagdsinne erklärt werden kann.

Dr. C. Nörrenberg (Düsseldorf): Es gibt in Deutschland zahlreiche steile Felswände, die „Bilstein" heißen. Eine der Etymologien dieses Wortes erklärt es aus Jagdgebräuchen: das Wild wurde gegen die Felsen getrieben, dort gestellt und von den Hunden ver„bellt". Ist ähnliches für die vorgeschichtliche Zeit anzunehmen?

Prof. Kossinna: Die wissenschaftlich am meisten zu empfehlende Etymologie des Namens Bilstein, den überaus zahlreiche, stets spitz und nackt aus erdigem Boden hervorragende Einzelfelsen tragen, die von Brandstetter, gründet sich nur auf die Natur und die äußere Gestalt der Felsen selbst. — Wenn der Vortragende die Ansicht von Steinmann erwähnt hat, nach der der paläolithische Mensch vorzugsweise oder gar ausschließlich von Fleischnahrung gelebt haben soll, so möchte ich dem das Urteil Boules über den Menschen von Chapella-aux-Saints gegenüberstellen. Boule erkennt in ihm einen Allesesser, der aber die Pflanzenkost ganz besonders bevorzugt habe.

Digitized by Google

2. Äußerer Verlauf der Tagung

unter Beihilfe von E. Snethlage erstattet von Gustaf Kossinna.

Donnerstag, den 31. Juli 1913.

Abends 6¼ Uhr fand eine Sitzung des geschäftsführenden und daran anschließend eine solche des Gesamtausschusses im Gürzenich statt. Da eine außerordentliche Hauptversammlung am 16. März desselben Jahres in Berlin-Charlottenburg abgehalten worden war, standen keine wesentlichen Sachen zur Verhandlung.

Daran schloß sich um 7 Uhr die **Geschäftssitzung.** Professor Kossinna führte in dem Jahresbericht folgendes aus: „das wichtigste Ereignis des Jahres ist die außerordentliche Hauptversammlung zu Charlottenburg am 16. März d. J. gewesen. Ihr Ergebnis war die neue Satzung und weiterhin die Eintragung der Gesellschaft in das Vereinsregister des Kgl. Amtsgerichts Berlin Mitte (unter Nr. 1628), die am 28. April erfolgt ist. Eine weitere Folge der neuen Satzung ist, daß wir die nächste Hauptversammlung erst im Jahre 1915 abhalten werden, in demselben Jahre also, wo der 2. Baltische Kongreß in Königsberg tagen wird. Wir haben nun die Verpflichtung und auch das Bedürfnis, endlich einmal im Osten unseres Vaterlandes, im rechtselbischen Gebiete zu tagen. Ich habe daher mit dem Westpreußischen Provinzialmuseum Verhandlungen angeknüpft und kann schon jetzt verraten, daß Herr Museumsdirektor Professor Dr. Kumm in Danzig unsere Anregung mit dankenswertester Bereitwilligkeit aufgenommen hat.

Ich erwähne ferner, daß unser Ehrenmitglied Oscar Montelius am 31. März von seinem Amte als Reichsantiquar zurückgetreten ist: mein persönliches Huldigungsschreiben ist abgedruckt im Mannus V, S. 105 ff.

Nach dem Verzeichnis im Mannus sind wir zu Beginn des Jahres 1913 **417** Mitglieder gewesen, sind dann bis zum 1. Juli auf **437** angewachsen und haben jetzt **443** Mitglieder. Dieses Wachstum unserer Gesellschaft übersteigt wohl auch die kühnsten Erwartungen der ersten Jahre; freilich kann ich nicht verschweigen, daß ich auf die briefliche Neuwerbung von Mitgliedern soviel Zeit verwende, wie es mir künftighin wohl kaum mehr möglich sein wird. Von größtem Erfolge für unsere Gesellschaft ist meine Schrift gewesen: Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft."

Digitized by Google

Dann gab der Schatzmeister Snethlage-Berlin den Kassenbericht:

Geschäftsjahr 1912.

Einnahmen:

Bestand am 1. Januar		1336,32 Mk.
Mitgliederbeiträge		5022,00 „
Verschiedenes		566,35 „
Summe der Einnahmen		6924,67 Mk.

Ausgaben:

Für Mannus Band IV	4669,15 Mk.	
Sonstige Drucksachen, Porto usw.	1002,05 „	5671,20 Mk.
Bleibt Bestand Ende 1912		1253,47 Mk.

Dem Schatzmeister wurde Entlastung erteilt.

Sogleich nach Schluß der Geschäftssitzung begann der Empfangsabend mit Festessen, den die Stadt Köln im großen festlich geschmückten Gürzenichsaal zu Ehren der diesjährigen Tagung veranstaltete. Von Kölner Einwohnern waren u. a. anwesend Regierungspräsident Dr. Steinmeister, Oberbürgermeister Wallraf, Polizeipräsident v. Weegmann, Handelskammerpräsident Dr. Neven-Dumont, Geheimer Kommerzienrat Dr. vom Rath, der zu den Gründern der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte gehört und ihr lebenslängliches Mitglied ist, Sanitätsrat Dr. Dormagen.

Im Namen der Stadt hieß Oberbürgermeister Wallraf die Erschienenen im ehrwürdigen Köln willkommen. Keine Gegend des Vaterlands, so führte der Redner aus, sei für die Beratungen der Gesellschaft geeigneter, als der Rhein. Denn hier, wo alle Jahrhunderte so sichtbare Spuren hinterlassen haben, habe auch einst eine Wiege des Menschengeschlechts in deutschen Landen gestanden. Ein ganz besonderer Reiz sei es, durch die Stadt mit ihren hoch entwickelten Einrichtungen und Verkehrsmitteln zu wandern und dann nach einem Besuch der Museen, wo die Künste der Römer und des Mittelalters sich ein Stelldichein gäben, in dem Museum am Bayenturm einzukehren und dort der ersten Sprache des Menschen zu lauschen, die dem Lallen eines Kindes gleiche. Mit besonderem Interesse verfolge man da, wie die Wehrhaftigkeit und das Gefühl größerer Sicherheit die Freude an dem Schönen und das Bedürfnis nach künstlerischer Betätigung wecke, und man werde gewahr, daß unsere ganze Kultur ein Gebäude sei, das auf diesem Fundament aufgeführt sei, und dessen oberster Stein nur deshalb so hoch ragen könne, weil er auf alle tieferliegenden sich stützt. Sein besonderer Gruß gelte den Männern der wissenschaftlichen Arbeit, die es sich zur Aufgabe

Digitized by Google

gemacht, die ersten Wege der Menschheit zu erforschen, besonders dem Vorsitzenden der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, Professor Dr. Kossinna. Er leere sein Glas auf die Teilnehmer der 5. Hauptversammlung mit dem Wunsch, daß sie sich in Köln recht wohl fühlen möchten.

Den Dank der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte stattete deren Vorsitzender, Universitäts-Professor Dr. Kossinna, ab. Die Vorgeschichte sei eine junge Wissenschaft und die Gesellschaft erst ein fünfjähriges Kind. Ihre Fürsorge erstrecke sich auf ganz Deutschland in gleichem Maße. Da sei es denn ein schönes Zeichen für die hohe Gunst, die das Rheinland und besonders die preußische Rheinprovinz bei der Gesellschaft genieße, wenn sie nun in dem kurzen Zeitraum von 5 Jahren schon das zweitemal ihre Hauptversammlung am Rhein abhalte. Der Redner pries dann in begeisterten Worten den schon so viel besungenen Zauber, den der Rhein auf jeden Deutschen ausübe, jenen sonnigen Glanz, der auf den rheinischen Gefilden liege, und das frohe Genießen, zu dem keine deutsche Landschaft so verlocke, wie der Rhein.

„Die Festtagsstimmung ist die eine liebenswürdige Seite vom Rhein. Aber er zeigt auch eine andere Seite, und diese ist nicht minder liebens- und achtenswert, das ist das riesenhafte Arbeitsleben des Niederrheins, das sind die sauren Wochen, die den frohen Festen vorangehen. Kein Land Europas vereinigt auf so engem Gebiet so viele Fabrikgewerbe aller Art. Da heißt es nimmer rasten, immer wachen, und sinnen, um sich im gewaltigen Wettkampfe obenauf zu halten. Damit verdient man sich erst das Recht auf Festesfreude. „Erst mach Dein Sach — dann trink und lach!"

Und noch eine dritte Seite, eine neue, möchte ich am Niederrhein hervorheben. Als ich vor drei Jahrzehnten auf eine Reihe von Jahren an den Rhein ging, da sagte man mir: alles haben Sie am Rhein in Fülle, nur eins zu wenig, das ist geistiges, wissenschaftliches Leben; ausgenommen in Bonn. Das ist heute grundfalsch. Man zeige mir eine Stadt, die rein aus sich heraus, ohne wesentliche Staatshilfe eine derartige Fülle von Anstalten der Geisteskultur besitzt, wie Köln. Hamburg zählt hier nicht mit, denn das ist ein Staat, keine Stadt mehr; und Berlin noch viel weniger, wo die Leistungen der Stadt verschwinden gegenüber den großen Leistungen des Staates.

Welch eine Fülle herrlicher Museen hier, die die Stadt, wenn nicht geschaffen, so doch als ihre Pflegekinder angenommen hat und nun wie eigene Kinder in glänzenden Verhältnissen aufzieht. Und diese Museen haben herrliche Palastwohnungen oder sollen sie demnächst erhalten. So hoffentlich auch das vorgeschichtliche Museum: es ist dem Werden der Menschheit gewidmet, dem Werden auch der einzelnen Völker, insonderheit dem Werden und Wachstum der germanischen Stämme.

Ich sage nichts gegen die Pflege anderer Wissenschaften. Aber bei Lichte besehen: wie kann sich denn die Vergangenheit oder meinetwegen die Gegen-

Digitized by Google

wart irgend eines außereuropäischen Naturvolkes an Bedeutung messen mit der Vergangenheit des ersten Kulturvolkes der Welt. Denn das sind die germanischen Stämme; nach gewissen Richtungen sind sie es immer gewesen wie sie es noch heute sind und es bleiben werden. Nach dieser Richtung gilt bei uns Deutschen leider immer noch ein ganz falscher Maßstab, indem wir das minderwertige Ausländische und Ferne vor dem ungleich Wichtigeren und bedeutungsvolleren Einheimischen ganz ungerechtfertigter Weise bevorzugen. Es sollte aber das weltgeschichtlich Bedeutende und seine Entwicklung in erster Reihe stehen und ebenso sollten wir, was in der Hauptsache dasselbe bedeutet, stets darauf halten, daß erst wir selbst an die Reihe kommen, und dann erst weiter hinten die anderen.

Man darf den Inhalt eines vorgeschichtlichen Museums nicht beurteilen nach der Zahl und Bedeutung der darin enthaltenen Kunstwerke. Solche Kunstwerke fehlen gewiß nicht, wie ich Ihnen morgen beweisen werde, wenn ich die germanischen Goldsachen der Bronzezeit vorführen werde. Aber vorgeschichtliche Museen sind nicht Kunstmuseen, sondern Kulturmuseen: sie zeigen durch das, was die Wissenschaft aus ihnen herauslesen kann, wie die Völker entstanden sind nach ihrer Blutzusammensetzung, wie der Volkskörper geworden ist, den z. B. unser heutiges deutsches Volk aufweist.

Ein solches Museum hat höchste nationale Bedeutung, muß völlig selbständig dastehen, ohne Fesselung an ein anderes Museum. Das Naturhistorische Museum, höre ich, soll nun als einen Teil seiner selbst das Vorgeschichtliche Museum in sich aufnehmen. Davon rate ich dringend ab: bei solchen siamesischen Zwillingen wird einer immer der Herr sein, der andere sich leidend unterordnen. Man denke hier z. B. an die gewiß nicht ausbleibende Notwendigkeit von Erweiterungen eines der beiden oder gar beider Museen. Da wird es nur zu leicht auf die bloße Ellbogenstärke der dann tätigen Direktoren ankommen oder auf andere noch weniger maßgebende Dinge. Lassen Sie Ihr prähistorisches Museum sich völlig frei und selbständig entfalten, geben Sie ihm eine zureichende Behausung, aber auch eine würdige, geben Sie aber zugleich auch einen eigenen Verwaltungskörper, selbständige Beamte. Dafür ist unsere Wissenschaft der Vorgeschichte doch schon zu sehr ins Breite und Tiefe gewachsen und sind ihre Museen zu wichtig, um nur im Nebenamte verwaltet werden zu können.

Köln hat den hohen Ruhm, das größte und bedeutendste Vorgeschichts-Museum der Rheinprovinz, ja Westdeutschlands sein eigen nennen zu können. Viel hat die Stadt schon getan; das kann ihr aber nur Anlaß sein, jetzt erst recht für diese Sache zu wirken, noch mehr zu wirken, als bisher. Ein solcher Aderlaß wird der Stadt nur heilsam sein nach mehr als einer Richtung. Möge immerdar der Spruch wahr bleiben „Cöln eine Kron, boven allen Städten schon". Er wird wahr bleiben, wenn die Stadt ihren stets wachsenden höheren Zwecken entsprechend auch ihre Leistungen und Aufwendungen für geistige Bedürfnisse,

Digitized by Google

insonderheit nationaler Art, wie sie die Vorgeschichte darstellt, gleichfalls wachsen läßt.

In diesem Sinne bitte ich Sie, in freudiger Begeisterung einzustimmen in den Ruf „Alaaf Köln"."

Die Feier wurde verschönt durch Musikgaben der Kapelle der 7. Fußartillerie unter Leitung des Obermusikmeisters Trenks.

Freitag, den 1. August.

Vormittag 9 Uhr wurde die Tagung mit einem Festakt in der Aula der Handels-Hochschule eingeleitet.

Im Namen des verhinderten Regierungspräsidenten Dr. Steinmeister überbrachte Oberregierungsrat v. Görschen die Grüße und Glückwünsche der Staatsregierung. Köln stehe nicht nur im Zeichen einer freudig genießenden Gegenwart und hoffnungsvollen Zukunft, sondern die stolzen Erinnerungen der Vergangenheit und die Fülle vorgeschichtlicher Funde habe hier auch den Sinn für Geschichte und Vorgeschichte mächtig geweckt. Die Staatsregierung bringe der Gesellschaft hohe Anerkennung entgegen, weil durch ihre Bestrebungen der nationale Gedanke, der Stolz auf das Deutschtum und die Liebe zur Heimat in hohem Maße gefördert würde.

Im Namen der Kölner Handels-Hochschule, in deren Räumen die Gesellschaft tagen werde, überbrachte Professor Dr. Lorck den Willkommen. Auf den ersten Blick wäre es nicht leicht, Beziehungen zwischen den Wissenschaften, die an der Handelshochschule gelehrt werden, und der Vorgeschichte aufzusuchen. Und doch ließe sich eine Brücke zwischen den beiderseitigen Bestrebungen schlagen. Wenn Herr Professor Kossinna in seinem Eröffnungsvortrag über den Goldreichtum der Germanen sprechen werde, so sei dies auch jetzt noch ein aktuelles Thema. Wenn einst Hagen das Gold des Nibelungenhortes in den Rhein versenken ließ, so liegt in heutiger Zeit das gemünzte Gold in den feuer- und diebessicheren Schatzkammern der großen Banken. Jetzt strömt der Rhein an volkreichen Städten und Dörfern vorbei, einst nur an einzelnen verstreuten Siedelungen. Aber damals wie jetzt war er für die Bewohner seiner Ufer der Verbindungsweg und die wichtigste Handelsstraße. So lassen sich vielfach Parallelen zwischen Vorzeit und Jetztzeit ziehen.

Professor Dr. Siegert überbrachte die Glückwünsche der Kölner Akademie für praktische Medizin zu einem glücklichen Erfolge der Tagung. Es möge Zufall sein, sei aber bezeichnend, daß so viele Mediziner sich mit der Vorgeschichte beschäftigt haben. Auch unter den Vortragenden der jetzigen Tagung seien sie stattlich vertreten.

Professor Dr. Preysing hielt die Begrüßungsrede als Vertreter der Naturforschenden Gesellschaft zu Köln, die freilich noch im Säuglingsalter stehe, da sie kaum ein Jahr alt sei. Ihre Mitglieder brächten der vorgeschicht-

Digitized by Google

lichen Forschung, die so viele Berührungen mit der Naturforschung biete, lebhaftes Interesse entgegen. Er selbst gehöre ja auch der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte an. Ohne Voreingenommenheit könne ausgesprochen werden, daß gerade sie, besonders in den auf strengster wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten Arbeiten ihres ersten Vorsitzenden, eine Hebung des Nationalbewußtseins, die auf gesundem Boden ruhe, in hohem und sehr erfreulichem Maße befördere.

Professor Dr. Tilmann wünschte im Namen der Kölner Gesellschaft für Anthropologie, daß aus den Verhandlungen und Vorträgen viele Anregungen erwachsen mögen. Schon immer sei Köln, das im Mittelalter eine blühende Universität besaß, eine Stätte für wissenschaftliche Bestrebungen gewesen. Gerade auf die Vorgeschichte sei in der Kölner Anthropologischen Gesellschaft großes Gewicht gelegt worden.

Professor Kossinna sprach hier in folgender Weise den Dank aus:

„Allen Spitzen der Behörden, Vertretern der Hochschulen und Vorständen wissenschaftlicher Vereine, die uns so freundlich bewillkommnet haben, gebührt unser herzlicher Dank, in hervorragendem Maße aber der hohen Staatsregierung, die bei dieser Tagung wie schon in Koblenz 1911 und in Dortmund im vorigen Jahre unserer Gesellschaft und ihrer hohen nationalen Bestrebungen wieder in so ehrender Weise gedacht hat.

Bisher ging die Fürsorge der Regierungen meist nicht darüber hinaus, als daß der Landrat des Kreises von dem brennenden Ehrgeiz erfüllt war, womöglich in seinem Kreise ein eigenes Kreismuseum zu begründen, was vielfach sehr segensreich war, denken wir z. B. an Mayen, freilich nicht in allen Fällen.

Das seit Jahrzehnten erwartete Gesetz über den Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler in Preußen, das unsere Regierung endlich dem Landtage vorzulegen sich entschloß, ist vorläufig gescheitert an dem mangelnden Verständnis für unsere Wissenschaft, das eine sonst so aufgeklärte Körperschaft, wie das Herrenhaus es ist, hier leider gezeigt hat; aber das kann nicht lange so bleiben. Ich selbst werde nach wie vor das Meinige tun, um weitere Aufklärung über die Bedeutung unserer Wissenschaft zu schaffen. Wird das Gesetz dann angenommen, so haben wir das Zutrauen zu der Regierung, daß sie das Interesse der Wissenschaft in vollem Maße wahren wird, nicht bloß in bezug auf provinzialrömische Altertümer — für diese ist ohnehin schon zu viel getan worden — freilich nicht an sich; denn da kann ja nie genug geschehen — wohl aber im Verhältnis zu dem, was für die Denkmäler geschehen ist, die die hier eingesessenen Völkerstämme hinterlassen haben. Die von der Regierung so reich unterstützten beiden Provinzialmuseen des Rheinlandes haben Jahrzehnte lang ihre Pflicht da nicht getan — das muß offen einmal gesagt werden. Erst von Köln aus, zuerst von rein privater Seite und jetzt, kann man sagen, von städtischer Seite ist der richtige Weg eingeschlagen worden zur Errettung der Denkmäler heimischer Altertumskunde.

Digitized by Google

Die hohe Staatsregierung und besonders der Herr Regierungspräsident des Kölner Regierungsbezirks wird sich den Dank unserer Gesellschaft in hohem Maße sichern, wenn er seinerseits dafür eintreten wollte, daß die Pflege heimischer Urgeschichte und Vorgeschichte mit mindestens denselben Mitteln unterstützt wird, wie sie die Pflege des Römertums nun schon seit einem Jahrhundert genossen hat und noch genießt.

Ich danke weiter dem Herrn Vertreter der Handelshochschule, in deren gastlichen und schönen Räumen wir unsere wissenschaftlichen Vorträge oder diesmal besser gesagt „Verhandlungen" abhalten dürfen. Dafür gebührt der Handelshochschule der wärmste, herzlichste Dank unserer Gesellschaft. Vielleicht werden sich die Wände dieser Räume wundern, von so entlegenen Zeiten hier einmal sprechen zu hören, wo sie sonst doch nur das Allermodernste vernehmen. Wir Vorgeschichtsforscher aber sind mit den Begriffen des Handels und Wandels sehr vertraut. Ich selbst habe unsere erste Tagung vor 5 Jahren in Hannover eröffnet mit einem Festvortrag über den vorgeschichtlichen Handel. In unserer Wissenschaft war in früheren Jahren der Begriff des Handels sogar dermaßen beliebt, daß man fast von einem Unfuge sprechen kann. Wir haben längst erkannt, daß in der Vorzeit der Außenhandel verhältnismäßig sehr eingeschränkt war, doch gab es einen starken Binnenhandel innerhalb jedes großen Volksstammes. Es fehlt also doch nicht an näheren Beziehungen zwischen Handel und Vorgeschichte.

Der Akademie für praktische Medizin danken wir in lebhafter Erinnerung der ausgezeichneten Dienste, die unserer Wissenschaft lange Jahrzehnte gerade vonseiten der Mediziner geleistet wurden: ich brauche keine Namen zu nennen, es wären ihrer zu viele. Hier im Rheinlande sei nur auf den Namen Schaaffhausen hingewiesen. Heute ist ja die Vorgeschichte wesentlich eine archäologisch-geschichtliche Wissenschaft geworden. Aber auch heute noch hat sie zahlreiche hochgeschätzte Mediziner unter ihren Verehrern und Mitarbeitern. Und wie sollte die Vorgeschichte auskommen ohne die Hilfe, die sie von anthropologischer Seite her andauernd erhält? Ich selbst bin wohl derjenige, der in Lehre und Forschung so oft wie niemand sonst unter den Vorgeschichtsforschern auf diese Hilfe hinweist und sie in hohem Maße selbst in Anspruch nimmt. Darum ist uns die Teilnahme der Akademie für praktische Medizin höchst wertvoll und ehrenvoll.

Der Kölner naturforschenden Gesellschaft danken wir ebenfalls herzlich: ich habe eben gesagt, daß die Vorgeschichte eine archäologisch-geschichtliche Wissenschaft geworden ist nach Methode und Inhalt. Aber das scheidet die vorgeschichtliche Archäologie von der klassischen Archäologie, daß sie, anders wie diese, stets in enger Fühlung bleibt mit den Naturwissenschaften. Wir können ihre Hilfe niemals entbehren, nicht bloß die der Anthropologie, Geologie und Paläontologie, wie allbekannt, sondern selbst der Chemie. Ein Chemiker, wie unser Mitglied Professor Otto Olshausen,

Digitized by Google

ist seinerzeit gerade durch seine Arbeiten auf den Grenzgebieten von Chemie und Vorgeschichte bekannt geworden."

Anschließend an diese Feier hielt Professor Kossinna den Eröffnungsvortrag: „Germanischer Goldreichtum in der Bronzezeit". Es folgten die Vorträge von Generalarzt Dr. Wilke (Leipzig) über „Mythische Vorstellungen und symbolische Zeichen aus indoeuropäischer Urzeit", und von Geheimen Medizinalrat Professor Dr. Tilmann (Köln) über „Vorgeschichtliche Chirurgie" (Manuskript nicht eingegangen).

Tilmann wies zunächst auf die Entwicklung der Chirurgie überhaupt hin, daß die Zeit noch nicht allzufern, da die sogenannte Integrität des menschlichen Körpers die Mediziner beherrschte. Ihr zufolge sollten keine Öffnungen des Körpers vorgenommen werden. Aber langsam hat sich hier ein Wandel vollzogen; so daß gerade das Öffnen des Körpers gerade jetzt ein sehr wichtiger Zweig der Chirurgie geworden ist. Schon in vorgeschichtlicher Zeit haben nun merkwürdigerweise die Menschen Öffnungen des Körpers vorgenommen, und zwar vorzugsweise ein Öffnen des Schädels durch die sog. Trepanation. Funde aus fast allen vorgeschichtlichen Perioden beweisen dies; Beobachtungen bei den Naturvölkern zeigen uns, daß auch bei diesen die Trepanation zum Teil weit verbreitet ist, noch bis in unsere Zeit. Die Trepanation wurde in der Vorzeit mittels Feuersteinmesser ausgeführt. Zweck der Operationen war nun nicht allein, wie man das früher wohl glaubte, phantastische Vorstellungen, sondern man hatte bestimmte gesundheitliche Ziele. Bei rasenden Kopfschmerzen besonders vermeinte man durch diesen Eingriff dem Kranken Linderung zu verschaffen. Merkwürdig ist noch, daß oftmals an einem trepanierten Schädel nach dem Tode des betreffenden Individuums runde Stücke herausgeschnitten wurden, welche durchbohrt als Amulette Verwendung fanden. Das Öffnen des Schädels beispielsweise zur Entfernung eines Hirngeschwüres geschieht heute oft. Während früher bis 50 Prozent dieser Operation erlagen, ist die Zahl nun bis auf 2 Prozent zurückgegangen. Der Vortragende besprach sodann an der Hand eines reichen Knochenmaterials aus vorgeschichtlichen Gräbern, daß die Heilung der Knochenbrüche früher schon unter sachgemäßer Behandlung erfolgte. Knochenbrüche heilen ja ganz von selbst, aber an der Art der Heilung erkennt der Sachmann sofort, ob eine geschickte Hand hier mit tätig gewesen ist. Bei sehr vielen der vorliegenden Knochenbrüche ließ sich nun die sachgemäße Behandlung einleuchtend erweisen. An den Vortrag schloß sich eine sehr angeregte Besprechung, in der von den Sachgelehrten weitere Beobachtungen auf diesem Gebiet vorgebracht werden konnten (nach der „Köln. Zeitung").

Des Nachmittags sprachen Lienau, Vorsteher der Vorgeschichtlichen Abteilung des Museums (Lüneburg) über „Grabformen der Lüneburger Gegend nach eigenen Grabungen"[1]), Sanitätsrat Dr. Koehl (Worms) über „Ältere und jüngere Spiral-Mäander-Keramik", ferner Günther, Vorsteher des städtischen Tiefbauamtes (Koblenz) über „Die steinzeitlichen Kulturen am Mittelrhein". Professor Dr. Haupt (Hannover) hatte als Thema gewählt: „Das Holz als maßgebender Stoff germanischer Kunstbetätigung". Alle Vorträge waren durch zahlreiche Lichtbilder erläutert.

Abends fand im Zoologischen Garten eine zwanglose Zusammenkunft der Teilnehmer statt, die den Charakter eines Gartenfestes trug. Der festlich beleuchtete Park, in dem die Beegsche Kapelle der 16er konzertierte, hielt die Gesellschaft lange beisammen.

[1]) Dieser Vortrag ist unter reichsten Beigaben von Abbildungen soeben als Nr. 13 der von Prof. Kossinna herausgegebenen „Mannusbibliothek" erschienen.

Digitized by Google

Sonnabend, den 2. August.

Der Vormittag war folgenden Vorträgen gewidmet:

Stud. archaeol. Mötefindt (Leipzig): „Die Ergänzung der Weichteile an vorgeschichtlichen Schädeln"; Paul Quente (Heiligengrabe): „Ein germanisches Haus der Kaiserzeit bei Kyritz, Ostprignitz, Provinz Brandenburg"; Kgl. Kreistierarzt Dr. Profé (Köln): „Vorgeschichtliche Jagd"; Dr. Wilser (Heidelberg): „Der Brakteat von Grumpan und die Runenfrage", und Dr. Jahn (Breslau): „Zusammenhänge der keltischen, römischen und germanischen Bewaffnung um Christi Geburt" (Manuskript nicht eingegangen).

Dr. Jahn machte zum Gegenstand seiner Untersuchungen vornehmlich die Schildformen, über die wir durch zahlreiche bildliche Darstellungen und Funde unterrichtet sind. Der echte Keltenschild hatte durchweg längliche Gestalt; das Vorkommen von kreisrunden Formen geht auf griechische Einflüsse zurück. Er ist oval, abgestumpft oder achteckig, besteht aus Holz und zeigt eine lange Rippe, die quer über den Schild hinweggeht. Diese Rippe zeigt in der Mitte eine gerstenkornartige Verdickung, an deren Stelle später der mit Riemen befestigte Metallbuckel tritt. In der weitern Entwicklung erhalten diese Schlagplatten trapezförmige Erweiterungen und gehen schließlich in die ovalen Metallbuckel über, die charakteristischerweise jetzt von oben nach unten, statt wie bisher horizontal laufen. Mit dieser Endform ist der keltische Schild ausgestorben. Über die römischen Schildbuckel der Vorkaiserzeit sind wir wenig unterrichtet; nach Christi Geburt treten die runden und viereckigen Schlagplatten auf. Die römische Form geht nach dem Redner auf keltische Einflüsse aus der vorchristlichen Zeit zurück. Der germanische Schild scheint sich unabhängig von den Römern entwickelt zu haben. Der ostgermanische halbkugelige Schildbuckel tritt schon zu einer Zeit auf, da er bei den Römern und Kelten nicht bestand. Es ist also ausgeschlossen, daß er eine Abzweigung des römischen ist, vielmehr hat er seine selbständige Entwicklung; seine Ausbildung geht wohl auf den ehemaligen halbkugeligen Holzbuckel zurück, der sich in verschiedenen Exemplaren in Moorfunden erhalten hat. Die Entwicklung geht dann weiter vom halbkugeligen Buckel zum spitzen über. Erst zur Kaiserzeit (300 n. Chr.) tritt dann wieder eine halbkugelige Form auf, die allerdings deutliche römische Einflüsse zeigt und als fremder Eindringling die selbständige Entwicklungsreihe gestört hat (Köln. Ztg.).

Generalarzt Dr. Wilke, der zuletzt den Vorsitz übernommen hatte, erwähnte noch den Ortsausschuß und schloß die Tagung.

Am Nachmittag wurde ein Ausflug nach dem rechtsrheinischen Ufer unternommen. Mit der Eisenbahn ging es bis Opladen, von wo die Fußwanderung angetreten wurde, die zur Ausgrabungsstelle auf dem Rosentalsberg bei Rheindorf (Kr. Solingen) führte. Dort waren schon vor mehr als vierzig Jahren beim Bahnbau römische Gefäße gefunden worden. Infolgedessen hatte die Stadt Köln einen Betrag bewilligt, um weitere Untersuchungen vornehmen zu lassen. Es wurden auch manche Gefäße und Fibeln gehoben, das ganze aber für eine römische Niederlassung angesehen und die Funde den römischen Beständen des Wallraf-Richartz-Museums einverleibt.

Die Auffindung germanischer Gräber durch das Prähistorische Museum der Stadt Köln in den Jahren 1909 und 1910 bei Troisdorf, bei Wahn und bei Siegburg[1]) gab dem Museum Veranlassung, an der oben-

[1]) Vgl. Mannus II, S. 1 ff.

Digitized by Google

erwähnten Stelle Nachforschungen anzustellen, weil die Vermutung nahe lag, daß man es dort mit wirklich germanischen Grabanlagen werde zu tun haben, in denen der Einfluß der römischen Kultur sich zeige. Tatsächlich wurde nun 1911 bereits diese Vermutung vollauf bestätigt. Dank dem freundlichen Entgegenkommen der Privatbesitzer des Geländes ergaben die Ausgrabungen das Vorhandensein germanischer Gräber aus dem 3. Jahrhundert, ihr Inhalt stimmte mit denen von Siegburg vollständig überein, ebenso die Anlage der Gräber selbst. Es sind kleine, ½ m tief ausgehobene Gruben, in denen der Leichenbrand mit den im Feuer zerstörten Beigaben von Gefäßen und Schmuck sich vorfanden. 1912 wurden die Ausgrabungen wieder aufgenommen. Sie bestätigten die früheren Ergebnisse, lieferten dann aber auch noch eine bedeutende Anzahl wichtiger und schöner Funde, die die Benutzung von Urnen zur Aufnahme der Leichenbrände als teilweise noch beherrschend kundtat. 1911/1912 hatte man den Teil der Fundstätten, der dem 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. angehört, angeschnitten. Im Jahre 1913 wurde ein anderer Teil des Geländes untersucht. Die Ergebnisse waren wiederum sehr erfreulich. Dieser Teil des Gräberfeldes stammt aus dem 1. Jahrhundert. Zahlreiche kleine Funde in Knochen, Metallen, auch Schmuck und Waffen, besonders Schildfesseln und Schildbeschlägen, geben über die Kultur der Bewohner des Gebietes Aufschluß. Und da tritt die bedeutsame Tatsache hervor, daß die Germanen wohl mit der Colonia Agrippinensis im Verkehr gestanden, daß sie Tonwaren, vor allem Sigillata-Schalen von dort bezogen, daneben aber ihre eigene bodenständige Kultur nicht nur bewahrten, sondern auch weiter entwickelten.

Die Mitglieder der Hauptversammlung, die sich in stattlicher Anzahl eingefunden hatten, wohnten nun der Aufdeckung zweier Gräber des 1. Jahrhunderts bei. Das ganze Gelände zeigte einen Schmuck kleiner roter Fähnchen, die aus dem Grün des Bodens hervorleuchteten; sie zeigten die bereits untersuchten Grabstätten an. Die weite Ausdehnung der Grabfelder war dadurch gut sichtbar. Leider kamen aus dem ersten Grabe nur zertrümmerte Gefäßreste und Schildbeschläge zum Vorschein. Das zweite Grab lieferte eine Sigillata-Schale. Es wurde hierbei die Frage aufgeworfen, ob die Zerstörung der Tongefäße auf natürliche Einflüsse, wie Eindringen von Wurzeln, zurückzuführen sei, oder ob bereits in früheren Jahrhunderten Schatzgräber das Grab durchwühlt hätten. Eine Einigung wurde hierüber nicht erzielt. Doch ist es wert, bei späteren Grabungen das Augenmerk auf diese Erscheinung zu richten.

Dem Bürgermeister von Rheindorf, der die Ausgrabungen lebhaft unterstützt, drückte Professor Kossinna den Dank der Gesellschaft und der Wissenschaft hierfür aus.

Digitized by Google

Sonntag, den 3. August.

Der Ausflug in die Eifel war, was bei dem allgemeinen trüben Wetter dieses Sommers besonders wohltuend empfunden wurde, von schönem Sonnenschein begünstigt.

Mit der Eisenbahn fuhren die überaus zahlreichen Teilnehmer am Ausflug bis Mechernich. Von dort ging es teils zu Wagen teils zu Fuß nach dem Kartstein bei Eiserfey. Eine eingehende Beschreibung der in ihm befindlichen Kakushöhle mit ihren reichen Funden aus paläolithischer bis fränkischer Zeit findet sich mit Ansichten im Mannus IV Seite 33 ffg. Der Kartsteinfelsen, der somit ein wichtiges Denkmal der Vorzeit ist, bietet auch hohen landschaftlichen Reiz. Er drohte der Industrie der Gegenwart zum Opfer zu fallen. Dank dem tatkräftigen Eintreten der Kölner Anthropologischen Gesellschaft ist dies Naturdenkmal vor der Zerstörung bewahrt worden. Durch das Eingreifen des Oberpräsidenten der Rheinprovinz konnte die nötige Summe aufgebracht werden, zu der der Regierungsbezirk, der Kreis Schleiden, die Stadt Köln, der Eifelverein ihre Beiträge gaben. Im Juli d. J. ging er in den Besitz des Kreises Schleiden über zu einem Kaufpreise von 36000 M. Die Kölner Anthropologische Gesellschaft hat am Eingang zur Höhle eine Tafel aus Eifelmarmor anbringen lassen mit der Inschrift: „1911 und 1913 erforschte die Kölner Anthropologische Gesellschaft die Höhlen des Kartsteins. Sieben Kulturschichten übereinander erwiesen sich als Wohnstätte des Menschen während der Vorzeit, davon fallen vier in die letzte Eiszeit, in der der Mensch gleichzeitig mit Höhlenbär, Mammut, Rhinozeros hier lebte. Die Funde befinden sich im Prähistorischen Museum in Köln." Die beiden Höhlen, eine größere und eine kleinere, erweisen sich heute als geräumige, hohe Hallen, deren Eingänge an den Steilabfällen des Felsens liegen. Das Tor der kleinen Höhle ist durch gigantische Felsblöcke gesichert nach Art der Zyklopen-Mauern. Die Hochfläche des Felsens zeigt da, wo es mit dem übrigen Lande zusammenhängt und zugänglich ist, einen Steinwall, der zum Schutz errichtet wurde und der in die verhältnismäßig junge Zeit um 700 bis 500 v. Chr. zu verlegen ist.

Mit einer kleinen Feier wurden am Sonntagmorgen in Gegenwart der Teilnehmer des Ausfluges die Höhlen der Öffentlichkeit übergeben. Landrat Kreuzberg (Schleiden) begrüßte die Erschienenen als Vertreter des neuen Eigentümers der Höhle und gedachte dankend der Stifter und Gönner. Glückwünsche überbrachten Professor Dr. Kossinna (Berlin) im Namen der vorgeschichtlichen Wissenschaften, Baurat Heimann (Köln) als Vorsitzender des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz und endlich Landrat Kaufmann (Euskirchen) im Namen des Eifelvereins.

Es war vielleicht mehr als ein zufälliges Zusammentreffen, daß die ganze Fahrt gleichsam eine Wanderung durch die „Höhenschichten" der Kultur- und Zeitgeschichte der Menschheit war. Zeigte die Kartsteinhöhle den Aufstieg

Digitized by Google

des Menschen von den Zeiten des Paläolithikums an bis in die Jahre, da die Germanen allmählich aus der Rheingegend in die Gebiete der Nordeifel vordrangen, so überraschten wenige Kilometer entfernt — bei Pesch — die Zeugen einer jüngern, für uns heutige freilich alt genug erscheinenden Kulturperiode, der Kelten. Von Eiserfey aus geht der Weg über Harzheim durch Täler und über steile Hügel nach Pesch. Unterwegs ist einem mehrfach Gelegenheit gegeben, den in der Ferne auftauchenden Kirchturm der neuen zu Noethen errichteten Zentralkirche zu bewundern, der mit wunderbarem Geschick in das Landschaftsbild hineingesetzt ist und mit seinen gedrungenen Formen und scharfkantigen Linien sich dem Charakter des Eifeldorfes weit vorteilhafter anpaßt als der nachahmende romanische Stil der meisten Dorfkirchen. Unweit Pesch erhebt sich an der Landstraße ein ziemlich steil ansteigender Hügel, auf den seit Jahrhunderten bis heute das Volk einen Heidentempel und einen Heidenpütz verlegte. Diesem letztern scheint der Berg auch seinen Namen zu verdanken, der Addich, den man aus Aducht (adductus, in Beziehung auf den alten Römerkanal gleichgesetzt mit Wasserquelle im allgemeinen) herleitet. Auf dem Platz des sagenhaften Heidentempels nahm man vor einigen Monaten Nachforschungen vor und entdeckte in der Tat eine überraschend große Anzahl von Gebäudegrundrissen, die man nach den darin gemachten Funden als Tempel der Matronae Vacallinehae erkannte. Es sind vier Gebäulichkeiten in einer geraden Front mit dem Eingang nach Osten, die einen zusammenhängenden Tempelbezirk bilden: ein alter, später wahrscheinlich abgebrannter, und ein jüngerer Tempel, der eine Art von Apsis hat, zwischen beiden ein Aufstellungsraum für Weihedenkmäler, als viertes Gebäude ein Schuppen oder dergleichen. Das zugehörige Dorf lag vermutlich östlich von dem Tempelbezirk. Die in den Räumen gefundenen Inschriftensteine befinden sich heute im Bonner Provinzialmuseum, wo sie der näheren Erforschung harren. Diese Weihesteine führen stets den Namen der Matronae Vacallinehae; ähnliche Steine hatten sich schon früher bei Wachendorf und Lessenich gefunden. Die hier verehrten Matronen sind in Stein gehauen aufgefunden worden; sie werden stets dargestellt mit einem Körbchen auf dem Schoß, das Früchte, kleine Tiere usw. enthält. Man schließt daraus mit Recht, daß es sich um Gottheiten handelt, die man um gutes Gedeihen der Früchte und der Viehzucht anging. Sie tragen reiche, faltige Gewänder, Halsschmuck und turbanähnliche Hauben von im Verhältnis ungeheurer Ausdehnung. Von dem Kultus weiß man, daß er nicht römisch war; nicht sicher ist man, ob er wirklich germanisch war; man ist daher geneigt, ihn auf die keltische Epoche zurückzuführen, als deren Nachwirken der Kult also anzusprechen wäre. Einige im Tempel gefundene Münzen zeigen das Bildnis des Gratian (375 bis 383), andere gehen ins zweite Jahrhundert zurück. Die Zeit seiner Entstehung wäre darum vielleicht zwischen das zweite und vierte Jahrhundert zu verlegen. Aus den zahlreichen vorgefundenen Trüm-

Digitized by Google

mern ist wohl mit Recht zu schließen, daß der ganze Bezirk — vermutlich bei der fortschreitenden Christianisierung — der Zerstörungswut zum Opfer gefallen ist. Die Ausgrabungen sind heute noch nicht abgeschlossen, sondern sollen im Herbst fortgesetzt werden. Dann soll auch der Heidenpütz, ein runder Brunnen, ausgegraben werden, mit dessen Ausschachtung man erst bis zu 6 m Tiefe gelangt ist.

Nicht weit entfernt von dieser Stätte keltischen Glaubens eine andere, jüngere Kulturstätte! Unweit Pesch zeigen sich Reste des alten Römerkanals — die auch in der Nähe der Kartsteinhöhle zutage treten — der einst die römischen Castra Bonn und Köln mit reinem Gebirgswasser versorgte. Die Geschichte und Beschaffenheit dieses denkwürdigen Bauwerks sind bekannt genug, daß es sich erübrigt, des näheren darüber zu sprechen.

Über Gilsdorf, Roethen geht die Fahrt weiter, bis der Weg den Steilabhang des Erfttales erreicht, den er in manchen Windungen zu dem prächtigen Münstereifel hinabklettert. Man kann sich, wenn man aus den vorsintflutlichen Höhlen, von den Kelten und Römern kommt, nichts Selbstverständlicheres, aber gerade darum so Wohltuendes denken, als den Anblick dieser mittelalterlichen Festung, die als oberste Schicht in dieses Querprofil durch die Zeitgeschichte gehört, das die Wanderung aufrollte. Wie ein Modell für irgend ein Museum bestimmt und von Künstlerhand gefertigt, liegt das Städtchen da mit seinem Mauerkranz, mit seinem alten Bau der Stiftskirche — zu ihr wurde spätestens 850 n. Chr. der Grund gelegt — mit seinen weitläufigen Klosteranlagen, die heute als Seminar dienen, der Jesuitenkirche und schließlich der das Ganze beherrschenden Burg im Hintergrunde. Reste der Burg gehen ins karolingische Zeitalter zurück; die neuere entstand im 13. Jahrhundert und wurde von den Grafen von Jülich erbaut. Sie erlag der Zerstörungswut der französischen Eindringlinge im Anfang des vorigen Jahrhunderts, blieb dann etwa 100 Jahre im Privatbesitz und ist heute dank der rührigen Tätigkeit des dortigen Denkmalpflegevereins vor weiterem Verfall geschützt und als lohnende Sehenswürdigkeit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden.

In Münstereifel erwartete die von langer Wagenfahrt oder Fußwanderung ermüdeten Teilnehmer im Gasthaus zur Post ein leckeres Mahl, dessen Pausen durch eine lange Reihe ernster und launiger Tischreden der Vorstandsmitglieder unserer Gesellschaft und der Vertreter der Behörden von Münstereifel ausgefüllt wurden.

Der Tag endete mit einer Feier auf der Burg: der Denkmalpflegeverein übergab die wiederhergestellte Burg der Öffentlichkeit. Mit reizender Fackelbeleuchtung und wirkungsvollem Feuerwerk täuschte man sich über den Einbruch der Nacht hinweg, bis der gebieterische Fahrplan aus Paläo- und Neolithikum, aus Altertum und Mittelalter zur Rückkehr in die Gegenwart gemahnte. Die Eisenbahn führte die Gesellschaft nach Köln zurück. Und damit war die ganze Tagung beendet.

Digitized by Google

Digitized by Google

II. Abhandlungen.

Germanische Religion der älteren Bronzezeit.

Studien über skandinavische Felsenzeichnungen[1]).

Von Dr. Just Bing, Bergen (Norwegen).

Mit 33 Abbildungen.

Die folgenden Studien über Felsenzeichnungen sind Deutungsversuche, die auf Baltzers Ausgabe den Felsenzeichnungen Bohusläns und Almgrens Beschreibung der Felsenzeichnungen im Kirchspiel Tanum beruhen. Vergangenen Sommer bin ich an Ort und Stelle gewesen, und habe die Richtigkeit ihrer Mitteilungen und Zeichnungen geprüft.

Bekanntlich gelten von den Felsenzeichnungen immer noch die Worte, die ein norwegischer Archäologe vor wenigen Jahren ausgesprochen hat: „Wir können sie ja bis jetzt noch nicht lesen". Wir können sehen, daß ein Schiff ein Schiff, ein Mann ein Mann ist usw., wir wissen, daß Radkreuz und Spirale Sonnenzeichen sind. Doch das ist auch alles, was wir wissen und sehen können. Allein die archäologischen Verhältnisse der Felsenzeichnungen sind aufgeklärt. Durch die Untersuchungen von Montelius ist festgestellt, daß die Felsenzeichnungen dem Bronzealter angehören[2]).

Ich habe geglaubt auf mehreren Felsenzeichnungen eine Gruppe von Göttergestalten entdecken und dieselbe in verschiedenen Abarten verfolgen zu können. Doch diese Annahme steht von vornherein mit der Auffassung einiger Archäologen in Widerspruch. So hat Sophus Müller in seiner Veröffentlichung des Trundholmer Sonnenwagens die Meinung ausgesprochen, daß das Bronzealtervolk im Norden seine Götter nicht in Menschengestalt, sondern nur durch Sinnbilder z. B. die Sonne durch eine runde Scheibe dargestellt habe. Ganz gewiß sind auf den Felsenzeichnungen Räder und Spiralscheiben

[1]) Deutsche unter Mitwirkung von Gustaf Kossinna teils erweiterte teils gekürzte Bearbeitung der Abhandlung „Helleristningsstudier" in der norwegischen von A. W. Brögger geleiteten Zeitschrift „Oldtiden, Bd. III, S. 77—116", die auch die Stöcke zu der Mehrzahl der Abbildungen geliehen hat.

[2]) Ich sehe in diesem Artikel von den „arktischen" Felsenritzungen ab.

Digitized by Google

Zeichen der Sonne, doch damit ist nicht ausgeschlossen, daß das Bronzealtervolk neben diesen Zeichen auch Götterbilder in Menschengestalt haben könnte. Und nun gibt es im Kopenhagener Museum eine Bronzefigur, die mehrere Archäologen als ein Götterbild ansehen (Abb. 1). Es ist ein knieender Mann mit einem Helm, der zwei Hörner trägt. Und man hat dazu eine alte Katalognotiz, daß die Figur, als sie gefunden, in der Hand des jetzt verlorenen rechten Armes einen Hammer hielt. Wegen dieser — nicht angezweifelten — Notiz hat man die Figur als ein Bild des Gottes Thor angesehen. Indessen ist diese Auffassung bestritten worden, und nach dem einen Fall läßt sich der Streit nicht entscheiden. Nichtsdestoweniger öffnet das Dasein dieses Bildes die Möglichkeit, mit der Voraussetzung zu arbeiten, daß man auf den Felsenzeichnungen Götterbilder finden kann.

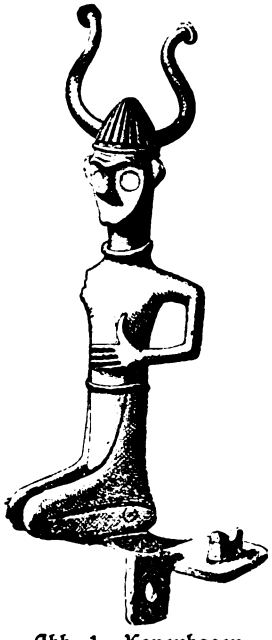


Abb. 1. Kopenhagen: Zweifelhaftes Thors-Bild. 3/4.

Ich habe dann geglaubt als Göttergestalten bestimmen zu können

1. Gestalten, die mit anerkannten Götterzeichen verbunden sind;
2. Gestalten, die größer sind, als die Menschen mit denen sie sich zusammenfinden;
3. Gestalten, die in der Form von gewöhnlichen Menschengestalten abweichen.

Wenn die Götter daneben durch ornamentale Zeichen oder Tierbilder ausgedrückt werden, ist dies nicht merkwürdiger, als daß die christliche Kirche neben dem Christusbild das Kreuzzeichen und das Bild des Lammes als Zeichen des Erlösers gebraucht.

Abb. 2. Norra Trättelanda, Tanum. Der Sonnengott und sein Begleiter mit Radkreuz.

I.

Auf einer Felsenritzung von Norra Trättelanda südlich von Kirchspiel Tanum neben der Eisenbahnlinie hat Almgren eine Gruppe abgebildet gefunden, die aus zwei Männern mit einem Radkreuz zwischen sich besteht. Links vom Radkreuz steht der größere, rechts der kleinere, nur halb so große. Die Ritzung enthält nur diese Gestalten. Das Radkreuz ist ein Sonnenzeichen, deshalb ist es möglich, daß wir hier das Bild von zwei Sonnengöttern haben, die dies Radkreuz als ein Wappen führen (Abb. 2).

Digitized by Google

Das Bild dieser beiden Männer in Verbindung mit dem Radkreuz finden wir auf der großen Felsenzeichnung auf Aspeberget bei Tegneby in Tanum wieder (Abb. 3). Sie stehen hier, von den anderen geschieden, vor — d. h. links — und durch einen Zwischenraum getrennt von einer großen Gruppe, wo man Schiffe, Pferde (?), Hirsche, einen Viehtreiber mit Kühen, einen Mann, der mit einem Zwiegespann pflügt, einen Bogenschützen und

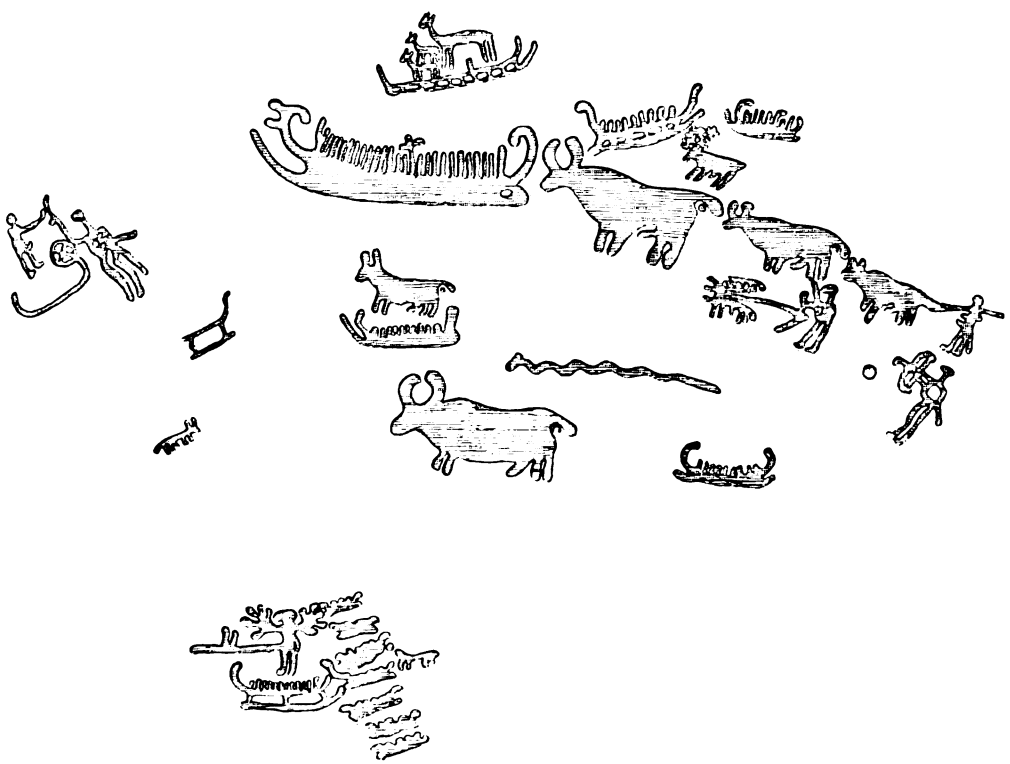


Abb. 3. Aspeberget, Tegneby, Tanum (Ausschnitt): Der Sonnengott und sein Begleiter mit Radkreuz vor Schiffen, Pferden, Hirschen, Vieh und Viehtreiber, Pflüger, Bogenschützen. — Der Gott mit den großen Händen durch einen Pferdekopf ausgezeichnet vor der Schiffsreihe.

andere Gestalten in bunter Folge sieht. Auch hier ist der eine von ihnen größer, der andere kleiner — das Größenverhältnis ist ungefähr wie auf der Zeichnung von Norra Trättelanda — allein hier steht der große rechts, der kleine links vom Radkreuz. Der kleine ist deutlich einarmig.

Auf einer Zeichnung von Backa an Kirchspiel Brastad, südlicher in Bohuslän, finden sich diese beiden Gestalten wieder in Verbindung mit dem Radkreuz (Abb. 4). Hier trägt der große auf zwei Stangen das Radkreuz, das hier von einem Ring umgeben ist. Der kleine, rechts von ihm, hat keine Arme, doch können sie verwittert sein.

Digitized by Google

Auf einer anderen Zeichnung, die sich auf demselben Hofe findet, sehen wir wieder diese beiden Gestalten (Abb. 5). Hier haben sie jedoch kein Radkreuz. Allein wir treffen sie in Verbindung mit einem anderen Sonnenzeichen, der Spirale. Sie stehen unter ein Paar Schiffen, rechts der große, links der kleine, dessen Arm abgehauen ist. Und über ihnen stehen zwei verschlungene Spiralen.

Wer sind denn diese Götter?

Das erzählen uns ganz deutlich ihre Zeichen. Darüber besteht kein Zweifel, daß Radkreuz und Spirale die religiösen Sinnbilder der Sonnengottheit sind. Diese beiden Gestalten sind dann sicher als Sonnengötter zu bestimmen, wenn sie überhaupt Göttergestalten sind, was anzunehmen, wie oben bemerkt, mir erlaubt scheint.

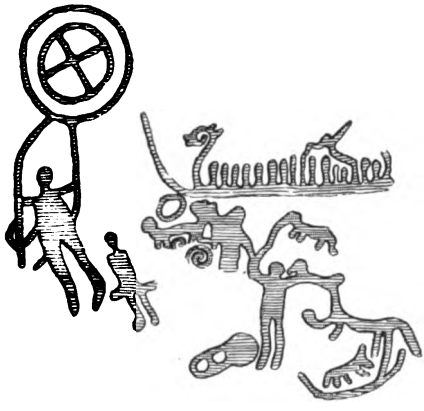


Abb. 4. Backa, Brastad (Ausschnitt): Der Sonnengott und sein Begleiter unter Radkreuz von Ring umgeben — Schuhsohle (?) — Pferdegott.

Der große ist dann der eigentliche Sonnengott. Der kleine scheint kein selbständiges Dasein zu haben. Er hat kein besonderes Symbol; wenn sein Dasein durch Zeichen ausgedrückt wird, wird das Zeichen des großen wiederholt wie bei der Spirale (Abb. 5). Und das scheint nur mit einem Zeichen zu geschehen, das sich so leicht wiederholen läßt wie die Spirale. Das Verhältnis des kleinen zum großen Gotte kann man dann kurz so ausdrücken, daß der kleine Gott der Begleiter des großen Gottes ist.

Allein wer ist der Begleiter des Sonnengottes?

Um das aufzufinden, habe ich geglaubt, bei einem Bilde Hilfe suchen zu dürfen, das sich zwar nicht im Norden findet, das aber einem Kulturkreise angehört, der innerhalb der älteren Bronzezeit durch manche allgemein europäische Kulturerscheinungen mit der germanischen Bronzezeit verbunden ist. Eine Gußform von Kreta (Abb. 6) zeigt die Sonnenscheibe von Strahlen umgeben; daneben steht eine Gestalt, neben ihr eine kleinere Gestalt, die eine Scheibe ohne Strahlen, nur mit einem Kreuz in der Mitte, trägt. Wenn die große Scheibe mit Strahlen die Sonne ist, ist es gewiß glaublich, daß die kleine Scheibe ohne Strahlen den Mond bedeutet. Freilich sind die Gestalten weiblich, bei der größeren ist der Busen dargestellt. Déchelette, aus dessen archäologischem Handbuch das Bild genommen ist, erklärt sie sicherlich richtig als Priesterinnen. Doch es ist naheliegend anzunehmen, daß die Größe dieser Priesterinnen der Größe ihrer Gottheit entspricht, und der Vergleich dieser Gestalten mit dem großen und dem kleinen Gott der Felsenzeichnungen bietet sich von selbst. Ich glaube aus dieser Parallele auf die Bedeutung schließen zu dürfen, daß

Digitized by Google

der Begleiter des Sonnengottes der Mondgott sein soll. Die Erklärung läge ja auch an sich nicht besonders fern.

II.

Auf der Felsenzeichnung, wo der Sonnengott und sein Begleiter unter der Doppelspirale stehen (Abb. 5), sehen wir links von ihnen eine „Schuhsohle". Schuhsohlen und Fußsohlen ohne Schuh sind nach der Meinung der

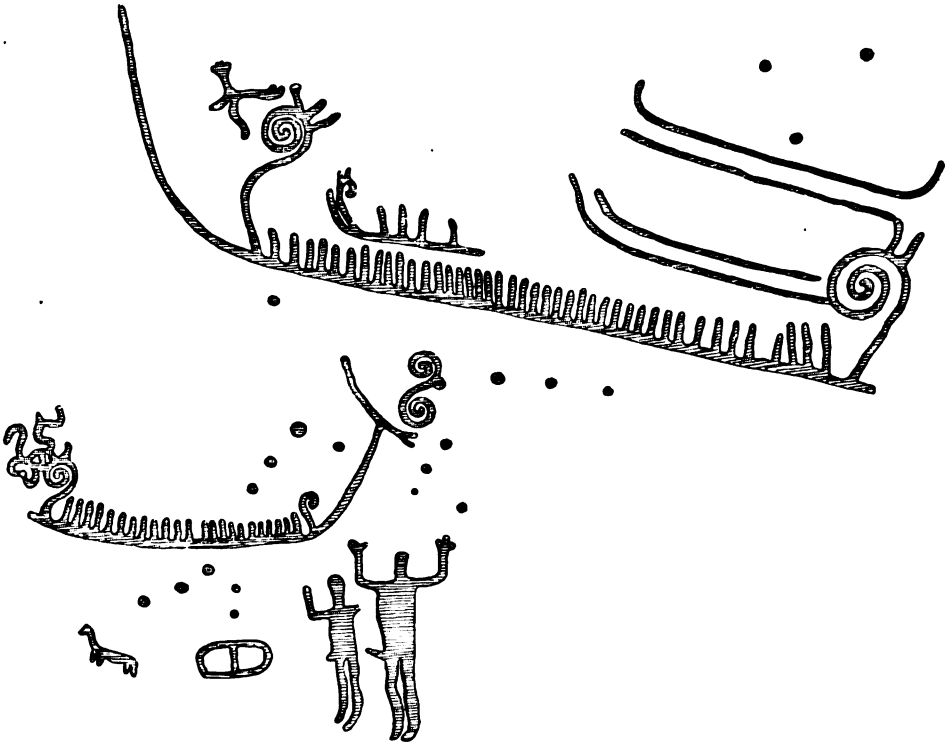


Abb. 5. Bada, Brastad: Pferd, Schuhsohle, der Sonnengott und sein Begleiter unter Doppelspirale und Schiffen.

Kenner religiöse Sinnbilder. Beide sind auf den Felsenzeichnungen häufig. Sie sind übrigens über die ganze Erde verbreitet. Man findet sie in Schottland und Irland, wie bei Jerusalem auf dem Ölberg, wo man natürlich glaubt, daß sie die Fußstapfen Christi sind. Man findet sie in Indien, wo man sie für Buddhas oder Vishnus Fußstapfen hält. Ja, man findet sie in Amerika. Almgren teilt in seiner Schrift über die Felsenzeichnungen im Kirchspiel Tanum die Deutung des französischen Archäologen Baudouin mit, nach der sie Sonnenzeichen seien. Baudouin behauptet, daß sie immer nach der Sonne gekehrt seien. Almgren hat die Orientierung an den bohuslänschen Sohlen geprüft und es steht nicht besonders gut damit. Sie sind zuweilen

Digitized by Google

nach Himmelsgegenden gerichtet, wo man in Bohuslän niemals die Sonne sieht (Almgren S. 568).

Eine andere Erklärung hat Wallace in Procedings of the Society of Antiquaries in Scotland 1912 440ff. angedeutet. Er spricht da von Fußstapfen mit Schuhen und ohne solche, die in Stein gehauen, und er weiß von einer daran geknüpften Volkssitte zu erzählen. In Schottland und Irland steckt der neue Bauer seine Füße in diese Fußstapfen, um damit kundzugeben, daß er den Fußstapfen seiner Vorgänger nachfolgen und Recht und Billigkeit üben will. Diese Sitte stimmt in auffallender Weise mit dem berühmten Kapitel 58 der Gulathingslög, wo die uralte Geschlechtleitungszeremonie geschildert wird. Da macht der Geschlechtleiter aus dem Vorderbein eines dreijährigen Ochsen einen Schuh und setzt ein Faß Bier daneben. Dann steigen in den Schuh zuerst der Geschlechtleiter, dann derjenige der in das Geschlecht geleitet wird, dann alle die der Geschlechtleitung beistimmen.

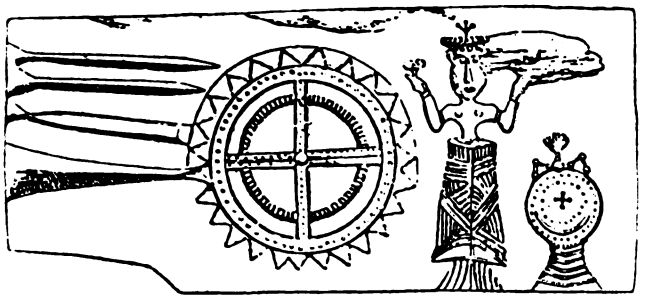


Abb. 6. Gußform von Kreta.

Hier sehen wir, daß sich an die Schuhe und an die Fußstapfen eine heilige Handlung knüpft.

Die symbolischen Zeichen der Felsenzeichnungen sind von zweierlei Art. Wir haben Zeichen der Götter, — so sind Spirale und Radkreuz Sonnenzeichen. Allein wir haben auch Zeichen einer anderen Art. Sie bezeichnen nicht die Götter, sie bezeichnen das Verhältnis der Menschen zu den Göttern. Montelius (Kulturgeschichte Schwedens S. 55) hat die schalenförmige Vertiefungen erklärt, die wir auf den Dolmen der Steinzeit und auf den Felsenzeichnungen finden. Seiner Meinung nach sollen sie das Bild der Opferschale sein. Sie sind also das Zeichen des Opferritus. Freilich kann ich nicht sagen, welcher Ritus sich an das Sohlenzeichen knüpft, doch ich glaube durch das Angeführte — die Sitte mit dem neuen Bauern in Schottland und Irland und die Geschlechtleitungszeremonie der Gulathingslög — es behaupten zu dürfen: die Sohlen sind nicht Zeichen der Götter, sondern Zeichen der Riten. Auf dieser Felsenzeichnung betrachte ich die Sohle als ein rituelles Bindezeichen.

Digitized by Google

Es ist übrigens verlockend, an eine Verbindung zu denken zwischen diesen Sohlen und den hölzernen Füßen, die die Missionäre der Merovinger- und Karolingerzeit als Heiligtümer der heidnischen Germanen erwähnen und die zu zerstören sie bemüht sind. Der hl. Eligius fordert in einer Predigt dazu auf, es zu verhindern, daß Nachbildungen von Füßen an Kreuzwegen aufgestellt werden; findet man solche, verbrenne man sie (Vita Eligii l II cap. XVI. Mon. Germ. Hist. t. IV, Scriptores rerum Merovingicarum). Auf dem Autuner Konzil 573 wurden hölzerne Bilder von Menschen und Füßen verboten (Concilia Gallica I, p. 1211). Aus der Zeit Karls des Großen hat man 30 Kapitelüberschriften von einem „Indiculus paganae superstitionis". Eine davon lautet „De pedibus vel membris ligneis pagano ritu") (Mon. Germ. Hist. Leges I, S. 20)[1]).

Näheres zur Erklärung dieser hölzernen Füße und ihrer Verbindung mit den Felsenzeichnungen vermag ich jedoch nicht anzugeben.

III.

Jenseits der Schuhsohle sehen wir auf dieser Zeichnung (Abb. 5) ein kleines Pferd. Dies Pferd, glaube ich, gehört zum Gefolge der Götter, ich halte es für das Zeichen eines Gottes. Dies glaube ich durch einen Vergleich mit Abb. 4 erschließen zu dürfen; da findet sich neben den Sonnengöttern ein Anker, dann eine Schuhsohle mit einigen Zusätzen. Neben dieser finden wir eine Gestalt, deren Arme in Pferde endigen. Diese Gestalt halte ich für denselben Gott, der auf Abb. 5 durch das Pferd bezeichnet ist. Ich glaube also eine Göttergruppe aufstellen zu dürfen, die auf der einen Seite aus dem Sonnengott und seinem Begleiter und auf der anderen aus einem Pferdegotte bestehe. Wir haben hier eine Götterdreiheit mit zwei Polen — eine Gruppe zweier Mächten und dreier Göttergestalten.

Abb. 7. Brecke, Brastad, Detail. Der Sonnengott mit seinem Begleiter und der Gott mit den großen Händen, jeder an seinem Schiffssteven.

Eine abweichende Form dieser Dreiheit glaube ich auf einer Zeichnung von Brecke im Kirchspiel Brastad gefunden zu haben (Abb. 7). Auf dieser findet sich ein Schiff, dessen Besatzung wie gewöhnlich nur durch Striche wiedergegeben ist. Doch in beiden Steven werden die Striche von Gestalten überragt, die als Menschen gebildet sind und die ich als Götter deuten zu dürfen meine, weil sie viel größer sind als die Striche auf dem Schiffe. Im linken Steven stehen eine größere und eine kleinere Gestalt. Freilich haben sie kein Sonnenzeichen, weder Spirale noch Radkreuz, doch halte ich sie wegen der

[1]) Herrn Universitätsstipendiat Fr. Paasche in Kristiania verdanke ich die Mitteilung dieser drei Stellen.

Digitized by Google

Übereinstimmung ihrer Gestalt für dieselben, wie die beiden Sonnengötter, den großen und seinen Begleiter. Im rechten Steven steht ein Gott mit großen erhobenen Händen. Es wäre nun sonderbar, wenn die beiden Sonnengötter sich außer mit dem Pferdegotte auch mit einem andern Gotte verbunden hätten und als Glied in zwei verschiedenen Dreiheiten vorkämen. Schon diese Betrachtung würde uns dahin führen, die Gleichheit des Pferdegottes und des Gottes mit den großen Händen zu erraten.

Und nun haben wir das Glück, diese Gleichsetzung bestätigt zu finden. Auf der Aspebergritzung — siehe Abb. 3 — finden wir eben diesen Gott. Die großen Hände erhebt er und er trägt vorne einen Pferdekopf auf seinem hervorsteckenden Schwerte (vielleicht ist es kein Schwert). Sein Platz vor der Schiffsreihe deutet darauf hin, daß er ein Windgott sei. Dazu stimmt, daß sein Tier das schnelllaufende Pferd ist. Doch erklärt das nicht die großen,

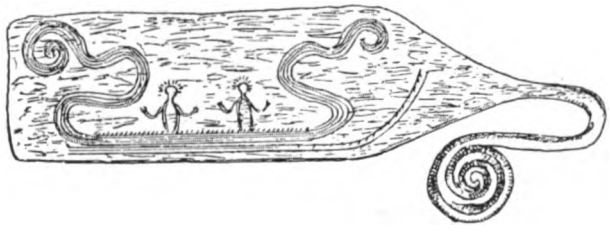


Abb. 7a.
Bronzemesser aus Jütland.
G. Wilke: Kulturbeziehungen (Mannus-Bibliothek 10).
Abb. 112.

Abb. 7b. Teschub, der Blitzgott der Hetiten.
Abb. 183b.

immer (siehe Baltzer Taf. 9—10 Nr. 1, Taf. 11—12 Nr. 4, Taf. 23—24 Nr. 1) erhobenen Hände. Ich finde es wahrscheinlich, daß, wenn er zwei so verschiedenen Beigaben hat, wie das Pferd und die großen Hände, dann auch als Gott zwei verschiedene Tätigkeiten geübt habe. Ich habe nur gedacht, daß er nicht nur ein Gott des Windes, sondern auch ein Gott des Feuers sei, und daß die erhobenen Hände Feuerflammen bedeuten. Was mich zu dieser Annahme führt, ist, daß er dadurch seinen Platz in der Dreiheit neben den Sonnengöttern einnehmen kann. Daß Feuerflammen oder Lichtsprühen durch erhobene, gespreizte Hände dargestellt werden, ersehen wir auch aus andern Darstellungen. So hat G. Wilke zuerst zwei Gestalten richtig als Dioskuren gedeutet, die auf einem spätbronzezeitlichen Rasiermesser gezeichnet sind (Abb. 7a). Auch die Hetiter geben ihrem Himmels- und Blitzgott Teschub eine Hand mit flammenden Fingern (Abb. 7b).

Der bedeutungsvollste Augenblick im Sonnenkultus war der Sonnenaufgang. Der große Sonnentempel Stonehenge in England war auf die Weise

Digitized by Google

orientiert, daß man 1700—1600 v. Chr. am Mittſommermorgen vom Altar aus die Sonne gerade am Rande des großen aufgerichteten Steines aufgehen ſah, während man jetzt wegen aſtronomiſcher Veränderungen dies nicht mehr ſo ſieht (Abb. 8). Man ſah die Sonne aufgehen, zu gleicher Zeit verblich der Mond und wurde der Sonne wie untergeordnet. Doch ehe man das ſah, entzündete ſich das Feuer am Himmel, die Morgenröte, und gleichzeitig fing

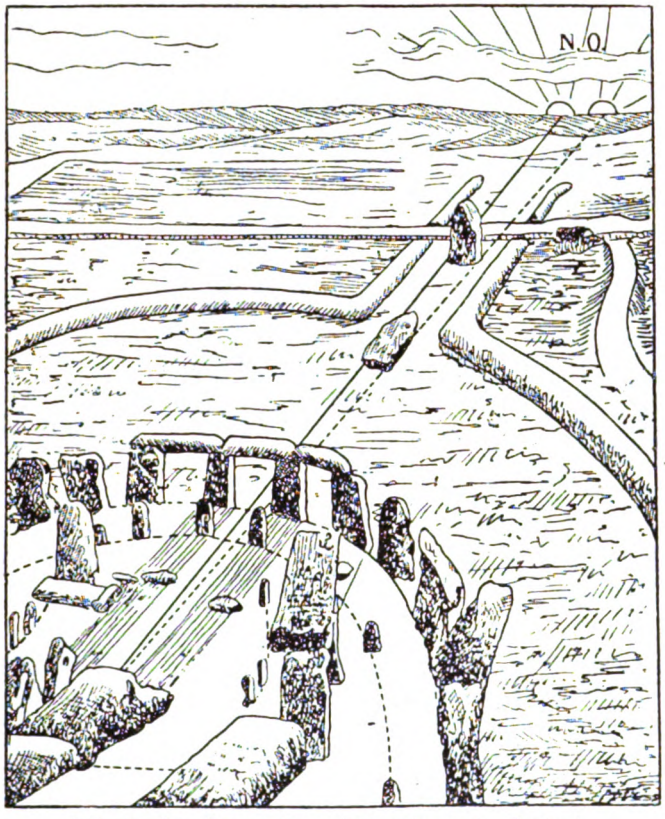


Abb. 8. Der Sonnentempel Stonehenge in England.
Nach der ſchwarzen Linie ſah man am Mittſommermorgen 1680 v. Chr. die Sonne aufgehen, nach der geſtrichten ſieht man ſie jetzt aufgehen.

der Morgenwind zu wehen an. Dadurch konnte man das Feuer (die Morgenröte) und den Wind als eine und dieſelbe Gottheit auffaſſen. Zu den großen Händen dieſes Gottes haben wir auch im Homer ein Seitenſtück: ῥοδοδάκτυλος Ἠώς. Freilich ſcheint es zunächſt anſtößig, die plumpen Händetatzen dieſes Gottes mit den Roſenfingern der Eos zu vergleichen. Doch halte ich es für wahrſcheinlich, daß derſelben Vorſtellung beide Geſtalten entſprungen ſind. Merkwürdig iſt es, daß ein franzöſiſcher Archäologe, M. Bapſt, im Kaukaſus eine Reihe von Bronzefiguren gefunden hat, die unſerem Gotte

Digitized by Google

mit den großen Händen auffallend ähnlich sind (Abb. 9)[1]). An zwei Außenpunkten, die fernab liegen von dem Gebiet der mykenisch-griechischen Kultur, ist also eine Wiederspiegelung jenes Bildes gefunden worden, aus dem Homer seine schöne rosenfingrige Eos gebildet hat. Allerdings ist eine Schwierigkeit da: Die Morgenröte ist immer — griechisch Eos sowohl als Sanskrit Ushas und lateinisch Aurora — in den indogermanischen Grundsprachen weiblich, und auf den Felsenzeichnungen wenigstens ist die Gottheit mit den großen Händen immer männlich. Dennoch glaube ich an die Verbindung, denn die Dreiheit: Sonne, Mond und Morgenröte, die ich auf den Felsenzeichnungen gefunden habe, findet sich auch auf hellenischem Boden: Helios, Selene und Eos sind nach der Theogonie Hesiods wie nach dem 31. homerischen Hymnus Geschwister, Kinder des Titanen Hyperion. Zwar darf man an die Titanengenealogie nicht glauben, wie Usener (Götternamen S. 22)

Abb. 9a. Bronzefigur aus Kaukasus: Der Gott mit den großen Händen.

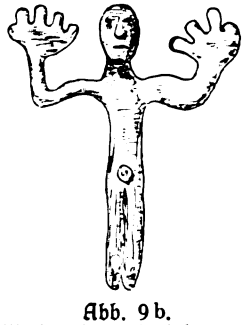


Abb. 9b. Wilke, Kulturbeziehungen Abb. 214b.

Abb. 9c. Jaspis mit eingeschnittenen Zeichen von Mykenä. Von rechts: Sonne, Mond und die rosenfingrige Morgenröte nebst unerklärten Zeichen.

bemerkt. Doch wenn diese Gottheiten Geschwister genannt werden, darf man wohl glauben, daß sie zu einer Göttergruppe, einer Dreiheit zusammengefaßt worden sind. Die Annahme einer solchen Dreiheit legt die Versuchung nahe, die drei Zeichen auf einem mykenischen Jaspis (Abb. 9b) (rechts) als Sonne (konzentrische Kreise), Mond (Sichel) und Morgenröte (Arm mit großer Hand) deuten zu wollen.

IV.

Lenken wir einstweilen von den Felsenzeichnungen ab und zu den anderen gottesdienstlichen Denkmälern der Bronzezeit hin. Das wichtigste ist der bekannte Sonnenwagen von Trundholm auf Seeland, 1902 gefunden

[1]) Im Jahre 1908 hat G. Wilke diese Handabbildungen behandelt in: Vorgeschichtliche Beziehungen zwischen Kaukasus und dem unteren Donaugebiet (Mitteil. d. Wiener anthropol. Gesellsch. Bd. 38, S. 162); ebenso: Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa S. 237f. Abb. 214. — Vgl. auch Revue archéol. 1885, I. Taf. III, 26; L'Anthropologie 1895, S. 299f. (S. Reinach).

Digitized by Google

(Abb. 10). Wir haben hier eine „Sonnenſcheibe", auf der einen Seite mit Gold belegt, aber auch auf der anderen, die nie mit Gold belegt geweſen

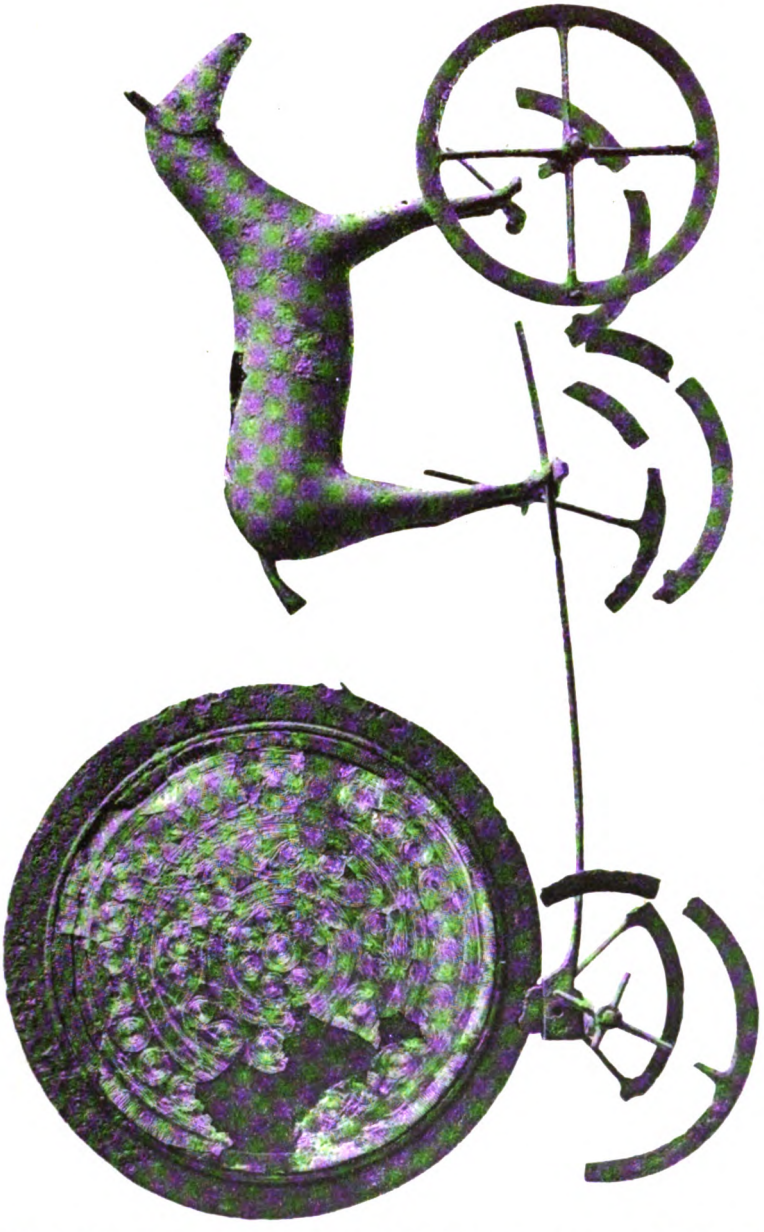


Abb. 10. Der Sonnenwagen von Trundholm. Die vergoldete Seite der Sonnenſcheibe.

iſt, mit Spiralornamenten ausgeſtattet (Abb. 11). Vor der Scheibe ſteht ein Pferd. Auf deſſen Hals und vorne an der Scheibe befinden ſich Öſen, die ſicher

Digitized by Google

durch ein Band verbunden gewesen sind. Vielleicht hat man sich vorgestellt, das Pferd ziehe die Sonnenscheibe; doch sicher ist es nicht; jedenfalls kann das Band zwischen den Ösen nicht in das auf dem Halse des Pferdes eingeritzte Geschirr eingepaßt werden. Auf einem silbernen Band von der griechischen Insel Syros findet sich ein ähnliches Bild (Abb. 12). Da geht das Pferd der Sonnenscheibe voran, zieht sie aber nicht. Das Pferd und die Sonnenscheibe von Trundholm sind beide auf einen Wagen gestellt, dessen Räder vier sich kreuzende Speichen haben. Wie Sophus Müller in seiner sorgfältigen Veröffentlichung bemerkt: Das Pferd zieht den Wagen nicht; es steht auf dem Wagen neben der Sonnenscheibe.

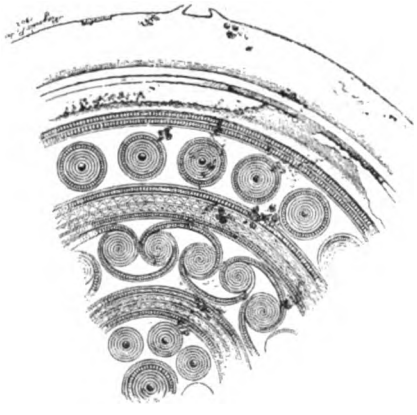


Abb. 11. Der Sonnenwagen von Trundholm. Ausschnitt der nicht vergoldeten Seite der Sonnenscheibe.

Zuerst bemerken wir hier, daß die Scheibe zwei ausgebogene Flächen hat, deren eine mit Gold belegt ist, während die andere unbelegt, jedoch verziert ist. Diese Seite ist also keine verborgene „Rückseite". Es lag auch kein Grund vor, nicht beide Seiten zu vergolden, wenn das Ganze die Sonne darstellen sollte — wenn man nicht willkürlich Kostenrücksichten annehmen will. Doch wird das Ganze leicht erklärlich, sobald man annimmt die zwei verschiedenen Seiten der Scheibe stellen Verschiedenes dar, die vergoldete stelle die Sonne, die nur verzierte bronzene stelle — unseren Schlüssen über die Felsenzeichnungen gemäß — den Mond dar, der ja mit der Sonne gemeinsame Symbole hat — Rad oder Spirale.

Allein wenn wir das Zeichen der Sonne und des Mondes, dem Sonnengotte und seinem Begleiter auf den Felsenzeichnungen entsprechend, hier vor uns haben, liegt es nahe zu glauben daß auch das Pferd vor der Sonnenscheibe dem entspreche, das wir auf den Felsenzeichnungen gefunden haben. Es ist also nicht irgend ein unbestimmtes Sonnenpferd, das wir vor uns haben, es ist der Pferdegott, der Gott des Windes und des Feuers, der Gott der Morgenröte, den wir auf den Felsenzeichnungen gesehen haben. Anstatt der geläufigen Ansicht, nach der die Sonnenscheibe (mit goldbelegter Vorderseite und unvergoldeter Rückseite) hier von einem ganz unbestimmten Sonnenpferde gezogen wird, wage ich eine andere Auffassung darzulegen.

In dieser Gruppe sehe ich die Götterdreiheit, die wir auf den Felsen eingeritzt gefunden haben: Sonne und Mond unzertrennlich verbunden und die Morgenröte in der Gestalt eines Pferdes. Sonne und Mond sind mit Spiralen, dem Sonnenzeichen, verziert, doch ist der Wagen kein Sonnen-

Digitized by Google

wagen. Man hat ihn als einen Umzugswagen der Götter erklärt. Andere meinen, daß man die Sonne und ihr Pferd auf Räder gestellt hat, weil man glaubte, daß in den Rädern eine bewegende Kraft wohne, die die Gabe zu den Göttern bringen sollte. Ich hoffe demnächst in einem anderen Aufsatz auf diese Frage zurückzukommen.

V.

Man ist jetzt darüber einig, daß das nordische Bronzealtersvolk germanischer Herkunft sei, wenn auch die Stämme später ihre Plätze gewechselt haben mögen[1]). Wir dürfen dann hier die ältesten literarischen Nachrichten über die Religion der Germanen heranziehen, wenn sie auch weit mehr als tausend Jahre später denn die Felsenzeichnungen anzusehen sind. Man findet sie bei Cäsar (BG VI 21) etwa 50 v. Chr. und bei Tacitus (Germania, namentlich Kap. 9) etwa 100 n. Chr. Diese Nachrichten stimmen so wenig überein, daß Müllenhoff das Zeugnis Cäsars einfach verwirft, um das-

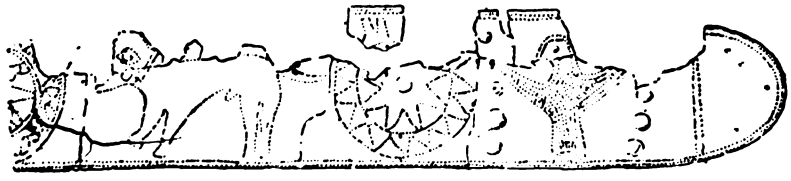


Abb. 12. Silbernes Band von Syros. Pferd vor der Sonnenscheibe.

jenige des Tacitus desto heller leuchten zu lassen. Von den Voraussetzungen aus, die wir gewonnen haben, wollen wir diese Nachrichten betrachten.

Cäsar sagt: Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum opibus aperte juvantur, Solem et Volcanum et Lunam; reliquos ne fama quidem acceperunt. Sonne, Mond und Feuer — das ist ja gerade unsere Dreiheit. Allein der letzte Gott ist nicht als Windgott, sondern als Feuergott gefaßt, nicht als der Pferdegott, sondern als der Gott mit den großen Händen.

Ganz anderes hören wir bei Tacitus: Deorum maxime Mercurium colunt, cui certis diebus humanis quoque hostiis litare fas est, Martem concessis animalibus placant et Herculem. Pars (Sueborum) et Isidi sacrificat; unde causa et origo peregrino sacro, parum comperi, nisi quod signum ipsum in modum liburnae figuratum docet advectam religionem. „Sueborum" ist nach Karl Helms vernünftigem Vorschlag als Glosse eines späteren Abschreibers zu streichen.

Tacitus Nachricht muß in Verbindung mit dem nächstfolgenden Zeugnis über die Religion der Germanen, die wir in den Namen der Wochentage haben,

[1]) G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen. Würzburg 1911.

Digitized by Google

betrachtet werden. Die alte germanische Woche war fünftägig (altn. fimt), allein am Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. haben die Germanen die römische siebentägige Planetenwoche aufgenommen. Die sieben Wochentage wurden genannt nach den damals bekannten sieben Planeten: Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus und Saturn: Dies Solis = Sonntag, d. Lunae = Montag, d. Martis = Diestag (Dienstag), d. Mercurii = nord. Onsdag, engl. Wednesday, d. Jovis = Donnerstag, d. Veneris = Freitag, d. Saturni = engl. Saturday. Man nahm die entsprechenden germanischen Götter: Tius (Tyr), Wodan (Odin), Thonar (Thor), Frija (Frigg). Man hatte keinen dem Saturn entsprechenden Gott. Die englische Sprache hat in Saturday seinen lateinischen Namen bewahrt.

Man sieht, daß diese vier Götter den Taciteischen entsprechen. Genau stimmen Mars (Tius) und Merkur (Wodan) mit den taciteischen Mars und Merkur überein. Und zu unserer Kenntnis der nordischen Mythologie stimmt es vollkommen, daß Tacitus den Merkur als den höchsten Gott erwähnt. Jupiter (Thor) nennt Tacitus Herkules; denn der Thorshammer entspricht der Keule des Herkules. Venus (Frija, Frigg), von der Freya nach Müllenhoff eine spätere Wiederholung ist, wird bei Tacitus Isis genannt. Und weil der Isiskult in Rom in der Kaiserzeit eingeführt worden ist, glaubt Tacitus daß auch die Frija bei den Germanen eine fremde, „rezipierte" Gottheit sei, zumal da ihr Zeichen ein Schiff ist. Er hat dieses also sicher gekannt, und demnach dürfen wir schließen, daß er auch den Hammer Thors gekannt hat und ihn deshalb Herkules nennt.

Vergleichen wir unter einander die Nachrichten bei Cäsar und Tacitus! Wir haben bei beiden eine Götterdreiheit, bei Cäsar: Sonne, Feuer und Mond, bei Tacitus Merkur, Mars und Herkules (Odin, Tyr und Thor). Außerdem nennt Tacitus, wie für sich, eine Göttin Isis (Frigg). Allein die taciteischen Götter sind anderer Art als die Cäsars. Bei Cäsar stellen sie Naturgegenstände dar, bei Tacitus sind sie wirkende Götter, als Göttergestalten aufgefaßt, trotzdem Tacitus gleich danach sagt, daß die Germanen weder Göttertempel noch Götter in menschlicher Gestalt hätten. Der Unterschied ist so groß, daß Müllenhoff Cäsars Zeugnis einfach verwirft. Cäsar könne — als der Römer, der zuerst mit den Germanen in Berührung kam — zu keiner wirklichen Einsicht darüber gelangt sein, wie sie sich ihre Götter vorstellten. Dagegen war zur Zeit des Tacitus die Berührung zwischen den Römern und den Germanen über hundert Jahre alt; damals war über die Verhältnisse der Germanen eine „interpretatio Romana" erwachsen. In mehr als hundert Jahren hatten die Römer die Götter der Germanen gesehen und von ihnen reden gehört, und unwillkürlich hatten sie sie in die entsprechenden Gestalten ihrer eigenen Götterwelt übersetzt. Aus dieser „interpretatio Romana" heraus seien die Nachrichten des Tacitus über die Religion der Germanen zu verstehen.

Digitized by Google

Diese Auffassung Müllenhoffs, daß Cäsars Nachricht auf Mißverständnis beruhen soll, teilen mehr oder weniger die meisten Mythologen. Allein ich kann ihr unmöglich beistimmen, weil ich auf den Felsenzeichnungen die vollständige Bestätigung der Nachricht Cäsars gefunden habe. Deshalb müssen wir die Felsenzeichnungen wieder betrachten und ihre Bilder fragen, ob wir nicht daselbst etwas finden könnten, das darauf hindeute, daß diese Götterdreiheit Sonnengott, Mondgott und Windgott (Feuergott) aus ihrer Naturgebundenheit heraustreten könnte und Zeichen zeige, die vorwärts auf Thor, Tyr und Odin hindeuten. Und merkwürdig genug: die Felsenzeichnungen lassen uns hier nicht vollständig im Stiche.

VI.

Deutlich ist Thor zu erkennen (Abb. 13 und 14). Wir finden ihn mit Bockskopf und zwei Hämmern, einem gehobenen und einem gesenkten, worauf ich später zurückkommen werde.

Ein anderes Bild zeigt einen gehobenen Hammer und (vermutlich) ein gesenktes Schwert. Diese zwei Bilder werden das Kopenhagener Thors-

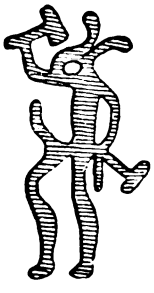


Abb. 13. Löfåsen, Tanum: Thor.

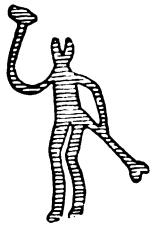


Abb. 14. Tufvene, Tanum: Thor.

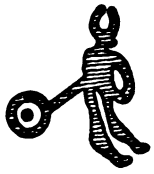


Abb. 14a. Tofva, Tanum: Bocksgott mit Sonnenzeichen.

bild (Abb. 1) kräftig stützen. Dieses ist von Montelius in seinem Aufsatz „Solgudens yxa och Thors hammare", Svenska Fornminnesföreningens Tidskrift Bd. 10 als Thorsbild anerkannt worden. Dagegen hat der dänische Archäologe Chr. Blinkenberg in seinem Buch „Tordenvaabnet i Kultus og Folketro" und in seinem Aufsatz „Tordenvaabnet i danske Oldtidsfund", Festschrift an H. F. Feilberg 1911, die Meinung verfochten, daß die Verehrung des Donnergottes der Bronzezeit des Nordens fremd sei. Er behauptet, daß „die Versuche Thor und seinen Hammer auf uralte Zeit zurückzuführen in dänischen Altertumsfunden keine Stütze haben" (Festschr. S. 69). Indessen muß dies „argumentum ex silentio" schwinden, wenn die Steine zu reden beginnen und die Felsenzeichnungen deutliche Thorsbilder zeigen. Denn das kann wohl kaum bezweifelt werden, daß wir hier den Thor vor uns haben. Thor ist der Gott des Hammers und seine Tiere sind die Böcke. Hier sehen

Digitized by Google

wir ihn mit Bockskopf und einem oder zwei Hämmern. Auf dem größten Bilde haben die Hörner den rechten Geißbockschwung. Karl Helm hat in seiner altgermanischen Religionsgeschichte (I S. 201) gegen das Bronzebild Abb. 1 den Einwand erhoben, daß die Hörner Stierhörner sind. Dies wird man den Thorsbildern der Felsenzeichnungen gegenüber nicht behaupten können, und damit verliert dieser Einspruch an Bedeutung. Doch darüber müssen wir klar sein: was wir gefunden haben, ist nur eine Vorstufe zu Thor. Die Tiergestalt hat der Gott noch nicht abgestreift und er führt zuweilen zwei Hämmer, während er in der nordischen Götterlehre nur den einen hat. Darauf komme ich in einer anderen Verbindung zurück. Auch ist nicht gesagt, ob dieser Thor mit unserm Sonnengott zusammenfalle oder nicht. Montelius hat es in seinem oben erwähnten Aufsatz über die Axt des Sonnengottes und den Hammer Thors behauptet, doch ist diese Gleichstellung von anderen wie von Helm in seiner altgermanischen Religionsgeschichte (I 192) bestritten worden. Doch ein Bild von Tosva in Tanum zeigt den Bocksgott mit Sonnenzeichen und scheint die Gleichsetzung Thors mit dem Sonnengotte zu ermöglichen (Abb. 14a).

Viel schwieriger ist das Verhältnis mit Odin. Mythologen und Archäologen haben behauptet, daß Odin im Norden ein neuer Gott sei. Schon der Däne Henry Petersen hat es in seinem Buche vom Götterglauben der nordischen Völker in der Heidenzeit (1876) ausgesprochen und es ist von späteren Forschern wie Chadwick in „The Cult of Odin" näher ausgeführt worden; er ist der Meinung, daß der Odinskult im Norden zwischen 50 und 500 n. Chr. aufgenommen worden sei. Später hat B. Salin in „Die altgermanische Tierornamentik" und in seinem Aufsatz in der Festschrift zum 60jährigen Geburtstage Montelius' die Nachricht Snorres, daß Odin und die Asen von Asien nach dem Norden gekommen sind, mit einem Kulturstrom in Verbindung gesetzt, der — wie er nachweist — um 200—400 n. Chr. von Südrußland aus nach dem Norden läuft. Auf Salin wie auch auf den Untersuchungen Domaszewskis über die Religion des römischen Heeres fußend, sucht Sune Ambrosiani in seinem Aufsatz „Odinskultens Härkomst" den Ursprung des Odinskults im römischen Kaiserkult, der besonders im römischen Heere und den östlichen Provinzen des Reiches blühte und der — wie er meint — die Grenzen des Reiches überschritten habe und uns im Norden als Odinskultus entgegentrete. Er leugnet sogar die Gleichheit Odins mit dem taciteischen Merkur, die doch durch die Wochentagsnamen bestätigt wird.

Allein dies gilt nur für die vollständig entwickelte Gestalt Odins, so wie wir sie aus der nordischen Mythologie kennen, sowie für Odin als den obersten Gott, wie ihn Tacitus nennt. Dagegen nicht für seine ursprünglichen Bestandteile. Die meisten Mythologen nach Müllenhoff haben Odin als einen uralten germanischen Windgott anerkannt, und selbst ein so radikaler Forscher

Digitized by Google

wie Ambrosiani meint, daß mit Odin ein alter germanischer Pferdegott verschmolzen sei. Diesen Pferdegott haben wir auf den Felsenzeichnungen gefunden; wir haben ihn als Windgott bestimmt. Jetzt fragt es sich, ob wir auf den Felsen noch andere Odinselemente finden können.

Die größte aller Menschenfiguren auf den bohuslänschen Felsenzeichnungen, der Lislebyriese (Abb. 15), ist eine über zwei Meter große Mannesgestalt, die einen gewaltigen Speer trägt. Neben seinem einen Beine sehen wir einen Ring, ein Zeichen, auf das ich später zurückkommen werde, und vor dem Ring ein kleines Pferd. Dies hat mich auf den Gedanken gebracht, daß dieser Speerträger mit dem Pferdegott zusammenfalle. Dies wird weiter bestätigt durch eine Gruppe von Speerträgern auf einer Zeichnung bei dem südlichsten der Tegneby-höfe (Abb. 16). Die Mittelgestalt dieser Gruppe wird von einem kleinen Pferd auf den Fersen begleitet, während die anderen keine solche Tierbegleitung haben. Ich glaube daraus schließen zu dürfen, daß der Pferdegott auch als Speergott gedacht ist. Außer dem Speere trägt diese Gestalt übrigens ein Beil, wozu wir später Parallelen finden werden. Bekanntlich ist der Speer Gungnir die Waffe Odins, und an den Speer knüpfen sich alte Gebräuche im Odinskult. Man warf einen Speer über die Feinde hin und rief: Oðin á ýðr alla (Odin hat euch alle). Man ritzte sich mit einer Speerspitze, um zu Odin nach Wallhall zu kommen. Chadwick hat damit in Verbindung gebracht, was Prokop von den Erulern erzählt, daß, wenn ein Eruler alt und kraftlos wurde, man ihn oben auf einen Scheiterhaufen band. Dann ging ein Mann hinauf — er durfte ihm nicht verwandt sein — und durchbohrte ihn mit einem Dolche. Chadwick meint, daß „Dolch" hier mit „Speer" verwechselt ist, die Art der Waffe war ja dem fremden Verfasser gleichgiltig. Dieser Odinsbrauch ist also ursprünglich ein ritueller Mord, um Altersschwache aus dem Wege zu räumen, und weist folglich auf einen uralten Zustand zurück. Als Speergott ist dann Odin sicher uralt, und es kann uns nicht in Staunen setzen ihn als solchen auf den Felsenzeichnungen zu finden.

Abb. 15. Lisleby, Tanum. Der Riese.

Digitized by Google

Merkwürdig ist eine Felsenzeichnung von Kalleby im südlichsten Tanum. Quer über mehreren Schiffen steht Thor mit dem erhobenen Hammer und neben ihm sein Begleiter, der nur halb, von unten bis zum Leibe, ausgeführt ist. Doch vor Thor, und ihm wie gleichwertig, steht ein gewaltiger Speer,

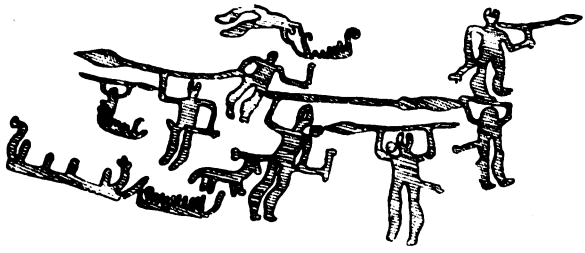


Abb. 16. Tegneby, Tanum. Speergruppe.

der die Schiffe durchdringt und im untersten befestigt ist (Abb. 17). Ich glaube, daß der Speer den Speergott bezeichnet, grade wie das Pferd auf der Ritzung von Backa (Abb. 5) den Pferdegott. Wenn dem aber so ist, dann haben wir

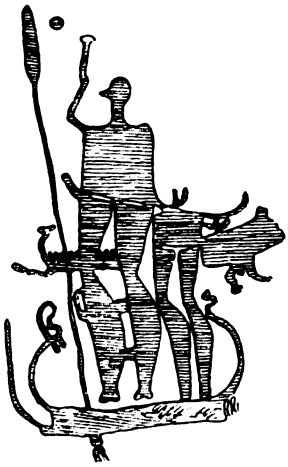


Abb. 17. Kalleby, Tanum. Dreiheit: Speer, Thor und sein Diener, von dem nur die unterste Hälfte ausgeführt ist.

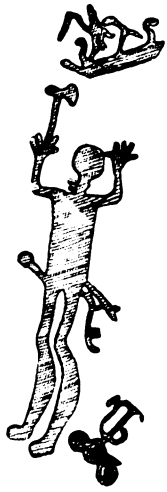


Abb. 18. Backa, Brastad. „Skomakaren" (der Schuhmacher).

hier eine neue Form der Götterdreiheit vor uns, die wir immerfort auf den Felsenzeichnungen gefunden haben. Wir sehen dann die Annahme von Montelius, daß Thor ursprünglich ein Sonnengott gewesen, durch die Bilder der Felsenzeichnungen bestätigt. Unsere Dreiheit nähert sich dem Tacitus. Da ist Thor, da ist ein wichtiges Odinselement, die sich verbinden. Sei es wie Almgren meint, daß die Schiffe älter und die Gestalten später quer durch sie

Digitized by Google

gehauen sind, sei es, daß die Zerstörung ursprünglich und geplant, daß Verfluchung der drei Götter über diese Schiffe herabgerufen sei, — immerhin bleibt doch das wichtige Ergebnis, daß wir hier unsere Dreiheit in einer neuen Form haben, in der wir Thor vor uns sehen und ein Glied der vielfach zusammengesetzten Gestalt Odins erblicken können.

VII.

Allein darüber müssen wir klar sein, daß in unserem vielseitigen Pferdegott Bestandteile sind, die wir in Odin nicht wiederfinden. Der Speer gehört ihm und auch das Pferd. Daß der Gott selbst als Pferd auftritt, kann nicht Wunder nehmen; denn der religiöse Standpunkt der Felsenzeichnungen ist doch insofern ein ursprünglicher, daß Odin damals noch Sleipner gewesen ist. Dagegen haben die großen, erhobenen Hände nichts mit Odin zu tun. Und dieser Gott trägt nicht nur den Speer, sondern auf der Speergruppe Abb. 16

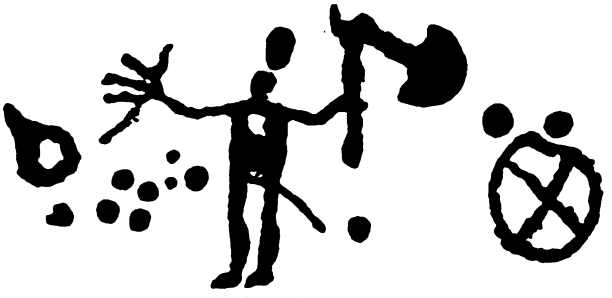


Abb. 19. Kinnekulle. Der Gott mit großer Hand und Axt.

auch das Beil, eine Waffe, die dem Odin vollständig fremd ist. Dieses Beil finden wir als seine Waffe fortwährend wieder und in der Regel in Verbindung mit den großen erhobenen Händen. Auf Backa im Kirchspiel Brastad findet sich eine Zeichnung, die unter den Leuten „Skomakaren" (der Schuhmacher) genannt wird. Dieser Schuhmacher ist eine gewaltige Gestalt mit erhobenen Händen und auf seiner Rechten erhebt sich eine kleine Axt (Abb. 18). Ein Seitenstück dazu finden wir auf der Zeichnung von Kinnekulle, die Ekhoff in Svenska Fornminnesföreningens Tidskrift Bd. 8 veröffentlicht hat. Hier ist die eine Hand erhoben, die andere hält die Axt (Abb. 19). Der Pferdegott, der Gott mit den großen Händen ist also sowohl ein Speergott wie ein Axtgott. Es ist nicht mehr als billig, daß diese Bestandteile sich im Laufe der Zeit voneinander geschieden haben. Das Pferd und den Speer finden wir bei Odin wieder, aber was die Axt und die großen Hände betrifft, müssen wir uns anderswohin wenden, um Anhaltspunkte zu finden.

Axel Olrik hat in Danske Studier 1905 einen Aufsatz über nordischen und lappischen Götterglauben veröffentlicht, worin er die Ansicht vorbringt, daß der Götterglaube der Lappen auf den nordischen Götterglauben zurückgehe,

Digitized by Google

doch nicht auf die Gestalt, in der wir ihn aus der Wikingerzeit durch die Eddagedichte und die darauf beruhende jüngere Edda Snorres kennen. Er führt auf eine ältere Gestalt zurück, die mit dem, was wir aus den Funden der Bronzezeit schließen dürfen, wesentlich übereinstimmt. Unter den vielen lappischen Göttern gibt es eine Gruppe von drei Göttern, die uns besonders angeht, weil sie bei den Lappen alt sind und weil sie nordische Namen führen. Im Jahre 1688 stand ein Lappe vor Gericht und gestand, daß er drei Götterbilder hatte, nämlich 1. Thor, 2. Thors Engel, 3. den Weltenmann oder Gott. Er erklärte, daß er trotz aller Verbote nicht aufhören werde, sie zu verehren, denn sie seien die Götter seiner Väter. Der Mann wurde wegen seiner Widerspenstigkeit hingerichtet, — es war eine Zeit, die scharfe Mittel gebrauchte (Svensk Historisk Tidskrift 1891 S. 230). Es scheint als tauche unsere Dreiheit hier bei den Lappen auf.

Der lappische Name Thors, Horagalles, ist, wie man allgemein anerkennt, aus nordisch Thorekarl entstanden. Er wird mit einem großen Hammer in

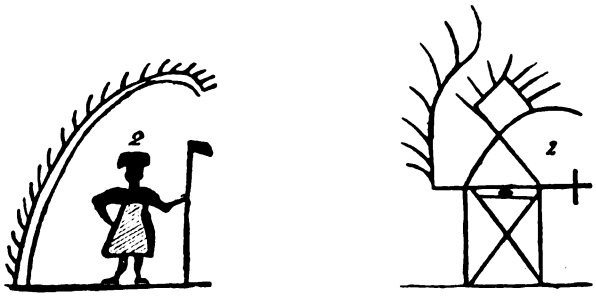


Abb. 20 und 21. Waralden Olmay.

der einen und mit einem kleineren Hammer in der anderen Hand abgebildet. Diese beiden Hämmer, die man zu erklären Mühe gehabt hat, finden wir auf den Felsenzeichnungen wieder — siehe Abb. 13. Die Übereinstimmung ist deutlich. Und in dem „Engel" Thors erkennen wir den Begleiter des Sonnengottes wieder.

Der „Weltenmann" — lappisch: Waralden Olmay — wird nach norwegischen alten Missionsberichten „mit einem krummen Strich über dem Kopfe mit verschiedenen Zacken abgebildet, was Fruchtbarkeit sowohl bei der Erde und dem Meere als auch beim Vieh bezeichnet" (Abb. 20). In der anderen Hand hält er eine Hacke. Auf einem älteren „Runebom", in Rudbecks Atlantica abgebildet, (Abb. 21) ist der „krumme Strich" ein Ast oder ein Rentierhorn, das er in der Hand hält. Es scheint mir, als könnte ich den „Weltenmann" in dieser Gestalt wieder erkennen. Es kommt mir vor, daß man sich denken könne, er stamme aus der Kinnekullegestalt des Axtgottes (Abb. 19). Dabei muß man bedenken, daß zwischen diesen Bildern etwa 2500 Jahre liegen.

Digitized by Google

Die Entwickelung kann in der Weise vorgegangen gedacht werden, daß das Bild der Gestalt verblichen und die äußere Form nach der Bedeutung umgebildet worden ist, die man ihr beigelegt hat. Weil der „Weltenmann" ein Fruchtbarkeitsgott ist, ist die Axt eine Hacke geworden und die gehobene Hand in einen Ast oder ein Renngeweih verwandelt, „Waralden olmay" ist nach Olrik eine Wiedergabe von „veraldar goð", einem Namen, den die Sviar nach Snorre dem Frey gaben.

Wir sehen also, daß diese vielseitige Gestalt, wie man es erwarten konnte, im Laufe der Zeit sich in zwei gespalten hat. Der Pferde- und Speergott deutet auf den künftigen Odin hin, der Hände- und Axtgott auf den „Weltenmann" der Lappen. Allein wir können auch hier auf den Felsenzeichnungen spüren, daß dieser Axtgott als Fruchtbarkeitsgott aufgefaßt ist. Auf Hvitlycke in Tanum findet sich eine große Zeichnung, von der eine Gruppe von den Leuten in der Umgegend gewiß richtig als eine Hochzeit aufgefaßt wird (Abb. 22). Es ist kaum glaublich, daß dies Bild ein Liebespaar, das von einem Berserker überfallen wird, darstelle. Viel wahrscheinlicher ist, daß es eine Ehe bedeuten soll, die vom Axtgott gesegnet wird, und dann steht zu vermuten, daß dieser — in Übereinstimmung mit der Bedeutung bei den Lappen — als Fruchtbarkeitsgott aufzufassen ist.

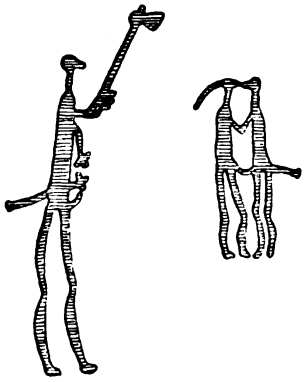


Abb. 22. Hvitlycke, Tanum. Die Hochzeit.

Es scheint, als ob im Norden diese seine Tätigkeit seine andere Seite zurückgedrängt habe. Von dieser sieht man keine Spur bei den Lappen, und Odin, wie er später in der nordischen Götterwelt auftritt, scheint ein wesentlich neuer Gott zu sein.

VIII.

Wir finden auf den Felsenzeichnungen die Götter bald einzeln, bald zu einer Dreiheit vereint. Die wirkenden Götter treten meistens einzeln auf, so Thor mit dem Hammer, der Speergott, der Axtgott. Dies ist wohl so zu erklären, daß man den Gott anrief, den man eben brauchte, ohne weiter daran zu denken, daß er mit den beiden anderen verbunden sei. Nur auf der Zeichnung von Kalleby (Abb. 17) finden wir Thor und den Speergott in einer Dreiheit; doch ist diese Zeichnung vielleicht besonders sakraler Natur, es ist, wie ich angedeutet habe, möglich, daß sie eine Verwünschung enthält. Es läßt sich wohl annehmen, daß die einzeln wirkenden Götter eine volkstümliche, die Dreiheit aber eine priesterliche Auffassung vertreten. Sonst sind die Götter der Dreiheit wesentlich reine Naturgötter.

Digitized by Google

Doch die Wirksamkeit der Götter ist in letzter Stelle die Wirksamkeit des Volkes. Je mehr die Wirksamkeit des Volkes zurücktritt, desto mehr sinken die Götter zu Naturgottheiten herab. Nun ist die Zeit vom Ende des Bronzealters bis zu Christi Geburt die dürre Zeit in der nordischen Archäologie. Dies ist kaum durch die geschichtlichen Verhältnisse erklärlich. Denn bei den Germanen Norddeutschlands ist von dieser Dürre und Leere nichts zu merken. Neuerdings hat nun der schwedische Geologe Sernander die nordischen Verhältnisse dieser Zeit durch klimatische Verhältnisse erklärt; das Klima im Norden hat sich nach der Bronzezeit sehr verschlechtert[1]). Diese tote Zeit mag es erklären, daß bei Cäsar die Götter der Germanen als Naturgötter erwähnt sind und daß die Dreiheit scharf hervortritt. Wenn bei Tacitus die Götter persönlich geprägt als Odin, Tyr und Thor auftreten, so steht dies damit in Verbindung, daß im Volke die Kräfte erwacht sind[2]). Es bricht hervor der Frühling der Völkerwanderungszeit. Allein daß es alte Kräfte sind, die in den Göttern erwachen, das bezeugen die Bilder der Felsenzeichnungen. Bei der Aufnahme der Planetenwoche im dritten Jahrhundert n. Chr. haben Tyr und Thor ihre besonderen Wochentage neben der Sonne und dem Monde. Zwar sind die Wochentagsnamen der Germanen Übersetzungen aus dem Latein; allein das Gefühl, daß Thor und Tyr die Götter der Sonne und des Mondes waren, muß dann zurückgetreten sein, wenn sie in der Weise neben Sonne und Mond gestellt werden. Sie müssen als wirkende Götter ganz und gar hervorgetreten sein und haben das Naturgottheitdasein hinter sich liegen lassen. Aber dies ist die Zeit, wo die germanischen Völker eine wirkende Macht geworden sind, die Zeit wo sie ihre großen Völkerbünde gründen.

Die Dreiheit scheint nach der Felsenzeichnungszeit die Form gewesen zu sein, in der die Germanen sich ihre Götter vorstellten. Wir haben Dreiheit bei Cäsar, bei Tacitus, in den Wochentagen. Wir haben sie in der Abschwörungsformel der Sachsen; als sie Christen wurden, entsagten sie Thuner, Uoden und Saxnot. Wir haben die drei Götter des Tempels von Upsala Odin, Thor und Frey mit Thor in der Mitte. Wir haben später verschiedene Dreiheiten Frey, Njord und Aas den Allmächtigen, Odin, Vile und Ve, Odin Höner und Loke usw. Die Götter wechseln, doch immer sind ihrer drei. Allein

---

[1]) Vgl. Kossinna: Mannus IV, S. 419.

[2]) Da die norddeutschen Germanen während der letzten 4 Jahrhunderte vor Chr. nicht nur eine außerordentlich dichte Bevölkerung aufweisen (sicherlich zum Teil auch infolge des starken Zustroms skandinavischer Scharen, die durch die Klimaverschlechterung der vorrömischen Eisenzeit andauernd südwärts abgetrieben wurden), sondern auch nach Süden, Südwestdeutschland, wie Nordösterreich ihre Siedlungen über früher keltische Gebiete gewaltig vorschieben, so kann ich hier dem Gedankengang des Verfassers nicht folgen. Ich konnte seinen Gedanken mit den Tatsachen nicht in Einklang bringen, wollte ihn aber auch nicht unterdrücken, muß mich also darauf beschränken, meine abweichende Ansicht hier gesondert geltend zu machen. G. K.

Digitized by Google

die Dreiheit der Felsenzeichnungen ist kaum eine ursprüngliche, denn ein göttlicher Begleiter kann wohl kein ursprünglicher Gott sein. Hinter der bohuslänschen Dreiheit liegt ein Zweiheitsstadium. Dies glaube ich auf Aamöi bei Stavanger wiedergefunden zu haben; doch sind die norwegischen Felsenzeichnungen nicht in genügender Weise veröffentlicht. Die Untersuchung muß verschoben werden, bis der Bilderstoff vorliegt.

Ein gleiches Verhältnis wie bei der Dreiheit haben wir beim Sonnengott und seinem Begleiter oder bei Thor und seinem Diener. Der Donnergott wird oft in Begleitung eines Dieners dargestellt (siehe Axel Olrik „Tordenguden og hans dreng", in Danske Studier 1905). Der Diener wechselt, bald ist es Thjalve, bald ist es Loke; Olrik weist nach, daß Thjalve die ältere, Loke die spätere Fassung ist. Der Inhalt verändert sich, allein das äußere Verhältnis bleibt stehen. Die Entwicklung mag oft in der Weise sich vollzogen haben, daß die alten Begleiter selbständige Götter geworden sind.

So glaube ich, daß der Begleiter des Sonnengottes, der Mondgott, selbständig geworden ist und sich zum Gotte Tyr entwickelt hat. Doch hier habe ich sicherlich auf allgemeinen Widerstand bei den Mythologen zu rechnen. Müllenhoff und nach ihm R. Much in seinem gelehrten und scharfsinnigen Aufsatz „Der germanische Himmelsgott" in der Festschrift für R. Heinzel 1898 wollen Tyr zum großen allmächtigen Himmelsgott machen, dessen Macht auf Odin übergegangen ist. Ich muß hier zugeben, daß meine Deutung, daß der Begleiter des Sonnengottes der Mond sei, bei weitem nicht sicher ist. Zeichen, die darauf hindeuten, habe ich nicht unter den Felsenzeichnungen gefunden; ich fand sie in der Gußform von Kreta, und fand sie auf dem Trundholmer Wagen wieder, doch nur durch eine Erklärung, die von der gewöhnlichen Auffassung abweicht. Dann aber erhielt ich eine mächtige Stütze für meine Auffassung in der ältesten Nachricht über die Religion der Germanen bei Cäsar, wo erzählt wird, die Götter der Germanen seien Sol, Volcanus und Luna. Verlockend würde es sein hier den Kampf Tyrs mit Garm in der Götterdämmerung und dessen Namen Mánargarm heranzuziehen, der bei Snorre sich findet. Doch hat hier Axel Olrik nachgewiesen („Om Ragnarok", Aarböger for nordisk Oldkyndighed 1902), daß dies nur auf einem Mißverständnis Snorres beruht. Seine Quelle Grimnismál redet von zwei Sonnenwölfen, aber von keinem Mondwolf. Von Tyr hören wir in der nordischen Mythologie fast nichts. Es wird nur erzählt, daß ihm eine Hand vom Fenriswolf abgebissen wurde und daß er an deren Statt eine eiserne Hand bekam; es entspricht dies einer keltischen Sage von König Nuadu, dessen Hand auch abgerissen und durch eine silberne ersetzt wurde. Nun ist es merkwürdig, daß auf einigen Felsenzeichnungen (Abb. 3 und 5) der „Begleiter" als einarmig ganz bestimmt dargestellt ist, auf anderen ist das Verhältnis zweifelhaft, auf einer (Abb. 2) hat er beide Arme unverletzt. Ich wäre dann geneigt zu glauben, doch kann ich es nicht bestimmt behaupten, daß „Týr einhendr"

Digitized by Google

auf den Felsenzeichnungen wiederzufinden ist. Wenn dem so ist, dann kann dieser Mythus kaum von den Kelten entlehnt sein. Ob er als ein ursprünglicher Mondmythus, der die Abnahme und Zunahme des Mondes bezeichnet, aufzufassen sei, darüber wage ich nicht mich auszusprechen.

Was den Tyr der Mythologie betrifft, so ist der Name Tyr kein Eigenname. Es bedeutet „der Himmelsgott" oder „der leuchtende" und kommt von der Wurzel diw, die leuchten bedeutet, und die wir Lateinisch in deus, divus, dies, Jovis, und in griechisch Ζεύς, Διός haben. Die germanische Form ist Tîwas, deutscht Tiu und Ziu, altnordisch Týr. Much geht davon aus, daß wenn ein Gott „der Gott" schlechtweg genannt wird, es ein mächtiger Gott gewesen sein muß. Das würde richtig sein, wenn Tyr der einzige Besitzer seines Namens gewesen ist, allein das ist er nicht. Odin heißt Sigtýr, Hangatýr usw., Thor heißt Reidistýr, Reidartýr. Ja, es geht so weit, daß Odin Gautatýr, der Týr des Gautavolkes genannt wird. Es kommt mir so vor, als ob die beiden Dinge merkwürdig zusammen stimmen, daß Tyr keinen eigenen Namen und daß der „Begleiter" kein eigenes Sinnbild hat. Auffallend ist auch die Ähnlichkeit mit dem Mondkult der Keltiberen und der nördlichen Nachbarvölker, über den Strabon berichtet: sie opfern einem „namenlosen Gotte" des Nachts zur Vollmondzeit und begehen Haus um Haus eine Nachtfeier mit Reigentänzen (Usener: Götternamen 277). — Vielleicht mag hier an beiden Orten ein Fall von Namentabu vorliegen.

Daß Tyr ursprünglich Mondgott gewesen ist, glaube ich aus Folgendem schließen zu dürfen. Tyr ist mit dem in lateinischen Inschriften vorkommenden Mars Thingsus gleichgesetzt worden. Den letzten Namen kann man in der deutschen mundartlichen Form „Dingstag" wiederfinden, die neben „Diestag" gebraucht wird. Das gewöhnliche „Dienstag" ist wohl nur ein Ausgleich zwischen diesen Formen. Hier haben wir denn den wirklichen Namen Tyrs, der ihm von keinem anderen streitig gemacht wird. Er steht, wie man leicht sieht, mit dem germanischen Worte „þing" in Verbindung. Tyr ist der Gott des Dinges. Daß er dies in Deutschland gewesen ist, ersehen wir aus dem Namen „Dingstag", und wir haben auch Zeichen, daß er im Norden als Dinggott alt ist. Die zwei bedeutendsten Dingmanns-Eigenschaften werden in Snorris Edda mit Tyrs Namen genannt; der kühne heißt „týhraustr" und der weise „týspakr". El. Hugo Meyer sagt vom letzten Ausdruck in seiner „Mythologie der Germanen", daß er „allerdings nicht paßt". Darin hat er freilich Recht, denn er hält Tyr für einen ursprünglichen Kriegsgott. Allein zum Dinggotte paßt er vollkommen. Das kühne Drauflosgehen und die weise Rede, beide finden bei den Männern des Dinges Anklang. Ich glaube, daß Thingsus Thyrs ursprüngliche Tätigkeit als wirkender Gott sei. Wenigstens ist er nachweislich als Thingsus uralt. Auf zwei Inschriften vom Hadrianswall in England aus der Zeit des Kaisers Alexander Severus (222—235 n. Chr.) weihen Bürger aus Twenthe von der friesischen Schwadron

Digitized by Google

einen Altar dem Mars Thincsus und den zwei „Alaisiagen" Beda und Fimmilena (Abb. 22b). Nun hat man bei den Friesen sowohl Bedel- als Fimelding und damit stehen diese Namen sicher in Verbindung. Wir sehen also, daß Thingsus zu jener Zeit nicht nur selbst voll entwickelt war, sondern daß er auch — wenn ich es so sagen darf — schon zwei erwachsene Töchter hatte.

Nun berichtet Tacitus, daß die Germanen ihre Dinge bei Neumond oder bei Vollmond hielten „Nam agendis rebus hoc auspicatissimum initium credunt" Germ. 11. Auf diese Weise kann der Mondgott Tyr der Gott des Dinges werden. Und als Gott des Dinges kann er sich in verschiedenen Richtungen entwickeln. In der 'Germania' haben wir Beschreibungen von dem gewöhnlichen Ding der Germanen und auch von der großen Dingversammlung im Semnonenwalde, wo Vertreter mehrerer Stämme zusammentrafen (Kap. 11 und 39).

Abb. 22b. Hadrianswall in England: Weihinschrift an Mars Thingsus (Helm: Altgermanische Religionsgeschichte I S. 367 Fig. 49).

Vom gewöhnlichen Dinge heißt es: Sie setzen sich bewaffnet, die Priester gebieten Schweigen, die Priester sind es auch, die den Frieden des Dinges aufrecht halten. Dann treten die Redner auf; mißfallen sie, werden sie ausgezischt, wenn sie aber gefallen, schlägt man an die Schilde. Es gilt als die größte Ehre, mit Waffengetöse gegrüßt zu werden. — Hier sehen wir deutlich, wie der Dinggott ein Kriegsgott werden kann. Tyr wird Mars, weil er schon Thingsus ist. Als Kriegsgott finden wir ihn schon bei Tacitus Ann. XIII, 57.

Auf eine weitere sekundäre Entwicklung Tyrs deutet die Schilderung des Tacitus von der großen Dingversammlung im Semnonenwalde. Vertreter der Stämme „von demselben Blute" treffen sich zu bestimmten Zeiten in diesem Walde, der durch alte Götterverehrung und „Urzeitgrauen" heilig ist. Die heiligen Handlungen des Dinges fangen mit Menschenopfer an. „Est et alia luco reverentia, nemo nisi vinculo ligatus ingreditur, ut minor et potestatem numinis prae se ferens. Si forte prolapsus est, attolli et insurgere haud licitum; per humum evolvuntur. Eoque omnis superstitio respicit, tamquam inde initia gentis, ibi regnator omnium deus, cetera subjecta atque parentia."

Dies haben Müllenhoff und R. Much so erklären wollen, daß sie in den Worten „regnator omnium deus" einen ursprünglichen Obergott, einen

Digitized by Google

allgewaltigen Gott zu finden glaubten. Da vergessen sie aber das Wort „ibi". Nur da — auf dem Dinge — herrscht der Gott über alles und alle andere sind ihm untertänig. Die Fesseln und der ganze Apparat bedeuten doch nur völlige Unterwerfung unter dem Gott des Dinges. Ein jeder unterwirft sich der Volksherrlichkeit, deren Vertreter er ist. Als Gott des Dinges wird er der Gott des Volkes. Allein auf diese Weise kann er mit dem Stammvatergott gleichgesetzt werden. Wie es bei Tacitus heißt: der ganze Aberglaube (das heißt im Munde des Römers: der ganze fremde religiöse Apparat) deutet an, daß hier der Ursprung des Volkes sei. Darin stimme ich Müllenhoff bei, daß der Gott hier Tyr sei, obgleich ich finde, daß er und seine Schule auf die Worte „regnator omnium deus" blind gestarrt haben und es zu vergessen scheinen, daß dies nur der Macht des Gottes hier auf dem Dinge gilt. — Wenn aber Tyr mit dem Stammvatergott gleichgesetzt wird, kann er in einen anderen Götterkreis hinübertreten. Ich glaube, daß Tyr in der Abschwörungsformel der Sachsen, die Thuner Uoden und Saxnot entsagen, zum Vater des Volkes umgebildet worden ist. Denn der letzte Name ist doch eher aus dem Namen des Sachsenvolkes als aus Sax (Schwert) zu erklären. Ich glaube, daß Saxnot hier ein Name des Tyr ist, worüber ja auch die meisten Forscher einig sind.

IX.

Neben den drei Göttern nennt Tacitus eine Göttin Isis. In den Wochentagen heißt sie Venus und wird durch Frija, Frigg, wiedergegeben, aus der später Freya abgeleitet ist. Ich glaube daß wir auf der Zeichnung von Aspeberget ihr Bild haben, sie steht oben rechts. Daß sie ein Weib ist, sieht man an dem langen Haar. Sie hält die Arme gegen eine runde Scheibe vor, von der ringsum „Gabeln" ausgehen, was man für ein Sonnenzeichen hält; darauf werde ich zurückkommen. Vor der Scheibe steht ein zweibeiniges Geschöpf, vielleicht ein Vogel mit besonders langen Schwanzfedern; ich möchte es für einen Hahn halten. Und vor diesem steht ein kleines Schiff mit hohen Steven (Abb. 23). Diese Zeichen, namentlich das Schiff, bringen uns auf festen archäologischen Boden. Es entspricht dem „Sonnenboot", das in vielen Ländern, bis nach Ägypten hinunter, immerfort auftaucht[1]). Wir haben z. B. Abb. 24 die Wiedergabe eines Skarabäus aus Cypern, wo wir die Sonne mit Boot und Vogel über einer Reihe von blühendem Lotus sehen. „Das Sonnenboot" wird von Montelius auf die Weise erklärt, daß man annahm, die Sonne fahre am Tage zu Wagen und segle Nachts im Boot über das Meer. Déchelette hat diese Erklärung übernommen und stützt sich dabei auf Stellen von griechischen Dichtern, doch nicht von den ältesten, Homer und Hesiod, sondern von Stesichoros, Mimnermos und Aischylos. Diese Vorstellung macht mir einen verwickelten und wenig ursprünglichen Eindruck. Ich wage es eine andere

[1]) Vgl. G. Wilke, Kulturbeziehungen S. 116.

Digitized by Google

Erklärung vorzubringen und ich baue sie auf das Bild in Abb. 24, das ich von Montelius entnommen habe. Zwar glaube ich, daß wir es hier mit der Sonne zu tun haben, doch gilt es nicht die Tageszeit, sondern die Jahreszeit. Ich stütze mich dabei nicht auf die blühenden Lotusblumen längs dem Ufer. Denn in ägyptischen Bildern wird das Wasser (d. h. der Nil) häufig durch eine Reihe von blühendem Schilf bezeichnet. Allein hier rückt die Lotusblume in die beiden Steven des Bootes herauf; dabei tritt die Blütezeit ins Symbol selbst hinein. Nun wissen wir, daß in der klassischen Kunst die Lotusblume das Zeichen der Isis ist. Wir wissen, daß beim Anbruch des Frühlings, wenn das Meer nach den Winterstürmen wieder schiffbar geworden war, am 5. März ein Fest gefeiert wurde, das Isidis navigium hieß. Diese uralte Göttin, glaube ich, steht hier vor uns auf der Asperbergzeichnung. Wenn Tacitus meint, daß sie bei den Germanen neu eingeführt worden sei, beruht dies darauf, daß der Isiskult in Rom in der Kaiserzeit eingeführt wurde.

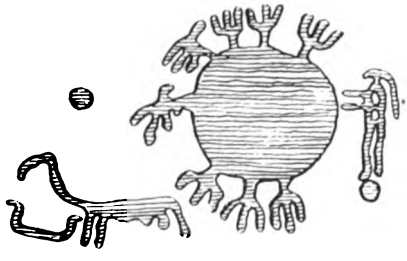


Abb. 23. Aspeberget, Tegneby, Tanum (Ausschnitt). Die Frühlingsgöttin und ihre Zeichen, Scheibe mit Gabeln, Vogel und Schiff.

Abb. 24. Skarabäus aus Cypern. Das Sonnenboot.

Sie steht hier neben der Scheibe, von der „Gabeln" ausgehen. Wenn man gemeint hat, daß dies ein Sonnenzeichen sei, hat man es als die Sonne im Strahlenkranz angesehen. Allein die Sonnenstrahlen werden auf andere Weise dargestellt. Auf dem Bilde Abb. 6 gehen sie von der Scheibe in der Form von Sternzacken aus und ebenso werden sie auf dem Sonnenbild von Balkåkra in Schonen dargestellt (Abb. 25). Auf den goldenen Sonnenscheiben der älteren Bronzezeit und den goldenen Kultschalen der mittleren und jüngeren Bronzezeit werden die Sonnenstrahlen auch durch konzentrische Ringbänder radial gestellter wirklicher Strahlen dargestellt[1]). Das scheint mit den „Gabeln" auf unserem Bilde (Abb. 23) unvereinbar. Dagegen passen diese „Gabeln" ausgezeichnet als Frühlingszeichen: aus der Erde schießen empor Gewächse mit Zweigen, das sind die Gabeln. Selbstverständlich ist dieses Symbol

[1]) G. Kossinna, Der Goldreichtum der Germanen in der Bronzezeit I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. Würzburg 1913.

Digitized by Google

kreisförmig, weil ein Symbol überhaupt zu einer in sich abgeschlossenen Gestalt hinneigt, nicht weil die Bronzezeitmenschen gemeint hätten, daß die Erde rund sei. Indessen ist die Göttin wohl als Sonnengöttin, nicht als Erdgöttin aufgefaßt worden. Das ersehen wir daraus, daß eine Sammlung kleiner

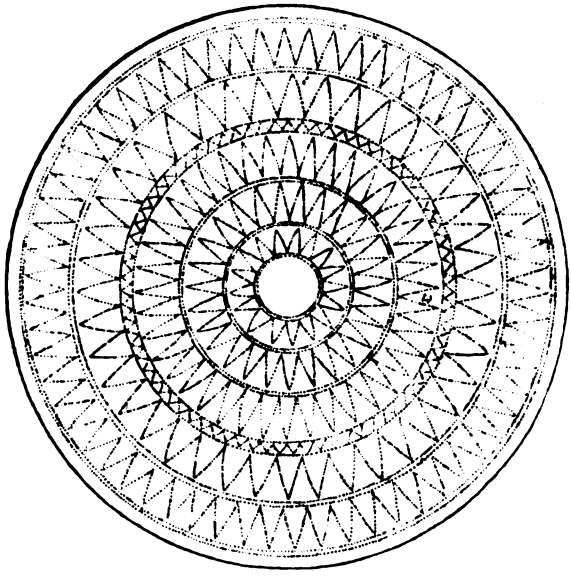


Abb. 25. Balkåkra, Schonen. Sonnenbild.

goldner Böte, in Dänemark gefunden, konzentrische Kreise tragen, die so Sonnenzeichen sind (Abb. 26). Es ist „Fru Blidensol" (Frau Heitersonn'), die jetzt da das Meer eisfrei ist, über See gekommen. Sie bringt alle Schösse und Zweige aus der Erde empor.

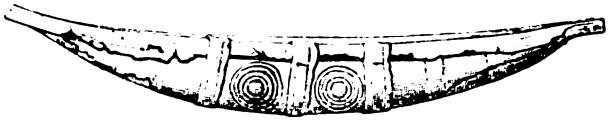


Abb. 26. Nors, Jubland. Das Sonnenboot.

Der Vogel, den wir hier sehen, ist, wenn ich ihn recht gedeutet habe, ein Hahn. Allein der Vogel der Isis, wie ihn der Skarabäus von Cypern zeigt, ist sicher kein Hahn, vielmehr scheint es ein Schwan zu sein. Allein im Norden hatte man, wie es Schück nachgewiesen hat (Studier i nordisk Litteratur-och Religionshistoria I S. 82ff.), einen uralten Kultus, wo der Gott (ein Vegetationsdämon) in der Gestalt eines Hahnes verehrt wurde.

Digitized by Google

X.

Zum Schlusse will ich versuchen die ganze Felsenzeichnung auf Aspeberget bei Tegneby in Tanum in großen Zügen zu deuten (Abb. 27).

Oben sehen wir die Frühlingsgöttin (Frigg) mit allen ihren Sinnbildern. Der Frühling ist über See gekommen, in Wald und Feld beginnt das Leben der Vögel sich zu regen, und wenn die Frühlingsgöttin die Erde berührt, dann keimen aus ihr Schösse und Zweige. Es ist das Fest des Frühlings.

Frühlingsanfang war Jahresanfang, am Frühjahrsfest wird der Gedanke auf das ganze Jahr gerichtet, dessen Tätigkeit jetzt beginnt. Wir erflehen Glück für unsere Pferdezucht (die drei kleinen Pferde halte ich für wirkliche Pferde, — es ist möglich daß es Schafe sind, und also die Schafzucht gemeint sei). Wir wünschen uns gutes Hirschwild. Wir hoffen auf glückliche Seefahrt und glücklichen Fischfang — daher die Schiffe in dieser Reihe. Wir hoffen auf glückliche Viehzucht und Ackerbau (der Viehtreiber mit den Kühen und der Pflüger), auf gute Jagd (der Bogenschütze). Bei der größten Kuh sehen wir oben eine Natter. Die Natter ist im Volksglauben ein Schutzdämon (z. B. die Hausnatter). Sie ist an vielen Orten verehrt und ihr Bild ist als schützendes Amulett gebraucht, doch ist sie nie in die eigentliche Götterwelt der Germanen aufgenommen worden. Dahin gehören aber die beiden Gestalten, die vor — links von — dieser ganzen Gruppe stehen, der Sonnengott und sein Begleiter. Man sieht, daß sie einen bevorzugten Platz einnehmen, sie sind von der Gruppe durch einen Zwischenraum getrennt. Sie sind die Götter, unter deren Schutz diese Gruppe „amtlich" gestellt wird. Die Natter des Volksglaubens wird nur inmitten der Gruppe auf einem Punkte, wo man besonderen Schutz haben möchte, mitgenommen.

Der Gedanke geht jetzt am Frühlingsfeste auf die großen Unternehmungen hin, die bevorstehen. Die ganze Schiffsreihe wird gemustert, die Häuptlingsschiffe, wohlgerüstet, voran, die einfacheren Bauernschiffe hinterher. Vor dieser Reihe steht der Wind- und Feuergott, der Pferdegott, der Gott mit den großen Händen. Wir wissen, daß er auch Speergott, der Gott des Kampfes war.

Frühlingszeit ist Kriegeszeit. Deshalb steht das Frühlingszeichen über der untersten Gruppe, der Gruppe des Krieges. Zu beiden Seiten sehen wir hier die Schiffe. Allein in der Mitte sehen wir den Zeitpunkt, der den Leuten der Bronzezeit wie auch denen der Wikingerzeit und denen der Sagazeit der bedeutungsvollste Augenblick des Streits zu sein schien, nämlich, wo die Berserker mit gehobenem Beil aufeinander los gehen. Einem Berserker ist das Bein abgehauen worden, sonst stehen sie zwei gegen zwei. Unter dem einen sehen wir einen Ring und in dem Ring die Reste eines Rads. Nun ist auf dieser Zeichnung das Radkreuz ohne Ring das Zeichen der beiden Sonnengötter, und da ja hier drei Götter mitspielen, erhalten wir durch einfache Subtraktionsrechnung das Ergebnis, daß der Ring ein Zeichen des Windgottes, ein Zeichen

Digitized by Google

Abb. 27. Aſpeberget, Tegneby, Tanum. Vollbild.

Digitized by Google

Odins ist. Dies stimmt damit überein, daß wir beim Lisleby-Riesen (Abb. 15) einen Ring und ein Pferd fanden. Wenn das Rad wie hier und Abb. 4 von einem Ring umgeben ist, haben wir also das Zeichen der ganzen Dreiheit vor uns. Daß Pferd und Ring auch in viel späterer Zeit zusammen gehörten, darüber haben wir ein Zeugnis in der schönen, neulich gefundenen Bronzefibel von Hol, Inderöen im Drontheimsfjord (Abb. 28). Verlockend ist es, damit den Ring Odins, den Draupnir in Verbindung zu bringen. Doch ich habe das Gefühl, daß man bei diesen Deutungen den Einzelheiten der Mythologie eher ausweichen als sie aufsuchen soll.

Abb. 28. Hol, Inderöen. Bronzefibel aus der Völkerwanderungszeit.

Neben dem Berserker, dem das Bein abgehauen ist, sehen wir drei Vögel. Ich halte sie für Todesvögel, Raben. Auf einer anderen Felsenzeichnung sehen wir fünf Männer, dem mittelsten geht eine Stange durch den Hals. Unter diesen fünf Männern sehen wir fünf Vögel. Dies bedeutet gewiß eine Verwünschung; die fünf Männer sollen die Beute der Raben werden (Abb. 29). Und eine entsprechende Bedeutung haben sicherlich die drei Raben hier; ihnen sind unsere drei Gegner geweiht. Bekanntlich sind Odins Raben nicht ursprünglich Gedankenvögel, Hugin und Mundin, sie sind Todesvögel. Allein hier sehen wir sie auf einer Entwickelungsstufe, wo sie noch keine Verbindung mit Odin haben. Sie haben keine Berührung mit der Götterwelt. Sie gehören dem Volksglauben an wie die schützende Natter und haben ihren Platz wie diese innerhalb der Gruppe und nicht außerhalb. Vielleicht ist der eine Rabe wiederholt, so daß er den einen Berserker ins Bein beißt; indessen ist es vielleicht kein Vogel. G. Hallström teilt mir mit, daß er es für ein kleines Schiff hält. — Der Gott des Kampfes ist — wie wir wissen — auch der Gott der Fruchtbarkeit. Daher ist die Darstellung der zwei siegenden Kämpfer — der Unsrigen — auch mehr phallisch als die der Gegner, sie haben auch ihre Beile höher gehoben als diese. Dieser Teil der Felsenritzung scheint auf ein bestimmtes, tatsächliches Ereignis hinzudeuten. Während die Zeichnung sonst auf die Zukunft weist, steht dieser Teil in der Vergangenheit. Wahrscheinlich ist er später hinzugefügt worden; darauf

Digitized by Google

scheint zu deuten, daß der Stil, namentlich in der Menschendarstellung, ein anderer ist.

Wir haben hier ein Volk vor uns, das mit allem seinen Wirken und Treiben auf Land und auf See, mit seinem Drang große Tat zu üben, zu seinen

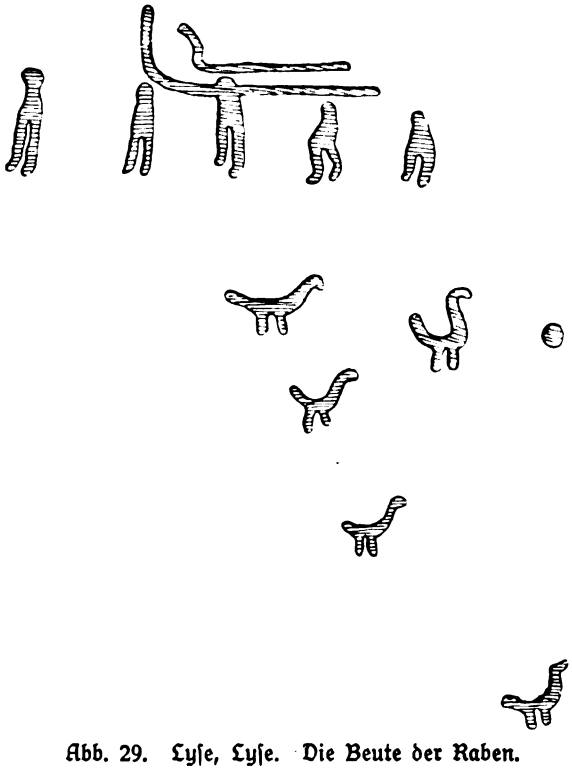


Abb. 29. Lyse, Lyse. Die Beute der Raben.

Göttern kommt. Damit erhält das Ganze von selbst eine poetische Macht. Es schlägt uns aus dieser rohen Felsenzeichnung der altgermanische Pulsschlag warm entgegen.

Nachtrag. Zu meinen zahlreichen in den Text verwobenen Umgestaltungen und Erweiterungen der Urschrift möchte ich noch zwei Kleinigkeiten nachtragen:

1. S. 162. Die ursprüngliche germanische Woche bestand aus 5 Tagen; diese Zahl entsprach der Zahl der frühest bekannten Planeten und auch der Tonzahl der ältesten Tonleiter. Später trat hier überall die Siebenzahl ein. Die gemeinschaftlichen 5 Zeichen der ältesten Stufe glaubt Oskar Fleischer bereits auf einer der neolithischen tönernen Handpauken aus der Prov. Sachsen nachweisen zu können (Memnon Bd. VII, 1 ff. 1913).

2. S. 170 f. Dreiheit der Götter zeigt sich auch in den drei Gestalten des Bildsteins aus der älterbronzezeitlichen Steinkammer von Anderlingen, Kr. Bremervörde, deren engen Zusammenhang mit den nordischen Felsenzeichnungen ich schon vor Jahren gezeigt habe: Korr. Blatt d. Gesamtver. d. Gesch. Vereine 1908. **G. K.**

Digitized by Google

III. Mitteilungen.

Die ältesten Spuren vom Menschen am Schweizersbild.

Von Dr. Rudolf Häusler, Kaiwaka, North Auckland, New Zealand.

Da in letzter Zeit die Aufmerksamkeit von neuem auf gewisse, mit den Ausgrabungen der vorgeschichtlichen Station am Schweizersbild in Zusammenhang stehende Fragen hingelenkt wurde, sehe ich mich veranlaßt, hier in Kürze einen der fraglichen Punkte, das Alter der ersten Spuren vom Menschen, worüber die Schweizersbildliteratur eine ganze Reihe sich widersprechender Angaben aufzuweisen hat, etwas näher zu besprechen.

Diese ältesten vom Dasein des Menschen zeugenden Reste, Feuersteinwerkzeuge und Knochen der erlegten Jagdtiere, fanden sich in der von mir ursprünglich als gelbe Lehmschicht, von Herrn Dr. Nüesch später als Diluvium, Schotterschicht und Bachschotter bezeichneten postglazialen Ablagerung und sind zum ersten Male in meinen beiden, im Jahre 1891 im Schaffhauser Intelligenzblatt und in der Zürcher Post erschienenen Berichten über die erste Periode der Ausgrabungen erwähnt. In Herrn Dr. Nüeschs gleichzeitig im Schaffhauser Tageblatt veröffentlichten Berichte sind diese Funde nicht erwähnt worden, dagegen führt er sie später (Nüesch, Das Schweizersbild, eine Niederlassung aus paläolithischer und neolithischer Zeit: Denkschriften der schweiz. naturforschenden Gesellschaft Bd. XXXV S. 232) im Kapitel über die Grabungen von 1891 an. Die Entdeckung derselben wurde damals auch weiteren Kreisen bekannt gemacht. So nennt u. a. R. Virchow in seinem Berichte über die Ausgrabungen und Funde beim Schweizersbild (Verhandl. der Berl. Ges. f. Anthropologie, Ethn. u. Urg. 1892, S. 84) zerschlagene Knochen von Rentieren und Feuersteinmesser als Einschlüsse der gelben Lehmschicht.

In Herrn Dr. Nüeschs späteren Berichten (Korrespondenzblatt d. Deutschen anthrop. Ges. 1892, Nr. 12 und Archives des Sciences physiques et naturelles Bd. XXVIII) ist diese Schicht ohne Einschlüsse angeführt und auch in seinem, im Jahre 1893 herausgegebenen Katalog der Fundgegenstände sind keine solchen aus derselben verzeichnet. Anderswo (Das Schweizersbild .... S. 241) berichtet dagegen Herr Dr. Nüesch, daß sich in dieser Schicht

Digitized by Google

Spuren von der Anwesenheit des Menschen „in Form von zersplitterten Knochen und einzelnen Feuersteinmesserchen" vorfanden. Etwas weiter unten (S. 299) behauptet er umgekehrt, daß diese Schicht keine solche enthalte, sondern daß erst in der nächsten Schicht, der unteren Nagetierschicht, „vom Dasein des Menschen zeugende Einschlüsse" aufgefunden wurden. In der zweiten Auflage desselben Werkes S. 19 bezeichnet Herr Dr. Nüesch die gelbe Lehmschicht ganz ausdrücklich als eine Ablagerung „ohne kulturgeschichtliche Einschlüsse."

In Herrn Dr. Nüeschs bereits oben genannten Berichten vom Jahre 1892 finden wir die erste Erwähnung von Spuren menschlicher Tätigkeit, nämlich „zerschlagene Knochen und Artefakte" in der unteren Nagetierschicht angeführt. Nur wenige Tage nach Verfassung eines dieser Berichte teilte Herr Dr. Nüesch einem die Fundstätte im Auftrag der französischen Regierung besuchenden Archäologen mit, daß diese Nagetierschicht „keine Spuren vom Menschen" enthalte (Boule, La Station Quaternaire du Schweizersbild et les Fouilles du Dr. Nüesch, S. 9). In seinem Katalog der Fundgegenstände sind aus derselben 43 Artefakte in Knochen und Horn und etwa 300 Artefakte aus Feuerstein, sowie aufgeschlagene Knochen usw. verzeichnet.

Nach einer Darstellung (Das Schweizersbild . . . . S. 261) fand sich 40 cm tief in der 50 cm mächtigen unteren Nagetierschicht, also im unteren Teile derselben, ein Feuerherd mit einer Aschenlage von 10 cm Dicke. Zwischen dieser und der nächstfolgenden Kulturschicht lag eine 30 cm mächtige Ablagerung, die nur aus vom Felsen abgewitterten Material bestand und keine zerschlagenen Knochen und Feuersteine enthielt. Etwas weiter unten, S. 299, teilt umgekehrt Herr Dr. Nüesch mit, daß sich die ersten vom Dasein des Menschen zeugenden Einschlüsse erst in der mittleren Lage der Schicht vorfanden. Auch an einer anderen Stelle (S. 242) spricht Herr Dr. Nüesch von der bereits erwähnten, von ihm als knochenleeren bezeichneten, 30 cm mächtigen Kalktrümmerschicht als einer „an Knochen armen Breccienschicht" und aus dem Vorhandensein dieser Knochen zieht er den Schluß, daß während der entsprechenden Periode „das Felsendach wohl vorübergehend von Menschen besucht" wurde.

Mit Bezug auf die tierischen Reste, die die ältesten Spuren des Menschen in der gelben Lehmschicht begleiten, mögen noch folgende Bemerkungen angeschlossen werden.

Im Kapitel über die Grabungen von 1891 gibt Herr Dr. Nüesch (Das Schweizersbild . . . . S. 232) an, daß in der gelben Lehmschicht „Knochen größerer Tiere, besonders vom Renntier, sowie Knochen von Vögeln, namentlich vom Schneehuhn und von kleinen Nagetieren, dem Halsbandlemming und anderen" beobachtet wurden. Nach einer Darstellung (S. 240) fanden sich Knochen „in einer Tiefe von über einem Meter unter der ältesten Kulturschicht", d. h. da die untere Nagetierschicht an der betreffenden Stelle nur 20 cm

Digitized by Google

mächtig war, mehr als 80 cm tief in der gelben Lehmschicht. In demselben Abschnitt berichtet Herr Dr. Nüesch über diese Schicht: „Die Schotterschicht ist sehr arm an Einschlüssen; doch konnten gegen die Felswand an der oberen Grenze desselben, einzelne Knochen von kleinen Nagetieren, Vögeln und Fischen erkannt werden". Etwas weiter unten finden wir, daß diese Knochen „in Häufchen beisammen" lagen, und im folgenden Kapitel, S. 241, daß die gelbe Lehmschicht in ihren obersten Partien „einzelne kleine Nagetierknochen" führte. In der zweiten Auflage desselben Werkes (S. 19) hebt Herr Dr. Nüesch mit Fettschrift hervor, daß diese Schicht „keine tierischen Überreste" enthalte. Auch die Fachgelehrten, die sich mit der Schweizersbild-Fauna befaßten, sprechen nach Herrn Dr. Nüeschs Angaben von dieser Ablagerung als einer Schicht „ohne Reste". In Herrn Dr. Nüeschs Katalog der Fundgegenstände sind ebenfalls keine tierischen Reste aus der gelben Lehmschicht verzeichnet.

Der wahre Sachverhalt betreffend die Einschlüsse der beiden ältesten Schichten am Schweizersbild ist, in aller Kürze dargestellt, folgender:

In der untersten Schicht, der gelben Lehmschicht, fanden sich bis in eine Tiefe von etwa 80 cm vereinzelt Feuersteinwerkzeuge und Knochen der vom Menschen erlegten Jagdtiere neben den Resten der von Raubvögeln zugetragenen Beute, namentlich kleinen Nagetieren. Wie ich in meinem ersten Berichte ausdrücklich betonte, nahmen solche Einschlüsse nach unten an Zahl rasch ab. Die im Jahre 1891 und auch im folgenden Jahre in dieser Schicht gesammelten Gegenstände wurden in der, im großen Rüdensaal in Schaffhausen nach Alter geordneten, auf 27 Tischen ausgebreiteten Sammlung als älteste Funde am unteren Ende des ersten Tisches mit Proben von Schichtenmaterial unter der Etikette „Gelbe Lehmschicht" aufgestellt. In der folgenden Schicht, der unteren Nagetierschicht, fanden sich die mannigfaltigen Zeugen von der Gegenwart des Menschen in allen Lagen, am häufigsten in der unteren Partie. Auch die Reste von kleinen Wirbeltieren, die aus den Gewölben der auf dem überhängenden Felsen ihr Verdauungsgeschäft besorgenden Raubvögeln herstammen, wurden in allen Lagen der Schicht beobachtet. Besonders häufig waren sie in der oberen Partie derselben. Die Funde aus der unteren Nagetierschicht wurden im Rüdensaal mit Schichtenmaterial unter der Etikette „Nagetierschicht" unmittelbar neben den Funden aus der gelben Lehmschicht aufgestellt.

Einige weitere, die Ausgrabungen, die Schichtenfolge und die Einschlüsse der übrigen Schichten betreffende Fragen, über welche die Schweizersbildliteratur ebenfalls ganz unzuverlässige Angaben enthält, sollen bei nächster Gelegenheit in Kürze behandelt werden.

Digitized by Google

Nachtrag über Fibelformen der Bronze- und Eisenzeit in der Mark Brandenburg und in der Provinz Sachsen.

Von R. Stimming, prakt. Arzt, Großwusterwitz, Bez. Magdeburg.

Mit 13 Textabbildungen in natürlicher Größe.

Zur Ergänzung der von Herrn Professor Beltz-Schwerin verfaßten Zusammenstellung der Latènefibeln nebst Typenkarte in der Zeitschrift für Ethnologie 1911 (Seite 664—817) füge ich die in der Sammlung Stimming enthaltenen bronze- und eisenzeitlichen Fibeln (mit Ausschluß der römischen Kaiserzeit), welche von meinem Vater und mir in der Mark Brandenburg und in der Provinz Sachsen gefunden worden sind, in nachstehender Beschreibung und Zeichnung hinzu.

1. Bronzezeitliche Fibeln:

Eine Spiralplattenfibel (III, 5 nach Beltz) aus Bronze mit gewundenem Bügel und Kreuzbalkennadelkopf (32 cm lang, Plattenbreite 7 cm) wurde als

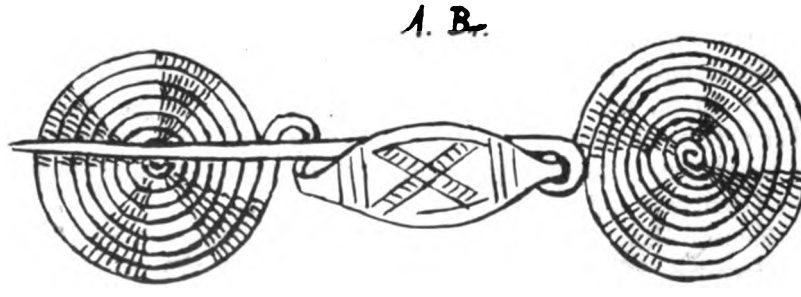


Abb. 1.

Einzelfund bei Roskow (Kr. Westhavelland) beim Ziegelerdebaggern 1909 gefunden. Eine Spiralplattenfibel (Abb. 1) mit spitzovalem Bügel (V, 12 nach Beltz) aus Bronze (10,4 cm lang, Plattenbreite 3,2 cm) stammt aus einer

Digitized by Google

doppelkegelförmigen, großen Urne nebst gerauhtem Verschlußdeckel, von großen Steinplatten umgeben, aus einem Hügelgrabe in Cade (Kr. Jerichow II) vom Jahre 1906. Der Nadelkopf ist durch eine einmalige Umdrehung des oberen Nadelendes gebildet, die ovale Bügelscheibe zeigt ein von drei senkrechten Strichen und zwei Bogen eingefaßtes, schräggestelltes, schraffiertes

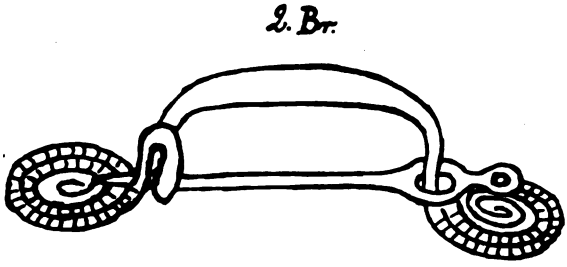


Abb. 2.

Kreuz, die Vorderseite beider Platten trägt eine in der Form eines eisernen Kreuzes gestellte Querstrichelung. Zwei ähnliche, nur kleinere Spiralplattenfibeln (7,8 cm lang) sind von Neuendorf (Kr. Westhavelland) (Voß und Stimming II, 4, 6d u. 6g), aus der Brandasche eines bronzezeitlichen Steingrabes (Flachgrab) zusammen mit einer Haupturne und sieben Beigefäßen.

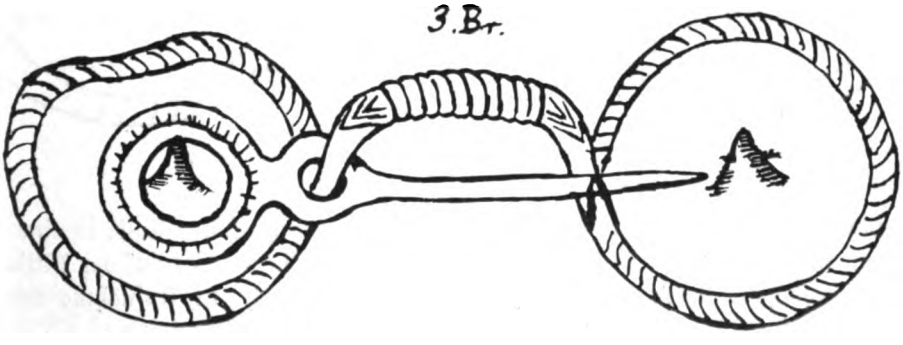


Abb. 3.

Spiralplattenfibeln aus Bronze mit rhombischem, verschieden verzierten Bügel (V, 14 nach Beltz) fanden sich 1880 auf dem Flachgräberfeld von Radewege (Kr. Westhavelland) auf dem „schwarzen Berg" in einer hohen, gerauhten Urne mit glatter Verschlußschüssel (Voß und Stimming II, 1) in drei Exemplaren (8,5 resp. 10 cm lang), ein viertes stammt vom Holzberg bei Rietz (Kr. Zauch-Belzig), 1887 in einer doppelkegelförmigen Urne zusammen mit einem dünnen, gewundenen Halsring von Bronze gefunden.

Digitized by Google

Ein fünftes zerbrochenes Stück rührt vom Moſesberg bei Butzow (Kr. Weſthavelland) aus einer zerbrochenen, doppelkegelförmigen Urne her; beide Fundorte waren Flachgräber.

Eine nordiſche Bogenbügelfibel (VI, 15 nach Beltz) aus Bronze (Abb. 2), 7,5 cm lang, wurde auf dem bereits erwähnten Gräberfeld von Cade (1906) in einer hohen, glatten, weitbauchigen Urne mit ſteilem, zylindriſchem Halſe erbeutet.

Eine flache Plattenfibel (VII, 17 nach Beltz) aus Bronze Abb. 3 (12 cm lang, Plattenbreite 4,2 cm) fand mein Vater 1903 auf dem Moſesberg bei Butzow (Kr. Weſthavelland) auf einem Flachgräberfeld; die Knochenaſche

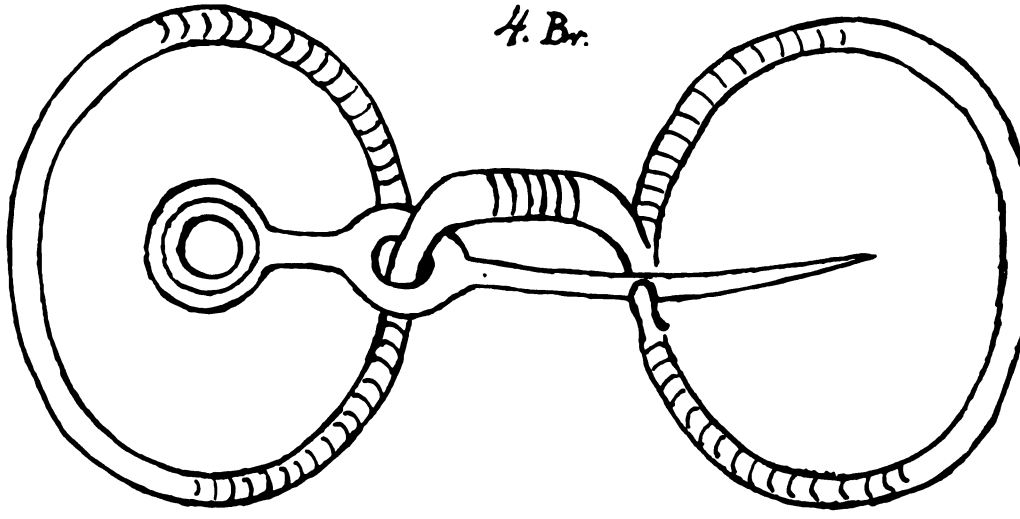


Abb. 4.

war zuſammen mit der Fibel und einer kleinen, einhenkligen Taſſe in einer 1 m im □ haltenden Steinpackung beigeſetzt; jede Platte trägt auf der Mitte der Schauſeite einen ſpitzen Tutulus, welcher zugleich zur Aufnahme des durchlochten Nadelkopfes dient; der Bügel iſt mit 11 Einkerbungen ausgeſtattet, die Platten ſind von einem erhabenen, ſchräg geſtrichelten Rande eingefaßt.

Als letzte iſt eine gewölbte Plattenfibel (VIII, 18 nach Beltz) aus Bronze Abb. 4 vom Brandenburger Stadtfelde (13,5 cm lang, Plattenbreite 6,5 cm) aus einer doppelkegelförmigen Urne (Flachgräberfeld) zu erwähnen, welche mit einem napfförmigen Deckel verſchloſſen war, daneben lag ein röhrenförmiger Spiraldrahtfingerring. Der Bügel trägt ſechs Querſtriche in der Mitte, während die Platten mit einem erhabenen, bis zur Hälfte quer geſtrichelten, ſchmalen Rande (Nachahmung des urſprünglichen Spiralringes) umgeben ſind.

Digitized by Google

2. Eisenzeitliche Fibeln:

a) Frühlatènefibeln (14, S. 677 nach Beltz) mit freistehendem, zum Bügel zurückgebogenem Schlußstück, aus einem Stück gearbeitet entstammen den eisenzeitlichen Flachgräbern von Ragösen, Rietz, beide im Kr. Zauch-Belzig gelegen, von Butzow (Kr. Westhavelland) und Großwusterwitz (Kr. Jerichow II): vergleiche Voß und Stimming, Abt. IV.

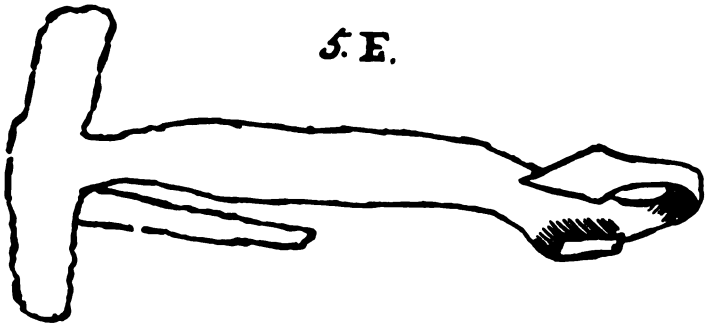


Abb. 5.

Hierher gehört die 9,5 cm lange, eiserne Gewandnadel Abb. 5 von Mötzow (Kr. Westhavelland) aus einer glatten, schlanken Urne mit einem Bande von Fingernageleindrücken am Halse zusammen mit einem eisernen Gürtelhaken, einer eisernen Nadel mit kleiner Bronzezierscheibe, einer kleinen eisernen

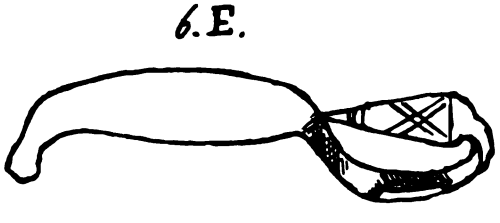


Abb. 6.

Kette, einer blauen Glasperle und zwei Segelohrringen aus Bronze. Der freistehende, zurückgebogene Fußteil läuft in eine rhombische Platte aus. Ein ähnliches Exemplar von Eisen Abb. 6 mit lanzettförmiger, verzierter Fußplatte (6,5 cm lang) fand sich in Klein-Kreuz (Kruseberg) 1886 in einer gerauhten Urne zusammen mit einer eisernen Nadel und einem Gürtelhaken. Demselben Gräberfelde gehört eine zierliche Bronzefibel (5,2 cm lang) von derselben Form an; dieselbe lag in einer schlanken, gerauhten Urne mit dreimal je zwei, nebeneinander stehenden Ansätzen an der Halsgrenze neben einer eisernen Nadel, fünf Segelohrringen aus Bronze mit zwei Perlen und einem sechs-

Digitized by Google

spiraligen Bronzebrustschmuck mit rückwärts gebogener Befestigungsnadel von Eisen (ähnlich Voß und Stimming IV a 5, 3f).

Mit lindenblattförmiger, horizontalgestellter Fußplatte treten die beiden eisernen Fibeln Abb. 7 (6,5 cm lang) von Gollwitz (Kr. Jerichow II) auf, 1899 von mir in einer einhenkligen, flachen Urne mit Deckschüssel zusammen mit einem eisernen Gürtelhaken, einer eisernen Nadel, einem ungestielten, halb-

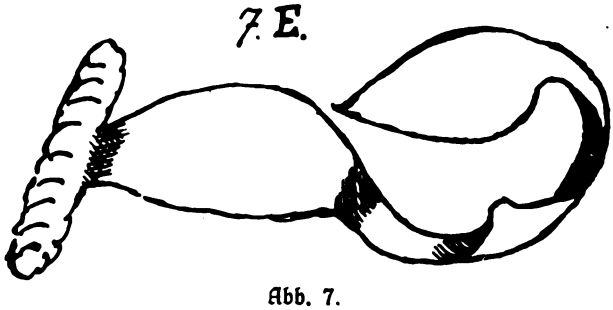


Abb. 7.

mondförmigen Messer, einem Gürtelschloß von Eisen und einer Sförmig gebogenen Bronzenadel gefunden.

Vereinzelt steht da die mit vier weißlichen Korallenperlen geschmückte. zierliche Bronzefibel Abb. 8 von Ziesar (Galgenberg) mit kugelförmigem Schlußstück, welches in eine mit einer Korallenperle verzierte Verjüngung

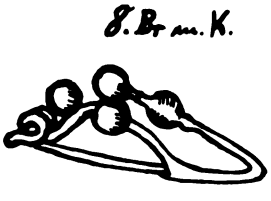


Abb. 8.

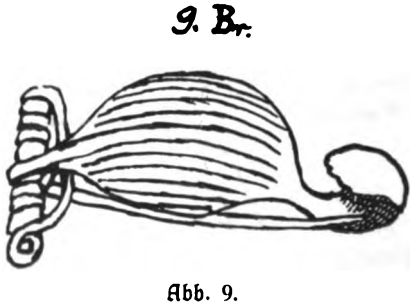


Abb. 9.

ausläuft; den Bügelrücken schmückt eine, die Seiten je eine Perle aus demselben Material, mithin ist die Perlenanordnung diejenige eines vierblättrigen Kleeblatts.

Zu den Fibeln mit Fußzier zählen folgende drei Bronzefibeln. Die erste Abb. 9 aus einem Stück gearbeitete gehört dem eisenzeitlichen Flachgräberfeld von Schermen b. Burg (Kr. Jerichow I) an. Dieselbe wurde 1899 zusammen mit einem eisernen Gürtelhaken, einer eisernen Nadel mit massivem, doppelkegelförmigen Bronzekopf, einer kleinen Bronzescheibe und einem mit Sparrenornament verzierten einhenkligen Beigefäß in einer großen, weitbauchigen,

Digitized by Google

gerauhten Urne mit sechsmal je zwei, nebeneinander stehenden Ansätzen am Halse gefunden. Die Fibel besteht aus dünnem Bronzeblech, der obere Bügel ist gewölbt und mit Längsstrichen verziert, der defekte Fußteil ist nach rückwärts umgeschlagen, die Sehne liegt unter dem Bügel.

Bei den beiden andern Fibeln ist die Verzierung des Schlußstückes aufgenietet, die eine (Abb. 10) von dem eben erwähnten Gräberfelde von Schermen (3,8 cm lang) gleicht XVIII, 42 (nach Beltz), nur ist der Bügel stärker und mit drei senkrechten Furchen versehen; dieselbe lag in einer weitbauchigen bis zur Bauchmitte gerauhten Urne. In ihrer Gesellschaft fanden sich drei Fingerringe aus Bronzeblech, ein schmaler Bronzehalsring mit Schrägstrichverzierung, ein eiserner Ring und zwei kleine Beigefäße aus Ton.

Das dritte Exemplar Abb. 11 (4 cm lang) von Glienecke (Kr. Jerichow I) lag in einer gerauhten Eisenzeiturne und weist eine hutartige Verzierung am

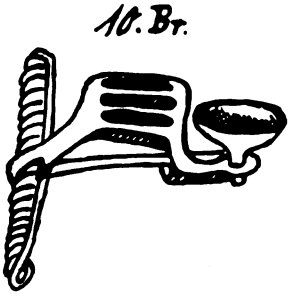


Abb. 10.

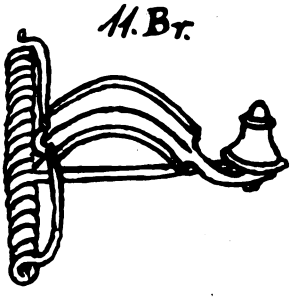


Abb. 11.

Fußteil auf, eine ebensolche Gewandnadel von Eisen (3 cm lang) fand sich 1887 in Klein-Kreuz (Kruseberg) in einer mit Sparrenornament und Punktverzierung ausgestatteten Urne zusammen mit einem Bronzesegelohrring.

b) Mittellatènefibeln (41, Seite 683 und 45, Seite 684 nach Beltz) mit zurückgeschlagenem, am Bügel befestigtem Schlußstück; der Bügel ist meist flach, drahtförmig, die Befestigung des Schlußteils geschieht häufig durch eine Klammer, einen Wulst oder durch eine kuglige Anschwellung, zuweilen kommen außer dieser kugligen Fußteilendigung noch ein oder zwei aufgeschobene Kugeln hinzu, hin und wieder durch platte Bronzescheiben ersetzt [Möser (Kr. Jerichow II) am Stadtwege, Büknitz (Kr. Jerichow I)]. Auffallend ist das häufige Vorkommen von eisernen Exemplaren; aus Bronze fanden sich nur je ein Exemplar mit zwei oder drei kugligen Verzierungen in Butzow (Mosesberg), Rosenthal und Großwusterwitz (beide im Kreise Jerichow II). Zahlreiche eiserne Gewandnadeln zeigten sich in Derwitz, Ragösen, Grebs, Bochow, Krielow (Kr. Zauch-Belzig), Fohrde I, Butzow (Mosesberg, Kr. Westhavelland), Böke, Büknitz, Glienecke (Kr. Jerichow I), Möser (Kr. Jerichow II).

Digitized by Google

Hierher gehört die eiserne Fibel Abb. 12 von Büknitz 1896, deren Bügel aus vier zusammenhängenden, wirbelknochenähnlichen Bronzeverzierungen gebildet ist; dieselbe lag in einer mit einhenkliger Deckschüssel verschlossenen, gestrichelten Eisenzeiturne, zwei ähnliche Stücke stammen von Glienecke (Kr. Jerichow I). Hochgewölbte Bronzedrahtfibeln (50 Seite 685 nach Beltz) mit eingeknicktem Bügel und nach dem Bügelhalse vorgerücktem Schlußstück kamen nur in Derwitz und Krielow (beide Kr. Zauch-Belzig) vor, vergleiche

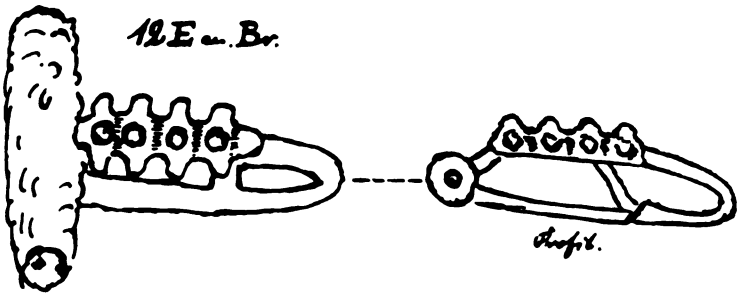


Abb. 12.

Voß und Stimming (IVb, 17a und b, IVa 1, 1d). Dieselben scheinen mir die jüngsten zu sein.

c) Spätlatènefibeln. Eiserne Gewandnadeln mit knieförmig gebogenem, drahtförmigen Bügel (54, Seite 688 nach Beltz) finden sich in Grebs, Möser und Glienecke.

Fibeln mit kleinem Wulst an der alten Verbindungsstelle vom Bügel und Schlußstück (58, Seite 689 nach Beltz) habe ich nur in Gefäßen der früh-

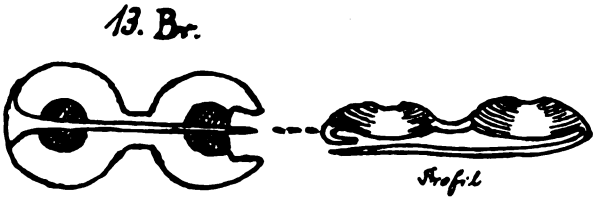


Abb. 13.

römischen Kaiserzeit (Kl. Kreuz, Hohenferchesar und Großwusterwitz) gefunden.

Kräftige, gegossene Fibeln von Bronze mit nach der Bügelmitte umgeschlagenen Fuß (62, Seite 690 nach Beltz), welche der jüngsten Eisenzeitperiode entstammen, treten in Kl. Kreuz (Kruseberg) 1887 auf (in zwei Exemplaren), ein drittes Stück fand sich 1912 in Glienecke (Kr. Jerichow I).

Schließen will ich meine Aufzählung nicht ohne einer Bronzefibel von seltener Form Abb. 13 von dem Flachgräberfelde von Mötzow, welche 1899 in

Digitized by Google

einer einhenkligen mit Deckel versehenen Urne mit Sparrenornament und Punktverzierung gefunden ist, gedacht zu haben. Die Gewandnadel ist 3,7 cm lang und besteht aus zwei runden, halbhohl getriebenen, untereinander durch einen Querstreifen verbundenen Platten mit flacher kreisförmiger Vertiefung (Delle) in der Mitte, die eine Platte läuft ohne Spiralbildung in die spitze Nadel aus, während die andere den unregelmäßig rechteckigen Nadelhalter trägt. In der Gesellschaft dieser Fibel fanden sich ein Segelohrring mit hellgrüner Perle, vier Bronzeösen (vierlöcherig), ein Bronzering (1,9 cm Durchmesser), eine 15,5 cm lange Bronzenadel mit Scheibe, ein eiserner Gürtelhaken und ein mit zwei kleineren Gliedern versehener eiserner Ring (4,5 cm Durchmesser).

Digitized by Google

Ein Depotfund der jüngeren Bronzezeit aus dem hannoverschen Wendlande.

Von Hugo Mente, stud. archaeol., Lüchow und Gustaf Kossinna.

Mit 26 Abbildungen, davon 3 auf Tafel IX.

Im September des Jahres 1911 wurde etwa 500 m südwestlich von Tüschau, Kr. Lüchow, auf der Kreiweitz-Koppel[1]) des Anbauers Seebarg-Schultz (von der Südwestecke auf der Grenze 11 m nach Norden, von da 2 m nach Osten) oben am Südabhange einer Höhe von dem Besitzer ein Tongefäß mit folgenden Bronzegegenständen gefunden: 19 Platten (oder Knöpfe) verschiedener Größe mit Ösen, zwei Sicheln, ein Tüllenmeißel, zwei Paar Armringe, eine Fibel und ein Halskragen. Die Platten lagen oben. Das Gefäß stand gleich unter dem Mutterboden, der etwa 40 cm tief ist, in reinem Kies. Es wurde zerstört. Bis jetzt konnte noch nichts von ihm wiedergefunden werden. Nach der Aussage des Finders soll es etwas ausgebuchtet gewesen sein. Die Bronzesachen wurden durch Herrn Pastor Börns-Crummasel für das Museum des Wendländischen Altertumsvereins zu Lüchow gekauft.

Die Platten und Knöpfe[2]).

Zwei große Platten.

Abb. 1. Durchmesser 8,2—8,45 cm. Höhe 1,3 cm. Durchmesser des Buckels 0,6 cm. Um den Buckel starke Vertiefung, weitere schwache, konzentrische Vertiefungen auf der Platte. Es ist das scheinbar durch einen Druck von oben hervorgerufen, tatsächlich aber wohl auf einen Gußfehler zurückzuführen, wenigstens die Vertiefung am Buckel.

[1]) Krummes Stück. Vgl. Kühnel, Zeitschr. d. histor. Vereins f. Niedersachsen 1901, S. 210: Kreiweitzen.

[2]) Die Scheidung in Platten und Knöpfe geschieht einer besseren Übersicht wegen.

Digitized by Google

Abb. 2. Größter Durchmesser 9,7 cm. Höhe 1,1 cm. Durchmesser des Buckels 1,1 cm. Trotz des größeren Durchmessers ist die Form noch flacher

Abb. 1. 3/4.

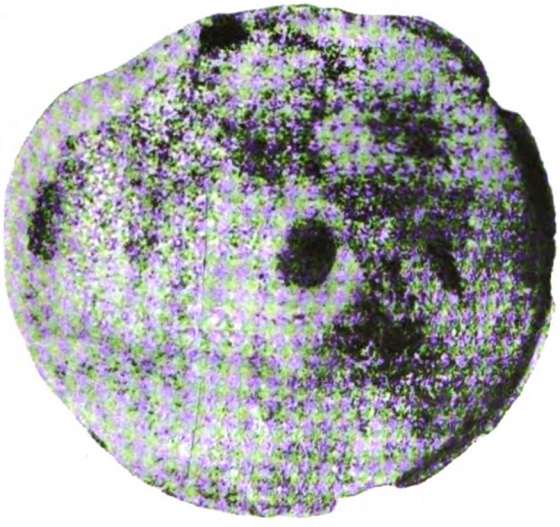


Abb. 2. 3/4.

als bei Abb. 1. Der Durchmesser des Buckels ist etwas größer und dem von Buckel und Vertiefung bei Abb. 1 gleich. Die Platte hat einen 0,3—0,35 cm breiten, umgebogenen Rand. Scheinbar ist man mit der Bearbeitung noch

Digitized by Google

nicht fertig gewesen, da die Platte an einer Seite 5 cm lang beschnitten ist. Würde man die Platte ganz in derselben Entfernung weiter beschnitten haben, so würde sie kleiner geworden sein als Abb. 1, sie wäre dagegen gleich groß, wenn nur der Rand fortfiele.

Zwei verzierte Platten.

Beide passen genau aufeinander.

Abb. 3. Durchmesser 7,2—7,5 cm. Höhe 0,65 cm. Die Verzierung besteht in drei eingeschlagenen, je von zwei Punktlinien und zwei von diesen eingeschlossenen Strichlinien gebildeten Bogen, von denen zwei gleich groß sind, während der dritte etwas kleiner ist. Sie sind, die offene Seite nach außen, so zusammengestellt, daß sie sich nicht ganz berühren und die Form eines gleichschenkligen Dreiecks erscheinen lassen. Ein anderer Gegenstand des Fundes, wahrscheinlich eine der großen Platten, hat auf der Oberseite fest aufgelegen und in der Patina einen Abdruck hinterlassen.

Abb. 4. Durchmesser 7,2—7,4 cm. Höhe 0,65 cm. Die Art der Verzierung ist dieselbe wie bei Abb. 3. Aber hier vier Bogen, zwei kleinere mit zwei Strichlinien und zwei diese einschließenden Punktlinien, zwei größere mit drei Strichlinien und zwei einschließenden Punktlinien, rechteckartig zusammengestellt.

Abb. 5. 3/4.

Großer Knopf mit auf der Unterseite eingeschlagenen Punktkreisen.

Abb. 5. Durchmesser 6—6,35 cm. Durchmesser des inneren eingeschlagenen Kreises 5,3—5,5 cm. Höhe 0,7 cm. Der Rand ist abgeschnitten, nachdem man auf der Unterseite einen Punktkreis geschlagen hatte. Der Schnitt verläuft größtenteils am äußeren Rande der Punkte — genauer wäre: Vertiefungen, die durch Schlag bzw. Druck mittels eines spitzen Gegenstandes hervorgerufen sind — so daß diese fast alle noch ganz geblieben sind. Die Kreise sind nicht als Verzierungen aufzufassen, da auf der Oberseite des Knopfes fast nichts davon zu sehen ist.

Knopf mit von innen herausgeschlagener Fläche.

Abb. 6. Durchmesser 6—6,4 cm. Höhe 1,4 cm. Auf der Unterseite sind eine Menge Schlagspuren zu erkennen, die strudelartig nach der Mitte hin zusammenzulaufen scheinen. Durch diese Schläge hat der Knopf wohl

Digitized by Google

erst die jetzige Form, die eines abgestumpften Kegels, erhalten (**Abb. 6a**). Am Rande der herausgetriebenen Fläche, wo die Schläge am stärksten sein mußten, ist ein Riß entstanden.

Mittelgroßer Knopf.

Abb. 7. Durchmesser 4,9—5,4 cm. Höhe 0,5 cm. Sehr flach, so daß die Öse über den Rand hervorsteht, während das bei den übrigen Platten und Knöpfen nicht der Fall ist. Teilweise ist ein mitgegossener, sich umbiegender Rand erhalten, der wohl noch abgeschnitten werden sollte.

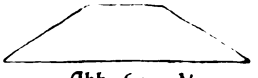


Abb. 6a. 1/2.

Abb. 6. 3/4.

Abb. 7. 3/4.

Zwei kegelförmige Knöpfe mit Buckel.

Abb. 8. 3/4.

Abb. 8a. 1/1.

1. **Abb. 8 und 8a.** Durchmesser 3,25—3,4 cm. Höhe 0,8 cm.

2. Beschädigt. Durchmesser 3—3,2 cm. Höhe 0,8 cm. Die Öse schließt nicht. Das ist scheinbar eher auf einen Gußfehler als auf Abnutzung zurückzuführen.

Digitized by Google

Zehn kleine Knöpfe.

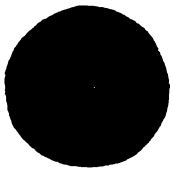


Abb. 9. 3/4.

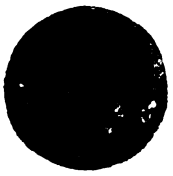


Abb. 9a. 3/4.

Abb. 10. 1/1.

Abb. 11. 3/4.

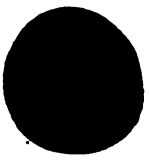


Abb. 12. 3/4.

Alle mit umgebogenem Rand außer 10.

1.	**Abb. 9 u. 9a**	Durchm.	2,8	Höhe 0,35
2.		„	2,75—2,8	„ 0,3
3.		„	2,7 —2,8	„ 0,3
4.		„	2,7 —2,75	„ 0,3
5.		„	2,65—2,7	„ 0,3
6.		„	2,5 —2,6	„ 0,3
7.		„ (größter)	2,75	„ 0,25 beschädigt
8.	**Abb. 10**	„	2,4 —2,7	„ 0,3 beschädigt. Auf der Unterseite Gußnähte.
9.	**Abb. 11**	Durchm.	2,4—2,6	Höhe 0,2
10.	**Abb. 12**	„	2,5—2,6	„ 0,2 Rand abgeschnitten.

Zwei Sicheln.

Abb. 13. 2/3.

Digitized by Google

Abb. 13a.

Die Sicheln sind für die rechte Hand eingerichtet. Die Schneiden sind abgenutzt und auf der Rückseite geschärft. (**Abb. 13a** und **14a.**) Der Rücken hat eine dachförmige Verdickung, die am Griffende in einem Zapfen endet.

Abb. 14. 2/3.

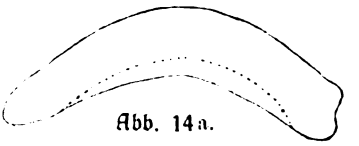


Abb. 14a.

Abb. 13. Länge 13,2 cm. Klingenende etwas nach oben geschwungen. Die Klinge hat eine nur eben angedeutete Längsrippe, die bis an den Rand des Griffendes geht. Das Griffende läuft zungenförmig aus.

Abb. 14. Länge 12,7 cm. Die Längsrippe neben der dachförmigen Verdickung des Rückens ist stärker als bei Abb. 13 und läuft nicht bis zum Rande des Griffendes, sondern wird durch drei kleine Querrippen („Gußmarken") unterbrochen.

Abb. 15. 3/4.

Tüllenmeißel.

Abb. 15. 8,6 cm lang. Verdickter Rand, seitwärts Gußnähte.

Vier Armringe.

Länge (außen auf dem Grat gemessen).

1. **Abb. 16.** 20,4 cm
2. 20,8 cm
3. **Abb. 17.** 20,7 cm
4. 20,7 cm

Digitized by Google

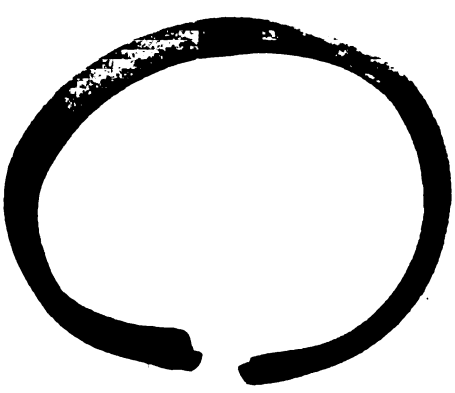


Abb. 16. 1/1.

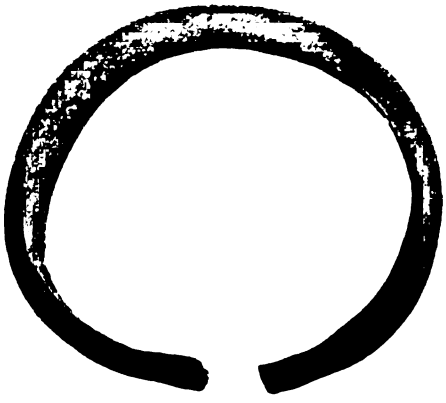


Abb. 17. 1/1.

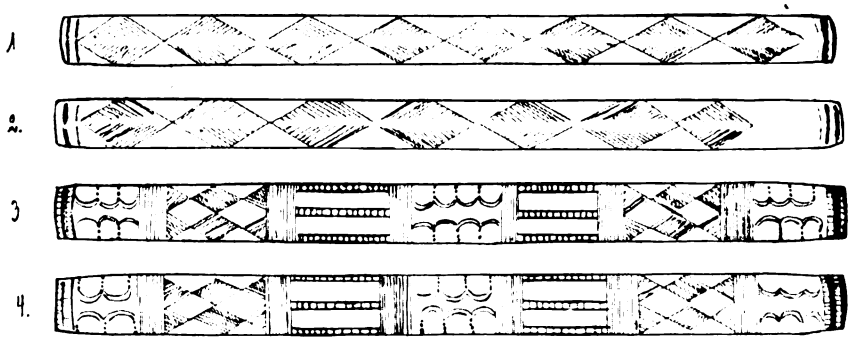


Abb. 18. 1/2.

Der Querschnitt ist fast winkelförmig und zeigt einen nicht sehr scharfen Grat (Abb. 18a).

Abb. 18a. 1/1.

Die Enden haben zum Teil grobe Bruchflächen. Die Ornamentierung (**Abb. 18**) ist hier und da unvollständig, wiederholt ist man mit dem Raum nicht ganz ausgekommen. 1 und 2 haben nur Strichverzierung, 3 und 4 auch Bogenverzierung.

Fibel.

Abb. 19. Länge 13,6 cm. Die Platten sind oval und etwas gewölbt. Die schnurartige Randverzierung ist mit ihnen zusammen gegossen und bildet einen geschlossenen Kreis. Der Bügel hat an den Umbiegungsstellen eine wulstförmige Verdickung, verbunden mit Einschnürungen; der Querschnitt ist ähnlich wie bei den Armringen. Verziert ist der Bügel durch zwei auf der Spitze stehende fünflinige Quadrate. Die Nadel hat einen der Form der Platte sich anpassenden, ovalen Kopf mit schnurartiger Verzierung des Randes; der Hals zeigt fünf Wulste.

Digitized by Google

Halskragen.

Abb. 20. Der Halskragen hat als Verzierung fünf Rippen, von denen zwei als Rand ganz herumlaufen und die übrigen drei auf der Fläche des Kragens in gleichmäßigen Abständen so verteilt sind, daß sie an den beiden Enden eine Fläche leer lassen. Die Rippen sind in Abschnitten senkrecht gekerbt. Bei der ersten, dritten und fünften und entsprechend bei der zweiten und vierten Rippe liegen die gekerbten Abschnitte untereinander. An jedem Ende, nahe am Rande, befindet sich ein dreieckiges Loch.

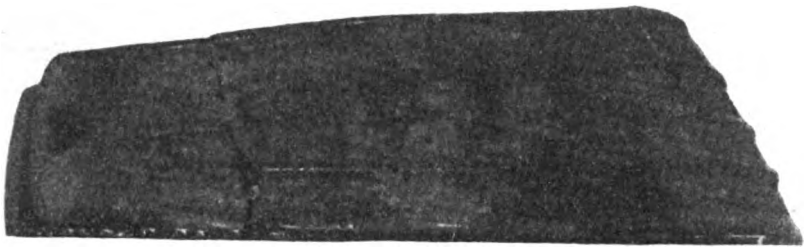


Abb. 20. 1/1.

Über das Alter des Fundes geben uns die einzelnen Gegenstände leicht Aufschluß. Die Sicheln gehören dem von Hubert Schmidt[1]) aufgestellten westeuropäischen Typus II β an, Sicheln mit kurzem Griffende und einfachem, kegelförmigem Knopf in der rechten Ecke des Griffendes. Es ist die „am meisten verbreitete Form" der „Knopfsichel", die im nördlichen Europa die alleinherrschende ist und in der Zeit von 1500 bis 500 v. Chr. vorkommt. Bestimmteres sagen uns die Armringe, deren Form und Verzierung für die Periode IV der Bronzezeit charakteristisch sind. Ähnlich in dem Moorfund von Redentin[2]) in Mecklenburg. Die Brillenfibel hat große Ähnlichkeit mit der Oldenburger Fibel von Rethwisch[3]) und ist gleich dieser eine Zwischenform zwischen den Fibeln 201 und 202 bei Montelius[4]) und deshalb der jüngeren Hälfte der Periode IV zuzurechnen. Ebenso lassen sich auch die andern Stücke des Fundes in diese Zeit, etwa das elfte vorchristliche Jahrhundert, einreihen.

Die Platten und Knöpfe sind als Schmuck des Pferdegeschirrs anzusehen. Sehr häufig ist in andern Funden die Zwölfzahl der Knöpfe. Ähnliche

[1]) Hubert Schmidt, Der Bronzesichelfund von Oberthau bei Merseburg. Zeitschr. f. Ethnologie 1904, S. 416ff.

[2]) Beltz, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. S. 237, Abb. 1 und Taf. 40, Abb. 64.

[3]) Martin, Ein Depotfund der jüngeren Bronzezeit aus Oldenburg. Mannus Bd. IV, S. 221.

[4]) O. Montelius, Die älteren Kulturperioden im Orient und in Europa. I. Die Methode. Stockholm 1903. S. 56 u. 57.

Digitized by Google

Knöpfe fanden sich in dem Funde von dem nicht weit von Tüschau entfernten Kl. Hesebeck[1]), Kr. Ülzen, der auch das Bruchstück einer ähnlichen Plattenfibel enthielt und deshalb in dieselbe Zeit zu setzen ist.

Auf derselben Koppel ist nach der Aussage des Besitzers früher schon weiter nach Tüschau zu am N.-O.-Abhange der Höhe von der N.-O.-Ecke 50 Schritte auf der Grenze am Wege nach Süden, von da 35—40 Schritte nach Westen eine etwa 3 m lange, 2 m breite und über 1 m hohe, von Osten nach Westen gerichtete Steinpackung gefunden. Die Steine waren fast würfelförmig, ungefähr 40 cm stark, so daß 2 bis 4 übereinanderlagen, bildeten oben eine ebene Fläche und waren stark angebrannt. Dabei fanden sich Knochen, Scherben und viel schwarze Erde. Es ist jetzt noch eine muldenartige Vertiefung an der Stelle zu erkennen. Außerdem sind noch „schwarze Stellen" (Herdgruben oder Ähnliches) auf der Koppel bemerkt.

Nachtrag. Auf Bitte des Verfassers gebe ich anhangsweise eine Behandlung der mit Längsrippen versehenen Halskragen der Periode IV, die, wie der Tüschauer, durchweg in die zweite Hälfte oder den Schluß dieser Periode fallen (IV b).

Durch die in annähernd gleichen Abständen vorgenommene Verteilung ihrer 6, 5 oder 4 Längsrippen haben diese Halskragen der Periode IV eine größere Ähnlichkeit mit der Urgestalt des Typus aus Periode II, die stets eine große Anzahl, überwiegend 9, ziemlich enggestellte Längsrippen aufweist, als mit der weiter entwickelten Gestalt, wie sie die zeitlich näher stehende Periode III zeigt. Denn bei den Halskragen der Periode III beträgt die Zahl der Rippen zwar meist auch 6, wie in Periode IV, sie sind aber derart verteilt, daß je 2 zu einem Paare zusammenschießen und diese 3 Paare sich an Oberrand, Mitte und Unterrand befinden. Die beiden breiten Felder zwischen den Randrippen und den Mittelrippen sind dann reich mit Spiralen oder konzentrischen Kreisgruppen bedeckt. Von diesem Typus der Periode III erscheint in Periode IV nur noch ein verspäteter Ableger und zwar in dem reichen Moorfunde von Oldesloe in Holstein (Mestorf, Atlas Abb. 275), siebenrippig, da in der Mitte 3 Rippen sich befinden. Mitgefunden und zeitbestimmend sind hier 4 Fibeln von der Art der Tüschauer, ein großer Brustschmuck aus 4 breiten, übereinander gelegten, strichverzierten Platten, 23 offene Armringe, 2 große Buckel (Pferdeschmuck), 1 Lanzenspitze, 5 Sicheln, 2 Tüllenbeile (Splieth, Inventar S. 64 No. 301). Der Oldesloer Halskragen stammt wohl noch aus dem älteren Teile der Periode IV (IV a).

[1]) v. Estorff, Heidnische Altertümer der Gegend von Ülzen im ehemaligen Bardengaue. Hannover 1846. S. 98—100 und Taf. XII.

Digitized by Google

Abb. 3. 1/1.

Abb. 4. 3/4.

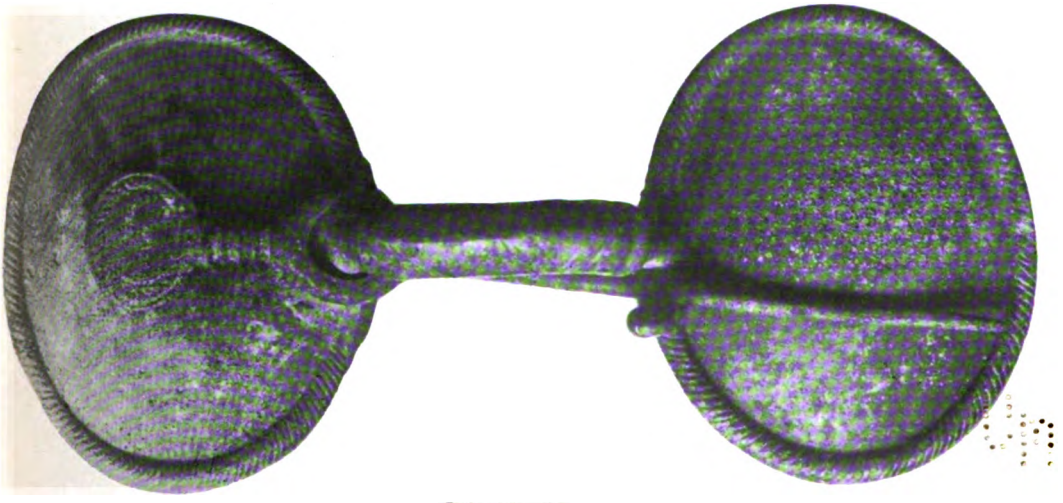


Abb. 19. 1/1.

Mente u. Kossinna, Ein Depotfund d. jüng. Bronzezeit a. d. hannov. Wendlande. Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bei dem charakteristischen Typus von Periode IV b zerteilen sich die Rippen wiederum über die ganze Höhe des Kragens, so daß die Verzierung der freien Flächen nun meist fortfällt (eine Ausnahme macht No. 7 Walsleben). Während in Periode II und meist auch noch in III die Enden zu langen röhrenförmigen Ösen umgeschlagen sind, erscheinen teilweise schon in III und stets in IV statt der Ösen an den Enden eingebohrte Löcher. Von dieser Art kenne ich 5 Stück mit je 6 Rippen und 2 mit je 4 Rippen.

Sechsrippig sind die Stücke aus den Depotfunden von:

1. Dörmte, Kr. Ülzen: zusammen mit 2 Hängegefäßen und 2 Fibeln ähnlich der Tüschauer (v. Estorff, Heide. Altertümer usw. Taf. XI, 6 nebst 1, 2, 3, 4; Prov. Mus. zu Hannover No. 5856).

2. Scharnhorst, Kr. Lauenburg, Prov. Pommern: zusammen mit 3 kleinen Platten, wie die von Tüschau, 1 gekerbten in Ösen auslaufenden Halsring, 2 Arm- oder Beinspiralen aus Doppeldraht mit Drehung vor der Endöse, 2 hohen nicht sehr breiten, nierenförmigen Armringen, 1 Tüllenbeil mit Öse, 1 Tüllenmeißel (unveröffentlicht: Mus. f. Völk. Berlin).

3. Biall-Wurchow, Kr. Neustettin: nebst 3 Fibeln gleich der von Tüschau, sowie 3 Fibeln und 1 Mantelschließe vom Flother Typus (unveröffentlicht: Mus. f. Völk. Berlin).

4. Rittel, Kr. Konitz, Prov. Westpreußen: Der Halskragen ist am unteren Rande durchbrochen gearbeitet; zusammen mit 1 Flother Fibel und kleinen geschlossenen Nierenringen (Lissauer, Altert. d. Bronzezeit Taf. VI, der Halskragen Abb. 8).

5) Schwarznau, Kr. Berent: gleich dem von Rittel; zusammen mit gedrehten Halsringen, Nierenringen usw. (XX. Danziger Mus. Bericht f. 1899, S. 29).

Nur noch vierrippig gestaltet sind die Halskragen aus den beiden Depotfunden:

6. Stegers, Kr. Schlochau: nebst 1 Fibel wie die von Tüschau, 1 Flother Fibel, 1 Flother Mantelschließe, einem großen Plattenbuckel, Halsringen, 2 Armspiralen, 2 Armbändern, 1 kleinen Tüllenbeil mit Öhr (Lissauer, a. a. O. Taf. V, der Halskragen Abb. 8).

7) Walsleben, Kr. Ruppin: der Hals ist auf den freien Flächen schachbrettartig gestrichelt; nebst einer Fibel wie die von Tüschau und 2 hohen Armbändern (Begemann: Gymn. Progr. Neuruppin 1892, S. 13 Tf. IV, No. 369—372, der Halskragen Abb. No. 370).

In Dänemark und Skandinavien fehlen die längsgerippten Halskragen in der Periode IV vollständig; in Periode III finden sich dort nur auf Bornholm und in Schonen Weiterbildungen der Urgestalt, bei denen die Längsrippen jedoch bereits ganz ausgeglättet sind. Die Urgestalt aus Periode II dagegen ist gemeingermanisch.

G. Kossinna.

Digitized by Google

Noch einmal: Das Gräberfeld in Wilhelmshöhe bei Usch, Prov. Posen.

Von Kreisschulinspektor Dr. Wilcke, Zeitz.

Mit Tafel X und XI.

Die Abhandlung im Mannus Band V Heft 3 S. 319 ff. von Amtsgerichtsrat Tummeley und Professor Dr. Kossinna über „Das Gräberfeld in Wilhelmshöhe bei Usch, Provinz Posen" veranlaßt mich, ebenfalls das Wort zu ergreifen, um einige, mir nötig erscheinende, Berichtigungen und Ergänzungen zu ihr zu geben.

Ich habe nämlich in Wilhelmshöhe gleichfalls Ausgrabungen veranstaltet, und zwar im Oktober 1904 und April 1905, jedesmal drei Tage. Aber nicht als „krasser Anfänger", sondern nachdem ich schon vorher auf mehreren Gräberfeldern derselben Kultur — wie in Nowen, Josefstal, Morakowo, Durowkow, Stempuchowo, sämtlich bei Wongrowitz in Posen, in Rosko bei Filehne u. a. m. — die für sachgemäßes Aufdecken dieser Gräber und richtige Beurteilung des vorliegenden Tatbestandes notwendigen Erfahrungen gesammelt hatte. In Wilhelmshöhe habe ich im ganzen gegen 20 Gräber bloßgelegt und etwa 100 ganze Gefäße zutage gefördert.

Zunächst möchte ich mir einige allgemeine Bemerkungen erlauben. Alle Gräber in Wilhelmshöhe, die ich selbst aufgedeckt habe und andere habe aufdecken sehen, waren ebenso, wie die gleichartigen, an den genannten Orten in Posen von mir bloßgelegten, ohne Ausnahme von Haus aus durch ein über dem eigentlichen Grabe liegendes ovales Steinpflaster von etwa $1\frac{1}{2}$ m Länge und $\frac{3}{4}$ m Breite geschützt gewesen. Wenn einmal — was natürlich häufiger vorkam — einige oder vielleicht sogar die meisten Steine aus dem ursprünglichen Pflaster fehlten, so waren sie nachweislich immer erst entweder durch den Pflug zufällig herausgeackert oder bisweilen auch — etwa zum Straßen- oder Hausbau — absichtlich aus dem Acker- oder Waldboden herausgenommen worden.

Unter diesem Steinpflaster lag dann das eigentliche Grab, d. h. die Knochenurne mit ihren Beigefäßen — und zwar stets in bloßem Sand, ohne jede Steinpackung. Von einer zweifachen Gräberform kann also in Wilhelmshöhe, wenigstens nach meinen Beobachtungen, nicht die Rede sein. Nur

Digitized by Google

das wäre als besondere Eigenart der dortigen Gräber hervorzuheben, daß bisweilen zwei von ihnen übereinander angelegt waren, selbstverständlich also, da zu jedem Grab jedesmal ein Steinpflaster gehört, durch eine Schicht von Steinen voneinander getrennt. Möglichenfalls mag nun bei dem in Wilhelmshöhe so oft stattgehabten planlosen Wühlen in der Erde bisweilen das obere Grab schon zum Teil oder ganz beseitigt gewesen sein, und dann die wenig übersichtliche Lagerung des liegen gebliebenen unteren Grabes den Eindruck gemacht haben, als ob es von einer Steinpackung umgeben gewesen wäre. Das ist aber nur scheinbar so der Fall gewesen, denn in Wahrheit haben alle Posener Gräber dieser Kultur nie eine Steinpackung im gewöhnlichen Sinne des Wortes.

Wenn man also die als Flachgräber äußerlich durch nichts erkennbaren, sondern nur durch die Sonde festzustellenden Gräber aufdecken wollte, so hatte man erst eine etwa 30 cm starke Humus- oder Sandschicht zu beseitigen. War dieses geschehen, so lag dann — bei einem unberührten Grab — das gleichmäßige, dichte, in wagrechter Richtung verlaufende, Steinpflaster vor einem. War dieses aber entfernt — und im Interesse der Übersichtlichkeit war es stets geboten, gleich alle Steine herauszunehmen —, so stieß man etwa 10 bis 15 cm tiefer zuerst auf den kreisrunden Rand der alle anderen Gefäße überragenden Knochenurne und die Scherben ihres stets zerbrochenen Deckgefäßes, und dann erst, einige Zentimeter tiefer, auf die dicht an der Knochenurne stehenden, kleineren Beigefäße, deren Anzahl ganz verschieden war und zwischen 2 und 12 schwankte.

Die Knochenurne war stets bis oben hin mit weißgebrannten Knochen angefüllt, die Reste vom Schädel lagen immer zu oberst. Über oder auch zwischen ihnen befand sich dann in jedem der von mir aufgedeckten Wilhelmshöher Gräber ohne Ausnahme irgend eine Bronze, wie eine Nadel, ein Ring, eine Blechperle, ein Angelhaken, ein kleines Stück von einer Sichel, einem Messer od. dgl. m., so daß man den Eindruck bekam, daß irgend etwas von Bronze, mochte es auch noch so dürftig gewesen sein, ursprünglich immer zu einem rituell vollgültigen Begräbnis gehört haben mußte. Später allerdings — vgl. S. 208 — scheint in dieser Auffassung ein Wandel eingetreten zu sein.

Während als Knochenurne für die Erwachsenen stets das im Mannus Bd. V auf Tafel XXVI unter Nr. 1 abgebildete doppelkonische Gefäß mit scharfem Bauchumbruch und langem steilem Halse benutzt war, fand ich einmal zur Bergung von Kinderknochen das auf Tafel I unter Nr. 4 abgebildete Henkelgefäß, über das nach Entfernung des Henkels eine Schale derartig aufgestülpt war, daß beide ganz fest aufeinandersaßen und kein Körnchen Sand durchgelassen hatten.

Werkzeuge aus Stein fand ich in den Gräbern nie, ebensowenig wie Eisen; Beigaben aus Bronze außer den oben genannten, in der Knochen-

Digitized by Google

urne befindlichen, außerhalb von Gefäßen auch niemals. Nur einmal lag die Pfeilspitze auf Tafel II Nr. 13 in einem großen, mit Buckeln verzierten Beigefäß, das leider zerbrochen war. Aber es kam öfter vor, daß kleinere Gefäße, in größere gelegt, beigegeben waren. So fand ich drei der typischen flachen Henkelschalen (vgl. Tafel I Abb. 1 Nr. 8 und Mannus Bd. IV, Heft 1—2 auf Tafel X Abb. 32) in einem großen, mustopfähnlichen Beigefäße und zwei ganz kleine Töpfchen ohne Henkel in dem unten zu besprechenden hohen zylindrischen Gefäße auf Tafel I Abb. 1 Nr. 3. — Alle anderen Beigefäße standen, wie schon oben gesagt, im Sand dicht um die Knochenurne herum.

Spätbronzezeitliche Kistengräber sind meines Wissens in Wilhelmshöhe noch nie gefunden worden. Ich muß daher mit Professor Kossinna durchaus bestreiten, daß die betr. Gefäße der Graudenzer Sammlung — Mannus V, S. 320 unten — wenn sie wirklich aus Steinkistengräbern stammen, was sofort zu erkennen ist, von Wilhelmshöhe sind. Jedenfalls wurden sie dann sicherlich nicht auf dem in Rede stehenden Gräberfeld, sondern anderswo in der Flur aufgedeckt[1]).

Nach diesen mehr allgemeinen Bemerkungen nun noch einige besondere.

Die meisten Gefäße der Art, wie ich sie in Wilhelmshöhe ausgegraben habe, sind bereits in der Abhandlung von Dr. Blume in Band IV des Mannus Heft 1 und 2 über „Thrakische Keramik in der Provinz Posen" oder in der schon genannten Abhandlung von Tummeley-Kossinna besprochen und auch abgebildet worden. Es wäre also überflüssig, dies noch einmal zu tun.

Deshalb möchte ich hier nur die Gefäße besonders namhaft machen, die nach meiner Ansicht für Wilhelmshöhe in erster Linie typisch sind, und dann noch einige Seltenheiten, die ich dort gefunden habe, kurz besprechen. Letztere finden sich mit abgebildet auf den beiden ersten dieser Abhandlung beigegebenen Abbildungen (Taf. X). Von den ersteren füge ich nur einige, besonders eigenartige, im Bilde bei. Für alle verweise ich aber außerdem noch auf die betreffenden Abbildungen zu den beiden genannten Abhandlungen in Bd. IV und V dieser Zeitschrift. Endlich werde ich dann auch noch mit einigen Worten auf meine in Wilhelmshöhe gefundenen Bronzen zu sprechen kommen, die sämtlich auf Tafel XI wiedergegeben sind.

Besonders typisch für Wilhelmshöhe sind m. A. folgende Gefäße:

1. Die scharfkantige Knochenurne — vgl. Bd. V, Taf. XXVI, Abb. 1.
2. Das Tonnengefäß mit 2 Ösen, für das ich hin und wieder in Posen die Bezeichnung „Gesichtsurne" hörte — Taf. X Abb. 1 Nr. 2 und Bd. IV, Taf. VIII Nr. 13 und Bd. V, Taf. XXVII Nr. 8 und Taf. XXVIII Nr. 26.

[1]) Inzwischen ist mir durch Herrn Schulrat Dr. Kaphahn bestätigt worden, daß seine Mitteilung, die in Graudenz befindlichen Gefäße aus Wilhelmshöhe entstammten einem „Steinkistengrabe", auf einem (nicht von ihm verschuldeten) Irrtum beruhte. **G. K.**

Digitized by Google

3. Die Rillentasse mit besonders starkem Henkel — Taf. X Abb. 1 Nr. 5 und mit kleinerem Henkel: Bd. V, Taf. XXVII Nr. 7.
4. Die einösige Tasse mit weiter Mündung — Taf. X Abb. 1 Nr. 6 und Bd. IV S. 81 Nr. 34.
5. Der schlanke, zylindrische Krug mit Henkel — Taf. X Abb. 1 Nr. 3 und Bd. IV, Taf. X Nr. 33.
6. Die tiefe Henkelschale, in einem besonders kleinen Exemplar — Taf. X Abb. 1 Nr. 11 — und größer und mit etwas veränderter Verzierung in Bd. IV, Taf. X Nr. 31.
7. Die flache Henkelschale, in einem besonders kleinen Stück — Taf. X Abb. 1 Nr. 8 und Bd. IV, Taf. X Nr. 32.
8. Die Buckelurne, Bd. V, Taf. XXVI Nr. 5 — und
9. die Fußschale, in einem eleganten, schön verziertem Stück — Taf. X Abb. 1 Nr. 9 — und plumper in Bd. V, Taf. XXIX Nr. 1 und Bd. IV, Taf. IX Nr. 19.

Eigenartig ist dann noch der schon oben erwähnte, als Kinderurne benutzte Topf, dessen Henkel abgebrochen ist, mit Deckschale (vgl. Taf. X Abb. 1 Nr. 4). — Das kleine Töpfchen endlich — auf Taf. X Abb. 1 Nr. 10 — fand sich in dem zylindrischen Krug Nr. 3.

Als Seltenheiten aber unter den von mir gemachten Funden nenne ich die folgenden, noch übrigen, im Bilde dargestellten Gegenstände:

1. Die große Schale mit hohlem Fuß, die etwas an die sog. Trommeln aus dem Bernburger Kulturkreis erinnert — vgl. Taf. X Abb. 1 Nr. 1. Ich bin geneigt, dies Gefäß als eine Art Doppelbecher — vgl. den homerischen! — aufzufassen, der bei besonders feierlichen Gelegenheiten Verwendung finden mochte. Der Fuß zeigt außen wagrechte Kanelierung.
2. Das Drillingsgefäß — Taf. X Abb. 1 Nr. 7 —, das leider von dem Arbeiter, der mir beim Graben half, zerschlagen wurde und nur eben noch zeigen kann, wie zierlich es gewesen ist — und endlich
3. das eigentümliche, an Abb. Nr. 3 auf Tafel XXVII des V. Bandes dieser Zeitschrift erinnernde Gefäß auf Tafel X Abb. 2 Nr. 1 nebst Beigabe Nr. 2.

Über letzteres, das wohl mit zu den interessantesten Fundstücken aus den Wilhelmshöher Gräbern gehört und meines Wissens weder in den Museen von Posen und Bromberg, die ja zahlreiche Wilhelmshöher Funde aufweisen, noch in einer die gleichen Gefäße enthaltenden Privatsammlung ein genaues Gegenstück hat, noch einige Worte.

Ich fand es am 7. Oktober 1904 in einem Grabe, das eine Knochenurne mit Bronzenadel, ein großes, mit Buckeln verziertes Beigefäß und außerdem noch eine runde, mühlsteinähnliche Scheibe aus gebranntem Ton — vgl. Taf. X Abb. 2 Nr. 2 — enthielt. (Die andere Scheibe auf derselben Tafel — Nr. 3 — stammt

Digitized by Google

ebenfalls von Wilhelmshöhe, aber aus einem anderen Grab.) Sonderbarerweise aber lagen diese vier Stücke nicht, wie sonst immer üblich, zusammen, sondern das in Rede stehende Gefäß mit der genannten Scheibe befand sich von den anderen beiden Gefäßen getrennt, an einer Stelle im Sande, an der ich gar nichts mehr vermutete. Das Gefäß mit seiner walzenförmigen, von oben nach unten plattgedrückten und nach den Enden zu sich verjüngenden Gestalt soll ohne Zweifel den Rumpf eines Vogelkörpers darstellen. Es mißt in seiner Länge 11 cm, ist nicht ganz 8 cm breit und etwas über 8 cm hoch. Auf eine nähere Beschreibung glaube ich verzichten zu können, da das mit großer Sorgfalt hergestellte Lichtbild alle Einzelheiten des Stückes treu wiedergibt. Nur das eine möchte ich hervorheben, daß seine Unterseite gänzlich unverziert ist, während die obere (Rücken-) Seite zwei von einem zum andern Ende laufende gekerbte Rippen und zahlreiche Strichgruppen aufweist, die zum Teil zu Bündeln vereinigt sind und wohl die Federn des Vogels andeuten sollen, wie die beiden kurzen, gekerbten Leisten mitten an den Längsseiten die Flügel. Während das ganze Gefäß sonst fast unverletzt ist, zeigt sich unten mitten am Bauch eine ovale Stelle, die nicht glatt ist, wie der übrige Körper, sondern rauh, als ob etwas abgeblättert oder gar abgebrochen wäre —; es ist die Stelle, an der der Standring oder Fuß des Gefäßes angebracht gewesen war, mit dem es auf seiner Unterstützungsfläche ruhen sollte.

Was hat nun dieses eigentümliche Gefäß zu bedeuten?

Eine Kinderklapper, die in diesem Kulturkreise nicht selten ist, und bei der mit Vorliebe tierische Motive Verwendung fanden, kann es nicht gewesen sein. Dagegen spricht die Mündung auf dem Rücken. Vielmehr weist diese, im Zusammenhang mit der an demselben Orte gefundenen durchbohrten Tonscheibe, auf etwas anderes hin!

Um es kurz zu sagen, ich halte das Gefäß zusammen mit den vier zugehörigen Scheiben, von denen aber nur eine erhalten ist, für einen sog. Vogelwagen. Denn einmal kann ich mir die beigegebene Scheibe als solche nicht erklären — denn ein Spinnwirtel ist sie, wie auch die andere — Nr. 3 — sicherlich nicht —; dann aber hat das Gefäß die größte Verwandtschaft mit der im Hoernes: „Die Urgeschichte des Menschen" auf S. 574 abgebildeten Vogelgestalt auf dem ebenfalls tönernen Vogelwagen aus der Gräberschicht von Este. Hier wie dort derselbe langgestreckte Körper mit den charakteristischen seitlichen Leisten und auf der Mitte des Rückens die in eine Röhre auslaufende runde Öffnung. Die scheibenähnliche Beigabe aber würde dann nichts anders sein, als eines der vier Räder des Wagens: kräftig und zweckmäßig, wenn auch lange nicht so schön wie die von Este. Und die andere Scheibe (Nr. 3) ist dann auch ein Rad, von einem anderen, wohl nicht mehr festzustellenden Vogelwagen.

Eine ähnliche Deutung möchte ich daher auch dem in Band V auf Tafel XXVII Nr. 3 des Mannus abgebildeten, schon oben genannten Vogelgefäße

Digitized by Google

aus der Sammlung Tummeley zu geben geneigt sein, wenn dieses auch einen gewöhnlichen Fuß zu haben scheint, wie jedes andere Gefäß —, konnte es doch zweifellos auch so irgendwie auf einem Gestelle von Rädern befestigt werden! Und die auf S. 323 des Tummeleyschen Aufsatzes genannten zwei „Spinnwirtel" sind dann vielleicht ursprünglich auch nichts als Räder!

Wenn aber beide Geräte wirklich als Hauptteile eines Vogelwagens anzusprechen sind, so weisen sie damit, wie neben dem aus Este auch der andere, im Hoernes S. 541 abgebildete, eherne, Vogelwagen von Glasinac in Bosnien beweist, auf Beziehungen der Illyrier zum Süden hin.

Aber was mag nun eigentlich der Zweck dieser sonderbaren Geräte gewesen sein?

Die runde Öffnung im Rücken und ein eigentümlich rußig-schwarzer Glanz im Innern meines Gefäßes scheint irgend eine kultische Benutzung — etwa als Rauchopfergefäß — nahezulegen. Seine sonderbare Beziehung zum flüchtigen Vogel und schnellgleitenden Wagen aber haben sicherlich irgend eine symbolische Bedeutung! Aber welche? Ich möchte hier mit einer Deutung hervortreten, die vielleicht manchem etwas gewagt erscheinen mag, aber doch sicherlich eine große Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Vor einigen Monaten erhielt ich von meinem nach fünfjährigem Aufenthalt aus Französisch-Dahome in Westafrika zurückgekehrten Schwager außer einigen eigentümlichen Kulturerzeugnissen der dortigen Ewe-Neger auch ein sonderbares ehernes Gerät, das mich sofort bei seinem Anblick an mein Vogelgefäß erinnerte. Es ist in der Hauptsache eine aus zwei aufeinanderpassenden Halbkugeln bestehende Hohlkugel aus Messing, deren untere Hälfte auf einem breiten Fuße ruht, während die obere einen sitzenden Vogel trägt. Dieses Gerät wird von den Eingeborenen Dahomes als „Seelengefäß" bezeichnet und ist nach ihrem Glauben dazu bestimmt, die Seele des soeben Verstorbenen aufzunehmen und für eine gewisse Zeit zu beherbergen.

Wäre es nun etwa gewagt, dem „Vogelwagen" auch eine solche Zweckbestimmung zu geben? Etwa deshalb, weil die Erfahrung von Beziehungen zwischen den südeuropäischen Völkern der Bronzezeit und den jetzigen Bewohnern der Guinea-Küste Afrikas uns heutzutage noch fehlt? Das dürfte doch wohl im Ernste kein Grund zur Verneinung einer Verwandtschaft zwischen beiden Geräten sein!

Ich trage kein Bedenken, auch ohne zurzeit den Nachweis irgendwelcher Kulturbeziehungen zwischen den bronzezeitlichen Völkern Südeuropas und den heutigen Ewe führen zu können, sondern lediglich bestochen durch die Ähnlichkeit der in Rede stehenden Gefäße, das Seelengefäß der Ewe zur Deutung der Vogelwagen zu verwenden.

Meine Auffassung der Vogelwagen ist daher folgende.

Digitized by Google

Einerseits besteht ohne Zweifel eine Beziehung meines Wilhelmshöher Gefäßes zu dem Vogel und auch zu dem Wagen, die beide Symbole der Schnelligkeit oder Flüchtigkeit sind. Andererseits erscheint weiter der nach oben mit einer Öffnung versehene Hohlraum des Vogelgefäßes wie geschaffen zur vorübergehenden Aufnahme eines irgendwie sich schnell verflüchtigenden, nebel- oder geisterhaften Wesens, wie es der Rauch und die Seele sind. Daher dürfte der Vogelwagen sowohl als ein Seelengefäß als auch als ein Rauchopfer-Gerät anzusprechen und kurz zu bezeichnen sein als Rauchopfer-Gerät für den Kult der Verstorbenen.

Damit schließe ich meine Ausführungen über die Tongefäße von Usch und gehe nun noch mit einigen Worten auf die dort von mir gefundenen Bronzen ein, die Tafel XI im Bilde vorführt.

Unter den 19 hier wiedergegebenen Bronzen sind die Nadeln Nr. 2, 3, 4, 17 und 18 typisch für die illyrische und überhaupt für die mitteleuropäische Kultur jüngster Bronzezeit. Ganz ähnliche habe ich auch sonst — z. B. in Rosko und Josefstal — gefunden. Durchaus neu dagegen waren mir die kleinen Ringe Nr. 6, 7 und 15, an denen besonders auffällt, daß sie noch ganz roh sind, so, wie sie eben aus der Gußform herauskamen, während es doch sicherlich nur eine ganz geringe Mühe gemacht hätte, sie wenigstens etwas zu glätten und ihnen damit ein gefälligeres Aussehen zu geben.

Abb. 19 zeigt einen Angelhaken, der wohl aus einem Männergrab stammt. Die Nummern 14 und 16 geben zwei eigentümliche gerollte Blechstreifen wieder, die ich auch in Josefstal bei Wongrowitz gefunden habe und als Perlen auffasse. Denn eine Reihe von ihnen auf eine starke Schnur gezogen dürfte eine ganz nett wirkende Kette abgegeben haben.

Die Stücke 1, 5, 8, 11 und 12 sind ganz kleine Bruchstücke von Bronzereifen, Sicheln und Messern, auffallend durch ihre Kleinheit — und — Dürftigkeit! Wie ich schon oben hervorhob, scheint es den betreffenden Angehörigen lediglich darauf angekommen zu sein, ihren Verstorbenen nur überhaupt etwas von Bronze mitzugeben, ganz gleich, was und von welchem Werte, — sicherlich ein Zeichen des beginnenden Mangels an Pietät gegenüber den Abgeschiedenen. Daß dann nur noch ein ganz kleiner Schritt dazu ist, auf Beigaben aus Metall lieber ganz zu verzichten, ist klar. Dieser Schritt scheint — wie aus dem Tummeleyschen Aufsatz S. 324 oben hervorgeht — bei den jüngeren Gräbern tatsächlich schon vollzogen worden zu sein.

Nr. 9 zeigt ein Glied von einem sehr dünnen Spiralring, Nr. 13 eine etwas beschädigte Pfeilspitze. Diese lag, wie oben schon bemerkt, in einem mit schönen Buckeln verzierten großen Beigefäße, während alle anderen Bronzen stets nur in den Knochenurnen sich fanden.

Digitized by Google

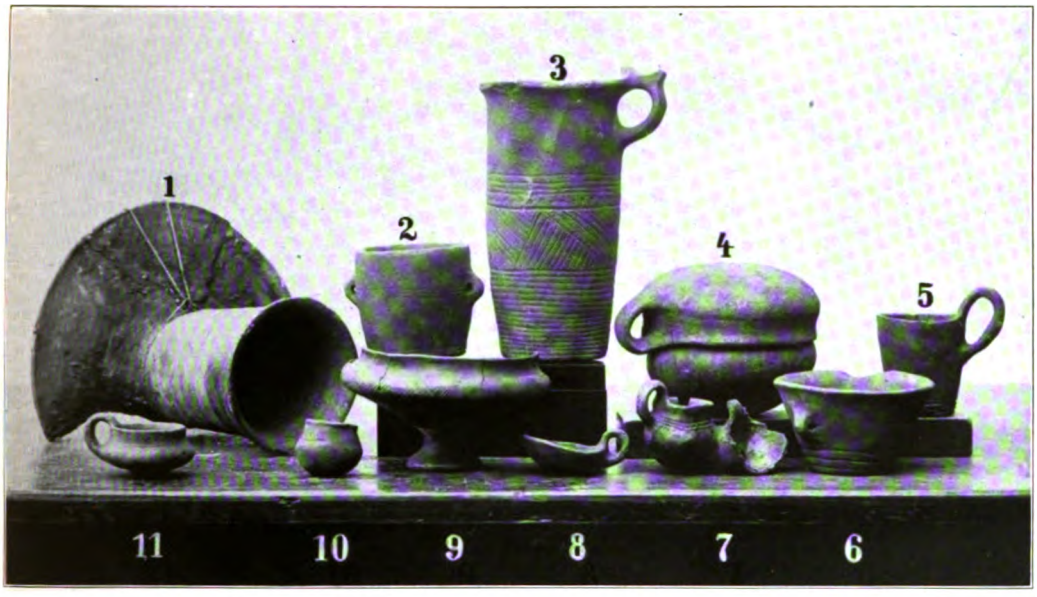


Abb. 1. (Verhältnis etwa 1 : 5.)

Abb. 2. (Verhältnis 1 : 2).

Digitized by Google

Digitized by Google

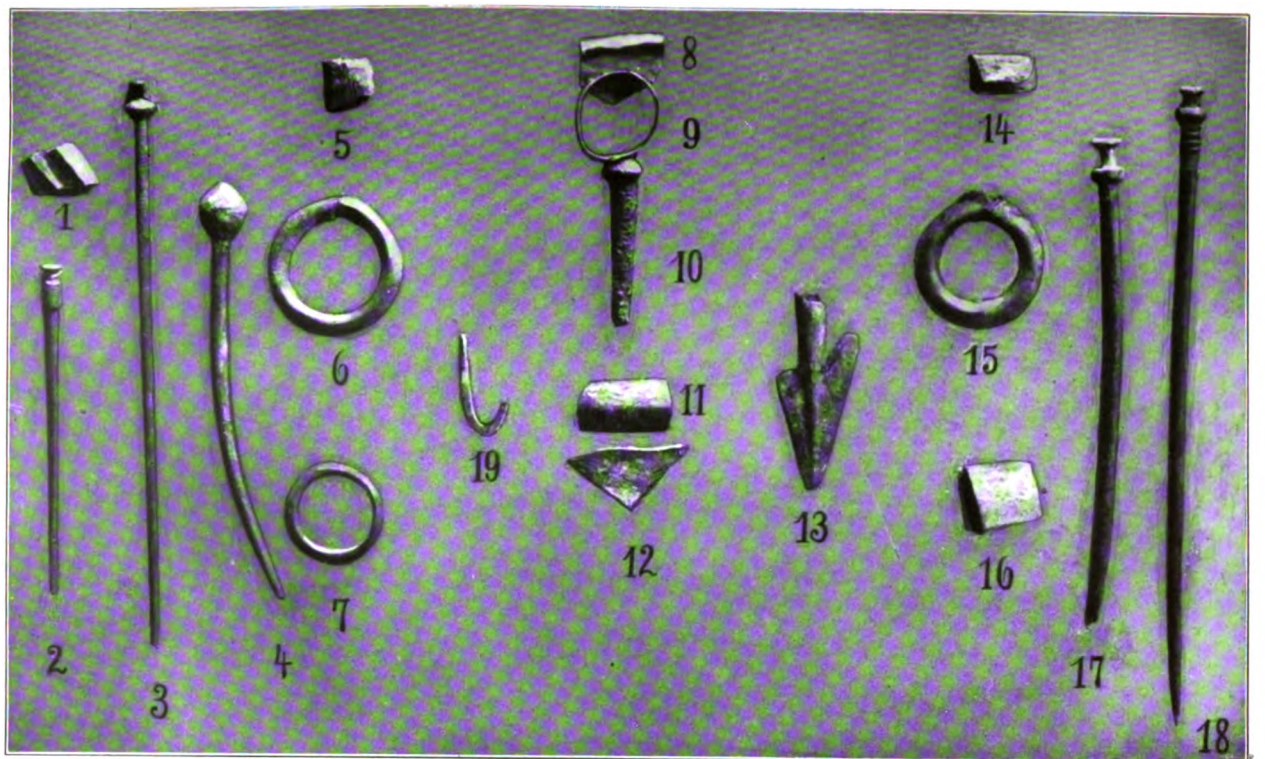


Abb. 3. (Verhältnis etwa 2:3).

Digitized by Google

Digitized by Google

Zum Schlusse kann ich ebenfalls mein Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß das umfangreiche und in seiner Reichhaltigkeit in Deutschland wohl einzig dastehende Gräberfeld illyrischer Kultur von Wilhelmshöhe nicht von Anfang an systematisch und nur von Kennern abgebaut worden ist. Sicherlich hätte sich dann noch manche interessante Beobachtung ergeben, auf die wir jetzt leider verzichten müssen, und statt der wir nun bloß auf Vermutungen angewiesen sind. Doch scheint immer noch nicht alles verloren, sondern noch manches zu retten zu sein. Möchte doch das Kaiser-Friedrich-Museum in Posen jetzt endlich, ehe es endgiltig zu spät ist, Schritte tun, um eine sachgemäße Ausgrabung der noch vorhandenen Reste herbeizuführen. Ich habe schon vor Jahren wiederholt diesbezügliche Vorstellungen erhoben. Denn das Museum würde damit nicht nur der Wissenschaft, sondern auch sich selbst die größten Dienste leisten!

Digitized by Google

Eine Germanen-Statuette aus Urmitz a. Rh.

(Museum zu Coblenz.)

Von A. Günther, Coblenz-Lützel.

Mit 2 Abbildungen im Text.

Im Januar 1911 erhielt ich von einem Schwemmsteinfabrikanten aus Urmitz eine kleine Bronzestatuette nebst 3 Mittelbronze-Münzen und einem linsenförmig geschliffenen Achat von 18 mm Durchmesser, die er auf seiner Fabrik etwas unterhalb des Dorfes Urmitz mit römischem Gefäß- und Leichenbrandresten zusammen gefunden hatte. Von den ziemlich gleich großen

Vorderansicht.

Urmitz a. Rh. Seitenansicht.

Münzen war nur eine gut erhalten und erkennbar, eine zweite durch Brand (Leichenbrand?) zerstört, die dritte — an und für sich schon stark abgenutzt — durch unlesbare Stempeleinschläge ganz undeutlich gemacht. Die gut erhaltene Münze ergab Caligula. Vorderseite: Kopf nach links mit Umschrift: Caes. Aug. Germanicus Pont. M . . . Rückseite: Sitzende Vesta zwischen S C und Unterschrift Vesta.

Digitized by Google

Die Statuette stellt einen völlig nackten Mann in kniender Stellung mit üppigem Haar und starkem Spitzbart dar. Der Kopf ist, wie in trotziger Haltung, leicht zurückgeworfen, die Hände sind auf dem Rücken kreuzweise übereinander gebunden. Das rechte Bein, dessen Fuß und unterer Teil fehlen, ist rechtwinkelig gebogen vorgesetzt, das linke in kniender Lage, mit Knie und Fußspitze den Boden berührend ausgestreckt. Die Ausführung zeigt im ganzen eine flotte Anlage, ist aber wenig ins einzelne behandelt und nachgearbeitet. Die Haare sind nicht gestrichelt, die flachen wulstartigen Erhöhungen an den Kopfseiten scheinen die Ohren andeuten zu sollen. Während die Nase ziemlich derb und kräftig vorspringt, sind Augen und Mund nur schwach angedeutet. Der Guß dürfte in einer sechsteiligen Stückform hergestellt sein. Die ziemlich sauber abgefeilten Nähte verlaufen über Kopf und Arm und den Beinen entlang. Auf der Unterseite des rechten Oberschenkels scheint das Gußloch gewesen zu sein, wo sich jetzt ein flacher Ansatz zeigt. Ein kleiner scheibenförmiger Ansatz auf dem linken Knie kann vielleicht zur Befestigung gedient haben oder es wird dort ein Luftloch gewesen sein. Die Höhe der Figur ist = 4,2 cm, das Gewicht = 23 g.

Die Verwendung des Figürchens ist nicht klar. Da der Unterteil des rechten Beines fehlt, so ist nicht festzustellen, ob es zur selbständigen Aufstellung bestimmt war. Zum Aufhängen sind keinerlei Vorkehrungen angebracht oder keine Spuren davon wahrzunehmen. Vielleicht bildete es auch den Teil einer Gruppe, etwa eines Tropäons (?).

Sind auch keinerlei charakteristische Merkmale vorhanden, die den Germanen sicher erkennen lassen, so spricht doch der ganze Typus mehr für einen Germanen als für einen Gallier (vgl. Schumacher, Germanen-Darstellungen, Mainz 1912).

Digitized by Google

Skelettgrab in Selnowo, Kreis Graudenz, Westpr.

Von Schulrat Dr. Kaphahn, Graudenz.

Mit 4 Abbildungen.

Beim Durchstich eines kleinen Hügels zum Zwecke eines Chausseebaues wurde ein einzelnes Skelettgrab gefunden. Die Gebeine einer Frau lagen von Norden nach Süden 1,20 m unter der lehmigen Erdoberfläche. Die Knochen waren noch fest, nur an den Enden einige davon schadhaft geworden. Als Beigaben fanden sich:

a) ein goldener Anhänger von sehr kunstreicher Arbeit. Die Photographie der Vorderseite (Abb. 1) ist einige Millimeter zu groß, die der Rückseite (Abb. 2) entspricht aber genau der natürlichen Größe.

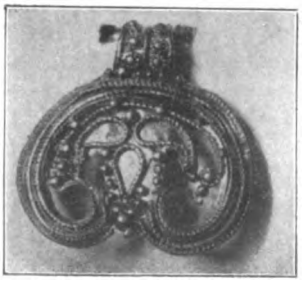


Abb. 1. Vorderseite.

Abb. 2. Rückseite. 1/1.

Selnowo: goldener Anhänger.

Digitized by Google

b) Ein silbernes Armband (Abb. 3) von sehr guter Arbeit, sehr ähnlich schon früher gefundenen Beigaben im Westpreußischen Provinzialmuseum und in dem Museum von Graudenz aus Rondsen und Maruschk.

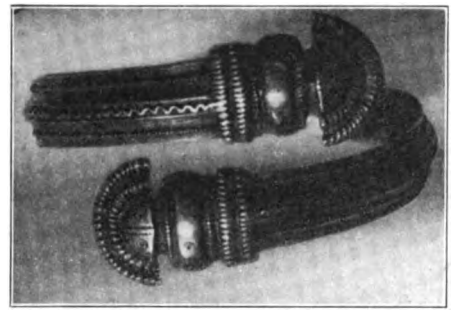


Abb. 3. Selnowo: silbernes Armband. 1/1.

c) Ganz eigenartig ist das zweite Armband (Abb. 4) mit Verschlußscheibe, ebenfalls aus Silber. Der eine Haken an der Verschlußscheibe ist so weit zugebogen, daß er festhält und doch beweglich bleibt; der andere Haken ist nach dem Anlegen an den Arm zuzuhaken.

Abb. 4. Selnowo: silbernes Armband. 1/1.

d) Eine 5 cm hohe doppelkonische Zeremonialurne war ebenfalls beigegeben. Weitere Nachgrabungen neben der Fundstelle hatten kein Ergebnis. Vielleicht ergibt die Ausbeutung der Kiesgrube in der Nähe neue Funde.

Digitized by Google

Digitized by Google

IV. Aus Museen und Vereinen.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.
Zweiggesellschaft Berlin.

1. Sitzungsberichte 1913.

Die Sitzungen des fünften Vereinsjahres 1913 fanden sämtlich im Großen Hörsaale des Königl. Instituts für Meereskunde statt.

In der **ersten Sitzung,** die Sonnabend den 1. März stattfand, wurde zunächst der Vorstand gewählt; es erfolgte Wiederwahl des bisherigen Vorstandes: Professor Kossinna, Professor Freiherr v. Lichtenberg, Archivrat Schuster als Vorsitzende, Sekretär Snethlage, Professor Paape, Rentier Busse als Schriftführer, Zahnarzt Seemann als Schatzmeister.

Dann folgten 3 Lichtbilder-Vorträge.

Zunächst hielt Dr. Walther Schulz, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Provinzialmuseum zu Halle a. S. einen Vortrag über „Kultstätten in der näheren und weiteren Umgegend von Halle a. S.". Diese Mitteilungen bezogen sich auf einige Kultstätten, deren Untersuchung vom Hallischen Provinzialmuseum in Angriff genommen worden ist. Zunächst wendete der Vortragende sich dem Kirchberge von Gutenberg (Saalkreis) zu, der sich in mehreren Terrassen erhebt. Von ihm stammen Funde der slawischen Zeit; in vorslawischer Zeit scheint er eine Kultstätte gewesen zu sein. Bei der Forschung nach solchen Stätten können manchmal Sagen einen Fingerzeig geben. So wird erzählt, daß vom Petersberge bei Halle ein Mönch verschiedene Dörfer durch unterirdische Gänge besucht, um hier das Vieh, besonders sein Lieblingsfohlen, zu pflegen. Bei einigen dieser Dörfer ist man tatsächlich auf unterirdische Gänge gestoßen, so auch auf dem Kirchberge von Gutenberg, ferner bei Krosigk (Saalkreis). Hier wurde der unterirdische Gang durch Museumsdirektor Dr. Hahne untersucht: er gehört zu den eigenartigen Lößhöhlen, die besonders häufig in Bayern und Österreich gefunden worden sind, und scheint eine Kultstätte des früheren Mittelalters gewesen zu sein. Das Provinzialmuseum hat ferner mit der Aufnahme einzelnstehender größerer Steine, an die häufig Sagen sich knüpfen, begonnen. Einige von ihnen soll der Teufel vom Petersberge aus geschleudert haben. Zum Schlusse sprach der Vortragende über die Trojaburgen, Labyrinthgänge, in denen ursprünglich die Befreiung der Sommerjungfrau aus der Gewalt des Winters gefeiert wurde (vgl. Mannus I, S. 306). In der Umgegend von Halle sind früher mehrere derartige Gänge vorhanden gewesen. Ein jetzt zerstörter bei Teicha (Saalkreis) soll im Jahre 1484 von einem Schäfer ausgestochen worden sein. Der noch erhaltene bei Steigra (Kreis Querfurt) am Unstruttal wird Schwedenring genannt, da die Schweden im dreißigjährigen Kriege ihn

Digitized by Google

angelegt haben sollen. Bemerkenswert ist es, daß das Dorfgasthaus von Steigra „Zum Ritter St. Georg" heißt, und daß bei der benachbarten Stadt Nebra, die den St. Georg im Wappen trägt, nach einer dortigen Sage St. Georg eine Jungfrau aus der Gewalt eines Drachen befreit hat.

Der 2. Vortrag des Abends galt ebenfalls neuen vor- und frühgeschichtlichen Funden aus dem Saalkreise. cand. archaeol. G. Krüger aus Halle a. S. besprach zunächst eine im Provinzialmuseum zu Halle a. S. befindliche, aber unbekannt gebliebene Hausurne von Zwintschöna (Saalkreis) und einige zu demselben Funde gehörige Gefäße. Die Hausurne ist dadurch interessant, daß sie die südlichste in Deutschland gefundene ist (s. jetzt die Veröffentlichung Mannus V, 325 ff.). Im Anschluß daran suchte der Vortragende den außerordentlichen Fundreichtum des kleinen Gebietes von Canena, Zwintschöna, Dieskau und Bruckdorf durch Vorführung einer Anzahl wichtigerer, jedoch noch unbekannter Funde zu veranschaulichen. Bekannt ist die Gegend bereits durch die beiden Bronzedepotfunde der Periode I der Bronzezeit. Kleinere, unbedeutende Bronzen der späteren Bronzezeit sind mehrfach gefunden. Interessant verspricht eine bei Canena gelegene, bereits in verschiedenen Kiesgruben angeschnittene, also recht ausgedehnte Ansiedlung zu werden, die der jüngeren Bronzezeit angehört. Mehrere Lichtbilder zeigten Lage und Aussehen angeschnittener Gruben und eingesammelte Fundstücke daraus. Wichtig ist der Fund eines Pferdeschädels in einer der Gruben, da bronzezeitliche Pferde bisher wenig festgestellt und untersucht sein dürften. Eine Grabung ist vorgesehen, doch hindert zurzeit die Bestellung der betreffenden Felder daran. Aus der vorrömischen Eisenzeit stammt neben der Hausurne das Bruchstück eines der bekannten, schwarzen, gedrehten Gefäße, wahrscheinlich der letzte, gerettete Rest eines Gräberfeldes.

In die Merowingerzeit führt uns ein reicher Grabfund, von dem leider die Fundumstände unbekannt geblieben sind. Es handelt sich offenbar um ein Männergrab; es enthielt die Reste einer Spatha, einen Schildbuckel, das Bruchstück der Schildfessel, ein Pferdegebiß, eine Bronze-Gürtelschnalle, 2 kleine Bronzedoppelknöpfchen, eine Anzahl kleine, runde Silberplättchen, die Reste einer Schmuckscheibe aus Gold oder Elektron, einen knöchernen Spielstein und den Scherben eines gläsernen Zipfelbechers (vgl. Stößen, Jahresschr. f. d. Vorgesch. IX, S. 78 Taf. XIIa). Außerdem sind die Trümmer eines Bronzeblechbeckens erhalten, wie sie z. B. in Weimar mehrfach gefunden worden sind; auch die Technik ist dieselbe.

Endlich ist auch die slawische Zeit durch Skelettgräber bei Bruckdorf vertreten. Ein kleines, sehr hübsches Gefäß wurde dem Hallischen Museum geschenkt. Im Anschluß an die typische Form und Verzierung desselben erläuterte der Vortragende den Unterschied, der in der Keramik der Slawen des Saalegebietes und der Slawen nördlich von der Saalemündung, in Brandenburg, Altmark, Mecklenburg und Teilen von Pommern besteht. Es handelt sich dabei um das X. Jahrhundert. Die slawische Keramik Thüringens und des Saalegebietes ist eng verwandt mit der Böhmens, dagegen bildet die der norddeutschen Slawen eine durchaus anders geartete, große Gruppe mit gelegentlichen Lokalfärbungen. Die Ausdehnung dieser Gruppe nach Osten hat Vortragender noch nicht feststellen können. Der Unterschied äußert sich weniger in der Gefäßform, als in den Ziermustern. An Hand einer Anzahl von Lichtbildern wurden die Merkmale der Verzierungen in beiden Gebieten erläutert. Besonders ist dabei zu betonen, daß das wagerechte Wellenband in der Ornamentik der nördlicheren Slawen im X. Jahrhundert eine durchaus untergeordnete Rolle spielt, während es im Süden stets herrschend war. Dagegen überwiegen im Norden geradlinige und andere, sehr charakteristische Ornamente, die, bis auf eine recht selten auftretende Ausnahme, wiederum im Süden vollständig fehlen. Dieser Unterschied von Nord- und Mitteldeutschland in slawischer Zeit dürfte wahrscheinlich auf einen Bevölkerungsunterschied hindeuten. Mit der Bearbeitung dieser Fragen ist der Vortragende beschäftigt.

Digitized by Google

In der folgenden Diskussion bemerkte Herr Professor Kossinna, daß bereits von sprachwissenschaftlicher Seite ein ähnlicher Unterschied zwischen nord- und mitteldeutschen Slawen festgestellt worden ist, und auf Grund sprachlichen Materials sogar Grenzlinien gezogen worden sind.

Den dritten und letzten Vortrag hielt Herm. Busse aus Wolterdorf über einen Gräberhügel aus der Bronzezeit bei der Giebsdorfer Mühle, Kr. Oberbarnim, denselben bedeutsamen Rundhügel, den der Vortragende den Mitgliedern der Gesellschaft bei dem schönen Ausfluge am 19. Mai 1912 zeigen konnte, als er bereits die darauf stehenden Bäume gefällt, die überlagernde Erdkruste entfernt und so den nackten Steinhügel bloß gelegt hatte (Mannus V, 134). Da inzwischen die sehr eingehende und wertvolle Abhandlung des Vortragenden über die vollständige Ausgrabung dieses Hügels erschienen ist (Mannus V, 249 ff. mit reichlichen Abbildungen), so genügt es, darauf zu verweisen.

Die **2. Sitzung** des Jahres, Donnerstag den 19. Juni, war ungewöhnlich stark besucht, hatten doch die beiden Vorsitzenden der Hauptgesellschaft Lichtbilder-Vorträge von hohem allgemeinen Interesse in Aussicht gestellt.

Zunächst sprach Generalarzt Dr. Wilke aus Leipzig über das Thema „Aus dem Reiche der vorgeschichtlichen Medizin". Mit Sicherheit, führte er aus, kann man sagen, daß eine ganze Anzahl von Krankheiten, die heute allgemein verbreitet sind, in vorgeschichtlicher Zeit nicht vorhanden waren, so z. B. die Masern. Dagegen darf man annehmen daß Pest und Cholera durch Muscheln, die vom Indischen Ozean eingeführt worden waren, im vorgeschichtlichen Europa bereits Eingang gefunden haben. Auch ist wahrscheinlich, daß manche Krankheiten verbreitet waren, die heute völlig unbekannt sind. Tuberkulöse Knochen, Knochengeschwülste und Gelenkerkrankungen sind mehrfach an archäologischen Knochenfunden festgestellt worden. Ebenso ist bekannt, daß man sich mit den allereinfachsten, nach heutigen Begriffen völlig unzureichenden Mitteln schon an schwierige Operationen wagte (z. B. Trepanationen, Schädeloperationen). Die interessanteste Frage ist für die Gegenwart die, wie man in jener grauen Vorzeit die Entstehung der Krankheiten begründete und welche Heilmittel man anzuwenden pflegte. Die Grundanschauung der vorgeschichtlichen Medizin war die, daß das Blut der Sitz der Seele sei, in erster Linie also stark durchblutete innere Teile wie Herz, Lunge und Leber. Das Trinken von noch rauchendem Blut, das Essen von noch zuckendem Fleisch, ferner die vorgeschichtlichen Funde von Herzdarstellungen in den Pyrenäen und in Ägypten, die weit verbreiteten Lungenopferungen des Nordens, sind Ausflüsse dieses Glaubens. Als Gestalt der Seele dachte man sich Tierformen: einen Vogel, einen Fisch, eine Maus; auf den archäologischen Darstellungen, die der Redner im Lichtbilde vorführte, war die Seele sogar mehrere Male als Ziegenbock dargestellt. Unser heutiger Storchglaube dürfte auf diese Wurzeln zurückzuführen sein. Aus dieser Auffassung heraus entstanden ferner die Mischfiguren, die abnormen Fabeltiere des Altertums. In Rußland ist noch heutzutage die Anschauung, das Mißgestaltete berge einen Dämon, so verbreitet, daß das russische Strafgesetzbuch einen besonderen Schutzparagraphen für abnorm gebildete Menschen enthält. Für außerordentlich heilkräftig hielt man in der ältesten Zeit alles, was der Mensch von sich gab, und zwar nicht nur die Ausdünstungen, den Atem, den Speichel, den Kot, sondern auch die Sprache. Übrigens zeigt die älteste Medizin auch manche ganz treffende Beobachtung. Während das ganze Mittelalter hindurch und noch bis in die neuere Zeit hinein die Flöhe im Volksglauben als die Verbreiter der Pest galten, hatte man schon im graueſten Altertum die Mäuse als Pestträger in Verdacht. So wurde bei den Griechen der pestpfeilentsendende Apollon hier und da als Maus dargestellt. — Die Krankheit, mit anderen Worten den bösen Dämon, suchte man entweder durch Opferzusagen zum Verlassen des Körpers zu bewegen oder durch einen stärkeren Dämon zu vertreiben. Diesen stärkeren Geist glaubte man in den verschiedensten

Digitized by Google

Mitteln zu finden, in Mitteln, denen man abergläubischerweise zum Teil noch heutzutage gewisse Heilwirkungen zuschreibt. So wandte man schon in den urältesten Zeiten das Bibergeil gegen Frauenleiden an (noch heute bei den Zigeunern); in Sachsen galt als unfehlbares Mittel gegen Epilepsie ein Hornspan vom Bock oder Hirsch. Die Luchskralle, der Pferdezahn, der Natterkopf, die Hasenpfote waren gleichfalls hochgeschätzt. Am verbreitetsten war aber der durchbohrte Hechtwirbel, der bis in die paläolithische Zeit nachgewiesen ist. Auch durchbohrte Knochenscheiben vom menschlichen Oberschenkel hat man gefunden. Das dürfte mit dem verbreiteten Aberglauben von der Möglichkeit von Geburten aus dem Oberschenkel zusammenhängen. Auch durch Lärminstrumente suchte man den Krankheitsdämon zu vertreiben. Ein anderes Mittel war, ihn in irgend einen anderen Körper zu bannen; z. B. Frauenleiden jeder Art in eine Kröte. Oder man weihte dem Dämon eine Nachbildung des kranken Gliedes und suchte die Krankheit so in den nachgebildeten Körperteil zu bannen. Die Früchte und das Laub der Eiche waren schon zur Pfahlbauzeit geschätzt als Mittel gegen Ruhr und Tiergifte, die Ebereesche in Westfalen gegen fliegende Drachen und Versiegen der Milch bei den Kühen, der Wacholder gegen alle möglichen Krankheiten bei Mensch und Tier. Hirsche opferte man dem Dionys, damit die Geisteskrankheit (mänadische Raserei!) weiche. Die Flecktyphusepidemie bekämpfte man, wie in zwei Fällen nachgewiesen ist, durch Menschenopfer. Allgemein verbreitet war in der Vorzeit die Angst vor der Wiederkunft der Toten. Die Leichenverbrennung war nichts als ein Mittel, um durch möglichst gründliche Vernichtung von Leib und Seele dies zu verhüten. Ebenso galten die Opfer bei der Bestattung ursprünglich dem Gestorbenen. Erst viel später verwandelten sich die Totenopfer in Gottheitsopfer."

Es folgte nunmehr eine kleinere Mitteilung von Studiosus Mötefindt (Leipzig) über „einen vorgeschichtlichen Friedhof bei Wernigerode", der tatsächlich ein frühgeschichtlicher war. Es gelang dem Vortragenden, 59 Gräber vor unverständiger Zerstörung zu schützen, der 60 andere Gräber beim Ausheben des Grundes für eine Sägemühle leider schon verfallen waren. Sie gehören wahrscheinlich dem 7. oder 8. Jahrhundert nach Chr. an, bezeugen also zu einer Zeit, da das heutige Wernigerode noch nicht bestand, eine Ansiedlung an seiner Stelle, vielleicht schon eine von Christen, da die im übrigen fast beigabenlosen Skelette die Arme über der Brust gekreuzt hielten. Die Bevölkerung war wahrscheinlich sehr arm, denn der Mehrzahl der Leichen fehlte sogar der Holzsarg; sie lagen ohne jede Umhüllung, etwa 80 cm tief, im trockenen Kies.

Den Schlußvortrag hielt Professor Kossinna über den Eberswalder Goldfund, wobei er in einer großen Zahl von Lichtbildern sämtliche germanischen Goldgefäße der Bronzezeit vorführte. Der anderthalbstündige Vortrag brachte alles wesentliche in der Weise, wie es in dem Buche des Redners dargestellt ist „Der germanische Goldreichtum der Bronzezeit. I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde" (Mannusbibliothek 12). Es mag daher hier der Hinweis auf dies Buch genügen.

Die **3. Sitzung,** Sonnabend den 8. November, wurde ganz eingenommen von einem mit zahlreichen Lichtbildern ausgestatteten Vortrag des Kgl. Baurats Professor Dr. Albr. Haupt aus Hannover: Das Holz als maßgebender Stoff germanischer Kunstbetätigung. Auch dieser Vortrag hatte eine große, völkisch interessierte Zuhörerschaft herbeigelockt und fand reichen Beifall. Im Inhalte deckte er sich ziemlich mit dem bei der Kölner Hauptversammlung gehaltenen Vortrage des Redners. Es sei darum auf den kurzen Auszug dieses Vortrags im Tagungsbericht verwiesen (Mannus VI, S. 85 ff.).

In ähnlicher Weise wurde bei der **4. Sitzung,** Sonnabend den 29. November, ein auch schon in Köln gehaltener Vortrag den Berlinern vorgeführt. Der frühere Leiter der Vorgeschichtlichen Abteilung des Lüneburger Museums, M. M. Lienau, sprach in eingehender und wissenschaftlich recht wertvoller Weise über seine langjährigen Gräberforschungen im ehemaligen Herzogtum Lüneburg, besonders über Megalith-

Digitized by Google

gräber. Der Vortrag ist unter Beigabe von 30 Tafeln, 1 Karte und mehreren Textabbildungen soeben als Nr. 13 der von Professor Kossinna herausgegebenen Mannusbibliothek erschienen und führt den Titel: Über Megalithgräber und sonstige Grabformen der Lüneburger Gegend. — Der Vorsitzende, Professor Kossinna, beglückwünschte den Redner zu den Erfolgen seiner wissenschaftlichen Tätigkeit in Lüneburg, die er nun dort abgeschlossen habe, und spricht die Hoffnung aus, daß die neue Wirksamkeit im Großherzogtum Oldenburg, die durch seine Vermittlung dem Vortragenden eröffnet worden sei, ebensolche reichen Früchte zeitigen möge. **G. Kossinna.**

2. Ausflug nach Eberswalde und Freienwalde.

Sonntag den 1. Juni fand der Sommerausflug der Gesellschaft statt, der den beiden Hauptorten des Kreises Oberbarnim, Eberswalde und Freienwalde, gewidmet war. Die Beteiligung am Ausfluge war eine sehr starke.

Man fuhr zunächst nach Eberswalde und von dort auf bereit gehaltenen Wagen nach dem in der wissenschaftlichen Welt so berühmt gewordenen Messingwerk, um dort unter Führung und Erläuterung des Vorsitzenden, Professor Kossinna, den herrlichen Goldschatz zu besichtigen, der infolge liebenswürdigen Entgegenkommens der Firma Hirsch ausnahmsweise zu dieser Stunde allein für die Gesellschaft zugänglich war. Kaum eine halbe Stunde hatte diese Augenweide gewährt, als die Rückfahrt der Teilnehmer nach Eberswalde eintreten mußte, um von hier mit der Bahn rechtzeitig nach Freienwalde geführt zu werden. Dort wurden sie von den Herren Stadtrat Dr. Siddicke, Scheffler und dem berühmten märkischen Dichter Viktor Blüthgen empfangen und nach dem Hotel Demuth geleitet.

Herr Dr. Siddicke führte hier in einem mit Lichtbildern überaus reich ausgestatteten Vortrage die ganze Vorgeschichte Oberbarnims vor, soweit sie in dem trefflichen kleinen Museum durch Funde dargestellt wird. Während die Steinzeit nur recht karg vertreten ist, zeigt sich die Bronzezeit desto reicher. Und zwar begegnet uns sowohl die germanische Kultur, obwohl nur spärlich, da nur das Gebiet westlich der Oder noch in den germanischen Bereich fällt: so mit den schönen Depotfunden von Heegermühle (Periode III) und von Altrüdnitz (Halsringe, getriebener Bronzedeckel, vergoldetes Armband, goldener Eidring: Periode V); als auch die illyrische (fälschlich Lausitzer genannte) Kultur, deren ältester Vertreter der interessante Depotfund von Bärwalde ist. Sehr reich vertreten sind dann die Urnen-Gräberfelder der jüngeren illyrischen Kultur mit ihren schön geformten und zum Teil auch ansprechend verzierten Tongefäßen und ihrem so geringen Vorrat an Bronzebeigaben; ihre Fundorte sind Freienwalde, Altgaul, Altglütze, Zellin, Ratsdorf, Althüttendorf u. a. — Aus der späteren Latènezeit stammt das durch Schefflers Veröffentlichung bekannt gewordene Urnenfeld von Altranft mit schönen Waffenfunden; aus der Kaiserzeit ein reich ausgestattetes Kriegergrab von Hohenwutzen. Auch der Wendenzeit und dem anschließenden deutschen Mittelalter waren einige Lichtbilder gewidmet.

Zum Schluß zeigte der Vortragende den am Morgen besichtigten Goldschatz vom Messingwerk in einem Gesamtbilde und hieran schloß sich eine Aussprache über den Goldschatz. Nach deren Schluß begründete Professor Kossinna in längeren Ausführungen seine eigene (jetzt allenthalben bekannte) Ansicht, daß der Schatz um die Mitte der 4. Bronzezeit-Periode, d. h. um 1100 oder spätestens ins 11. Jahrhundert vor Chr. zu setzen sei, daß die Goldschalen Kultgefäße gewesen seien und nicht Trinkbecher, wie von Laienseite behauptet worden ist, und endlich daß die Goldsachen, insonderheit die Gefäße, durchaus einheimische germanische Arbeit seien, ebenso wie die übrigen 58 fast ausschließlich auf germanischem Boden gefundenen ähnlichen Goldschalen.

Digitized by Google

Nachdem man sich durch ein treffliches Mittagsmahl gestärkt hatte, folgte die Besichtigung der im schmucken Neubau des Städtischen Museums untergebrachten Vorgeschichtlichen Sammlung des Geschichtsvereins von Oberbarnim, darauf auch der kleinen, aber nur in ausgewählt schönen Gefäßen bestehenden Sammlung des Herrn Amtsgerichtsrats Tummeley (Funde aus Wilhelmshöhe bei Usch, Kr. Kolmar in Posen: s. Mannus V, 319 ff. mit Tafeln). Ein schöner Spaziergang führte dann die Teilnehmer in den Kurpark, unter dessen herrlichen Bäumen der lang ersehnte Kaffe eingenommen wurde. Man besichtigte dann noch die neuen Anlagen der Moor- und Eisenbäder, um mit einem Gang auf das alte Kgl. Schloß, jetzige Villa des Dr. Rathenau, deren innere Einrichtung im Geschmacke der Zeit vom Anfang des 19. Jahrhunderts gehalten ist, die lange Reihe der Besichtigungen des Tages abzuschließen. Einige Stunden Rast in einem Garten nahe dem Bahnhofe — und man befand sich wieder auf der Fahrt nach Berlin. Außer den dankbar anerkannten Bemühungen des Herrn Dr. Siddicke hatte auch das herrliche Wetter viel zum schönen Gelingen des Ausfluges beigetragen. **G. Kossinna.**

3. Besichtigung des vorgeschichtlichen Gräberfeldes bei Diensdorf am Scharmützelsee, Kreis Beeskow-Storkow, Provinz Brandenburg, und eine Ausgrabung auf demselben.

In der Sitzung der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte am 18. Juni 1913 machte ich die Mitteilung, daß ich seit geraumer Zeit bei Diensdorf-Radlow am Scharmützelsee ein Gräberfeld untersuche, welches Beisetzungen aus allen Perioden der jüngeren Bronzezeit enthält. Es sind bisher etwa 100 Gräber ausgehoben, die mehrere hundert Tongefäße, einige Steingeräte, Spiralen, Ringe, Nadeln aus Bronze und sogar eine Spirale aus Gold ergaben. Gleichzeitig lud ich zu einer Besichtigung des Gräberfeldes und zu einer Ausgrabung ein, die am Freitag den 27. Juni nachmittags stattfinden sollte.

Am genannten Tage hatten sich in Fürstenwalde an der Spree 9 Mitglieder unserer Gesellschaft, worunter auch der Vorsitzende, Herr Professor Kossinna, sowie drei Herren von der Anthropologischen Gesellschaft eingefunden. Hier wurde eilig der Kaffe getrunken und dann mit der Kleinbahn nach Pieskow gefahren. Von hier mit Motorboot nach Diensdorf, wo wir von den Schülern und Lehrern des Scharmützelsee-Pädagogiums erwartet wurden, die sich uns anschlossen. Durch eine schon ausgebeutete Kiesgrube, in der bereits früher Brandgräber gefunden worden sind, gingen wir in einigen Minuten zu einem erhöhten Gelände, das östlich zum Scharmützelsee abfällt. Auf dem sogenannten Schinderberg, auf dem ich im Jahre 1894 die ersten Anzeichen von vorgeschichtlichen Gräbern entdeckt habe, gab ich den Anwesenden inmitten zahlreicher Steinhaufen, die aus den Steinen bereits ausgehobener Gräber errichtet waren, die nötigen Hinweise. Ich bemerkte, daß ich durch verschiedene Umstände, namentlich durch die Auffindung eines Hügelgrabes mit 17 Gefäßen (bei denen 9 mit Buckeln), im benachbarten Radlower Walde zu der Vermutung kam [1]), daß sich das Gräberfeld in demselben fortsetze. Eine Untersuchung im Walde wurde mir damals jedoch nicht gestattet. Erst als im Januar 1913 die Berliner Landbank das Rittergut Radlow erwarb, zu dem der Wald gehört, erhielt ich in entgegenkommendster Weise die Erlaubnis zu meinen jetzigen Arbeiten, zu denen ich bisher etwa 30 Tage verwendet habe. Dies Gräberfeld weicht insofern von den bekannten Urnenfeldern ab, als hier die Gräber in größeren und kleineren Gruppen beisammen liegen. Jede Gruppe enthält ältere Hügelgräber, die einen Durchmesser von 5—6 Meter haben, daran schließen

[1]) Veröffentlicht in der Zeitschrift für Ethnologie 1909 S. 690—97.

Digitized by Google

sich Gräber mit Steinpackungen an und zuletzt folgen Flachgräber mit wenig oder ganz ohne Steindeckung. Die letzteren enthielten gewöhnlich die meisten Bronzebeigaben. Ich schließe daraus, daß wir es hier mit Sippen- oder Familiengräbern zu tun haben, doch muß die endgültige Begutachtung der abgeschlossenen Untersuchung vorbehalten bleiben. Man sieht, wie angebracht es war, daß ich dies Gräberfeld stets im Auge behielt, denn im Walde wird jetzt aus mehreren Gruben Kies gefahren und dabei ist es nicht zu vermeiden, daß die Gräber zerstört werden.

Nach diesen Erläuterungen schritten wir zu der vorbereiteten Ausgrabung. Eine von der oberen Kulturerde befreite, noch gänzlich unberührte Steinpackung enthielt zwei Beisetzungen in zwei zerdrückten terrinenförmigen Urnen, Bruchstücke von Deckschüsseln und fünf Beigefäße, die Dreieck- und Punktverzierungen zeigten. Die anwesenden Mediziner und Anthropologen stellten fest, daß der Leichenbrand, der sich in den beiden Urnen befand, jugendlichen Personen angehört haben müsse. In einem zweiten Grabe, von dem bereits zum Teil die Steinpackung entfernt war, konnte die Schichtung der Steine, auch die kistenförmige Lage der unteren Steine, zwischen denen 5 Gefäße standen, sehr gut beobachtet werden. Fast alle Gefäße waren reich verziert und ihr guter Erhaltungszustand wurde allgemein bewundert. Ich erklärte, daß das nicht immer der Fall sei und hier angenommen werden müsse, da die Gefäße ausnahmsweise sehr tief (150 cm) liegen, daß sie vom Frost verschont geblieben, auch durch die gut erhaltene Lage der Steine geschützt worden sind. Herr Professor Kossinna wies die beiden Gräber der 4. bis 5. Periode der Bronzezeit zu, also dem 11.—9. Jahrhundert vor Christi Geburt.

Nunmehr mußten wir an den Aufbruch denken. Mit unserem Motorboot fuhren wir nach Saarow, wo zu Abend gegessen wurde, und gegen 9 Uhr mit der Bahn nach Berlin.

Alle Teilnehmer des vom Wetter so begünstigten Ausflugs waren höchst befriedigt von dem in den wenigen Nachmittagsstunden Gesehenen und Gehörten.

Hermann Busse.

Digitized by Google

V. Bücherbesprechungen.

Maurus Horst, Die „natürlichen" Grundstämme der Menschheit. Heft 12 der „Beiträge zur Rassenkunde". Hildburghausen 1913. Thüringische Verlagsanstalt. 1 Mark einschließlich „Nachträge".

Wer sich mit „Menschenkunde" beschäftigt, der konnte seit vielen Jahren beobachten, wie zwar jede Möglichkeit der Abstammung der Menschen von den bekannten „Großaffen" noch immer mit größter Beflissenheit abgeleugnet wurde, wie aber dabei deren körperliche sowie seelische „Einzeleigenschaften" immer eingehender und sorgfältiger studiert und schließlich fast ausnahmslos „vergleichsweise" beigezogen wurden. So sah es jeder Einsichtige zuletzt wie selbstverständlich kommen, daß man von diesen „Vettern" selbst, d. h. begreiflicherweise von ihren vorzeitlichen „Stammformen" ausgehend, die Menschen-Ableitung versuchte. Freilich eine „Schutzwand" errichtete man noch stets zwischen sich und den „Gehaßten"; es durfte nur ein „gemeinsamer Vorgänger sein," der das Wunder vollbrachte. Er durfte noch keine „Langarme", riesigen „Eckzähne" und „Scheitelkämme" oder derartige wild-tierische Besonderheiten der heutigen Großaffen zeigen, er mußte viel „menschenähnlicher" sein. Eine Sachlage, die es leider aber sofort mit sich brachte, daß man einerseits bis zu den höchst entfernt „handähnlichen" Pratzenfährten der Urmolche, andererseits bis zur kontroversen Erfindung „äußerst menschenähnlicher Ursäuger" sich verstieg, von denen abwärtsschreitend dann alle niederen Säugetiere (mit dem absurden Schlagworte: „Der Affe kommt vom Menschen her") abzuleiten sein sollten! Daß nun der bekannteste Ur-Menschenaffe, der schimpanseartige Dryopithekus Mittel-Europas einen menschlich-kurzen Oberarm, der frühgibbonartige Propliopithekus Nord-Ägyptens kleine Eckzähne, der pavianartige Cynocephalus fossilis Nordindiens sicherlich noch keinen gorillaartigen Scheitelkamm besaß, übersah man gänzlich — so mußte die Entdeckung, daß der gesuchte Vorgänger längst bekannt und nur „verkannt" war, erst gemacht werden! Niemand hatte dieses alles besser vorausgesehen, als der Anatom Karl Vogt (seit 1852/63) und sein gelehriger Kollege Schaaffhausen (1857/66), zumal nach dem der Höhlenforscher Fuhlrott den so primitiven Neandertaler Urmenschen (1886) entdeckt und beschrieben hatte. Namentlich die Erstgenannten bezeichneten denselben sachverständig sofort als eine solche notwendige „Übergangsform" vom Großaffen zum Menschen; aber alle mußten genau 50 Jahre auf schließliche Anerkennung warten. Erst in unseren Tagen wird sie ihnen völlig zuteil: Das so hochgehaltene biblische Dogma von der „Arteinheit" der Menschen konnte verlassen werden, nachdem 1906/07 O. Hertwig und G. Steinmann kühn der durchgreifenden „Vielstämmigkeits"-Lehre oder Polygenetik der Lebewesen und anschließend der aller Säuger und Menschen Bahn gebrochen hatten. Jetzt konnte Sergi seit 1908, Melchers und Klaatsch seit 1910 und obenbezeichneter Autor seit 1913 mit entsprechenden „Theorien" hervortreten: Sergi ließ alle Menschen mit den

Digitized by Google

„Großaffen der 3 Alterdteile“ gemeinschaftlich entstehen; Klaatsch wandte sich einer zweiteiligen (später nur flüchtigst dreiteiligen) Gruppierung derselben nach den „östlichen“ und „westlichen Großaffen“ (mit „Urgibbon“ für alle) zu; Melchers versuchte Ableitung von den neuerdings anerkannten „4 menschenähnlichen Affen“, einschließlich des unreifen kleinen Gibbon auch für Großmenschen. Horst war der Erste, welcher die „3 Großaffenstämme“ für die „Großmenschen“ und die 3 diesen vorausgehenden und verwandten „Halb-Menschenaffen“ (nach Art des Gibbon) für die „Zwergmenschen“ vorschlug; der ferner für die sämtlichen „Abstufungen“ derselben die Eiszeiten als genau „koinzident“ erwies; der endlich das erste Auftreten des Halbmenschen damit ins Pliozän oder „Endtertiär“ verlegte, womit auch die wirklichen Fortschritte der „künstlichen Werkzeuge“ des Urmenschen übereinstimmen. So ists jetzt nur noch eine Aufgabe der „beschreibenden“ Anthropologie die körperlichen, seelischen und kulturellen Belegstücke der Ur- und Kulturmenschheit im Einzelnen zu erforschen und darzustellen. Auch die aktuellen Rassenfragen, die alte „Neger“-, „Mongolen“- und „Europäer“-Frage, die wichtige „Arier“- und die politisch gewichtige künftige „Lettoslaven“-Frage, alle werden durch diese Schrift endgültig aufgehellt. So kann dieselbe bei ihrer allgemeinverständlichen Abfassung jedem Freunde der „Menschenkunde“ bestens empfohlen werden! —

Kassel. Dr. Hans Tittmann.

Anmerkung des Herausgebers. Wir haben der oben abgedruckten, unverlangt eingesandten Besprechung des Horstschen Buches Raum gegeben, können jedoch die begeisterte Zustimmung des Herrn Tittmann zu den Aufstellungen des Herrn Horst uns nicht zu eigen machen.

R. R. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands. 283 S. gr. Quart, 140 Textabbildungen, 47 Lichtdrucktafeln. (Schweizerbartscher Verlag, Nägele und Dr. Sproesser in Stuttgart, 1912.) Unter Mitwirkung von E. Koken und A. Schliz.

Das Werk gliedert sich in drei oder vier Abschnitte: In einen archäologischen von R. R. Schmidt, in einen geologisch-paläontologischen von E. v. Koken und in einen anthropologischen von A. Schliz. Am Schlusse gibt Schmidt eine chronologische Zusammenfassung.

Schmidt bespricht eingangs die Eolithenfrage, zuerst mit Bezugnahme auf Westeuropa, dann auf Deutschland. Er kommt bei vorsichtiger Abwägung aller für und gegen sprechender Gründe im allgemeinen zu einer Ablehnung der Eolithen, wenngleich er natürlich das Bestehen vorpaläolithischer Kulturen nicht in Abrede stellt. Schmidt ist mit dem Großteil der besonnenen Forscher der Anschauung, daß „eine sichere Anerkennung der weit zurückliegenden vorpaläolithischen Eolithen erst dann verlangt werden kann, wenn menschliche Reste mit diesen einwandfrei nachgewiesen werden können“. Der Erörterung der Eolithenfrage läßt der Verfasser das Hauptkapitel seines Werkes „Die ältere Steinzeit Deutschlands“ folgen. Durch die Zerlegung des deutschen Fundgebietes in vier Fundgruppen, welche durch die geographische Verteilung der Fundplätze gerechtfertigt erscheint, wird die Übersichtlichkeit wesentlich gefördert. Der Verfasser beginnt mit der „schwäbisch-süddeutschen Fundgruppe“, da diese „die gründlichste stratigraphische Erforschung gefunden“. Von den zahlreichen Fundstellen dieser Gruppe kommt dem Sirgenstein die größte Bedeutung zu wegen seiner reichen Abfolge der Kulturen vom Primitiv-Mousterién bis zum Spät-Magdalénien. Als wertvolle Ergänzung tritt dem prächtigen Sirgensteinprofil das Profil der großen Ofnet mit seinem durch eine einzigartige Schädelbestattung ausgezeichneten Azilien-Tardenoisien-Niveau zur Seite. Zeitlich weiter zurück als diese Gruppe von Funden führt die „südwestdeutsche Fundgruppe“.

Digitized by Google

Als wichtigster Fundplatz darf hier die Lößstation Achenheim bei Straßburg gelten. Sie reicht mit ihren allerdings spärlichen Funden aus dem älteren Löß mindestens bis in das Acheuléen zurück, so daß man hier die schon von D. Commont bei St. Acheul erkannte Gleichzeitigkeit der älteren Lößbildung mit dieser Kulturstufe auf deutschem Boden bestätigt findet.

Das Mousterien liegt in Achenheim auf der Verlehmungszone des älteren Lösses, das Aurignacien fällt mit einer Verlehmungszone zusammen, welche ungefähr mitten im jüngeren Löß zieht und die ich vom Rhein bis nach Osteuropa nachweisen konnte, wie ich auf dem internationalen Kongreß in Genf im September 1912 darlegte. Der über diesem, von mir „Göttweiger Verlehmungszone" genannten Laimen lagernde Löß war in Achenheim bisher fundleer. Sein archäologisches Äquivalent liegt aber in den Funden von Munzingen bei Freiburg i. B. vor. Schmidt deutet diese als „zweifelloses Hoch-Magdalénien", und zwar auf Grund des archäologischen, fauniſtischen und stratigraphischen Befundes. Mit Rücksicht auf die große Bedeutung, welche dieser Entscheidung des Verfassers für sein Urteil über den Alterszusammenhang der archäologischen, geologischen und paläontologischen Erscheinungen des Quartärs zukommt, ist es wohl am Platz, sich mit dieser Altersbestimmung etwas eingehender zu befassen.

Die archäologischen Funde aus dem jüngeren Löß von Munzingen zeigen, wie ich schon mehrmals betont, gar keine Formen, welche aus dem Typenkreis des Jung-Aurignacien herausfallen; dies gilt sowohl von den Stein- als auch von den Beingegenständen. Man dürfte da höchstens sagen, diese Funde könnten Magdalénien sein, müßte aber beifügen, daß für diese Stufe typische Geräte hier gänzlich fehlen. Wenn der Verfasser aber hier sogar eine bestimmte Phase des Magdalénien erkennt und auf Hoch-Magdalénien einstellt, so kommt dies offenbar daher, daß er einer der wenigen vom Schicksal auserwählten Diluvialprähistoriker ist, die mit den west- und mitteleuropäischen Lößfundplätzen vertraut sind und daher allein imstande sind, das Magdalénien im jüngeren Löß zu erkennen (vgl. S. 108). Da muß ich freilich offen gestehen, daß mir eine solche feine Unterscheidungsfähigkeit, eine so intime Vertrautheit mit der Typologie der paläolithischen Industrien völlig mangelt. Sehen wir uns indes die übrigen Stützen des „Hoch-Magdalénien" von Munzingen an!

Bezüglich der Fauna habe ich schon 1909 darauf verwiesen, daß die Armut der Fauna von Munzingen (nur Ren) lediglich auf die Armut des vorhandenen Knochenmateriales zurückzuführen ist, aber keinen Rückschluß auf die gleichzeitige Fauna überhaupt gestattet, welche Ansicht in vorliegendem Werke auch Koken ausspricht (S. 201). Daher erscheint auch Schmidts Hinweis auf einen Altersunterschied zwischen den Faunen von Rhens-Metternich und Munzingen unangebracht. Daß aber der stratigraphische Befund die Kulturschichte Munzingens in völliger Übereinstimmung mit den zahlreichen österreichischen Lößfundschichten erscheinen läßt, die ausnahmslos dem Aurignacien und frühesten Solutréen (Font Robert-Kultur) angehören, habe ich unlängst in meiner Abhandlung „Die Chronologie des jüngeren Quartärs" dargelegt. Bei der je nach der Örtlichkeit verschiedenen Mächtigkeit der oberen Abteilung des jüngeren Lösses versteht es sich von selbst, daß an und für sich gleichalte Kulturschichten je nach örtlichen Umständen innerhalb des gegebenen Spielraumes verschieden hoch lagern können. Mithin gibt uns auch die Stratigraphie kein Recht, Munzingen als Magdalénien zu bezeichnen. Dazu kommt noch etwas, was dieses Magdalénien sehr bloßstellt: Wenn man nämlich mit Schmidt die Bildung des oberen Abschnittes des jüngeren Löß dem Magdalénien zeitlich gleichstellt, an der Basis aber das Jung-Aurignacien liegt, so muß man sich doch vor allem fragen, wo dann eigentlich das Solutréen liegen soll, dessen Dasein in Deutschland durch die Sirgenstein- und Ofnet-Funde verbürgt ist. Dazu kommt weiters, daß, wie Schmidt jetzt selbst zugeben muß, im östlichen Europa nur Aurignacienstationen vorliegen und gerade ihre Schichten den jüngeren Löß bis in seine obersten Teile durchziehen. Denn in Österreich liegt das Jung-Aurignacien oft nur

Digitized by Google

1—2 m unter der Oberfläche des jüngeren Lösses, genau so wie in Munzingen. Das sagt doch, daß im östlichen Europa die Lößbildung während des jüngeren Aurignacien und ältesten Solutréen geendet hat. Berücksichtigt man nun meinen jüngst erbrachten Nachweis der vollständigen Übereinstimmung des Lößaufbaues in Österreich mit dem in Westdeutschland, so muß man unter der durchaus berechtigten Voraussetzung einer jeweilig einheitlichen Kulturbedeckung Europas auch vom oberen Teil des jüngeren Lösses am Rhein eine in das Jung-Aurignacien fallende Bildungszeit annehmen. Hätte Schmidt Recht, müßte aber die Lößbildung in Österreich beträchtlich früher (schon im Jung-Aurignacien) aufgehört haben als am Rhein, wo sie sogar noch nach dem Hochmagdalénien andauern soll. Bei der geographischen Lage der beiden Gebiete würde man das Gegenteil noch eher begreifen: Eine längere Dauer der Lößbildung in Österreich entsprechend der mehr festländischen Lage dieses Landes. Indessen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Lößbildung in Europa überall gleichzeitig stattfand und endigte. Da Schmidt doch auch nicht annehmen kann, daß zu gleicher Zeit in Munzingen die Magdalénienkultur und z. B. in Willendorf die Aurignacienkultur herrschte, so muß, da das Aurignacien im obersten Löß Österreichs unbestritten ist, Munzingen ebenfalls Aurignacien sein. Ich möchte an diese Bemerkungen über Munzingen die Bitte an die rühmlich bekannte und erfolgreiche naturforschende Gesellschaft in Freiburg i. B. knüpfen, eine systematische Ausgrabung der Kulturschichte von Munzingen zu veranstalten, um eine dauernde Heilung der heute so stark um sich greifenden Lößmagdalénien-Manie herbeizuführen.

Innerhalb der Rheinisch-westfälischen Fundgruppe kommt größere Bedeutung lediglich den beiden Höhlen des Kartsteins, dann der Wildscheuer und der freien Station Andernach zu. Was den letzteren Fundplatz betrifft, ist es unrichtig, ihn als Lößstation zu bezeichnen. Seite 89 muß der Verfasser selbst gestehen, daß die Kulturschichte im verlehmten jüngeren Löß lagerte; „die genaue Tiefenlage der Andernacher Funde im Lößlehm wissen wir nicht". Da der Verfasser Munzingen und Andernach ins Hoch-Magdalénien stellt, so ergibt sich ein Unterschied der vertikalen Lagerung von ein paar Meter für dieselbe Stufe des Magdalénien, welchen Unterschied der Verfasser durch die schnelle Lößbildung erklären will. Tatsächlich ist, wie ich gezeigt, Munzingen überhaupt kein Magdalénien und die Lagerung des Magdalénien von Andernach beweist, daß diese Kultur jünger ist als die jüngste Lößabteilung. Nach der von Schmidt in bezug auf Andernach angewendeten Methode ließe sich die Lößbildung bis in die Neuzeit hinein nachweisen, da in der verlehmten oberflächlichen Partie oder im umgelagerten Löß — oft mehrere Meter tief, Funde sämtlicher Kulturstufen seit dem Magdalénien anzutreffen sind. Es ist somit Andernach aus der Reihe der Lößstationen auszuschalten. In Schmidts Erklärung des Alters des Lösses liegt eine der Fehlerquellen für seine Quartär-Chronologie. Welche Tragweite der Verfasser seinem typischen Hoch- und Spät-Magdalénien in der oberen Abteilung des jüngeren Löß beimißt (Munzingen wäre, selbst wenn es Magdalénien wäre, alles eher als typisch!), geht aus der Folgerung des Verfassers S. 92 hervor: „Damit ist zugleich bewiesen, daß die gesamten jungpaläolithischen Kulturen der Ablagerungszeit des jüngeren Löß angehören. . . . Das Spätmagdalénien fällt an das Ende der Ablagerungszeit des jüngeren, postglazialen Lösses. Mit dem Ausgang der Lößzeit verlassen die arktischen Tiere die mitteleuropäischen Gebiete; mit diesem bedeutsamen geologischen Wendepunkt erlischt auch allmählich die Kultur der älteren Steinzeit. Mit dem Abschlusse der Lößzeit schließt für uns die Geschichte der diluvialen Vorzeit; im Azilien betreten wir bereits die Schwelle zu unserer gegenwärtigen erdgeschichtlichen Ära." Wie die Begründung, so sind auch diese Folgerungen des Verfassers vollständig unzutreffend. Die ältere Steinzeit ragt gewiß mehrere Jahrtausende über das Ende der Lößbildung hinaus. Die arktische Tierwelt verläßt nicht mit dem Ausgang der Lößzeit die mitteleuropäischen

Digitized by Google

Gebiete, sondern die Mikrofauna bricht in ihrer großen Menge erst nach beendeter Lößablagerung ein, daher liegt sie nicht im Löß, sondern ebenso wie das Magdalénien auf dem Löß. Lediglich die ersten Vorboten der Eiszeit finden sich im obersten Löß, wie z. B. myodes torquatus in Predmost. Das stimmt sehr gut mit der Zeitstellung, die ich dem oberen jüngeren Löß am Ende des Riß-Würm-Interglaziales einräume, überein. Wenn für Schmidt mit dem Abschlusse der Lößzeit die Geschichte der diluvialen Vorzeit abschließt, so hätte er Solutréen und Magdalénien nicht mehr behandeln dürfen.

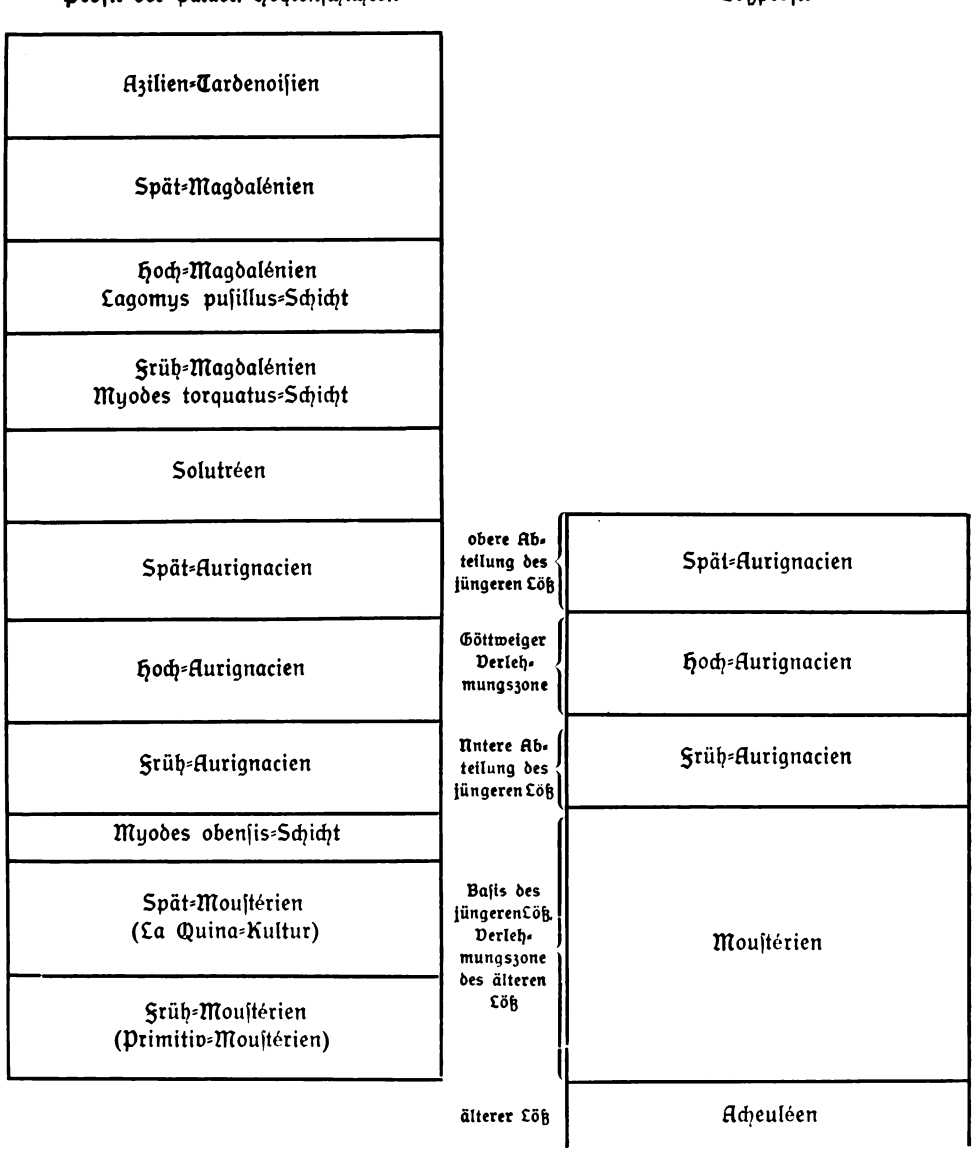
In der norddeutschen Fundgruppe kommt die weitaus größte Bedeutung den sehr altertümlichen Stationen des Ilmtales, Weimar, Taubach und Ehringsdorf zu. Der Verfasser stellt diese seit fast 40 Jahren bekannten und im Verlaufe dieser Zeit in fast alle paläolithischen Kulturstufen versetzt gewesenen Funde in Übereinstimmung mit mir in das Acheuléen. Unzutreffend ist aber wieder seine Parallelisierung dieser Kulturstufe mit dem Riß-Würm-Interglazial, an der man schon den Einfluß Schmidts unrichtiger Altersbestimmung des jüngeren Löß merkt. Das Acheuléen fällt, wie ich zu Weimar 1912 begründete, in das Mindel-Riß-Interglazial und nicht in das Riß-Würm-Interglazial. Die wichtigsten Ergebnisse seiner Untersuchungen in Deutschland faßt der Verfasser im Kapitel „Die stratigraphischen Grundlagen und die Entwicklung der älteren Steinzeit Deutschlands" zusammen. Wie die Darstellung der Schichtenfolge S. 107 zu verbessern ist, geht aus dem oben Gesagten hervor: Im jüngeren Löß Deutschlands ist kein Platz für das Solutréen und Magdalénien, demnach auch nicht für die obere Nagetierschichte; nirgends läßt sich im jüngeren Löß ein Kältehorizont nachweisen, wie ihn der Verfasser annimmt, und schon ein Blick auf die Lagerung der unteren Nagetierschichte muß nahelegen, auch die obere Nagetierschichte in eine lößfreie Zeit (Verlehmungszone) zu verlegen, was den Tatsachen entspricht.

In Anbetracht dieser Grundfehler Schmidts klingt es daher etwas eigentümlich, wenn er S. 108 bemerkt: „Daß das Magdalénien gleichfalls noch in die jüngere Lößphase zurückreicht, ist die Ansicht derjenigen Diluvialprähistoriker, die mit den west- und mitteleuropäischen Lößfundplätzen vertraut sind!" Jedenfalls muß man den Mut des Verfassers bewundern, der auf Grund eines so ärmlichen Fundes wie des Fundes von Munzingen so gewichtige Schlüsse ableitet. Es stößt ihm dabei dasselbe Unglück zu wie Herrn Hugo Obermaier in Paris bezüglich der nach seiner Meinung dem Magdalénien angehörigen Lößstationen Aggsbach und Gobelsburg in Nieder-Österreich, die, wie jetzt auch Schmidt eingestehen muß (vgl. S. 266), dem Jung-Aurignacien angehören. Auch Schmidts Bemerkungen über eine magdalénienzeitliche Fauna im jüngeren Löß sind ganz unzutreffend, da die Makrofauna des Aurignacien während der Bildung der obersten Lößlagen nicht ausgestorben war, wie auch Koken hervorhebt, sondern Knochenfunde nur deshalb hier selten sind, weil dieser Lößabschnitt verhältnismäßig sehr rasch zur Ablagerung kam. Das Verhältnis zwischen den Höhlenschichten und dem Lößprofil ist also gegenüber Schmidt (S. 109) folgendermaßen zu ändern:

In diesen Profilen bedeutet die arktische Mikrofauna des späten Solutréen und frühen Magdalénien die Würm-Eiszeit und nicht, wie der Verfasser meint, bloß den Bühlvorstoß. Diese strengeiszeitliche Fauna fällt nicht mehr in die Bildungszeit des jüngeren Löß, die in ihrer Gänze vor der Würmeiszeit liegt, mithin der Ablagerungszeit der Niederterrasse vorausgeht.

Um die innigen Zusammenhänge zwischen dem Paläolithikum West- und Mitteleuropas darzulegen, widmet der Verfasser der Entwicklung der paläolithischen Kultur Westeuropas einen eigenen Abschnitt mit besonderer Berücksichtigung der Stratigraphie; im Anschlusse daran gibt er einen Überblick über die Hauptentwicklungszüge der paläolithischen Kunst. Schließlich folgt eine kurze Zusammenfassung der vorausgehenden Dar-

Digitized by Google



legungen in dem Abschnitt: „Gemeinsame Entwicklungszüge der älteren Steinzeit Deutschlands und Westeuropas". Das in diesem Kapitel vom Verfasser vermerkte Fehlen des Spät-Solutréen in Mitteleuropa dürfte durch das zeitliche Zusammentreffen dieser Stufe mit der Würm-Eiszeit zu erklären sein. Der Vergleich des Kulturganges Westeuropas und Deutschlands zeigt die Übereinstimmung der beiden Gebiete.

„Die Geologie und Tierwelt der paläolithischen Kulturstätten Deutschlands" ist der von E. von Koken verfaßte Abschnitt des Werkes betitelt, der, wie ich zeigen will, die Berechtigung meiner Kritik der Schmidtschen Aufstellung hinlänglich erweist, wenn

Digitized by Google

auch Koken anscheinend schließlich zu demselben Ergebnis kommt wie Schmidt. In seiner Einleitung führt Koken neun Faunen des Diluviums an, deren Studium sofort klar macht, daß die Schmidtsche Auffassung mit der Kokens unvereinbar ist, aber auch, daß diese Faunenreihe Kokens an und für sich unrichtig ist. Koken nennt als 3. Fauna eine „Antiquusfauna ohne pliozäne Formen", die er in das Mindel-Riß-Interglazial stellt und dem Chelleen gleichsetzt, als 4. Fauna eine „ältere Primigeniusfauna" ohne Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii, die er mit der Riß-Eiszeit in Zusammenhang bringt, als 5. Fauna eine „jüngere Antiquusfauna", die dem Riß-Würm-Interglazial entsprechen soll, als 6. Fauna eine „jüngere Primigeniusfauna", die er dem Würmglazial gleichsetzt; postwürm sind somit die 7. „Equusfauna", 8. „Spätglaziale Fauna" und 9. „Postglaziale Fauna". Auf die Unrichtigkeit dieser Faunenreihe habe ich bereits in meiner „Chronologie des jüngeren Quartärs" hingewiesen. Sie läßt sich sehr leicht nachweisen: Übereinstimmend wird heute in den maßgebenden Fachkreisen folgende archäologisch-paläontologische Abfolge anerkannt.

Chelléen-Antiquusfauna,
Acheuléen-Mischfauna (Antiquus- und Primigenius-Fauna),
Moustérien-Primigeniusfauna mit arktischer Mikrofauna
Aurignacien- „ ohne arktischer Mikrofauna,
Solutréen- „ ohne und mit arktischer Mikrofauna,
Magdalénien- „ mit arktischer Mikrofauna.
Azilien-Tardenoisien-Übergang zur Waldfauna.

Diese Reihenfolge hat sich bei allen Untersuchungen immer wieder bestätigt und ich befinde mich in voller Übereinstimmung mit Obermaier, Breuil, R. R. Schmidt u. a., wenn ich sie für unzweifelhaft erwiesen erachte. Das ist deshalb sehr wichtig, weil damit alle Chronologiesysteme ausscheiden, welche nach dem Chelléen noch eine Wiederkehr der Antiquusfauna vertreten, wie z. B. das System Pencks oder Wiegers. Bei der Parallelisierung der obigen beiden Reihen mit der geologischen Reihe können also überhaupt nur die zwei Möglichkeiten in Betracht kommen, welche nur eine Antiquusfauna im Chelléen (und Acheuléen) kennen. Das sind das System M. Boule-H. Obermaier und R. R. Schmidt einerseits und meine Aufstellung andererseits. In ersterem erscheint bekanntlich das Chelléen im letzten Interglazial, so daß die milde Phase des Aurignacien in Pencks Achenschwankung fällt; ich stelle das Chelléen wie Penck, Wiegers und auch Koken in das Mindel-Riß-Interglazial, aber es kehrt in meinem Chronologieschema entsprechend der obigen gesicherten archäologisch-paläontologischen Abfolge keine Antiquusfauna im letzten Interglazial wieder, sondern seine Fauna ist die Primigeniusfauna des Aurignacien, die auf ein kühles letztes Interglazial schließen läßt. Ich betone mit Genugtuung, daß Koken selbst das Chelléen in das Mindel-Riß-Interglazial gestellt hat, womit er selbst im selben Werke die Unrichtigkeit der am Schlusse des Werkes gebrachten Chronologie seines archäologischen Mitarbeiters Schmidt beweist. Auf sie möchte ich hier mit Übergehung einer Kritik der Einzelausführungen Kokens über die verschiedenen Fundstätten Deutschlands, deren richtige Deutung ja aus den obigen allgemeinen Ausführungen hervorgeht, zu sprechen kommen. Nur bezüglich S. 181 „Das Diluvium des Neckartales" muß ich schon hier bemerken, daß das dort angegebene kombinierte (!) Gesamtbild der Ablagerungen und Faunen unmöglich richtig sein kann. Daß hier ebensowenig wie an irgendeiner Stelle von einer Unterlagerung einer warmen Fauna durch eine kalte Fauna gesprochen werden kann, darüber belehrt uns der Mammutlehm von Cannstatt, wie ich weiter unten zeigen werde. In dem Abschnitt „Die diluvialen Menschenreste Deutschlands" behandelt A. Schliz eingehend die nicht sehr zahlreichen fossilen Menschenreste, unter welchen die dem Azilien angehörige Schädelreihe aus der Ofnet eine besonders genaue Untersuchung erfahren hat.

Digitized by Google

Das letzte Kapitel des Werkes betitelt Schmidt „Die diluvialchronologischen Grundlagen für das relative Alter des Menschengeschlechtes".

Die Lektüre dieses Kapitels offenbart am deutlichsten die vollständige Ratlosigkeit des Verfassers bezüglich der Hauptfragen des Quartärs. Der Fleiß, mit welchem der Verfasser die zum Teil von ihm selbst mit größter Gewissenhaftigkeit untersuchten Fundstellen beschrieben und ihre Literatur vermerkt hat, ist über jedes Lob erhaben, aber das große Ziel der ganzen Arbeit, das in der Erkenntnis des Zusammenhanges der Erscheinungen der beteiligten Wissenszweige besteht, mit einem Worte die Quartärchronologie, ist gänzlich verfehlt. Ich verweise z. B. nur darauf, daß Koken auf S. 160 das Chelléen vor den Mammutlehm von Cannstatt stellt, während Schmidt S. 260 schreibt: „Die Stufe von Mauer und das Chelléen sind noch durch eine ganze Eiszeit, die Rißeiszeit, voneinander geschieden. Die letztere wird faunistisch u. a. repräsentiert durch den Cannstatter Mammutlehm mit der älteren Primigeniusfauna .... Auch einige Silexsplitter lieferte der Mammutlehm, die aber leider nicht typisch genug sind, um durch sie den Nachweis für eine rißeiszeitliche Kultur erbringen zu können." Nach Schmidt ist also das Chelléen jünger als der Mammutlehm von Cannstatt und der Leser des Werkes soll bezüglich des Widerspruches in der Altersansetzung des Chelléen, der sich da zwischen Koken und Schmidt ergab, durch die Anmerkung Schmidts beruhigt werden, in der er Kokens Satz S. 212 anführt: „In die letzte große interglaziale Periode rechnen wir die archäologischen Funde von St. Acheul." Das ist nun ein sehr zweideutiger Ausspruch, den man keineswegs so auffassen muß wie Schmidt; denn hätte Koken damit das Riß-Würm-Interglazial gemeint, so wäre da gerade die von Koken gebrauchte Bezeichnung „große" nicht glücklich, da das Riß-Würm-Interglazial nach allen Auffassungen ein relativ kurzes Interglazial war, besonders gegenüber dem Mindel-Riß-Interglazial. Wenn also Koken das Riß-Würm-Interglazial gemeint hätte, hätte er nicht die Bezeichnung „große" gebrauchen dürfen, sondern hätte einfach vom letzten Interglazial gesprochen, das ja auf alle Fälle das Riß-Würm-Interglazial ist. Man kann nur von einem letzten „großen Interglazial" sprechen, wenn man auch an ein letztes kleines Interglazial denkt. Daher bin ich überzeugt, daß unser leider so früh dahingegangener Koken seine Ansicht von S. 160 bis S. 212 nicht geändert hat. Außerdem muß man den Verfasser Schmidt fragen: Wenn der Mammutlehm von Cannstatt vor dem Chelléen liegen soll, dann ist ja seine Silexsplitter und Kohlen enthaltende Breccie die weitaus älteste sichere Kulturschichte, die noch weit vor dem Prächelléen liegen muß, da dieses schon mit der reinen Antiquusfauna vergesellschaftet erscheint! Das verdiente dann doch ganz besonders hervorgehoben zu werden, was Schmidt aber unterlassen hat. Er findet nur, daß die Silexsplitter des Mammutlehms „leider nicht typisch genug sind, um durch sie den Nachweis für eine rißeiszeitliche Kultur erbringen zu können". Auch ich sage „leider"; denn wären sie typisch, so würde man eine wahrscheinlich jungpaläolithische Kultur erkennen, jedenfalls eine Kultur, die nicht älter ist als das Acheulèen, und könnte daraus zweierlei ersehen: Daß das Chelléen der Bildung des Mammutlehms vorausgeht, wie Koken angenommen hat, daß aber der Fauna des Mammutlehms keine Antiquusfauna mehr folgt. Denn die Travertine mit Elephas antiquus und der ältere Löß sind älter als der Mammutlehm von Cannstatt. Dahin deuten auch die Ergebnisse der Untersuchungen Bräuhäusers.

Eine Eingliederung der Wildkirchli-Funde in die Laufenschwankung, wie sie von Schmidt und Koken als wahrscheinlich hingestellt wird, muß als ganz ausgeschlossen gelten, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Schneegrenze damals rund 1000 m tiefer

Digitized by Google

verlief als heute. Unter solchen Umständen wäre vielleicht noch die Anwesenheit des Menschen denkbar, das Dasein der zahlreichen Bären, für die alle Lebensbedingungen fehlten, jedesfalls unmöglich. Wildkirchli kann nur dem vorletzten oder letzten Interglazial angehören.

Bezüglich der Lagerung des Solutréen im jüngeren Löß Österreichs bemerkt der Verfasser S. 262: „Haben wir aus Deutschland selbst keine einwandsfreien Solutréenfunde aus dem jüngeren Löß, so ist doch aus Österreich die stratigraphische Lage bekannt. Das Frühsolutréen liegt dort oberhalb der mittleren Verlehmungszone, die den jüngeren Löß durchzieht." Diesbezüglich wiederhole ich, daß in Österreich Jung-Aurignacien und Alt-Solutréen über der von mir „Göttweiger Verlehmungszone" genannten Zone im jüngeren Löß liegen, von Magdalénien aber bis hinauf in die jüngsten Lagen des dortigen Lösses keine Spur zu finden ist. Es findet sich vielmehr bis hinauf nur die an Pferden, Mammuten und Renntieren reiche Fauna des Aurignacien. Wir lassen daher Sätze des Verfassers, wie S. 263 „Die Gleichaltrigkeit der magdalénienzeitlichen Lößstation Munzingen mit der Schussenquelle usw. ist nach unseren Untersuchungen außer Frage gestellt" ebensowenig gelten, wie seine Behauptung, daß mit seinen Untersuchungen „die Lößfrage ihre Klärung gefunden hat und dahin entschieden wird, daß die Hauptbildung des jüngeren Lösses postwürm ist". Das gerade Gegenteil ist richtig. Man darf hoffen, daß der Verfasser den eingeschlagenen Irrweg nicht weiter verfolgt und daß seine wissenschaftliche Auffassung in Zukunft nicht hinter seinem unermüdlichen Fleiß im Gelände zurückstehen wird. Zu beglückwünschen ist die Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung zu ihrem großen Erfolg, den sie durch die reiche Ausstattung des Buches errungen hat.

Wien. Josef Bayer.

Hugo Obermaier, Der Mensch der Vorzeit. Mit 39 Tafeln, 12 Karten und 395 Textabb. Berlin-München-Wien, Allgemeine Verlagsgesellschaft, 1912. 592 S. gr. Oktav.

Der Mensch aller Zeiten. Natur und Kultur der Völker der Erde. Seit 1911 erscheint unter diesem weit ausgreifenden Titel in der Allgemeinen Verlags-Gesellschaft Berlin-München ein Lieferungswerk in drei Bänden.

Der erste Band behandelt die Urgeschichte des Menschen unter dem Titel: „Der Mensch der Vorzeit" und ist von Hugo Obermaier verfaßt.

Der zweite Band „Die Rassen und Völker der Menschheit" ist aus der Feder von Ferdinand Birkner und P. Wilhelm Schmidt hervorgegangen. Der dritte Band „Die Völker der Erde" wird die P. P. S. Hestermann und Th. Stratmann zu Verfassern haben.

Der erste Band, der die uns vorwiegend interessierende Arbeit von H. Obermaier enthält, liegt abgeschlossen vor.

In einer geologischen Darstellung des Eiszeitalters geht der Verfasser von den modernen Gletschern aus, die den unentbehrlichen Schlüssel zum Verständnis des Eiszeitphänomens liefern. In klarer Weise werden die Kriterien, die Wirkungen und die Ausbreitung der eiszeitlichen Gletschervorstöße geschildert und durch Karten und Illustrationen veranschaulicht.

Bei der geologischen Einteilung der Eiszeit schließt sich der Verfasser im wesentlichen den Folgerungen von Penck und Brückner an. Vier Eiszeiten glaubt Obermaier auch aus seinen Untersuchungen in den Pyrenäen folgern zu dürfen und eine viermalige Vereisung betrachtet er als ein — wenn auch noch nicht genügend begründetes — Ergebnis der Untersuchungen der nordeuropäischen Glazialablagerungen. Die gleiche Gliederung für das englische Quartär annehmend, kommt er zu folgender Parallelisierung zwischen diesem und der norddeutschen Glazialablagerung:

Digitized by Google

Norddeutschland	England (nach Geikie)
I. Eiszeit. 1. Zwischeneiszeit.	I. Schonische Stufe. 1. Norfolk Stufe.
II. Eiszeit. 2. Zwischeneiszeit.	II. Sächsische Stufe. 2. Helvetische Stufe.
III. Eiszeit. 3. Zwischeneiszeit.	III. Polnische Stufe. 3. Neudecker Stufe.
IV. Eiszeit. (Baltischer Endmoränenzug.)	IV. Mecklenburgische Stufe.
Nacheiszeitliche Rückzugsstadien in Skandinavien und Finnland.	Untere Waldstufe. Untere Torfstufe. Obere Waldstufe. Obere Torfstufe.

Von weiterem Interesse ist die Stellung des Verfassers zum Lößproblem, da dieses bekanntlich eine entscheidende Rolle im quartärchronologischen Aufbau einnimmt. Er erkennt in dem Löß eine hauptsächlich äolische Bildung, die in ihrer Hauptmasse aus verwehtem Gletscherstaub hervorging, der während der zwischeneiszeitlichen und spätglazialen Steppenphasen abgesetzt wurde. Hier vertritt der Verfasser eine andere Auffassung als Penck, welcher annimmt, daß die Lößbildung mit dem Maximum der Würmeiszeit ihren Abschluß erreicht habe.

Bei der Besprechung der Ursachen der Glazialerscheinungen schließt sich Obermaier der Theorie P. Kreichgauers als derjenigen an, die für ihn die wahrscheinlichste Lösung bietet.

Einen breiten Raum nimmt die Betrachtung der Pflanzen- und Tierwelt des Eiszeitalters ein, in der Obermaier von vornherein eine scharfe — vielleicht allzuscharfe — Trennung zwischen kalter Flora und Fauna der Eiszeiten und warmer der Zwischeneiszeiten vornimmt. Die Übergänge bilden eine Steppenfauna. Diesen Wechsel sieht er für die III. und IV. Eiszeit als nachweisbar an. Die Einteilung wird durch die folgende Tabelle vergegenwärtigt:

Zeit	Flora	Charakteristische Fauna
III. Eiszeit.	Tundra.	Nordisch-alpine Tierwelt.
a) Beginn der dritten Zwischeneiszeit.	Löß-Steppe.	Steppenfauna.
b) Mitte der dritten Zwischeneiszeit.	Wärmeres Waldklima als heute.	Warme, südliche Tierwelt.
c) Ende der dritten Zwischeneiszeit.	Löß-Steppe.	Steppenfauna.

Digitized by Google

Zeit	Flora	Charakteristische Fauna
IV. Eiszeit.	Tundra, bzw. insularer Wald.	Nordisch-alpine Tierwelt.
Postglazialzeit.		
α) Achenschwankung.	Löß-Steppe mit insularem Wald.	Steppenfauna.
β) Bühlvorstoß.	Insularer Wald.	Nordisch-alpine Tierwelt.
γ) Gschnitzstadium.	Vorherrschend Wald.	
δ) Daunstadium.	Wald.	Waldfauna.
Geologische Gegenwart	Wald.	Gemäßigte Waldfauna der Gegenwart.

Unsere bisherigen Funde bieten noch kein hinreichendes Material, um diesen Wechsel für die älteren Eiszeiten nachweisen zu können. Andererseits aber ließe sich auf breiterer stratigraphischer Grundlage wohl eine genauere Folge der einzelnen Faunengruppen im Zusammenhang mit den einzelnen Eiszeiten und Zwischeneiszeiten aufstellen und zwar — bei genauerer Berücksichtigung der deutschen Funde — auch für die früheren Stufen des Quartärs. Im ganzen erhalten wir aber auch hier einen sehr lehrreichen Einblick in die Gesamtlebewelt des Quartärs, wie sie meines Erachtens noch in keiner Populärdarstellung uns geboten wurde. Auch dem Fachmanne wird sie zur Orientierung dienlich sein können.

Der weitaus beste Teil, der Kern des Buches, bildet die ausgezeichnete und für den Laien recht übersichtliche Darstellung: „Der Mensch der älteren Steinzeit". Es wird so leicht kein zweiter den Überblick über die Fülle des westeuropäischen Fundmaterials haben, um das wesentliche herausholen zu können. Was hier aus eigener Anschauung geschildert wird, vermag auch den Laien zu fesseln. Die Schrift ist ein wertvoller, zuverlässiger Führer durch die bestverschlossenen Fundstätten des westeuropäischen Paläolithikums, wobei wir die Grundlagen für die Klassifikation, die Stratigraphie, erschöpfend kennen lernen. Auf die feinen Unterstufen der einzelnen Kulturepochen des Paläolithikums ist der Verfasser nicht eingegangen; auch das gereicht dem Buche, das sich an einen größeren Leserkreis wendet, nur zum Vorteil. Dafür tritt das Handwerk, das Leben und Treiben und der Daseinskampf des diluvialen Jägers, der mitunter treffend gestaltet ist, um so lebendiger hervor.

Wo der Verfasser, wie bei der Besprechung der osteuropäischen Funde, nur zum geringen Teil aus eigener Anschauung schöpft und auf die oft sehr ungenauen Angaben der Finder oder anderer Autoren angewiesen war, können die Angaben weniger Anspruch auf Genauigkeit machen. Das gilt vor allem für die Funde aus Russisch-Polen. — Für den Fachmann sehr wertvoll ist eine Zusammenstellung der wichtigsten außereuropäischen Paläolithfundstätten. Dankbar wären wir dem Verfasser für Quellenangaben gewesen, ein Anspruch, den wir allerdings nicht gewohnt sind an volkstümliche Werke zu stellen, der aber doch mehr und mehr zur Forderung werden sollte, zumal wenn andere Verfasser seitenlang zitiert werden.

Ein ebenso trefflicher Führer ist der Verfasser auf dem Gebiete der paläolithischen Kunst; davon zeugt das reich illustrierte Kapitel :„Die Kunst der jüngeren Paläolithzeit Westeuropas." Die Durchwanderung einiger bedeutender Kunststätten des Eiszeitalters gehört zu dem eindrucksvollsten, das die Vorgeschichte dem Laien darbietet. Aber auch dem Kunsthistoriker wird sie eine Quelle von Anregungen bieten, und es wäre zu wünschen, daß der so leicht dargebotene Stoff in den Handbüchern der Kunstgeschichte genügende Würdigung fände. Die entwicklungsgeschichtlichen Züge ausgiebig darzustellen, würde

Digitized by Google

freilich noch einen breiteren Raum erfordern. Wer die mehrfarbigen Bildwerke aus eigener Anschauung kennt, weiß, daß die aus dem Altamira- und Font-de-Gaumewerke entnommenen Tafeln peinlich genaue Wiedergaben sind, die polychromen Reproduktionen aber dadurch eine wesentlich andere Wirkung erhalten, daß die Abbildungen auf weißem Hintergrunde, anstatt auf schmutzig-grauem, der Felswand entsprechendem Grundton gestellt sind. Die Ergebnisse der Ethnologie sind bei der Beurteilung der paläolithischen Kunstwerke verwertet worden und zwar nicht nur zu einer bloßen Ausschmückung des „toten Stoffs". Wir erhalten dadurch auf unsere Frage nach dem Zweck und Ursprung der Kunst zwar keine bestimmte, aber immerhin eine wahrscheinliche, von spekulativen Deutungen freie, und damit befriedigende Antwort.

Die chronologischen Ergebnisse, die sich aus der Untersuchung der Diluvialgeologie, Fauna und Kultur ergeben, faßt Obermaier in dem Kapitel „Urchronologie und Alter des Menschengeschlechts" zusammen. Da es das zurzeit aktionellste Thema aus dem Gebiete der Urgeschichte ist, so möchte ich mit einigen Worten darauf eingehen. Der Verfasser geht von den paläolithischen Funden aus, die innerhalb der Vereisungsgrenzen liegen. Durch diese ergibt sich einerseits das postwürme Alter des Magdalénien, das Penck dem Bühlvorstoß zuschreibt, andererseits das letztinterglaziale Alter des Acheuléen. Ferner „gehört ebendahin das Chelléen, aus dem sich das Acheuléen organisch entwickelte." Eine weitere Stütze gewinnt diese Annahme durch die faunistischen Verhältnisse in Deutschland, durch die von dem Referenten erschlossenen Profile. Danach klärt sich die Stellung des Mousterien, das der letzten Eiszeit entspricht, während das Magdalénien sich mit dem Bühlvorstoß Pencks deckt. Aurignacien und Solutréen als älteres Jungpaläolithikum sind dann gleichfalls postwürm. Das Vorkommen der jungpaläolithischen Kulturen und spätglazialen Fauna im jüngeren Löß berechtigen zu dem Schlusse, daß der jüngere Löß in seiner Hauptmasse eine spätglaziale Bildung ist. Die österreichischen Fundplätze Aggsbach und Gobelsburg können allerdings nicht — wie Obermaier meint — für das magdalénienzeitliche Alter des jüngeren Lösses ins Feld geführt werden, da neuere Funde, wenigstens für Aggsbach, durch typische Aurignacienreihen die Zugehörigkeit zum älteren Jungpaläolithikum klar erwiesen haben. Auch die Funde von Liboc in Böhmen, die der Referent neuerlich durcharbeitete, gehören nicht dem Magdalénien an. Die angeblichen Funde der „Acheuléenhalde" am Smardzewitzer Berge in Russisch-Polen sind gänzlich auszuscheiden. Andererseits hätte sich bei genauerer Berücksichtigung der deutschen Fundplätze noch manche weitere Begründung für die dargelegte Einteilung des Quartärs, die auch der Referent, — von anderen Untersuchungen ausgehend — in ihren Hauptzügen vertritt, anführen lassen, wobei aber wohl der Rahmen dieser Arbeit hätte überschritten werden müssen. Für die Annahme, daß das Azylien in das Gschnitzstadium, das Protoneolithikum in das Daunstadium fällt, wäre eine nähere Begründung erwünscht gewesen. Die quartärchronologische Einteilung geht aus nachstehender Tabelle hervor, wobei die schon erwähnte faunistische Einteilung an dieser Stelle (Referat) nicht nochmals angeführt wird.

Zeitstufe	Kulturstufe
I. Eiszeit. (Günz-Zeit.)	Ohne menschliche Spuren.
1. Zwischeneiszeit.	
II. Eiszeit. (Mindel-Zeit.)	

Digitized by Google

Zeitstufe	Kulturstufe
2. Zwischeneiszeit.	Menschliche Unterkiefer von Mauer. Vorpaläolithische, noch nicht näher bekannte Primitiv-Industrie.
III. Eiszeit. (Riß-Zeit.)	Desgleichen.
3. a) Beginn der dritten Zwischeneiszeit.	
b) Mitte der dritten Zwischeneiszeit.	Chelléen.
c) Ende der dritten Zwischeneiszeit.	Acheuléen und älteres Moustérien.
IV. Eiszeit. (Würm-Zeit.)	Moustérien.
Postglazialzeit:	
α) Achenschwankung.	Aurignacien und Solutréen.
β) Bühlvorstoß.	Magdalénien.
γ) Gschnitzstadium	Azylien.
δ) Daunstadium.	Proto-Neolithikum.
Geologische Gegenwart.	Voll-Neolithikum.

Gewiß für den Laien ein höchst anziehendes Thema entfaltet der Verfasser in seinem Versuch, das absolute Alter des Menschengeschlechtes festzulegen. Es kann meines Erachtens nicht genug betont werden, daß selbst alle Beobachtungen, die sich „auf einer besonnenen Gesamtabschätzung aller einschlägigen Vorkommnisse“ aufbauen, nicht entfernt in der Lage sind, annähernd wirkliche Zeitangaben darzubieten, denn die Methode ist bisher noch zu unzulänglich, um überhaupt einige annehmbare Mittelwerte zu geben für Zeiträume, in denen andere, vielfältige, geologische Verhältnisse walteten, deren jeweiliges Kraftmaß wir nicht abschätzen können. Obermaier glaubt dem Zeitraum seit dem ersten Auftreten des Menschen in Europa (Mauer) wenigstens 100 000 Jahre (oder 3000 Generationen) einräumen zu müssen. An die leicht hingeworfenen vielstelligen Zahlen klammert sich am ehesten die Vorstellung des Laien. So sind sie bereits zum unausrottbaren Bestandteil der naturwissenschaftlichen Unterhaltungslektüre geworden, die den Urmenschen und die Affenabstammung zum Gegenstand haben. Das sollte Autoritäten auf dem Gebiete der Urgeschichtsforschung zur Vorsicht mahnen.

Das Kapitel „Der Diluvialmensch nach seiner körperlichen Beschaffenheit“ bietet eine übersichtliche Darstellung über die fossilen Menschenreste und deren chronologische Stellung und berücksichtigt auch kurz die außereuropäischen Vorkommnisse. Im Anschluß hieran werden die Hauptkriterien der Neandertalrasse dargestellt und auf die Perspektiven hingewiesen, die sich durch Erforschung des Homo primigenius der Abstammungslehre erschlossen haben.

Manchem werden die religions-philosophischen Folgerungen von Interesse sein, die Obermaier an die Abstammungslehre knüpft. Die dualistische Weltanschauung — die Annahme eines persönlichen Schöpfers und einer von ihm abhängigen Schöpfung — ist „für das Verständnis des Universums ein notwendiges Postulat der reinen Vernunft“. „Wir müssen auch beim Menschen eine dualistische Scheidung zwischen Körper und Geist vornehmen.“ „Es wäre hohe Zeit, auch hier alle gegenseitigen Ein- und Übergriffe zu beseitigen und eine scharfe, sachliche Trennung zwischen Naturwissenschaft und Philosophie vorzunehmen. Rein der ersteren obliegt das Studium des menschlichen Körpers, das

Digitized by Google

reine Geistesleben hat die Domäne der reinen Philosophie zu bilden." Für den Körper erkennt der Verfasser die lange, aus der naturwissenschaftlichen Untersuchung zweifellos erwiesene Entwicklung an. „Zweckmäßige Entwicklung des Leibes ist mittelbare Schöpfung." Er kommt zu der Überzeugung, daß „unser Körper jedenfalls lange Entwicklungsstadien durchgemacht haben dürfte, bevor er reif ward, Gefäß und Sitz des Geistes" zu werden. „Die große Geburtsstunde der Menschheit hatte erst geschlagen, als diese durch den Geist zur Weltherrschaft gelangte; — ihr siegreicher Entwicklungsgang, ihre heutige Größe und Höhe sind einzig das Werk der in uns schaffenden, höheren seelischen Kraft!" An anderer Stelle lesen wir: „Wir sehen uns — ohne den Boden der Evolutionstheorie zu verlassen — in vorurteilsfreier Wertung der ethnologischen Parallelen gezwungen, die eolithischen Altneandertaler (gemeint ist der Mensch von Mauer) auch psychisch als vollwertige, echte Menschen anzusprechen."

Der Verfasser, als Eolithengegner bekannt, widmet in dem Kapitel „Der Tertiärmensch und die Eolithenfrage" dieser Angelegenheit einen breiten Raum, der zum Teil von polemischen Erörterungen eingenommen wird. Obermaier betont in starkem Maße die äußerste Ähnlichkeit der künstlich hergestellten Eolithen mit den vermeintlichen sedimentären Manufakten. Da wir hier keinen Maßstab für Ähnlichkeiten anwenden können, so wird bei allem Forscherernste niemals eine einmütige Meinung darüber erzielt werden können, wie weit die vermutete Ähnlichkeit zutrifft. Seine Schlußfolgerung teilen wir durchaus. „Es geht hervor, daß heute die rein mechanisch-natürliche Entstehung der Eolithen mit aller wünschenswerten Klarheit erwiesen ist; damit hat aber die Hypothese, daß dieselben ob ihrer Gestalt und Formengebung nur künstliche Erzeugnisse sein könnten, ihre Stützen und ihren Boden verloren." „Wir halten trotzdem", sagt der Verfasser an anderer Stelle, „an der Existenz echter Eolithstufen fest, und das derzeit zum mindesten für die zweite Zwischeneiszeit und die dritte Eiszeit, bis herab zum echten Chelléen des dritten Interglazials."

In dem Kapitel „Der Diluvialmensch nach seiner psychischen Beschaffenheit" zieht der Verfasser für die einzelnen paläolithischen Kulturstufen die primitive Geisteskultur einiger Naturvölker heran, um durch sie zu zeigen, welche geistige Höhe, religiöse Vorstellungen und Gebräuche wir für die Paläolithiker berechtigt sind anzunehmen. Wertvoll für den Prähistoriker ist die Darstellung der paläolithischen Grabriten, die durch ethnographische Parallelen (R. Andree) gedeutet werden.

Entspricht der erste, 28 Bogen umfassende Teil allen Anforderungen, die wir an eine tiefgründige Arbeit stellen, so erfährt der II. Teil „Die vor- und frühgeschichtlichen Perioden der erdgeschichtlichen Gegenwart"" eine gedrängtere, dementsprechend ungleichwertigere Darstellung, der 8 Bogen, die jüngere Steinzeit bis zur Latènezeit umfassend, eingeräumt sind. Wir vermissen hier zuweilen die Berücksichtigung der jüngeren grundlegenden Arbeiten. Nichtsdestoweniger bietet auch diese Arbeit, die von guten Abbildungen begleitet wird, dem Laien einen vortrefflichen Überblick.

Die schwierige Aufgabe, eine Urgeschichte des Menschen auch für breitere Kreise zu verfassen, ist hier durchaus glücklich gelöst worden. Das Buch ist bei aller Gründlichkeit anziehend geschrieben und der Verlag konnte für seine Zwecke und seinen Leserkreis kaum einen geeigneteren Verfasser finden. Das Werk ist — was wir von wenigen gleicher Art behaupten können — klar aufgebaut, das wesentliche stets im Vordergrunde. Das Buch ist aus einem Guß. Die Abstammungslehre und das hohe Alter des Menschengeschlechts auch von Forschern geistlichen Standes anerkannt zu sehen, wird als ein wichtiges Zeugnis über den Fortschritt unserer Wissenschaft aufgenommen werden, um so mehr, da diese Forscher durch das von dem Fürsten von Monaco gegründete Institut de paléontologie humaine in der Lage sind, zurzeit in Westeuropa eine führende Rolle in der Urgeschichtsforschung zu spielen.

Tübingen. R. R. Schmidt.

Digitized by Google

Eduard Halter. „Indogermanen." Sprache, Urſitz, Ausbreitung auf geologiſcher und linguiſtiſcher Grundlage. Jena, Coſtenoble, 1913. 78 S. 8.

Halter hat ſich, wie ſchon aus dem Titel ſeines Werkes erſichtlich iſt, die Löſung einer gegenwärtig allgemein intereſſierenden Frage zum Vorwurf genommen. Leider entſpricht weder die Durchführung noch das Ergebnis wiſſenſchaftlichen Anforderungen. Nimmt auch der ernſte wiſſenſchaftliche Ton, der Reichtum an Kenntniſſen und eine gewiſſe Großzügigkeit den Beurteiler ein, zeigen ſich doch gerade in den eigenen poſitiven Aufſtellungen charakteriſtiſche Merkmale des Dilettanten: ſo daß Zurſeiteſtellen der bisherigen wiſſenſchaftlichen Methode, vollſtändigen Mangel an Eigenkritik und vieles ähnliches. Selbſt der beliebte Hinweis auf ein handſchriftlich vorhandenes, vielbändiges Werk, welches die hier angeführten Hypotheſen ſtützen ſoll, fehlt nicht (S. 7). Näher auf den etwas verworrenen Inhalt einzugehen, lohnt kaum die Mühe. Es ſei nur erwähnt, daß der Verfaſſer im erſten Teil ſeines Büchleins eine Art Sprachphiloſophie gibt, im 2. Teil die Urheimat der Indogermanen und der benachbarten Menſchenraſſen in den Inſeln und Feſtländern des Tertiärmeeres zu finden glaubt, um endlich im 3. Teil die Beziehungen der Sprachen des indogermaniſchen Weſtflügels beſonders des Keltiſchen und Germaniſchen zueinander zu behandeln. Dieſer Teil zeichnet ſich beſonders durch Ungeheuerlichkeiten aus z. B. die Ableitung des germaniſchen Hagol aus einem chriſtlich keltiſchen Schulſpruch (S. 77) u. v. ähnl. Das Büchlein wäre wohl am beſten ungeſchrieben geblieben, da es uns um keinen Schritt der Löſung des behandelten Problems entgegenbringt, in Laienkreiſen nur verwirrend wirken kann.

Wien. Dr. Viktor Waſchnitius.

Nils Åberg, Studier over den yngre Stenåldern i Norden och Västeuropa; Akademisk Afhandling. Avec un Résumé en français. Norrköping 1912. 69, XVIII, 34 S. u. 7 Taf.

Verfaſſer geht bei ſeiner Arbeit von der Chronologie von Montelius aus und unterſcheidet alſo: 1. Kjökkenmöddingerzeit = franz. Campignien, 2. Megalithzeit mit den Perioden I—IV. Da in Periode I der 2. Stufe Dolmen noch fehlen, ſo trifft dieſe Gliederung ſtreng genommen nicht zu.

Die führenden Formen der Kjökkenmöddingerkultur, die im Gegenſatz zum franz. Campignien auf das Küſtengebiet beſchränkt bleibt, ſind einmal der Pickel (Kernbeil) und zweitens der Spalter. Der Pickel ſetzt ſich durch verſchiedene Übergangsformen fort in das ſpitznackige Beil der Periode I der Megalithzeit, das dann nochmals, allerdings in etwas abweichender Form, in dem Dievitzbeil der Periode III wiederkehrt[1]).

Ein anderer Abkömmling des ſpitznackigen iſt das dünnnackige Beil der Periode II, aus dem ſich dann weiter das ausſchließlich auf den Norden beſchränkte dicknackige Beil der Periode III entwickelt.

Die Megalithgräber gehören im Norden der reinen Steinzeit an und auch in den nord- und weſtfranzöſiſchen Megalithbauten ſind Metalle ſelten. Dagegen findet ſich Kupfer und zum Teil auch ſchon Bronze regelmäßig in den ſüdfranzöſiſchen, ſpaniſchen und afrikaniſchen Steingräbern, die übrigens noch Nachbeſtattungen bis in die römiſche Zeit aufweiſen. Schon aus dieſen Tatſachen glaubt Verfaſſer den nordiſchen Urſprung des Steingräbergedankens erſchließen zu dürfen, noch mehr aber daraus, daß, wie er meint, die ſtufenweiſe Entwickelung der verſchiedenen Typen der Megalithbauten nur im Norden nachweisbar ſei. Damit befindet ſich allerdings der Verfaſſer, dem meine Arbeit über die ſüdweſteuropäiſche Megalithkultur nicht bekannt geworden iſt, in einem großen Irrtum.

[1]) Vgl. jetzt die Abbildung des Dievitzfundes: Mannus V, Taf. XIX.

Digitized by Google

Denn mindestens ebenso deutlich wie im Norden, liegt die typologische Entwickelung der Steingräber vom primitiven dreiwandigen und polygonalen Dolmen über die Gräber mit einfachem Plattenpaar am Toreingang und die großen Ganggräber bis zu den zusammengesetzten Grabformen mit Innenpfeilern, Nebenkammern und Kuppelgewölbe in Portugal vor uns, eine Tatsache, die um so wichtiger ist, weil hier der Ausbildung der einzelnen Grabtypen auch eine fortschreitende Entwickelung des Grabinventars parallel geht. Daraus folgt, daß man mindestens mit dem gleichen Rechte wie den Norden auch Portugal als Ausgangspunkt der Megalithgräber ansehen könnte, zumal, da hier auch noch zahlreiche Fäden zum nord- und südpyrenäischen Spätpaläolithikum hinüber leiten. Indes halte ich, wie ich dies schon in meiner Arbeit ausgesprochen habe, auch die portugiesische Herkunft noch keineswegs für erweisbar. Nur Südfrankreich ist bestimmt auszuschließen (ebenso natürlich der Orient).

Verfasser wendet sich nunmehr der neolithischen Kultur Westeuropas (d. h. Frankreichs) zu und zwar unterscheidet er dort zwei große Kulturgruppen: 1. eine Silexkultur, 2. eine Gruppe mit Steinbeilen (d. h. mit nicht aus Feuerstein hergestellten Beilen; der Kürze halber behalte ich jedoch den Ausdruck bei).

Die französische Silex- oder Campignienkultur deckt sich — einige Punkte, wie ihre Verbreitung in das Innere und das Auftreten verzierter Gefäße abgerechnet — im wesentlichen mit der nordischen Kjökkenmöddingerkultur, und die wichtigste Leitform bildet auch hier neben dem Spalter der Pickel, aus dem sich gleichfalls das spitznackige Beil der in Frankreich ziemlich reich vertretenen Periode I entwickelt. Auch in Periode II besteht mit dem Norden noch insofern eine gewisse Übereinstimmung, als sich gleichfalls aus dem spitznackigen ein dünnnackiges Beil entwickelt, doch kommt es hier nicht zur Ausbildung von Schmalseiten, die nur im Norden auftreten, sondern es entstehen unbestimmte Typen und Entartungsformen.

Aus diesem Verhalten beider Kulturgebiete zueinander folgert Verfasser, daß die Campignienkultur von Norden ausgegangen sei. Dafür sprechen nach ihm vor allem auch noch ihre Ausbreitung bis weit ins Innere Frankreichs (Mittelpunkt Dordogne), das Auftreten des Ackerbaues und die Anfänge einer Gefäßverzierung in Campigny selbst. Zwingend ist indes auch dieser Schluß nicht, und es erscheint ebensowohl denkbar, daß diese Kultur in Nordfrankreich entstanden sei und sich von hier aus einmal längs der Küsten bis Skandinavien, anderseits bis in die Dordogne ausgebreitet habe. Spuren von Ackerbau finden sich auch, wie Verfasser selbst richtig anführt (S. 6), in den dänischen Kjökkenmöddingern, und verzierte Gefäße treten eben nur im Innern Frankreichs auf. Auch die abweichende Entwickelung der Beiltypen in Periode II bildet noch keinen Beweis. Zwar ergibt sich hieraus, daß in dieser Periode eine Lockerung der Beziehungen zwischen der französischen und skandinavischen Silexkultur eingetreten war, aber keineswegs ein Schluß darüber, in welcher Richtung die Verbindungen früher gegangen waren. Endlich findet Verfasser einen Beweis auch noch darin, daß die Entartung der französischen Silexkultur jedenfalls durch das Auftreten der Metalle bedingt worden sei; dies weise auf eine Minderwertigkeit der französischen Silexkultur gegenüber der nordischen hin, die kräftig genug war, auch nach Ankunft der Metalle noch weiter zu blühen. Allein auch dieser Folgerung kann ich nicht beistimmen. Denn nicht nur im Norden, sondern auch in anderen Gebieten, besonders auf der Pyrenäenhalbinsel, fällt die eigentliche Blütezeit der Silexbearbeitung gerade mit der Frühmetallzeit zusammen (die prächtigen dünnen, außerordentlich fein retouchierten Lanzenblätter und die Pfeilspitzen mit den zarten, zierlich geschweiften langen Widerhaken).

Erscheint also die Auffassung des Verfassers über die Herkunft der Kjökkenmöddinger-Campignien-Kultur keineswegs hinreichend begründet, so fallen damit auch die daran geknüpften Schlüsse über die Herkunft der Indogermanen, die er zwar von der Cro-Magnonrasse ableitet, deren Ausbildung er aber erst in die Kjökkenmödding-Zeit setzt, während vorher von einer „Indogermanen-Kultur" noch keine Rede sein könne.

Digitized by Google

Diesem letzten Satz kann man wohl kaum zustimmen. Denn nicht nur finden wir im ausgehenden Paläolithikum bereits eine Reihe entwickelter, später wiederkehrender Geräteformen (Harpunen, Mikrolithen usw.), sondern auch die beiden wichtigsten Erscheinungen der gemeinindogermanischen Kultur, die die eigentliche Grundlage zur Entwickelung eines wirklichen Kulturlebens bildeten, der Ackerbau und die Viehzucht, gehen höchst wahrscheinlich, wenigstens mit ihren ersten Anfängen, bis ins endende Paläolithikum zurück. Und das gleiche gilt für gewisse gemeinindogermanische mythische und religiöse Vorstellungen und die ersten Anfänge einer primitiven Schrift, aus denen einerseits die iberischen und sekundär die orientalischen Schriftsysteme, andererseits die nordischen Runen hervorgingen.

Nach Abschluß des Diluviums sollten dann die überall in Europa aufschießenden mächtigen Urwälder und Sümpfe den Menschen in die Küstengebiete der Nordsee und des Ozeans gebannt haben, wo er allein eine Lebensmöglichkeit fand. Auch dies trifft nicht zu. Denn lange vor der hier behandelten Kjökkenmödding-Zeit (= Litorinaperiode) erscheint eine starke Besiedelung gerade in den binnenländischen Gebieten (Ancylusperiode), und wenn diese Bevölkerung wohl auch, wie Kossinna gezeigt hat, nicht indogermanischer, sondern urfinnischer Abstammung war, so ergibt sich daraus doch die Unhaltbarkeit der Anschauungen des Verfassers hinsichtlich der Besiedelungsfähigkeit des Landes.

Die Ausbildung des indogermanischen Urvolkes setzt nun Verfasser in die Kjökkenmödding-Periode, und da, wie er Kossinna folgend richtig erklärt, als eigentliche Heimat nicht das ganze, weit ausgedehnte Verbreitungsgebiet dieser Kultur in Betracht kommen kann, so verlegt er entsprechend seiner Auffassung über die Herkunft der Kjökkenmödding-Campignien-Kultur die Wiege der Indogermanen nach den skandinavischen Ländern. Dieser Schluß wäre zutreffend, wenn die Voraussetzung, d. h. der nordische Ursprung der Kjökkenmödding-Campignien-Kultur wirklich sicher erwiesen wäre, was indessen, wie oben gezeigt, keineswegs der Fall ist.

Es folgt nun eine Besprechung der der Schweizer Pfahlbaukultur verwandten, der französischen Silexkultur dagegen ziemlich fernstehenden südfranzösischen Steinkultur, wobei sich Verfasser wiederum hauptsächlich an die Beiltypen hält. Sie ist nach Åberg durchweg jünger als die französische Silexkultur und wir würden daraus wohl schließen müssen — was allerdings Verfasser nicht ausspricht —, daß während der eigentlichen Campignien-Periode und wohl auch noch der Periode I der Megalithstufe diese Gebiete unbesiedelt waren.

Eine besondere Entwickelung nimmt Verfasser für die bretonische Steinkultur an, die er für älter hält, als die südfranzösische Kultur, die indes nach ihm weder mit der nordfranzösischen noch mit der skandinavischen Megalith-Kultur trotz des Vorkommens von Trichterrandbechern und Kragenflaschen nähere Berührung zeigt, dagegen der Glockenbecher-Kultur Spaniens wie Irlands verwandt erscheint. Hierzu möchte ich bemerken, daß auch die bretonische Megalith-Kultur zeitlich zu gliedern ist, und da die Glockenbecherkultur einer sehr späten Zeit angehört, so bedarf der Satz, die bretonische Kultur sei älter als die südfranzösische, einer gewissen Einschränkung.

In den Niederlanden ist das Campignien nur schwach vertreten, doch liegen heute große Küstenteile, die gerade damals besiedelt gewesen sein müssen, unter Wasser. In den Megalithformen und im Grabinhalt (Silexgeräte, Trichterrandbecher, Kragenflaschen u. s. f.) gliedert sich die Kultur dem Norden an, doch bestehen auch, namentlich vom Auftreten der Glockenbecher ab, zahlreiche Analogien zum Südwesten.

Ziemlich eingehend wird endlich die Steinzeitkultur der britischen Inseln behandelt, wo das Campignien ebensowohl im SO. wie in Dorset und Wiltshire erscheint und — trotz Fehlens des Spalters — sich eng an die nordischen Formen anlehnt und bis Beginn der Periode III auch ähnlich weiter entwickelt. Hier bricht die Verbindung mit Skandinavien ab, um erst mit dem Auftreten der kurzköpfigen Glockenbecherbevölkerung (Rund-

Digitized by Google

Barrows) wieder stärker hervorzutreten, diesmal aber nach Verfassers Ansicht nicht als Folge einer neuen (germanischen) Einwanderung, sondern bedingt durch eine starke Ausbildung des Handels, der den britischen Inseln gegen englisches Kupfer und später auch Zinn, nordischen Bernstein und zahlreiche zweischneidige Streitäxte zuführt. Den Beweis hierfür erblickt Verfasser darin, daß sich das Verbreitungsgebiet der Glockenbecher im wesentlichen mit dem der doppelschneidigen Äxte und des Bernsteins deckt (Pl. VII). Diesem Schlusse würde man unbedenklich beistimmen können, wenn es sich hierbei wirklich überall um echte Glockenbecher handelte. Dies ist indes keineswegs der Fall. Denn wenn auch die Glockenbecherkultur, wie auch die häufigen Armschutzplatten und Knöpfe mit Winkelbohrung lehren, in England ziemlich gut vertreten ist, so erweisen sich doch nach meiner persönlichen Kenntnis der englischen Museen die meisten der als Glockenbecher aufgefaßten Gefäße nicht als Angehörige dieser durch die Technik, das Material und vor allem die Verzierungsart scharf gekennzeichneten Keramik, sondern als nahe Verwandte der schlanken spätneolithischen Becher Skandinaviens, die zwar Zonenornament (aber ohne die für die Glockenbecher charakteristische vertikale Gliederung) führen und in dieser Hinsicht vielleicht bis zu einem gewissen Grade von der Glockenbecherkeramik beeinflußt sind, im übrigen aber vollständig selbständige, aus älteren Megalithtypen hervorgegangene Gefäßformen darstellen. Ich halte es daher für nötig, daß man erst einmal eine reinliche Scheidung zwischen beiden einander ähnelnden, aber doch prinzipiell verschiedenen Gefäßgattungen vornimmt, ehe man weitere Schlüsse ziehen kann. Vorläufig scheint mir das Auftreten der zahlreichen nordischen Beile und Bernsteinperlen in Verbindung mit den den nordischen Spätmegalithbechern verwandten Gefäßtypen viel mehr auf eine Zuwanderung einer skandinavischen Bevölkerung hinzudeuten.

Zum Schluß bringt Verfasser unter Berufung auf Kossinna noch einige spärliche Bemerkungen über die Ausbreitung der nordischen Megalithkultur nach Südosten, die indessen viel zu allgemein sind, als daß sich ein Eingehen darauf lohnte.

Trotz meinen in mancher Hinsicht abweichenden Anschauungen — bei derartigen schwierigen Fragen werden ja immer verschiedene Meinungen nebeneinander bestehen können — halte ich die reich illustrierte und mit mehreren Karten ausgestattete Arbeit doch für eine sehr wertvolle Bereicherung unserer Literatur über die Siedelungsarchäologie des nördlichen Mittel- und Westeuropas, und jeder, der sich mit diesem Kapitel und besonders mit dem Indogermanenproblem beschäftigt, wird hier ein wertvolles Material und manche Anregung finden.

Leipzig. Georg Wilke.

Christian Frank, Die Hochäcker. Sonderheft zu den „Deutschen Gauen." Kaufbeuren (Bayern) 1912.

In einem Sonderheft zu den „Deutschen Gauen" „Die Hochäcker", das die Hochäcker in Bayern behandelt, gibt Frank eine gute Übersicht über das, was wir bisher von diesen wissen — wobei namentlich der Abschnitt über die Gründe zur Anlage der Hochäcker sehr lesenswert ist — und welche Streitfragen sich an sie knüpfen. Die wichtigste von diesen ist immer die nach dem Alter der Hochäcker gewesen und ihr wendet Frank auch in dieser Schrift die größte Bemühung zu. Namentlich will er die Angriffe, die Ohlenschlager und Weber in der „Altbayrischen Monatsschrift" 1911, Bd. 10, S. 117 ff. mit den Artikeln „Die Hochäckerfrage" und „Können die südbayrischen Hochäcker von Alemannen oder Bajuwaren herrühren?" (vgl. Mannus IV, 344) gegen seine „Forschungen zur Frage der alten Hochäcker in den „Deutschen Gauen" 1907—1911" gemacht haben, zurückweisen. Frank schreibt die Anlegung der Hochäcker den im frühen Mittelalter eingewanderten Bajuwaren und Alemannen zu, während Ohlenschlager und Weber

Digitized by Google

nur eine vorgermanische Entstehung für möglich halten, für das Wahrscheinlichste ihre Anlegung durch die keltoromanische Bevölkerung nach dem Verfall der römischen Herrschaft.

Frank zeigt, daß der Hochäckerbau auch heute noch vorkommt oder im vorigen Jahrhundert noch vorgekommen ist, daß er für das Mittelalter aus Urkunden und aus der Lage von jetzt verödeten Hochäckern im Gelände zu erschließen ist, so daß schon dadurch die Anlage von Hochäckern durch Germanen bestätigt ist. Andererseits weist Frank nach, daß das, was Ohlenschlager und Weber gegen die germanische Anlage anführen, nicht beweisend ist. So zeigt zunächst Frank, daß die große Ausdehnung der Hochäcker und ihre regelmäßigen Grenzen, von denen Ohlenschlager spricht, in vielen Fällen nicht zutreffen, sondern daß die Grenzen der Hochäcker eine typisch germanische Gemenglage beweisen und daß daher ihre Anlegung durch Germanen wahrscheinlich ist. Unter anderem hatte auch die große Menge der verödeten, jetzt überwaldeten Hochäcker Ohlenschlager zu ihrer Erklärung als Reste eines ungermanischen Anbaus mit Großgrundbetrieb geführt. Frank zeigt indessen, daß sich diese große Menge aus äußeren und inneren politischen — Krieg und Krankheit, Bauernlegen — und wirtschaftlichen — Egartenbetrieb — Gründen sehr wohl als germanisch erklären läßt. Den sogenannten Grünwalder-Forst-Beweis, mit dem Ohlenschlager ein Bestehen des Waldes über Hochäckern seit der Römerherrschaft zeigen wollte, weist Frank ausführlich an Hand einer klaren Skizze zurück.

Einen besonders schwerwiegenden Beweis gegen Frank hatte Ohlenschlager in dem Verhältnis der Rodungsdörfer (z. B. in der Südostecke des Blattes der Karte d. D. R. 1: 100 000 Nr. 638 München) zu den Hochäckern zu erblicken geglaubt. Daraus, daß die heutigen Fluren von überwaldeten Hochäckern begrenzt sind, schloß er, daß auch die Stelle, wo jetzt das Dorf mit seinen Fluren liegt, zur Zeit seiner Anlage von Wald bedeckte Hochäcker einnahmen. Er hat aber nicht die Möglichkeit in Betracht gezogen, daß zu irgend einer Zeit, die später als die Rodung fällt, im Egartenbetrieb rings um das Dorf herum Hochäcker angelegt wurden, die nachher brach liegen blieben und sich mit Wald bedeckten. Daß diese Möglichkeit für das Dorf Hohenbrunn die allein wahrscheinliche ist, zeigt die Skizze auf S. 84, und wenn wir finden, daß, wie Frank sagt, auch die anderen Rodungsdörfer mit einem solchen „Hochäckerkranz" umgeben sind, so bietet wohl gerade das Kartenbild den deutlichsten Beweis für Franks Anschauung. Auf S. 107 ff. zeigt Frank, daß auch die Karte der Verbreitung der Hochäcker im Kreis Oberbayern, auf die Weber großen Wert legt, für die Anschauung, daß die Hochäcker vorgermanisch seien, nicht beweisend ist. Da die — ing-Orte, auf deren Verhalten Weber sich dann stützt, nur auf gutem Getreideboden vorkommen, so darf es uns nicht wundern, daß hier die Hochäcker fehlen, da, wie Frank ausführlich gezeigt hat, hauptsächlich ungünstige Bodenbeschaffenheit zur Anlage der Hochäcker führte. Das Verhalten der Hochäcker zu den Römerstraßen spielte bisher in dem Streit um das Alter der Hochäcker eine ziemlich große Rolle. Doch kommt dies m. E. für die Zeit vor Einwanderung der Bajuwaren und Alemannen kaum in Betracht, da bis dahin die beiden Möglichkeiten, die Überackerung einer Römerstraße zu erklären, gleich wahrscheinlich sind, nämlich die eine, daß diese Hochäcker noch in vorgermanischer Zeit angelegt wurden, namentlich wenn, wie Ohlenschlager richtig bemerkt, die Hochäcker schon früher die Straße begleiteten und nach ihrem Verfall dann auch auf sie übergriffen; die andere, daß die Straßen erst von den Germanen, vielleicht erst ein halbes Jahrtausend oder noch länger nach ihrem Verfall, überackert wurden. Wichtig wird aber das Verhalten der Hochäcker zu Straßen dann, wenn, wie Frank zeigt, Römerstraßen, die noch bis ins Mittelalter hinein benutzt wurden, von Hochäckern überdeckt werden. Hier bietet dieses Verhalten einen sicheren Beweis für die Anlage von Hochäckern durch Germanen.

So zeigt also Frank, daß die Anschauung Ohlenschlagers und Webers, die Hochäcker seien nicht von Germanen angelegt, falsch ist. Es befremdet aber, daß er

Digitized by Google

in seinem Schlußwort für die bayerischen Hochäcker ganz allgemein eine germanische Entstehung in Anspruch nimmt, obwohl er S. 5 sagt: „Die reine Möglichkeit eines Hochäckerbaues in diesen Perioden" (Latènezeit und Zeit der Keltoromanen) „wird nicht bestritten" und auch S. 81 Ackerung in Hochbeeten durch die Walchen für möglich hält; und obwohl er ausdrücklich feststellt, daß die Anlage von Hochäckern nicht eine Stammeseigentümlichkeit, sondern ein Ergebnis der Bodenbeschaffenheit ist. Daß man bisher noch nicht weiß, ob der Pflug der Keltoromanen ein zur Anlage der Hochäcker geeignetes Streichbrett hatte, beweist gegen eine vorgermanische Entstehung der Hochäcker gar nichts, namentlich bei unserer geringen Kenntnis über die Pflüge jener Zeit — trotz Richard Braungart, die Urheimat der Landwirtschaft, der die Ergebnisse der neueren germanischen Archäologie nicht kennt oder nicht kennen will. Es ist daher wohl sehr übereilt, wenn Frank S. 128 sagt: „Damit ist die „Hochäckerfrage" für uns erledigt."

Es sei noch lobend hervorgehoben, daß Frank einige interessante Anregungen zu weiteren Forschungen über die Hochäcker bietet, z. B. in dem Abschnitt: „Der Name Hochacker als Bezeichnung eines bestimmten Feldmaßes?" Namentlich aber sollten Karten über die Lage und Verteilung der Hochäcker in bezug auf die die Bodenbeschaffenheit bedingenden geologischen Verhältnisse, wie Frank dies S. 109 in bezug auf die Grenzen der Jungmoränen und Schotterebenen fordert, zur genaueren Kenntnis der Hochäcker geschaffen werden.

Berlin. Hans Gummel.

Heinz Hungerland, Deutsche Stamm-, Sprach- und Literaturgeschichte in den Grundzügen. Stockholm 1913.

Der Germanist und beliebte niedersächsische Heimatdichter, dessen kulturelle Arbeit auf eine geistige Verbindung von Skandinaviern und Deutschen hinzielt und getragen ist von dem Glauben an eine kommende „nordisch-germanische Renaissance", veröffentlicht einen kurzen Grundriß der deutschen Sprache und Literatur. Das Buch soll „auf ethnologischer Grundlage in diese Fächer einführen und die Erscheinungen mehr als es bisher geschehen ist unter dem Gesichtswinkel der völkischen Zusammenhänge betrachten lehren". Zu dem Arbeitsplan, der mit diesen Worten verkündet ist, wird man den Verfasser nur beglückwünschen. Und wenn auch im Rahmen des vorliegenden Grundrisses dieses Streben erst wenig zur Geltung kommen kann, so ist doch damit der Weg gewiesen für sich in dieser Richtung bewegende und sie vertiefende Einzeluntersuchungen.

Der eine Teil des Buches bringt die Übersicht der Sprach- und Literaturgeschichte, der zweite führt nach einer kurzen Beschreibung der deutschen Landschaft und einer Charakteristik der Deutschen nach ihrer Herkunft — dadurch wird der Leser mit den natürlichen Grundlagen des Volkstums vertraut — „der deutschen Stämme Wohnsitze und Wesensart, Sprache und Kultur" vor Augen. Hier werden die literarisch bedeutsamen Persönlichkeiten eines jeden Stammes zusammen mit den bildenden Künstlern, Gelehrten und Erfindern genannt, welche er aufzuweisen hat; sie werden also in den Rahmen eingefügt, welchem sie entsprossen sind, und die Schilderungen der verschiedenen Stammeseigentümlichkeiten unterstützen dieses Bestreben.

Wer denkt hierbei nicht an die Anregung, eine Expedition deutscher Forscher auszusenden nach — Deutschland zur Erforschung der Natur der deutschen Bevölkerung? (Man vgl. hierzu diese Zeitschrift, Jahrgang 1912, 172). Hungerland bewegt sich in ganz derselben Richtung, wenn er zu erfassen versucht, wie die Größen der Wissenschaft und Kunst in ihrem Stamme und ihrer Heimat wurzeln. Diese Gedanken verleihen seinem Buche einen eigenen Reiz. Hoffentlich finden sich Kräfte, welche gewillt sind, an ihrem Ausbau mitzuarbeiten.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Die Ausgrabungen beim Schweizersbild.

Von Dr. Rudolf Häusler, Kaiwaka, North Auckland, New Zealand.

Nach den von Herrn Dr. Nüesch über die prähistorische Station beim Schweizersbild veröffentlichten Berichten wurde unter seiner Leitung diese Fundstätte mit einer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ausgegraben, wie sie bei ähnlichen Unternehmen kaum beobachtet worden waren.

Ganz einläßliche Beschreibungen der dabei befolgten Methoden finden sich besonders in seinem Werke „Das Schweizersbild, eine Niederlassung aus paläolithischer und neolithischer Zeit" (Denkschriften der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft, Band XXXV).

Herr Dr. Nüesch geht so weit, daß er dieses Werk mit folgender Bemerkung einleitet:

„Mein Bestreben war von Anfang an darauf gerichtet, sowohl durch die Art und Weise der Ausgrabungen, als auch durch die wissenschaftliche Verwertung des Materials ein Werk zutage zu fördern, welches maßgebend für künftige, ähnliche Ausgrabungen sein könnte!"

In ähnlicher Weise sprachen sich auch Fachmänner und andere, denen Herr Dr. Nüesch im mündlichen und brieflichen Verkehr nähere Mitteilungen über seine Methoden gemacht hatte, über letztere aus.

Schon in dem im Jahr 1893 veröffentlichten Katalog der Fundgegenstände gibt Herr Dr. Nüesch in einem besonderen Abschnitt, betitelt: „Urteile der Presse und von Fachleuten über die Ausgrabungen und über die Schweizersbildfunde," eine ganze Reihe Auszüge, in denen seine Sachkenntnis, wissenschaftliche Methodik, Umsicht, Sorgfalt, Genauigkeit, Hingabe usw. in lobender Weise hervorgehoben werden.

Trotzdem wurden aber schon während der Ausgrabungen und mehr noch nach deren Abschluß Stimmen laut, daß die Dinge beim Schweizersbild nicht ganz so waren, wie sie von Herrn Dr. Nüesch dargestellt wurden.

Digitized by Google

Diese Zweifel an der Zuverlässigkeit seiner Angaben machten sich mehr und mehr geltend, als von Sachleuten festgestellt wurde, daß Vermischungen von Einschlüssen aus ganz verschiedenen Schichten vielfach stattgefunden hatten, daß bei verschiedenen Grabstätten Verwechslungen des Inhaltes vorgekommen waren, daß in vielen Fällen das vorliegende Material auffallend unvollständig war, daß der Erhaltungszustand der Fundgegenstände viel zu wünschen übrig ließ, daß die die Fundstücke begleitenden Angaben ganz ungenügend waren, und überdies Widersprüche enthielten usw.

Der erste Jahresbericht der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte enthält u. a. folgende bezügliche Stelle (S. 16): Besonders bekannt ist infolge großer Reklame die Untersuchung des Schweizersbildes bei Schaffhausen geworden, indessen muß gesagt werden, daß gerade dieser Fundort nicht zu den gut ausgegrabenen Stellen gehört, wie man sich in wissenschaftlichen Kreisen mehr und mehr überzeugt hat."

Als zeitweise bei den Ausgrabungen Mitbeteiligten sei es mir nun gestattet, in dieser Sache einen kleinen Beitrag zu liefern.

Über die Zeit der Ausgrabungen berichtet Herr Dr. Nüesch in seinem im Jahr 1893 veröffentlichten Katalog der Fundgegenstände:

„Die Ausgrabungen wurden im Jahr 1891 begonnen, im Sommer 1892 fortgesetzt und im Oktober 1893 vollendet."

Später (Neue Züricher Zeitung 28. Juni 1908) gibt er an:

„Die prähistorische Station Schweizersbild bei Schaffhausen wurde von mir in den Jahren 1891 bis 1894 ausgegraben. Der Zeitraum zusammenhängender Arbeit betrug etwa 2½ Jahre."

Nun wurde aber im Jahr 1891 nur vom 15. bis 31 Oktober, im folgenden Jahr vom 25. Juli bis 28. Oktober gegraben. Wann im Jahr 1893 die Arbeiten wieder aufgenommen wurden, geht aus Herrn Dr. Nüeschs Berichten nicht hervor. Bei meinem letzten Besuche in Schaffhausen fand ich sie im Juli bereits abgeschlossen.

Die Zeit zusammenhängender Arbeit konnte also unmöglich 2½ Jahre betragen. Vielmehr betrug sie etwa ½ Jahr.

In seinem Berichte „Une station préhistorique à Schweizerbild près de Schaffhouse" (Archives des sciences physiques et naturelles, t. XXVIII, S. 2) gibt Herr Dr. Nüesch an, daß sofort nach der Entdeckung zu einer systematischen Ausbeutung der Niederlassung geschritten wurde. Als erste Arbeit nennt er die Einteilung der ganzen Fundstätte.

„On divisa le terrain en carrés d'un mètre de longueur."

Digitized by Google

Eine solche Einteilung fand aber damals nicht statt. Es wurden vielmehr zwei Felder, das eine 13,5 m lang und 1,2 m breit, das andere 2,8 m lang und 2,4 m breit, abgesteckt und ausgegraben. Im folgenden Jahre wurde die östliche Hälfte der Fundstätte in ganz unregelmäßige, der Form des Geländes am besten entsprechenden Felder eingeteilt. Eines derselben, das ich als Feld III bezeichnete, war beispielsweise etwa 10 m lang. Dieses teilte ich in Meterfelder ein, um die wichtigeren Fundgegenstände leichter eintragen zu können. Ein Plan der ganzen Stätte wurde erst einige Zeit nachher aufgenommen.

Nach diesem Plane bedeckte die Niederlassung einen Flächenraum von 240—250 m^2.

Nach einer Angabe von Herrn Dr. Nüesch (Das Schweizersbild, S. 228) ist ihr Areal nur 207 m^2, nach einer andern Angabe (Basler Nachrichten 16. Jan. 1893) dagegen ist es „etwa 500 m^2 groß, wovon erst 300 m^2 aufgedeckt sind."

Es wurden demnach in den Jahren 1891 und 1892 etwa 50 m^2 mehr ausgegraben, als die ganze Niederlassung einnahm.

Über die Methode der Grabungen berichtet Herr Dr. Nüesch (Korr.-Bl. der Deutschen Anthrop. Ges. 1892, Nr. 10, S. 109):

„Bei den Grabungen wurde das Material schichtenweise von 20 zu 20 cm abgehoben."

Auch später (Das Schweizersbild .... S. 230) führt Herr Dr. Nüesch unter den Grundsätzen, die vom Anfang an befolgt wurden, an:

„Die Erdschichten wurden von 20 zu 20 cm abgehoben."

Doch fügt er (S. 233) bei, daß in den Jahren 1892 und 1893 die Ausgrabungen mit noch größerer Sorgfalt ausgeführt wurden als im ersten Jahre und gibt hierfür folgenden Beweis:

„Einzelne Schichten wurden sogar von 10 zu 10 cm Tiefe abgehoben."

In seinem ersten Bericht von 1891 „Über die Funde beim Schweizersbild" erklärt Herr Dr. Nüesch umgekehrt, daß im ersten Jahre alle Schichten „von 10 zu 10 cm sorgfältig getrennt abgehoben" wurden.

Tatsächlich wurde während meiner Mitbeteiligung zu keiner Zeit in solchen Lagen von 20 cm ausgegraben. Beim Beginn der Arbeiten im Jahr 1891 wurde ein Teil der Humusschicht und der neolithischen Kulturschicht in Lagen von 10 cm abgedeckt. Doch zeigte es sich bald, daß die Schichten zu ungleichmäßig entwickelt waren, um ein solches Vorgehen möglich zu machen, ohne beständig Gefahr zu laufen, die Einschlüsse verschiedener Schichten zu verwischen. Das Material wurde in der Folge in größeren oder kleineren Partien, entsprechend der Mächtigkeit und Beschaffenheit der Schichten gelöst und entfernt.

Digitized by Google

Nach den Etiketten und der Vermischung von Fundgegenständen aus verschiedenen Schichten in der Sammlung im Rüdensaal zu schließen, ließ Herr Dr. Nüesch später stellenweise von den Arbeitern in der von ihm beschriebenen Weise ohne Rücksicht auf die bestehenden Lagerungsverhältnisse ausgraben.

Herr Dr. Nüesch berichtet (Das Schweizersbild, S. 233):

„Beim Abheben der unteren Schichten wurden weder Pickel noch Schaufel, weder Hacke noch Spaten angewendet."

Eine andere bezügliche Mitteilung (Basler Nachrichten, 16. Januar 1893) lautet:

„Weder Pickel noch Schaufel wurden beim Lösen der Gegenstände in den Kulturschichten verwendet."

Nun wurden aber Pickel und Schaufel sehr häufig verwendet. Herr Dr. Nüesch selbst bediente sich derselben oft und gab den Arbeitern besondere Anleitung, wie sie zu gebrauchen waren. Durch Pickelhiebe wurden u. a. zwei neolithische Schädel zertrümmert.

In der eben zitierten Korrespondenz in den Basler Nachrichten wird erwähnt, daß die Gegenstände „mit ganz kleinen, eigens zu diesem Zwecke gefertigten Hacken oder mit den Händen allein losgelöst" wurden.

An anderer Stelle (Das Schweizersbild, S. 233) wird aber versichert, daß „keine Hacken" angewendet wurden, sondern daß „jeder Stein, jedes Steinchen, jeder Knochen, jeder Feuersteinsplitter und jedes Messer, jedes sonstige Artefakt.... mit der Hand oder mit einem spitzen, großen, etwas gekrümmten Nagel losgelöst" wurden.

Trotzdem ich während der ganzen Zeit meiner Beteiligung auf der Stätte selbst betätigt war, kam mir weder eine dieser Hacken noch einer der großen etwas gekrümmten Nägel zu Gesicht. Zum Lösen der Gegenstände dienten damals Taschenmesser oder andere zufällig erhältliche Werkzeuge verschiedener Art.

Über die weitere Behandlung des ausgegrabenen Materials berichtet Herr Dr. Nüesch (Das Schweizersbild, S. 234) u. a. folgendes:

„Um die außerordentlich kleinen, häufig mit bloßem Auge kaum sichtbaren Kieferchen und Zähnchen von Nagern zu erhalten, mußte der Inhalt der Kulturschicht zuerst auf die größeren Fundgegenstände untersucht werden; dann wurde das von den großen Knochen, Zähnen, Steinen und Feuersteininstrumenten befreite Material durch 5 Siebe mit verschieden großen, immer enger werdenden Löchern hindurchgelassen. Erst das im letzten, mit den allerfeinsten Öffnungen versehene Sieb zurück gebliebene Material wurde dann in einem Zuber voll Wasser geschlemmt."

Digitized by Google

Daß das Material aus den Kulturschichten nicht in dieser Weise behandelt wurde, beweist schon der Umstand, daß zu jeder Zeit größere und kleinere Knochensplitter, Feuersteine im Abraum gefunden wurden. Nach Abschluß der Grabungen füllte ich selbst bei einem Besuch auf der alten Fundstätte im Jahr 1893 in wenigen Minuten alle Taschen mit Fundgegenständen aller Art, darunter fast faustgroße Feuersteinknollen mit Sprengflächen. Noch 20 Jahre später fanden Schulknaben im Abraum eine Menge Gegenstände.

Unter meiner Leitung wurde das von mir selbst im Graben gelöste Material zuerst an Ort und Stelle durchsucht, darauf durch zwei Siebe unter Wasser gesiebt und gewaschen und auf den Auslegetischen ausgebreitet. An Einschlüssen sehr armes Schichtenmaterial wurde nicht gesiebt oder gewaschen.

Herr Dr. Nüesch behauptet ferner (Korr.-Blatt der Deutschen Anthrop. Ges. 1892, S. 109):

„Bei den Grabungen wurde....die Lage und die Tiefe, in welcher die Gegenstände waren, von jedem Fundstück eingetragen."

Ich kann dazu nur bemerken, daß im Jahr 1893 im Rüdensaal, in welchem die Sammlung aufgestellt war, zentnerweise Fundgegenstände angehäuft waren, über welche im Protokoll keinerlei Angaben gemacht worden waren.

Herr Dr. Nüesch gibt ferner (Arch. des sciences physiques et naturelles, tome XXVIII, S. 2) an:

„on eut soin en triant les objets d'indiquer la profondeur et le carré dans lequel ils avaient été trouvés."

Die erste Einteilung in Meterfelder nahm ich im Sommer 1892 vor. Nur die wichtigsten Funde wurden in diese Pläne eingezeichnet. In das 10 m lange Feld III trug ich beispielsweise aus der großen Masse Funde nur 40 Nummern ein.

Während der ganzen Zeit meiner Beteiligung machte Herr Dr. Nüesch selbst keine Eintragungen in Tagebücher und Pläne, auch keinerlei Notizen über Schichten oder Funde. Später verfaßte er allerdings einen Plan der Gräber, den er für Herrn Prof. Kollmann, den Bearbeiter der menschlichen Reste vom Schweizersbild, bestimmte. Dieser Plan kam mir bei einem Besuch in Schaffhausen zufällig zu Gesicht und erwies sich als so fehlerhaft, indem mehr Meterfelder verzeichnet waren, als auf der Fundstätte Platz gefunden hätten, Skelette eingezeichnet waren, die in Wirklichkeit nicht existiert hatten, andere Skelette in die unrichtigen Felder eingetragen waren usw., so daß ich den ganzen Plan umarbeiten mußte.

In der Folge machte nun Herr Dr. Nüesch einen neuen Plan (Das Schweizersbild, S. 227), in welchem eigentümlicherweise ganz ähnliche Felder vor-

Digitized by Google

kommen wie im ersten Plan. So enthält Grabstätte Nr. 3 auch nach Text (S. 289) die Reste von 3 Menschen. Tatsächlich fanden sich dort nur zwei Unterkieferfragmente. Nach dem Plan enthielt Grabstätte Nr. 16 nur einen Schädel, in Wirklichkeit enthielt sie das Skelett einer Pygmäenfrau und die Reste eines neugeborenen Kindes. Laut Verzeichnis der Gräber (S. 290) und nach Prof. Kollmanns Bericht (Der Mensch, Schweizersbild, S. 86) enthielt Grab Nr. 5 die Reste zweier Menschen, laut Plan nur die zwei Tibien eines Individuums. Diese Grabstätte und Grab Nr. 1 lagen nahe beisammen. Im Plan beträgt ihre Entfernung 3 Meter. Die Reste eines großen Mannes, die sich nach Inhaltsverzeichnis in Grab 5 vorfanden, lagen in einem Grabe neben dieser Grabstätte, das aber im Plane nicht verzeichnet ist. Verschiedene Gräber sind in die unrichtigen Felder eingezeichnet. So lag Grab 4 etwa 4,5 m vom Felsen entfernt. Im Plan beträgt die Entfernung etwa 7 m.

Als einen bei den Grabungen von Anfang an bis zum Schluß befolgten Grundsatz gibt Herr Dr. Nüesch (Das Schweizersbild, S. 230) an:

„Die Gegenstände erhielten fortlaufende Nummern."

Nun versah ich im ersten Jahr nur einige der wichtigeren Fundgegenstände mit solchen Nummern. Eine etwas größere Zahl numerierte ich im zweiten Jahre. Weitaus die meisten aber wurden erst nach Abschluß der Ausgrabungen mit solchen Nummern versehen.

Über die Etikettierung der Fundgegenstände berichtet Herr Dr. Nüesch (Das Schweizersbild, S. 230):

„Die Gegenstände wurden mit verschiedenfarbigen Etiquetten versehen, und zwar so, daß die Gegenstände aus der gleichen Tiefe im Fundgebiet, aus der gleichen Schichtenlage auch dieselbe farbige Etiquette trugen, um einer etwaigen späteren Verwechslung von vornherein vorzubeugen."

Besuchern gegenüber äußerte sich Herr Dr. Nüesch in ähnlicher Weise. So schreibt ein Besucher (Schweiz. Rundschau, 1893, S. 475):

„Von jedem Gegenstand wurden die Tiefe und die Lagerungsverhältnisse notiert und überdies erhält der Gegenstand noch eine Etikette."

In Wirklichkeit wurden aber während der Ausgrabungen nur wenige Stücke mit solchen Etiketten versehen. In der Regel mußte eine einzige Etikette mit Angabe der Schicht für große Haufen von Gegenständen dienen. Einer dieser Haufen enthielt mehr als 12000 Gegenstände. Nach Abschluß der Grabungen wurden beim letzten Ordnen der Sammlung eine größere Anzahl Gegenstände mit besonderen Etiketten versehen.

Digitized by Google

Während der Zeit meiner Beteiligung wurden die Fundgegenstände jeweilen so bald es die Umstände erlaubten, in der Regel jeden Abend, nach Schaffhausen geschafft und sobald es möglich war in der Sammlung im Rüdensaal nach Schichten geordnet aufgestellt.

Unter Herrn Dr. Nüesch spätere alleiniger Leitung wurden sie dagegen nicht mehr in dieser Weise behandelt.

Als ich mich im Jahre 1893 nach Abschluß der Grabungen nach Schaffhausen begab, fand ich in Kisten und Säcken, meistens ohne Etiketten und überhaupt ohne irgendwelche Angaben über Herkunft große Massen Feuersteine, Knochen u. a. unter den Tischen und den Wänden entlang angehäuft. An mehreren Stellen auf den Tischen waren auch die älteren Funde zusammengeschoben worden, um Platz für Haufen neuer Funde zu machen. Auch bei diesen fehlten alle Etiketten und es zeigte sich ferner, daß in einigen Fällen sie mit bezug auf Alter an unrichtiger Stelle eingeschaltet worden waren, wodurch teilweise die in Herrn Dr. Nüeschs späteren Berichten gemachten ganz irrigen Angaben über die Verbreitung gewisser Tierarten erklärt werden können.

Leider wurden auch besonders wichtige Funde in dieser Weise behandelt. So fand ich zwischen die Schachteln mit Feuersteinwerkzeugen, die ich im Jahr 1892 zusammengestellt hatte, zwei Mineralienschächtelchen mit kleinen, feinen Feuersteinmesserchen und Schabern — ohne Etiketten — eingeschoben. Auf mein Befragen nach deren Herkunft teilte mir Herr Dr. Nüesch mit, daß sie im östlichen Teil der Niederlassung bei einer Werkstätte gefunden wurden und nach Virchows Ansicht chirurgische Instrumente darstellten dürften. Nach einer späteren Angabe (Das Schweizersbild, S. 265) waren sie in einem mit einem Deckel versehenen Steinkistchen eingeschlossen.

Alles was nun aber Herr Dr. Nüesch über dieses mutmaßliche „Instrumentarium eines Medizinmannes" zu berichten weiß, ist an eben genannter Stelle ein Geschichtlein, nach welchem er einem Baumeister, der sich in verächtlicher Weise über diese Feuersteinwerkzeuge ausgesprochen und sie sogar als unbedeutende Dingerchen bezeichnet hatte, mit einem solchen den Rock- und Hemdärmel durchschnitt, worauf sich der „in wenigen Sekunden gründlich belehrte Baumeister" mit dem Ausruf: „Donnerwetter, das ist ja mein neuer Sonntagsrock; was wird meine Frau dazu sagen!" entfernte. Welcher Empfang ihm zu Hause zuteil wurde, ist nicht angegeben. Hoffentlich hielt die gute Frau dem bösen Mann eine gepfefferte Predigt.

Durch obige Umstände war die ganze Sammlung in einen solchen Zustand von Chaos geraten, daß ich mehrere Tage genug zu tun hatte, die alte Ordnung wieder einigermaßen herzustellen.

Den in den Glaskästen ausgestellten Teil der Sammlung, bestehend aus den Artefakten aus Knochen und Horn, neolithischen Steinwerkzeugen, — Schmuckgegenständen, Mineralien u. a. ordnete Herr Dr. Nüesch allein nach

Digitized by Google

seiner eigenen Methode. Über diese gibt die Art und Weise, wie die Gegenstände in seinem „Katalog der Fundgegenstände" angeordnet sind, die beste Auskunft.

In der Abteilung „Schmuckgegenstände" (S. 2) finden wir:

Zungenbein vom Rentier, durchlöchert.
Durchlöcherte Zähne vom Eisfuchs.
Durchlöcherte kleine schwarze Ammoniten.
Durchlöcherter Zahn.
Dentalium.
Turritella, durchlöchert.
Melania.
Auster, Gryphaea, doppelt durchlöchert.
Bohnungkügelchen.
Holzstücke.
Belemniten, darunter bearbeitete.
Bergkrystall.
Ammoniten, einer durchlöchert.
Terebrateln.
Eigentümlich geformter Stein.
Spongien.
Eneriniden.

In der Übersicht der Fundgegenstände, S. 13, sind aus der grauen Kulturschicht 270 Artefakte in Knochen und Horn angegeben. Als aus Knochen und Horn bestehende Gegenstände sind aber S. 29 auch angeführt:

Rote Glasperle, durchlöchert.
Tonperle.
Nadel aus Bronze.
Eine Steinaxt aus Jadeit.
Angeschliffenes Quarzstück.
Kieselstein mit zwei Kreuzen.
Schleifstein.

In der Abteilung: „Zeichnungen und verzierte Stücke", S. 22, finden wir:

Harpune.
Pfeil.
Knochen, von Tieren angenagt.
Knochen mit Wurzeleindrücken.
Schädelfragmente mit Kritzen und Linien.
Feuerherd.
Werkstätte.
Sitzplatten.

In der Abteilung „Lanzenspitzen und Pfeile" finden wir auch Meißel aus Knochen, Bruchstück eines Pfriemens, Geweihspitze (Aushäuter).

Digitized by Google

Pfeilspitzen finden sich in folgenden 5 Abteilungen: Pfriemen; Lanzenspitzen und Pfeile; Kommandostäbe, Geweihstücke und Pfeile; bearbeitete Knochenstücke, Pfriemen usw.; Zeichnungen und verzierte Stücke.

In der Abteilung: „Knochen und Zähne" finden wir: „Eine große Anzahl Schnecken."

Nach Herrn Dr. Nüeschs Angaben (Das Schweizersbild, S. 283) fanden sich Schnecken nur in der neolithischen Schichte. Tatsächlich fanden sie sich in allen Schichten, ausgenommen der gelben Lehmschicht (Schotterschicht).

In einem Artikel in der Neuen Züricherzeitung, 23.—25. März 1909, führte ich einige der obigen Beispiele an. In seiner Entgegnung vom 16. April 1909 rechtfertigt sich Herr Dr. Nüesch damit, daß der Katalog eben „auch für ein Laien- und Liebhaberpublikum verständlich sein mußte." Er verweist den Leser dabei auf sein „wissenschaftliches Werk". Aber auch in diesem finden wir ganz ähnliche Verhältnisse.

Im Abschnitt: „Die kulturhistorischen Einschlüsse aus der paläolithischen Schicht" (Das Schweizersbild, S. 258) sind beispielsweise 1304 Artefakte aus Knochen und Geweihen erwähnt, darunter unbearbeitete Braunkohlenstücke, durchlöcherte Muscheln, Versteinerungen, mehrere Herdstellen, Werkstätten, sorgfältig gepflasterte Stellen usw.

In Erwartung des Besuches einer Gesellschaft machte Herr Dr. Nüesch einen Versuch, einen Teil der großen Sammlung nach seiner Methode aufzustellen. Zu diesem Zwecke schob er eine Masse der geordneten Funde bei Seite, breitete große Bogen Papier aus, und gab einem der Arbeiter Anleitung, wie die Sammlung zusammengestellt werden mußte. Es durften dabei nur „schön weiße" Knochen und namentlich lange, schlanke Splitter von Röhrenknochen benutzt werden. Diese wurden in „schön geraden" Reihen, wie Soldaten in Reih und Glied, nur nach Größe geordnet, ohne irgendwelche Rücksicht auf Spezies aufgestellt. Hier handelte es sich aber nicht etwa um ein Laienpublikum sondern um den Besuch einer Gesellschaft von Gelehrten.

Schon in den ersten Tagen der Ausgrabungen hatte Herr Dr. Nüesch, der im Aufstellen einer Sammlung keinerlei Erfahrung hatte, — denn seine ganze Sammlung bestand nach 20jährigen „unermüdlichen Forschungen" aus einem Raubtierzahn aus dem Keßlerloch, — darauf bestanden, die Schweizersbildfunde in solcher Weise anzuordnen und wirklich einen Teil der Funde aus der Humusschicht, wie Knochen, Ziegelstücke, Glasscherben, Topfscherben, eiserne Nägel u. a. genau nach Größe und Schönheit in langen Reihen aufgestellt.

Es kann unter solchen Umständen kaum überraschen, daß Herr Dr. Nüesch auch später an seiner Methode festhielt. Ein bekannter Fachmann berichtet (Neue Züricher Zeitung, 20. Juni 1908):

Digitized by Google

„Nun wurde die Schweizersbild-Sammlung im Landesmuseum aufgestellt und zwar von Herrn Dr. Nüesch selbst. Auf roten Samtkartons prangten da nun die Feuersteine und Knochensplitter, das war für den Laien vielleicht ganz schön, weniger für den Fachmann, der die Objekte, die sich teilweise in den Samt verkrochen, nicht so recht sehen konnte. In der Tat sah die ganze Ausstellung aus, als hätte eine junge Dame mit ebenso viel Liebe als geringer Sachkenntnis die Stücke zusammengestellt. Als dann die prähistorische Abteilung des Landesmuseums umgestellt wurde, nahm man sich vor, die Sammlung Nüesch in der im Museum sonst gebräuchlichen Art einzurichten. Dazu kamen aber noch andere Gründe. Den Fachleuten — und das schweizerische Landesmuseum ist doch auch für Fachleute da — war es nicht entgangen, daß auf den protzig aussehenden Kartons der Nüeschschen Sammlung neben guten Stücken ganz wertlose, neben wirklichen Instrumenten auch einfache Abfälle ausgelegt waren. Sie wünschten daher eine wissenschaftliche Aufstellung.

Diese Neuaufstellung wurde in der Folge von Herrn Abbé Breuil besorgt.

Herr Dr. Nüesch war mit dessen Behandlung der „schönen, systematisch geordneten Sammlung", für deren Aufstellung er und Frau Dr. Nüesch „die in hervorragender Weise im Landesmuseum in Zürich ihrem Gemahl behülflich war und ihn unterstützte" (Das Schweizersbild) seinerzeit nebst besonderen Dankesschreiben auch die silberne und bronzene Medaille erhalten hatten, nicht recht zufrieden, denn er schreibt (Neue Züricher Zeitung, 28. Juni 1908):

„Um zum Schlusse zu meiner Eingabe an die Landesmuseumskommission wegen der Umstellung der Sammlung im Landesmuseum zu kommen, muß ich gestehen, daß ich sehr zornig wurde, als ich vernahm, daß ein Ausländer, Herr Abbé Breuil, die Umstellung vorgenommen hatte, und als ich sah, wie dies geschehen war."

Nähere Mitteilungen über die Schweizersbildfunde und die hierauf bezüglichen Angaben in Herrn Dr. Nüeschs Berichten werden demnächst in einem besonderen Beitrag gemacht werden.

Über die Methode, nach welcher bei den Grabungen die Profile aufgenommen wurden, berichtet Herr Dr. Nüesch (Das Schweizersbild, S. 236):

„Zum Verständnis des Profils auf Tafel II längs der östlichen Felswand mag folgendes dienen. Es wurde, um den Verlauf der Schichten in horizontaler Richtung genau angeben zu können, zuerst oberhalb der Niederlassung längs des Felsens in 50 cm Entfernung eine Schnur horizontal gespannt, und dann von Meter zu Meter der vertikale Abstand der Oberfläche der ganzen Niederlassung, sowie der einzelnen Schichten von der Schnur abwärts gemessen;

Digitized by Google

bei den Querprofilen Nr. 13 auf Tafel II und Nr. 14 und Nr. 15 auf Tafel III, ... gab man die jeweiligen Abstände der Schichten ebenso an."

Tatsächlich verhält es sich nun aber freilich in dieser Sache etwas anders. Die Geschichte des Querprofils Nr. 13 ist in kurzen Zügen folgende:

Um die ganz ungleichförmige Entwicklung der Schichten, die allmählichen Veränderungen in ihrem Charakter, die verschiedenen Störungen der ursprünglichen Lagerungsverhältnisse, die Grabstätten, den Pflasterboden, die Steinplatten und anderen Funde an Ort und Stelle eintragen zu können und auf diese Weise ein durchaus getreues Bild der Verhältnisse zu erhalten, machte ich im Herbst 1891 Vorbereitungen, von der östlichen Wand ein Profil in natürlicher Größe aufzunehmen. Herr Dr. Nüesch widersetzte sich diesem Gedanken und ordnete das Aufnehmen eines Profils nach seiner eigenen Methode an.

Es wurde dabei keine Schnur gespannt. Die Abstände der Schichten konnten also nicht, wie er nun behauptet, von oben nach unten gemessen werden. Sie wurden vom Grunde des Grabens also von unten nach oben gemessen. Dabei wurden die Unregelmäßigkeiten in der vertikalen Entwicklung der Schichten und Änderungen in deren Zusammensetzung fast gar nicht beachtet. Größere und kleinere Störungen wurden, ausgenommen bei Grabstätte Nr. 1, nicht berücksichtigt. Wo die Grenzen der einzelnen Schichten nicht deutlich sichtbar waren, setzte sie Herr Dr. Nüesch ganz willkürlich fest.

Es wurden keine Fundgegenstände eingezeichnet.

Das ganze Profil wurde in so kleinem Maßstabe gezeichnet, daß auch aus diesem Grunde die Lagerungsverhältnisse ganz ungenau angegeben wurden. Außerdem rundete Herr Dr. Nüesch die Grenzlinien noch recht schön ab.

Dabei handelte es sich nicht etwa um eine bloße schematische Darstellung oder eine flüchtige Skizze, sondern um eine, mit Herrn Dr. Nüeschs „ganz außergewöhnlichen Sorgfalt und Genauigkeit" ausgeführte Wiedergabe der Verhältnisse. Wie „peinlich genau" verfahren wurde, beweist schon der Umstand, daß für diese Arbeit nicht weniger als 3 Mann erforderlich waren.

Herr Dr. Nüesch war denn auch nicht wenig stolz auf sein „prachtvolles" Profil und schrieb mir später über dasselbe: „Als Sie das Profil des ersten Grabens machen wollten, da haben Sie einen dreizehn Meter langen Streifen graues Papier hingehalten und wollten so dasselbe abzeichnen. Erst ich habe Ihnen gezeigt, wie ein Profil zu zeichnen ist."

Dieses Profil der östlichen Wand des Grabens teilte Herr Dr. Nüesch im folgenden Jahre Herrn Prof. Boule (La Station Quaternaire du Schweizersbild, S. 8) als solches der westlichen Wand mit. Es liegt auch dem von Herrn Dr. Nüesch später (Das Schweizersbild, Taf. II, Abb. 13) veröffentlichten Profil zugrunde.

Digitized by Google

Es ist nicht möglich, dieses letztere hier eingehend zu behandeln, ohne vorher die Schichtungsverhältnisse, über welche Herr Dr. Nüesch durchweg ganz irrige Angaben macht, einläßlich zu besprechen. Ich behalte mir vor, dieses in einer späteren besonderen Arbeit zu tun, muß mich also hier mit folgenden Bemerkungen begnügen:

Es fehlt zunächst die gelbe Lehmschicht (Schotterschicht). Die untere Nagetierschicht, die sich nach außen allmählich auskeilte und in einer Entfernung von etwa 7 m vom Felsen aufhörte, bleibt sich im Profil bis in eine Entfernung von 12 m gleichmäßig und erstreckt sich noch weit ins Tal hinaus. Diese Nagetierschicht war in ihrer ganzen Breite von der schwarzen Kulturschicht bedeckt, welche sich etwa 10 m vom Felsen auskeilte. Auf ihr ruhte in gleicher Ausdehnung die gelbe Kulturschicht. In Profil 13 fehlt im inneren Teil die schwarze Kulturschicht und liegt daher bis in eine Entfernung von etwa 4 m vom Felsen die gelbe Kulturschicht auf der Nagetierschicht, obschon sich diese beiden Schichten im ganzen im Jahr 1891 abgedeckten Teil nirgends berührten. Außerhalb der gelben Kulturschicht findet sich im Profil eine schwarze Kulturschicht, während die gelbe Kulturschicht, die bis 0,30 m mächtig war, fehlt.

Auf der gelben Kulturschicht lag in ihrer ganzen Ausdehnung die dritte paläolithische Kulturschicht, die ich damals als graue Kulturschicht bezeichnete.

Im Profil wird die gelbe und im äußeren Teil auch die schwarze Kulturschicht von einer bis 0,30 m dicken und 6 m breiten Breccie bedeckt, die aber in Wirklichkeit nicht vorhanden war. Auf der paläolithischen grauen Kulturschicht lag in ihrer ganzen Breite die neolithische Aschen- und Hirschschicht, die sich bis an den äußeren Rand der Niederlassung also etwa 12 m vom Felsen gegen das Tal hinaus erstreckte. Im Jahre 1892 faßte Herr Dr. Nüesch die paläolithische graue Schicht und die neolithische Aschen- und Hirschschicht in eine einzige Schicht zusammen, die er nun als neolithische graue Kulturschicht bezeichnet. Dem entsprechend liegt im Profil auf der Breccie eine bis 0,60 m mächtige neolithische Schicht auf, während in Wirklichkeit die neolithische Ablagerung nur etwa 0,25 m maß. Den äußeren Teil der neolithischen Schicht, etwa 3 m breit, vereinigt im Profil Herr Dr. Nüesch mit der Humusschicht, während er am Felsen eine etwa 3 m breite Schicht Asche einschaltet.

Der einzige in dieses Profil eingezeichnete Fund ist eine Grabstätte. Diese besaß flache, steile Wände und einen sorgfältig verebneten Boden, war trocken gemauert und mit einem großen Steinblock bedeckt. Im Profil bildet sie eine schüsselförmige Grube mit allseitig abgerundeten Wänden und convexem Boden, ohne Mauerung und ohne Decke. Sie reichte bis an die obere Grenze der gelben Kulturschicht. Im Profil reicht sie nur bis an die obere Grenze der Breccie.

Wie außerordentlich widersprechend Herrn Dr. Nüeschs Angaben über die Schichtenfolge sind, zeigt folgende Zusammenstellung.

Digitized by Google

Im Abschnitt über die Ausgrabungen des Jahres 1891 (Das Schweizersbild, S. 231) gibt Herr Dr. Nüesch folgende Schichten, zwei Meter vom Felsen entfernt, an:

Humus	50 cm
Aschenschicht und Hirschschicht	25 „
Graue Kulturschicht und Ofenschicht	45 „
Gelbe Kulturschicht	30 „
Schwarze Kulturschicht	35 „
Nagetierschicht	20 „
Gelber Lehm	?

In Profil 13 an genau derselben Stelle gibt Herr Dr. Nüesch dagegen folgende Verhältnisse an:

Humus	45 cm
Asche	25 „
Grau-rötliche Kulturschicht	40 „
Breccie	30 „
Gelb-rötliche Kulturschicht	40 „
Untere Nagetierschicht	20 „

Mit Bezug auf die horizontale Entwickelung der Schichten verhält sich die Sache wie folgt:

Humusschicht mehr als	12 m
Aschen- und Hirschschicht	12 „
Graue Kulturschicht	11 „
Gelbe Kulturschicht	10 „
Schwarze Kulturschicht	10 „
Untere Nagetierschicht	7 „
Gelbe Lehmschicht mehr als	12 „

Die gelbe Lehmschicht und die Humusschicht erstrecken sich über die Grenzen der Niederlassung ins Tal hinaus.

Nach Profil 13 erreichen an derselben Stelle die Schichten folgende Breite:

Humus mehr als	12 m
Asche	3 „
Graue Kulturschicht	9 „
Breccie	6 „
Gelbe Kulturschicht	4 „
Schwarze Kulturschicht	6 „
Untere Nagetierschicht mehr als	12 „
Gelbe Lehmschicht fehlt.	

Die übrigen Querprofile auf Taf. II und III sind ebenso fehlerhaft wie Profil 13, wie in der bereits angekündigten Abhandlung gezeigt werden soll.

Digitized by Google

Über die bei den Grabungen angewendeten Vorsichtsmaßregeln berichtet Herr Dr. Nüesch unter anderem (Das Schweizersbild, S. 226) folgendes:

„Während den Ausgrabungen wurde die Stätte sowohl bei Tag als auch bei Nacht stets bewacht."

Nun wurde aber im ersten Jahr die Stätte bei Nacht nicht bewacht, auch bei Tag nur bei zwei Gelegenheiten einige Stunden.

Im zweiten Jahre schlug ich, um die Methode der Grabungen vereinfachen zu können und zur besseren Überwachung mein neuseeländisches Reisezelt auf der Fundstätte auf. Dieses gab Herrn Dr. Nüesch den Gedanken ein, mit den kantonalen militärischen Behörden in Verbindung zu treten, infolge dessen dann auch von letzteren ein geräumiges Militärzelt aufgerichtet wurde.

In der bereits mehrfach angeführten Korrespondenz in den Basler Nachrichten vom 16. Januar 1903, in welcher sich Herr Dr. Nüesch als alleiniger Leiter der Ausgrabungen darstellt, findet sich folgende bezügliche Stelle:

„Häufig schlief der Leiter der Ausgrabungen mit den Arbeitern des Nachts in den Zelten, welche zu diesem Zwecke das Schaffhauser Kriegskommissariat mit Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt hatte."

Dem gegenüber ist zu bemerken, daß in der Zeit, während welcher die beiden Zelte, von denen aber, wie bereits angegeben wurde, das eine mein Eigentum war, aufgestellt waren, Herr Dr. Nüesch keine Nacht mit uns auf der Fundstätte zubrachte. Er sprach allerdings öfters die Absicht aus, dieses zu tun, kehrte aber jeweilen gegen Abend in sein bequemeres Quartier in Schaffhausen zurück. Trotzdem führte er aber Besucher, denen er seine außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln schilderte, mit den Worten zu den Zelten: „Hier schlafen wir sogar".

Herr Dr. Nüesch berichtet ferner (Das Schweizersbild, S. 231):

„Die Ausgrabungsstelle wurde umzäunt und die Überwachung derselben militärisch organisiert."

Tatsächlich war sie stellenweise mit einem Strick umspannt. Eine militärisch organisierte Überwachung fand zu keiner Zeit statt.

Nach Herrn Dr. Nüeschs Angaben (Das Schweizersbild, S. 231) wurden „nur zuverlässige, anerkannt vertrauenswürdige Arbeiter angestellt."

Nun stellte aber Herr Dr. Nüesch auch eine Anzahl kleiner Schulknaben zum Erlesen von Material an. Gleichzeitig waren auch mehrere Schüler des Schaffhauser Gymnasiums auf der Fundstätte tätig, infolge dessen damals mehr Material ausgehoben wurde, als mit der nötigen Sorgfalt behandelt werden konnte.

Nach Herrn Dr. Nüeschs Angabe (Das Schweizersbild, S. 231) wurden die Arbeiter „fortwährend überwacht". Eine spätere Angabe von Herrn Dr. Nüesch (Neue Züricher Zeitung, 28. Juni 1908) lautet sogar:

Digitized by Google

„Der Zeitraum zusammenhängender Arbeit betrug etwa 2½ Jahre, während welcher unter meiner Aufsicht und Beihilfe ständig mehrere Arbeiter beschäftigt waren."

Ich habe schon weiter oben gezeigt, daß dieser Zeitraum nicht 2½ Jahre sondern nur wenig mehr als ½ Jahr betrug. Während dieser Zeit waren aber die Arbeiter nicht beständig von Herrn Dr. Nüesch beaufsichtigt. Zur Zeit unserer gemeinschaftlichen Leitung war Herr Dr. Nüesch vielmehr oft stunden- und ganze Tage lang von der Fundstätte abwesend. Wenn er gegenwärtig war, unterhielt er sich in der Regel mit den Besuchern. Aber auch wenn dieses nicht der Fall war, nahm er nur selten, und je nur wenige Minuten an den Grabungen selbst teil. Gewöhnlich war er so weit von der Stelle entfernt, daß er unmöglich wissen konnte, was unten im Graben vorging und sogar in welcher Schicht gearbeitet wurde. Noch im Sommer 1892 erklärte er die Arbeit im Graben, also das Lösen und Durchsuchen des Materials, das Feststellen der Grenzen der einzelnen Schichten und die bezüglichen Beobachtungen sei Sache der Arbeiter.

Nach eigenen Beobachtungen ist also Herr Dr. Nüesch nicht imstande, über die in jener Zeit gemachten Funde und die Lagerungsverhältnisse genauere Auskunft zu erteilen, wie dieses übrigens schon aus hunderten von Beispielen aus seinen Berichten hervorgeht.

Unter seiner späteren alleinigen Leitung der Ausgrabungen waren die Arbeiter sehr viel sich selbst überlassen und über zahlreiche in dieser Zeit gemachten Funde ist daher nichts Sicheres bekannt.

In seiner Abwesenheit wurde unter anderen auch die bekannte Kalksteinplatte mit den Zeichnungen von sieben Tieren entdeckt. Der italienische Arbeiter fand sie beim Waschen von Abraum und teilte den Fund den auf der Stätte Anwesenden mit dem Ausruf: „Ein Roß, ein Roß!" mit.

Über die ursprüngliche Lage dieses wichtigen Fundstückes konnte mir bei einem späteren Besuche in Schaffhausen Herr Dr. Nüesch nichts Genaueres angeben. Später freilich macht er (Das Schweizersbild, S. 308) hierüber genaue Angaben, die aber mit den mir früher mündlich gemachten Mitteilungen nicht übereinstimmen. Fachleuten teilte Herr Dr. Nüesch mit, daß er diese Platte gefunden habe (Boule, La Station Quaternaire du Schweizersbild, S. 22).

Herr Dr. Nüesch gibt des weitern an (Das Schweizersbild, S. 226):

„Um sich den Ausgrabungen, dem Ordnen und Sichten der Funde ganz widmen zu können, stellte er .... auf seine Kosten einen Stellvertreter an und gab überdies während mehrerer Jahre seine seit bereits 20 Jahren bestehende kleine Knabenpension auf. So war alles geschehen, um die Grabungen mit Erfolg durchführen zu können."

Nun ist dazu aber zu bemerken, daß schon im Sommer 1891, also 3 Monate vor Entdeckung der Niederlassung am Schweizersbild, seine Knabenpension

Digitized by Google

nicht mehr bestand. Herr Dr. Nüesch teilte mir damals mit, daß er einst eine solche geleitet habe, sie aber aus Gesundheitsrücksichten seiner Frau aufzugeben genötigt wurde.

Ähnlich wie mit den eben besprochenen Auszügen aus Herrn Dr. Nüeschs Berichten verhält es sich mit den meisten seiner anderen Angaben über die Ausgrabungen. Die wenigen angeführten Beispiele dürften aber einstweilen genügen, um zu zeigen, daß die von verschiedener Seite erhobenen Bedenken gegen die Zuverlässigkeit seiner Mitteilungen keineswegs unbegründet sind und daß meine Behauptung („Das Schweizersbild und der Fall Nüesch", Neue Züricher Zeitung, 23.—25. März 1909), daß „ein sehr beträchtlicher Teil alles dessen, was Herr Dr. Nüesch über das Schweizersbild berichtet, reine Erfindung ist und als nichts anderes als schwindelhafte Reklamemacherei bezeichnet werden kann", vollauf begründet ist.

Digitized by Google

Der Götterwagen[1].

Von Dr. Just Bing, Bergen (Norwegen).

Mit 15 Textabbildungen.

Auf einer Felsenzeichnung von Kyrkoryk in Bohuslän sehen wir zwischen zwei Schiffen einen Wagen, mit einem Bock links und einem Pferde rechts bespannt. Er wird gelenkt von einer sehr verkrüppelten Gestalt; doch vor dem Wagen steht eine gut entwickelte Gestalt, der nur der eine Arm fehlt (Baltzer I 47 Nr. 11, Almgren Nr. 214).

Dieser Vorspann ist zu ungereimt, um ein wirklicher Vorspann zu sein. Unwillkürlich sucht man nach einer symbolischen Bedeutung dafür. Und man braucht nicht lange zu suchen. Man kann auf den Felsenzeichnungen einen Pferdegott und einen Bockgott feststellen.

Abb. 1. Aspeberget, Tanum, Bohuslän: Gott mit Pferdekopf auf dem Phallos und mit großen Händen vor der Schiffsreihe.

Pferde finden wir in Menge auf den Felsenzeichnungen; daß in diesen Pferden Götter stecken können, ersehen wir aus der Aspebergzeichnung (Abb. 1), wo vor der Schiffsreihe ein Gott mit einem Pferdekopf auf dem Phallos steht. Ebenso finden wir auf einer Felsenzeichnung von Backa in Brastad eine Gestalt, deren Arme in Pferde auslaufen (Abb. 2). Auf der Aspebergzeichnung ist diese Gestalt mit zwei großen Händen ausgestattet, und man kann hier zeigen, daß der große Ring, der um das Rad, das Sonnenzeichen, gelegt ist, das Zeichen dieser Gottheit ist.

[1]) Während ich die erste Abhandlung des Verfassers über die „Germanische Religion der älteren Bronzezeit" (Mannus VI, S. 149ff.) vielfach selbständig erweitert und umgearbeitet habe, konnte ich mich bei dieser zweiten ebenso wichtigen Abhandlung in der Hauptsache auf stilistische Besserungen beschränken. G. Kossinna.

Digitized by Google

Den Bocksgott finden wir in Menschengestalt mit Bockskopf auf der Felsenzeichnung von Löfåsen, unweit Kyrkoryk (Abb. 3). Der Bockskopf als (göttliches) Zeichen findet sich, wie ich zu sehen glaube, auf der Felsenzeichnung von Hvitlycke mit dem großen Ring zusammen (Baltzer I, 18—21), über einem Manne mit ungeheuer langen Armen.

Wir haben also einen Pferdegott und einen Bocksgott gefunden und setzen den Vorspann der Felsenzeichnung von Kyrkoryk mit ihnen in Verbindung. Es ist ein Götterwagen, den wir hier vor uns haben; hier ist der göttliche Wagen von den Göttern gezogen. Dagegen stehen bei dem Trundholmer Wagen die Götter auf dem Wagen und werden gezogen. Das ist für uns die natürliche Auffassung, doch wirkt es befremdend, daß das Sonnenpferd, oder wie ich glaube: die der Sonne gleichgestellte Pferdegottheit, auch auf dem

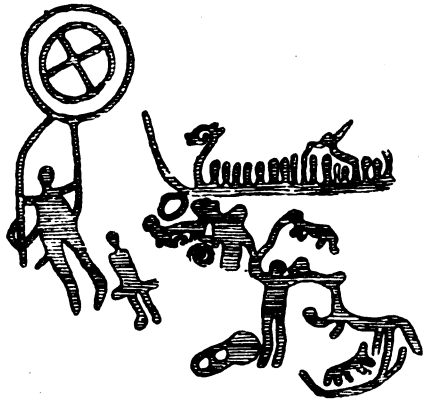


Abb. 2. Backa, Brastad, Bohuslän: Links Sonnengott und sein Begleiter, rechts Pferdegott.

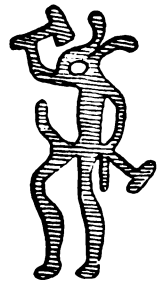


Abb. 3. Löfåsen, Tanum, Bohuslän: Bocksgott mit Hämmern.

Wagen gezogen wird. Dieser Fall ist auch einzig; sonst zieht das Sonnenpferd den Sonnenwagen. — Dagegen ist die Auffassung, daß die Götter den Wagen ziehen, uns fremd; wenn das Sonnenpferd den Sonnenwagen zieht, wird es mehr als Diener der Sonne, weniger als wirkliche Gottheit betrachtet. Wir können indes hier die Sitte vergleichen, daß beim ersten Pflügen Frauen den Pflug ziehen, wofür Mannhardt in seinen „Wald- und Feldkulten" I, 554 ff. eine Menge Beispiele gibt. Freilich ist der Pflug ursprünglich von Menschen gezogen worden, und vielleicht fiel diese Arbeit als Arbeit des Ackerbaues ursprünglich den Frauen zu. Doch erklärt man die Sitte natürlicher und leichter, wenn man annimmt, das beim ersten Pflügen Frauen den Pflug ziehen, weil sie in diesem Falle Fruchtbarkeitsgottheiten darstellen, als wenn man glaubt, daß die Männer das Pflugziehen als atavistische Frauenpflicht behaupten wollten. Wenn dies Stich hält, haben wir hier ein Seitenstück zu den vorgespannten Göttern von Kyrkoryk.

Digitized by Google

II.

Sowohl der Trundholmer, wie der Kyrkoryker Wagen erscheinen sinnwidrig. Es ist ungereimt, Bock und Pferd zusammen vor den Wagen zu spannen; es ist ungereimt, das Pferd mit der Sonne auf den Wagen zu stellen. Diese Ungereimtheit finde ich nicht genügend erklärt durch die Annahme, daß der Wagen als Zauberzeichen für die Sonne dienen soll, um schneller den Sonnenschein herbei zu führen. Ich glaube, daß man die Arten der Gottesverehrung, die sich in diesen Wagenbildern offenbaren, als von anderen Götterkulten entlehnt ansehen muß. Denn wenn man Pferd und Bock als Götter verehrte, hat man kaum eine heilige Handlung geschaffen, wo sie zusammen vor den Wagen gespannt wurden. Und wenn man die Sonne und ihr Pferd verehrte, erfand man doch kaum einen gottesdienstlichen Brauch, wo sie auf einen Wagen gestellt wurden. Ich halte die Annahme einer Entlehnung in beiden Fällen für nötig. Und bei dem Gottesvorspann des Wagens ist es nicht schwer, zu finden, wo dieser Brauch hingehört.

In der nordischen Religion und in anderen indogermanischen Religionen gibt es eine Doppelgottheit von zwei Reitern, die Açvinen in Indien, die Dioskuren in Hellas. Nach der Meinung der Mythologen ist die Menschengestalt eine spätere Form; ursprünglich sind die beiden Reiter zwei Pferde gewesen. Tacitus (Germ. c. 43) erwähnt diesen Götterdienst bei den ostgermanischen Nahanarvalen, wo sie in einem Hain verehrt werden. „Vorsteher ist ein Preister in Frauentracht (oder Frauenschmuck), die Götter werden in römischer Auslegung als Castor und Pollux bezeichnet und so ist der Inhalt der Gottheit, der Name ist Alcis. Hier gibt es keine Bilder, keine Spur ausländischen Aberglaubens, doch werden sie als Brüder, als Jünglinge verehrt." Spuren dieses Kults hat Müllenhoff in den Namen der wandalischen Königsfamilie Asdingi und eines nach Dacien übergesiedelten wandalischen Stammes Astingoi gefunden. Weil dieser Gottesdienst bei Tacitus einem wandalischen Stamm angehört, glaubt Müllenhoff [1]), daß der Name Asdingi hieratisch und aus diesem Kulte herzuleiten sei. Er erklärt ihn aus gotisch hazds, altnord. haddr = Frauenhaar und bringt ihn mit der Frauentracht oder dem Frauenschmuck des taciteischen Alcispriesters in Verbindung. Müllenhoff findet den Mythus dieses Kults weiter in einer Erzählung der Thidrekssaga, die in altnorwegisch nach dem Bericht deutscher Männer geschrieben worden ist. Müllenhoff zeigt, daß dies göttliche Brüderpaar Hartungen — was got. hazdingos altn. haddingjar entspricht — genannt wird und daß der Mythus darauf ausgeht, daß der ältere Bruder von einem Ungeheuer verschlungen und vom

[1]) Schück: Studier i nordisk Litteratur- od. Religionshistoria II, S. 163ff. Müllenhoff: Zeugnisse und Exkurse zur deutschen Heldensage. Ztschr. f. deutsches Alterthum Bd. XII, bes. S. 317ff. Vgl. ebda. Bd. X, S. 556. Vgl. auch Müllenhoffs Aufsatz Frija und der Halsbandmythus, Ztschr. f. deutsches Alterthum, Bd. XXX, S. 217ff.

Digitized by Google

jüngeren gerächt wird. Schück macht darauf aufmerksam, daß diese Erzählung in Rußland örtlich festgelegt worden ist und hier wahrscheinlich auf schwedischer Überlieferung beruht. Dieser Kult tritt uns also als eine ostgermanisch-schwedische Erscheinung entgegen.

Dieser Kultus ist von der Verehrung eines Pferdegottes verschieden, der sich bei Nordländern und anderen indogermanischen Völkern findet. Doch mögen sie, obwohl ursprünglich verschieden, später verschmolzen sein.

Die Dioskuren erscheinen zuweilen zusammen, doch gewöhnlich sind sie Wechselgötter; der eine weilt über, der andere unter der Erde, der eine ist Sonnengott, der andere Wintergott. Bisweilen kämpfen sie miteinander, so „der Maigraf" und „der Wintergraf", zuweilen fällt der eine und ersteht wieder. In späterer Sage ist dies so wiedergegeben, daß der eine Bruder fällt, der andere seine Witwe heiratet, und einen Sohn bekommt, der des Bruders Namen trägt und so der wiedergeborene Bruder wird, oder der — nach späterer Abwandlung — sein Rächer wird.

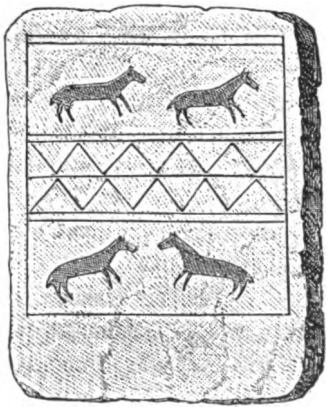


Abb. 4. Kivik, Schonen, Nr. 3
Nilsson: Das Pferdepaar.

Dies Reiterpaar, in der älteren Form ein Pferdepaar, glaube ich auf der Felsenzeichnung des berühmten Kivikgrabes bei Cimbrishamn im östlichen Schonen wiederfinden zu können. Das Grab hat 8 Platten in zwei Reihen (Nilsson Bronsåldern S. 5)[1]. Die eine Reihe hat eine Platte, auf der ein bemanntes Schiff dargestellt ist und darüber einige verwitterte Gestalten; sonst aber zeigen die Platten dieser Reihe nur göttliche Zeichen, die in der Regel zweimal wiederholt sind, auf Nr. 4 zwei Sonnen, auf Nr. 1 zwei Beile und einige andere Zeichen, auf Nr. 3 zwei Pferdepaare, das oberste folgt nacheinander, das unterste ist gegeneinander gekehrt (Abb. 4). In diesen Pferdepaaren glaube ich die ursprünglichen Alcis-Gottheiten zu sehen, und in ihrer Stellung zueinander, daß sie oben nacheinander folgen und unten sich begegnen, sehe ich eine Angabe ihres Verhältnisses zueinander, daß sie gewöhnlich als aufeinander folgend gedacht werden, doch zuweilen sich treffen. Dies wird dem Verhältnis des Maigrafen und des Wintergrafen entsprechen, die beim Maifest sich treffen und kämpfen. Die gegeneinander gekehrten Pferde finden wir auf dem Mittelfelde von Nr. 7 wieder, eine Platte, die nicht wie die Reihe 1—4 nur göttliche Zeichen zeigt, sondern Vorgänge und

[1]) Nilsson, Bronsåldern (Skandinaviska Nordens Urinvånare II) passim. Montelius, Svenska Fornminnesföreningens Tidskrift, Bd. X, S. 193ff.

Digitized by Google

dann wohl heilige Handlungen abbildet (Abb. 5). Wenn das Pferdepaar auf dem Mittelfelde von Nr. 7 allein steht, sind die Vorgänge, die wir oben und unten sehen, sicherlich die Handlungen, die ihr Kultus gebraucht, wenn sie sich treffen. Unten steht zuerst links ein Mann, der einen viereckigen Gegenstand hoch hält. Eine entsprechende Gestalt mit hochgehaltenem Viereck finden wir in der obersten Reihe von Nr. 8, wo er neben zwei Männern steht, die auf Luren blasen. Daher ist das Viereck wahrscheinlich irgend ein Schallinstrument oder eine Trommel. Unten auf Nr. 7 ist der Mann gegen 8 merkwürdige

Abb. 5. Kivik, Schonen, Nr. 7 Nilsson: Oben: Vier Männer und Wagen mit zwei Pferden. Mitte: Pferdepaar, gegeneinander gekehrt. Unten: Mann mit Viereck und acht mantelgekleidete Gestalten.

Abb. 6. Kivik, Schonen, Nr. 8 Nilsson: Mitte: Acht mantelgekleidete Gestalten um den Altar.

Gestalten gekehrt, die schmalen Schiffssteuern ähnlich sehen, von denen oben und in der Mitte Spitzen nach links, dem Manne entgegen, hervorspringen (Abb. 6). Ganz entsprechende Gestalten finden wir auf dem Mittelfeld von Nr. 8, wo sie, vier auf jede Seite, sich um etwas gruppieren, das ein Altar sein mag, — Nilsson hält es für einen Opferkessel. Weil diese Gestalten manneshoch sind, hält Nilsson sie — und zwar mit Recht — für menschliche Gestalten. Ich stimme Nilsson auch darin bei, daß die Seite mit den Spitzen, die sie auf dem Mittelfelde von Nr. 8 dem Altar (Kessel), unten auf Nr. 7 dem Manne zukehren, ihre Vorderseite (Gesichtsseite) sein soll. Dann müssen sie aber verhüllt sein, einen Schleier über den Kopf gezogen, den Mantel zum Boden

Digitized by Google

hinabreichend. Es liegt nahe, dieſe Geſtalten in langen Mänteln mit der Nachricht des Tacitus in Verbindung zu bringen, daß der Alcispriester in Frauentracht gekleidet iſt, doch beweiſen können wir dieſe Übereinſtimmung nicht[1]).

Oben auf Nr. 7 ſehen wir einen feierlichen Aufzug; zuerſt kommen vier Männer, der letzte mit erhobenem Schwerte oder Stabe, dann kommt ein Wagen mit Zwiegeſpann. Der Lenker ſteht auf dem Wagen, eine lange Peitſche in der Hand. Unwillkürlich ſagen wir uns, daß die beiden Pferde mit denen

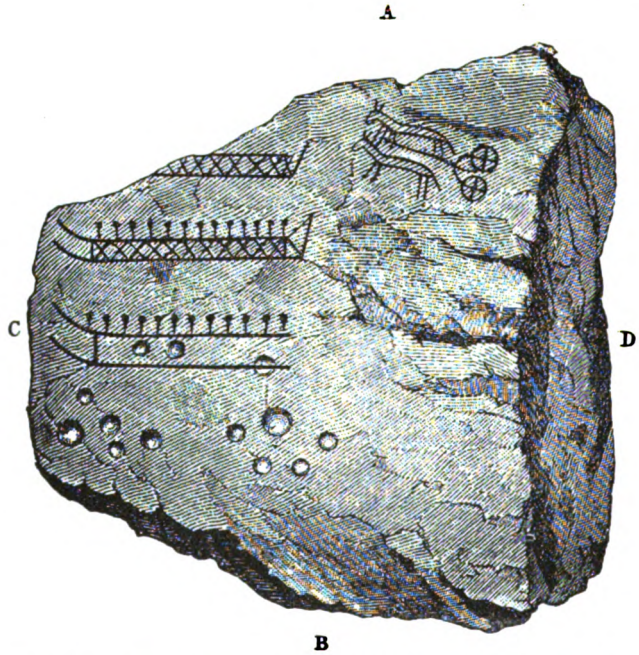


Abb. 7. Villfarahögen, Schonen: Schiffe und Zwiegeſpann.

im Mittelfelde gleich ſeien, und wir ziehen heraus den Schluß, daß die Handlung, die wir ſuchten, — daß Götter in Geſtalt von Pferden, oder auch von anderen Tieren wie auf der Felſenzeichnung von Kyrkoryk, den göttlichen Wagen ziehen — auch hier in dem Zwei-Pferde-Kult vorliegt, und hier paßt ſie freilich vollkommen. Auf einer anderen Felſenzeichnung aus der Nähe Cimbrishamns, von Villfarahögen (Nilsſon Bronſåldern S. 130; Montelius, a. a. O. S. 198) ſehen wir einen Wagen mit zwei Pferden beſpannt. Doch hier

[1]) Ich darf hier wohl bemerken, daß ich für die Tracht der Prieſterinnen bei der Sonnwendfeier der älteren Bronzezeit in dem von mir eingerichteten erſten Bilde zu Oskar Fleiſchers „Muſikaliſchen Bildern aus Deutſchlands Vergangenheit“ (1912) dieſe Geſtalten des Kivikgrabes ſ. Z. als Vorbild benutzt habe. G. K.

Digitized by Google

findet ſich kein Lenker; um ſo leichter können wir die beiden Pferde als Götter auffaſſen (Abb. 7).

Wir dürfen alſo mit einem gewiſſen Grad von Sicherheit ſchließen, daß die Handlung der wagenziehenden Tiergötter im Zwei-Pferd-Kult vorkommt und von da auf die bohusländſchen Bocks- und Pferdereligion übergegangen iſt. Wir ſehen weiter, daß dieſe zwei Pferdegötter auf Nr. 3 oben einander folgen und unten ſich begegnen, daraus ſchließen wir, daß ſie Wechſelgötter ſind, ſo wie der Maigraf und der Wintergraf (Abb. 8 und 9). Wir ſehen, daß neben ihnen die Sonne verehrt wurde, deren Radkreuz in der gewöhnlichen

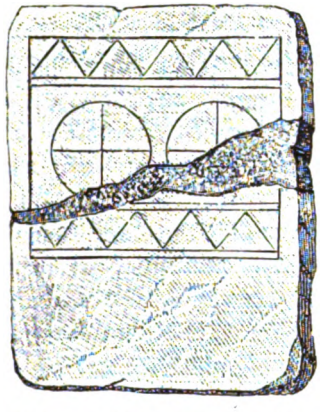


Abb. 8. Kivik, Schonen, Nr. 4 Nilsſon: Zwei Sonnen.

Abb. 9. Kivik, Schonen, Nr. 6 Nilsſon: Zwei Sonnen mit Monden.

Verdoppelung auf Nr. 4 und ebenſo auf Nr. 6 vorkommt; an letzterer Stelle jedoch haben beide Sonnen jede einen Mond über ſich. Der Mond iſt alſo hier ein Anhängſel zur Sonne, ſo wie in Bohuslän der Mondgott nach meinem Dafürhalten der Begleiter des Sonnengottes iſt. Auf Nr. 1 ſehen wir zwei Beile und einige andere Zeichen: einen großen Kegel oder eine Pyramide, unter ihr ein leeres Schiff, neben ihr vielleicht zwei Lanzenſpitzen. Es ſind ſicherlich göttliche Beigaben, ob ſie aber den Pferdgöttern oder einer beſonderen Gottheit gehören, iſt nicht zu entſcheiden. In Bohuslän haben wir einen Beilgott, der, wie man es nachweiſen kann, Fruchtbarkeitsgott iſt, und der im Laufe der Zeit mit dem Pferdegott und namentlich mit ſeinem anderen Ich, dem Gotte mit den großen Händen, zuſammengeſchloſſen worden iſt.

Digitized by Google

Dieſen Beilgott finden wir in dem lappiſchen Fruchtbarkeitsgott Waralden Olmay wieder, deſſen lappiſcher Name nordiſch „veraldar god“ wiedergibt, wie nach Snorre Freys Name bei den Svear lautet. Das Beil iſt nach Wilke: „Kulturbeziehungen zwiſchen dem Orient, Indien und Europa“ ein uraltes Fruchtbarkeitsſymbol. Näher kann ich das Verhältnis zwiſchen dieſen Zeichen bis jetzt nicht aufklären (Abb. 10).

III.

Koſſinna hat in ſeiner Schrift „Die Herkunft der Germanen“ (S. 18 ff.) nachgewieſen, daß die erſten Germanen Norddeutſchlands, die ſpäter zu den Weſtgermanen werden, ſchon am Ausgang der erſten Bronzealterperiode an der Elbe auftreten, die Oſtgermanen aber erſt in der früheſten Eiſenzeitperiode nach der Weichſelmündung kommen und daß ſie beide aus dem Norden ſtammen. Es iſt dann vielleicht nicht unrichtig, das Kivikgrab, das aus der zweiten, vielleicht ſogar aus der Schlußzeit der erſten Bronzealterperiode ſtammt, als oſtgermaniſch oder von den Oſtgermanen beeinflußt zu beſtimmen. Teils iſt ſeine Lage ſo öſtlich, daß man denken kann, die Völker, die am Ende der Bronzezeit an der Weichſel auftreten, hier am Anfang der Bronzezeit gewohnt haben oder daß ihr Einfluß bis hierhin gereicht hat. Teils zeigt es eine ſo typiſch oſtgermaniſche Gottheit wie das Pferdepaar, das den oſtgermaniſchen Alcis bei Tacitus und den hieratiſchen Namen der oſtgermaniſchen Wandalen entſpricht. Wir können auch ſehen, daß dieſe Gottheiten dem urſprünglichen bohusländſchen Götterkreiſe fremd ſind. Wir werden aber in der Folge beobachten wie ſie auf den bohusländſchen Felſenzeichnungen eindringen. Wenn die Oſtgermanen gleich nach dem Ende der Bronzezeit nach Deutſchland herüber gekommen ſind, dürfen wir erwarten, daß im Laufe der Bronzezeit auf nordiſchem Boden eine oſtgermaniſche Ausbreitung vorgeht, und daß das Verhältnis ſich ſo geſtaltet, wie es ſo oft tut: daß die Götter des Volkes dem Volke, und daß die heiligen Handlungen des Götterkultes

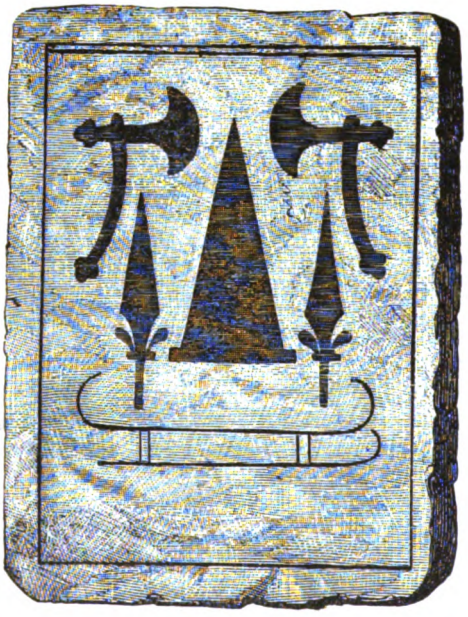


Abb. 10. Kivik, Schonen, Nr. 1 Niſſon: Pyramide, Beile, Speerſpitzen, Schiff.

Digitized by Google

den Göttern vorangehen. Freilich ist das Problem Ostgermanisch-Westgermanisch in der nordischen Archäologie nicht aufgestellt worden. Dennoch können wir nachspüren, wie das ostgermanische göttliche Pferdepaar als Götter auf den Felsenzeichnungen von Bohuslän eindringt und sich mit dem älteren Götterkreise verbindet.

Die hier in Betracht kommenden älteren Götter bilden — wie ich es nachzuweisen versucht habe — eine Dreiheit mit zwei Polen. Zwei Mächte und drei Götter. 1. Den einen Pol bildet der Sonnengott mit seinem Begleiter. Sie haben als Zeichen zusammen das Sonnenrad; der Begleiter hat also kein besonderes Zeichen. Der Sonnendienst ist allen Germanen gemeinsam, und es ist dabei von Bedeutung, daß auf dem Kivikgrab das Sonnenrad an einer Stelle mit einem Monde und an anderer allein auftritt. Der Mond ist hier also ein Anhängsel zur Sonne, und zwar kein festes. Dadurch wird die Wahrscheinlichkeit, daß der Sonnenbegleiter Mondgott ist, wie ich geraten habe, größer als zuvor. Wahrscheinlich ist der Sonnengott eins mit dem Bockgott und also eine Vorstufe zu Thor. Der Begleiter ist auf einigen Felsenzeichnungen nachweisbar einarmig; ich halte ihn für eine Vorstufe zu Tyr, dem Gotte mit der einen Hand, wobei ich auf den Widerstand der Mythologen zu rechnen habe, die Tyr als den ursprünglich allmächtigen Himmelsgott ansehen und die Sage von dem Einhändigen Tyr als einen von den Kelten übernommenen Mythus betrachten. Diese beiden bilden den einen Pol der Dreiheit. 2. Der zweite Pol ist ein Gott mit vielen Beigaben. Als Gott der Dreiheit wird er zuerst durch einen großen Ring bezeichnet, der um das Sonnenrad gelegt wird, so daß das Radkreuz vom Ring umgeben ein Zeichen der ganzen Dreiheit wird. Allein er wird auch durch ein Pferd bezeichnet. Außerdem wird er mit großen erhobenen Händen dargestellt. Zuweilen ist er mit einem Speer, zuweilen mit einem Beil ausgestattet; letzteres jedenfalls ist späterer Zusatz. Diesen Gott halte ich für eine Vorstufe teils zu Odin, teils zu Frey.

Die erste Begegnung zwischen diesen Göttern und dem göttlichen Pferdepaar glaube ich auf der obengenannten Felsenzeichnung von Kyrkoryk zu sehen (Abb. 11). Da ist nur der Zwiegespannwagen aufgenommen, die vorgespannten Götter sind die alten, der Bockgott und der Pferdegott. Dagegen hat dieser Wagen keinen Platz für den dritten Gott der Dreiheit, den Sonnenbegleiter. Doch scheint es nicht, als ob er ganz vergessen worden wäre; denn vor dem Wagen und den Zugtieren steht ein einarmiger Mann, der — wie ich glaube — den Sonnenbegleiter vorstellt. Es ist der erste Fall, den ich wahrgenommen habe, wo er für sich allein auftritt, sonst ist er immer nur der Begleiter des Sonnengottes. Hier geht er als Herold voran, er ist also in die heilige Handlung mit aufgenommen, doch nicht als Hauptperson. Und er hat nicht wie die beiden anderen eine festliche Tiergestalt anlegen können, er muß

Digitized by Google

sich mit der gewöhnlichen Menschengestalt begnügen. Wäre er nicht einarmig, hätten wir ihn nicht wiedererkannt. So wie das Bild ist, zeigt es die neue Handlung unter den alten Göttern eingeführt. Der Wagen wird von den zwei alten Hauptgöttern gezogen, die hier in Tiergestalt auftreten, der ein-

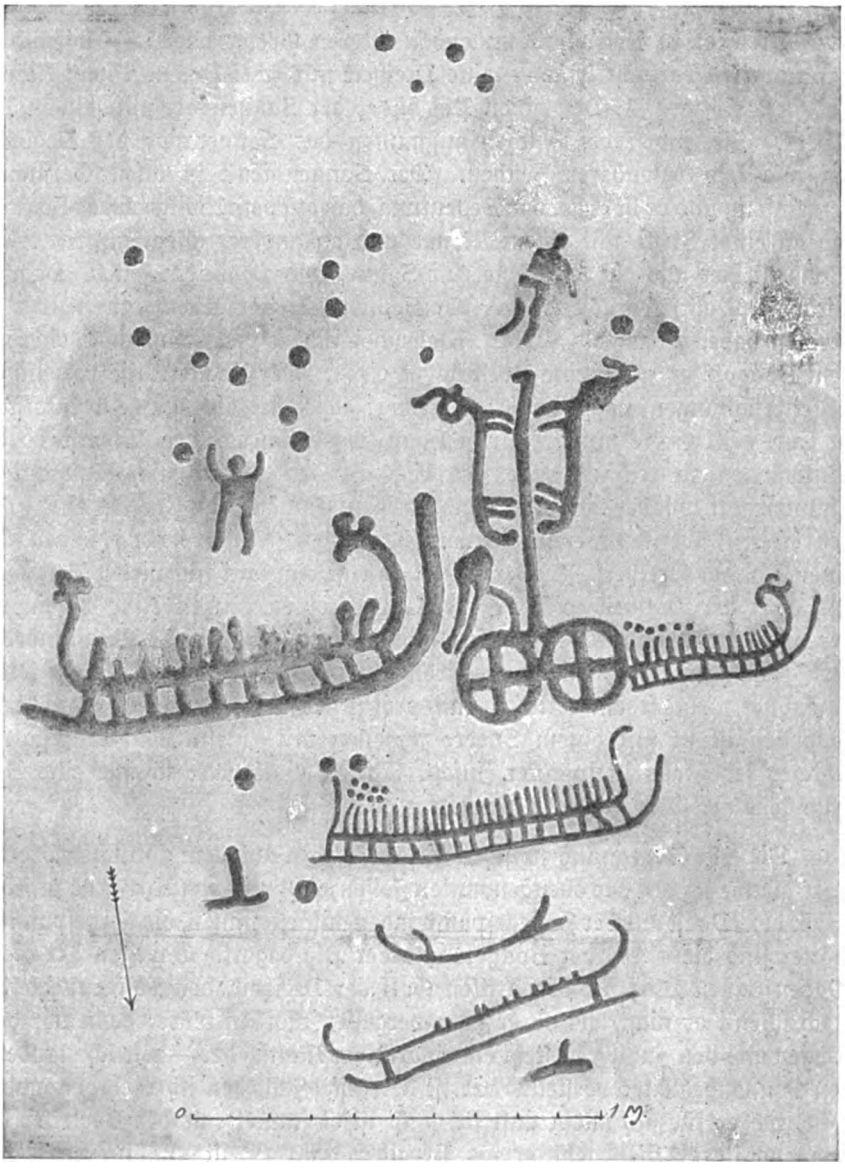


Abb. 11. Kyrkoryk, Tanum, Bohuslän: Wagen mit Bock und Pferd bespannt zwischen Schiffen.

Digitized by Google

armige, Tyr einhendr, geht als Herold in Menschengestalt voran. Doch der sonderbare Vorspann des Wagens zeigt, daß dies neuer Wein in alten Schläuchen ist.

IV.

Weiter fortgeschrittene Stufen der Übernahme des ostgermanischen göttlichen Pferdepaares finde ich auf zwei Felsenzeichnungen (Baltzer I, 5—6 und 9—10 Nr. 1), die nahe beieinander auf dem Hofe Backa südlicher in Bohuslän sich finden.

Eine Gruppe der großen Felsenzeichnung Baltzer I, 5—6 — oben rechts — zeigt mehrere Zwiegespannwagen. Neben einen von ihnen stehen zwei Männer in langen Kitteln, was auf den Felsenzeichnungen selten zu sehen ist; man denkt unwillkürlich an die Frauentracht des taciteischen Alcispriesters. Hier hat man sich näher an die ostgermanische Vorstellung angeschlossen, denn hier ist der Wagen von Pferden gezogen, während der Kyrkoryker Wagen mit Pferd und Bock bespannt ist. Man hat also nicht nur die fremde Handlung, den göttergezogenen Wagen, sondern auch das göttliche Pferdepaar selbst aufgenommen. Doch hat man dabei nicht die alten Götter vergessen. Verschiedene Einrichtungen beim Vorspann der Wagen zeigen, daß wir hier eine Vermittlung zwischen der alten Gottesdreiheit und dem neuen göttlichen Pferdepaar vor uns haben. Vor einem Wagen sehen wir nämlich nicht zwei, sondern drei Pferde. Allerdings ein Dreigespann kennt man nicht, das dritte Pferd steht lose neben den beiden zwischen den Deichseln. Der Vollzug einer Vermittlung zwischen den drei und den zwei Gottheiten war nicht leicht; doch diese Aufgabe lag vor. Die zwei Pferde sollten aufgenommen und in die alte Dreiheit eingefügt werden. Bei einem andern Zwiegespann, dem obersten, steht Etwas mit drei Fingern. Ich glaube, es soll eine Hand bedeuten, obwohl sie nur drei Finger hat. Nun haben wir einen Gott mit großen erhobenen Händen; ich glaube, daß die Hand hier den Händegott bezeichnen soll. Doch dann kann man diese Gruppe auf zwei Weisen erklären. Entweder steht diese Hand außerhalb des Zwiegespanns, dann bezeichnet sie den Gott, der nicht mitgenommen und dafür besonders hinzugefügt worden ist. Oder die Hand kann eine Bestimmung des Zwiegespanns sein, so deutet sie an, daß das ganze Zwiegespann zu dieser Gottheit gehört, was nicht sinnlos ist, denn der Gott mit den großen Händen ist mit dem Pferdegott eins; er ist das Pferd vor dem Wagen von Kyrkoryk. Allerdings geht die endliche Lösung der Aufgabe, wie wir später sehen werden, in der Richtung, daß die beiden neuen Pferde als Ausfluß des alten Pferdegottes aufgefaßt werden. Doch finde ich es natürlicher, die Gruppe auf die erste Weise zu erklären. An sich ist es schon eine dreiste Deutung, die Hand als bestimmende Zufügung zu betrachten. Und die endliche Versöhnung zwischen diesen Gottheiten ist — wie wir sehen werden —

Digitized by Google

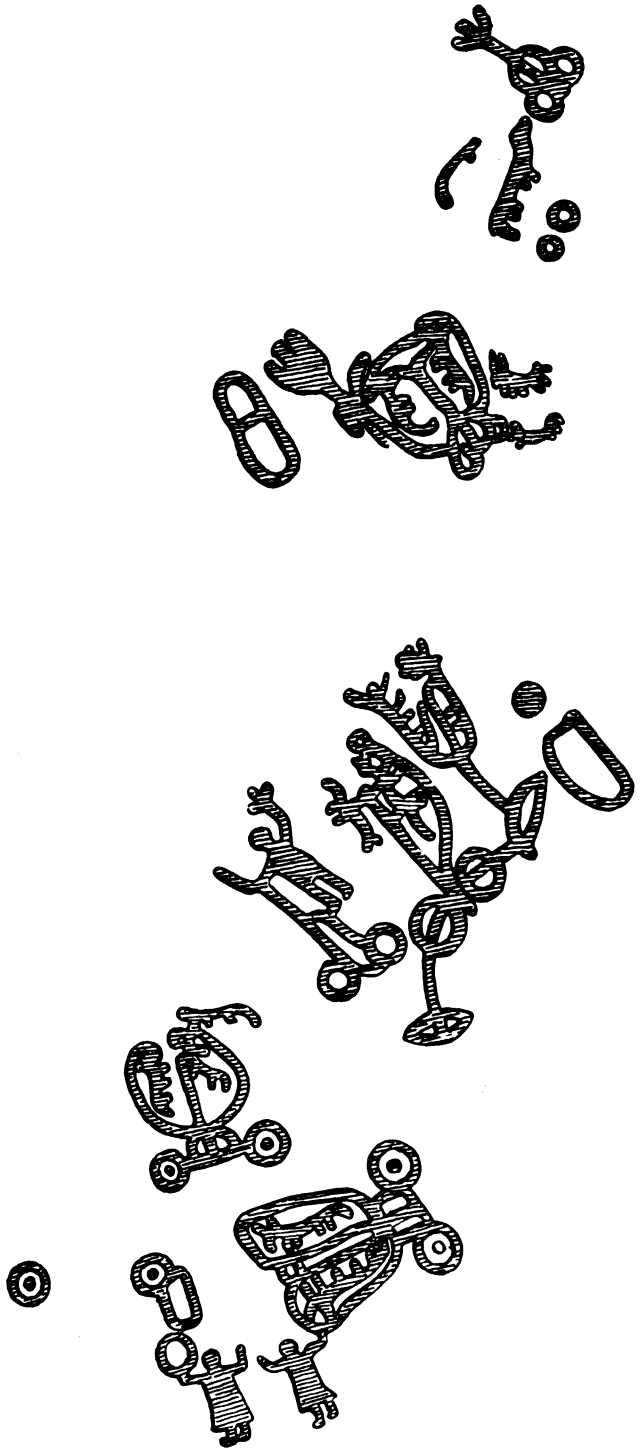


Abb. 12. Backa, Braſtad, Bohuslän. Wagen mit Zwiegeſpann. Neben dem Zwiegeſpann unten ein Pferd, neben dem oben eine dreifingrige Hand.

Digitized by Google

auf eine geradezu feinsinnige Deutung ihres Wesens gebaut, während dieser Versuch der Lösung einen naiven Eindruck machen würde. Fassen wir es aber so auf, daß die Hand der dritte, im Vorspann nicht mitgenommene Gott ist, so sehen wir, daß man bei dieser Gelegenheit zu seinen alten Göttern sich anders gestellt hat als auf der Kyrkoryker Zeichnung. Hier hat man gefühlt, der Sonnengott und sein Begleiter seien die Götter, die zusammen gehören. Wenn man zur Gleichsetzung des Pferdepaares mit den alten Göttern schritt, müßten diese beiden die werden, die den Wagen zögen. Den Gott mit den großen Händen, den Pferdegott, der ja den anderen Pol der Dreiheit darstellt, konnte man in der Form einer Hand oder — wie bei der Wagengruppe unten — in der Form eines Pferdes neben den Wagen stellen (Abb. 12). Wir verstehen, daß innerhalb der Dreiheit der Mondgott, der Sonnenbegleiter, an Bedeutung zugenommen hat. Wenn er jetzt gelegentlich in Pferdegestalt auftritt, mag er, seinem Herrn gleichgestellt, mit ihm zusammen dem Wagen vorgespannt werden. Auf der Kyrkoryker Zeichnung mußte er dagegen sich damit begnügen, als Herold dem Wagen voranzugehen. Hier kann man natürlich nicht dem Gott mit dem großen Händen, dem Pferdegott, eine solche Heroldsrolle geben, das hieße ihn herabwürdigen. Man nimmt ihn mit; doch muß man ihn außerhalb des Vorspanns stellen, und dadurch wird die Gruppe widersinnig. Diese Lösung war nicht eine Lösung, bei der man stehen bleiben konnte.

V.

So stehen wir zuletzt vor der Felsenzeichnung, wo die endgiltige Lösung der Aufgabe gefunden worden ist. Sie befindet sich auf einem offnen Platze am Waldrande, von der man das Tal mit der Kirche übersieht. Da steht fest in der Erde ein großer Stein, dessen Oberfläche sanft abfällt; er ist für eine Felsenzeichnung wie geschaffen. Und hier steht die Felsenzeichnung, die uns wie neue Aussichten in die Geistesentwicklung des nordischen Götterglaubens eröffnet. Sie ist im Tafelwerk Baltzers als Tafel 9—10 Nr. 1 abgebildet; nach der Mitteilung des Herrn Amanuensis Hallström stammt sie aus der späteren Bronzezeit.

In den Bildern dieser Felsenzeichnung, glaube ich, können wir die endgiltige Aussöhnung zwischen der Dreiheitverehrung Bohusläns und dem ostgermanischen Dioskurenkult sehen (Abb. 13). Ich glaube auch, daß man eine Andeutung des Ereignisses finden kann, bei dem diese Aussöhnung zustande gekommen ist. Im obersten Teil haben wir ein großes Schiff und zwei kleinere. Sie beherrschen die Zeichnung, so daß sie das Hauptinteresse haben. Sie sind mit anderen Worten das Unternehmen, um das es sich dreht. Über ihnen sehen wir drei Gestalten, die größer als die anderen sind und deshalb als Götter gelten mögen. Den Einen kennen wir, es ist der Gott mit den großen Händen; seine Hände stützen ein verschlungenes Seil. Rechts von der Gruppe steht eine Gestalt mit erhobenen Händen, sie hat kein besonderes Gepräge, allein

Digitized by Google

Just Bing.

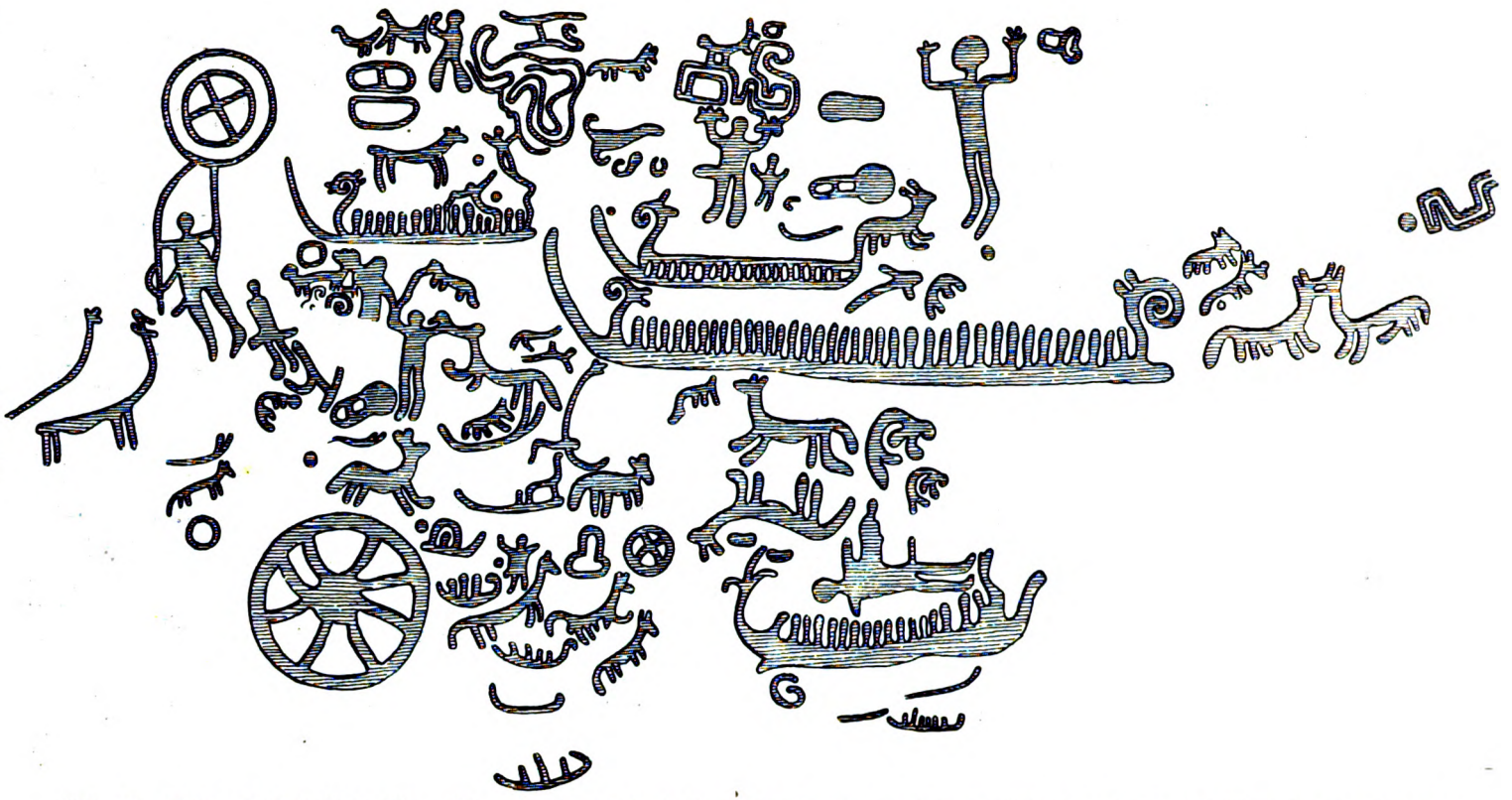


Abb. 13. Backa, Brastad, Bohuslän. Oben: die drei bohuslänschen Götter mit dem heiligen Seile des Dinges, Schiffe und rechts Pferde, die sich küssen. Darunter: links der Sonnengott mit Begleiter und der Pferdegott, rechts antipodisch gestellte Pferde, über dem unteren Schiff ein liegender Mann, aus dessen Brust sich Etwas erhebt.

Digitized by Google

sie entspricht glücklicherweise in ihrer Stellung einer Gestalt auf einer Felsenzeichnung vom selben Hofe, wo wir wegen der Doppelspirale über ihrem Kopfe und seines einarmigen Begleiters sie als den Sonnengott bestimmen konnten (Baltzer 7—8 Nr. 1): hält dies Stich, dann finden wir hier den Begleiter wieder. Er steht oben an der Seilschlingung, die vor — links von — derjenigen Schlinge steht, die der Händegott unterstützt. Er ist hier allein für sich wie auf der Kyrkoryker Zeichnung, doch spielt er keine untergeordnete Heroldrolle. Er erhebt im Gegenteil gebietend den einen Arm; man sollte meinen, er trete in besonderer Tätigkeit auf.

Was ist denn die Tätigkeit des Mondgottes? Ich habe nachzuweisen versucht, daß der Mondgott sich zu Tyr entwickelt, weil seine ursprüngliche Aufgabe die ist, der Gott des Dinges zu sein; denn die Germanen hielten nach Tacitus ihr Ding bei Vollmond und Neumond. Als Dinggott kommt Tyr schon in dem Wochentagsnamen „Dingstag" vor, als solcher ist er im Norden verehrt worden, wie die Ausdrücke „týhraustr" und „týspakr" beweisen, und auf einer Inschrift aus der Zeit des Kaisers Alexander Severus, die dem Mars Thingsus geweiht ist, haben sich von ihm schon zwei Untergottheiten Beda und Simmilena — entsprechend den friesischen Bedelthing und Semelthing — entwickelt. Es ist dies also eine uralte Tätigkeit — meiner Meinung nach seine ursprüngliche —. Wir dürfen hier erwarten Tyr in seiner Tätigkeit als Dinggott zu finden, wenn wir eine Andeutung dafür entdecken, daß man hier Ding gehalten hat.

Nun ist es in urzeitlicher Kunst gewöhnlich der Fall und so auch bei den Felsenzeichnungen, so weit wir sie verstehen können, — eine Ausnahme macht hier das Kivikgrab —, daß wir nicht Ereignisse und Auftritte, sondern nur die Gegenstände abgebildet finden, um die sich die Ereignisse drehen, oder an die sich die heiligen Handlungen knüpfen. So findet man die Zeichen der Götter und die Dinge, die unter ihren Schutz gestellt werden. So haben wir hier die Schiffe, um die es hier gilt, für die man die Gnade der Götter wünscht. Man darf also nicht erwarten die Dingversammlung, aber wohl den heiligen Gegenstand des Dinges abgebildet zu finden. Der heilige Gegenstand des Dinges — was ist das? Man wird sich erinnern, daß man beim Ding, so wie es in nordischen Sagas und Gesetzen geschildert wird, etwas hat, das „vebönd" (die heiligen Bande) heißt. Sie bedeuteten in nordischen Gesetzen nur die Bande, die den Platz der Richter umzäunten. Wenden wir uns aber zur taciteischen Dingversammlung im Semnonenwalde (Germ. 39), dann bedeuten diese Bande etwas ganz anderes. Zu diesem Ding im Walde kommt niemand als in Banden, wodurch er zeigt, daß er sich dem Gott (des Dinges) unterwirft. Wenn er fällt, darf er sich nicht erheben, er muß sich hinauswälzen. Man sieht wie heilig die Bande sind, sie dürfen wohl der heilige Gegenstand des Dings genannt werden. An der Seite der Götter können sie wohl das Ding selbst bedeuten. Und hier finden wir zwei hervortretende

Digitized by Google

Seilverschlingungen. Wenn wir den Dinggott, den einarmigen Begleiter des Sonnengottes, für sich gesondert und mit gebietender Gebärde auftreten sehen und neben ihm die Seilverschlingungen haben, liegt es nah, zu vermuten, dies solle bedeuten, daß hier Ding gehalten werde. Es ist dann ein Dingfest unter dem Vorsitz der alten bohuslänschen Götter.

Allein wir dürfen vielleicht auch schließen, daß es für den neuen Dioskurenkult ein wichtiger Augenblick sei. Denn rechts vom größten Schiffe sehen wir zwei Pferde, die gegeneinander gekehrt sind und „sich küssen". Wenn wir die beiden für unser göttliches Pferdepaar halten, dürfen wir annehmen, daß es nicht nur ein Ding der alten Götter sei, es sei auch die Begegnung des „Maigrafen" und des „Wintergrafen", die wir vor uns haben. Dies ist die feierlichste Gelegenheit zur Auseinandersetzung und Aussöhnung zwischen den beiden Götterkulten, und diese finden wir unten abgebildet.

Links treten hier die alten Götter auf. Zuerst der Sonnengott und sein Begleiter, der hier armlos ist. Der Sonnengott trägt auf zwei Stangen das Sonnenrad vom Ring umgeben, also das Zeichen der ganzen Dreiheit, und zwar so hoch, daß es zur Dinggruppe hinaufreicht. Dann folgen ein paar Zeichen — Schiffsanker, Schuhsohle (?) —, die ich nicht erklären kann und die hier nicht in Betracht kommen. Jenseits dieser sehen wir den Pferdegott, aber so daß seine beiden Arme in Pferde auslaufen. Das ist eine neue Form von ihm (allerdings haben wir zuerst durch dies Bild den Pferdegott erkennen können). Er ist nicht das eine Pferd, wie auf einer anderen Zeichnung von Backa (Baltzer 7—8 Nr. 1) — die rechtgläubige bohuslänsche Auffassung. Er ist nicht eine Menschengestalt mit einem Pferde dahinter, wie auf der Zeichnung von Södra Tegneby, wo er mitten in der Speergruppe steht. Auch nicht eine Menschengestalt durch einen Pferdekopf auf dem Phallos gekennzeichnet, wie auf Aspeberget. Er ist *eine* Gestalt, von der mehrere, wenigstens zwei, Pferde ausgehen. Man kann das Verhältnis verstehen: der alte Götterglaube hat durch diese Deutung seinen Pferdegott gedehnt, damit er in sich das ostgermanische göttliche Pferdepaar aufnehmen könne. So wie immer bei einer religiösen Erweiterung fällt hier das Gewicht auf den Geistesinhalt der Gottheit, auf die Kraft des Gottes, während die Rechtgläubigkeit die äußere Form des Symbols aufrecht hält. Der Gott läßt sich hier nicht durch das eine Pferd begrenzen, allein seine Gotteskraft ist von der Art, daß seine Erscheinungen Pferdeform annehmen. Wahrlich, die alte Religion hat an Geisteskraft zugenommen, als sie den neuen Glauben in sich aufnimmt.

Doch auch der neue Glaube fügt sich den Forderungen, die an ihn gestellt werden. Das göttliche Pferdepaar soll als Glieder *einer* Gottheit eintreten. Das können sie, weil sie Wechselgötter sind. Schon auf dem Kivikgrab sahen wir dies angedeutet. Auf der Platte Nilsson Nr. 3 sahen wir sie oben einander folgen und unten sich treffen. Das erklären wir so, daß sie im allgemeinen einander folgen und gelegentlich sich treffen, so wie

Digitized by Google

ihre Nachfolger der „Maigraf" und der „Wintergraf" es tun. Doch der Gedanke des Wechsels erhält in dem Mythenkreise, der sich an sie knüpft, eine schärfere Form: der eine ist oberhalb der Erde, der andere unterhalb; der eine stirbt und ersteht gleich wieder. Ich glaube, daß wir diese schärfere Wechselauffassung in der Gruppe wiederfinden, die von rechts her hier der Gruppe der alten Dreiheit begegnet. Hier sehen wir zwei Pferde antipodisch gestellt, das eine von oben, das andere von unten; ich sehe in ihnen den unterirdischen Pferdegott und den auf der Erde. Unter ihnen sieht man über einem Schiffe einen liegenden Mann, aus dessen Brust sich etwas erhebt. Soll es den toten Gott bezeichnen, aus dem ein neuer ersteht? Bestimmt läßt das sich nicht sagen; doch sollte die nahe Verbindung mit dem ober- und dem unterirdischen Pferde eine solche Deutung wahrscheinlich machen. Wenn wir diese Deutung annehmen, dann müssen wir sagen, daß auch der neue Glaube bei der Aussöhnung mit dem alten gewonnen hat; denn hier drückt er weit tiefer als auf der Kivikzeichnung den Gedanken der ewigen Erneuerung des Lebens aus, der im Glauben an das Pferdepaar verborgen liegt. Es ist das einzige Mal, daß ich bei einer Felsenzeichnung gefühlt habe, daß etwas von Geistestiefen an mich heran wehe.

Der hier erreichte Ausgleich ist wohl endgiltig geworden. Schück (a. a. O. II, S. 186) faßt Odin und Ull als Wechselgötter auf, vielleicht darf man, auf nordische Ortsnamen gestützt, in Ull und Frey ein Dioskurenpaar sehen. In beiden Fällen befindet man sich auf dem Felde des alten Pferdegotts, denn er zeigt vorwärts teils auf Odin, teils auf Frey.

VI.

Kehren wir mit den gewonnenen Erfahrungen zu dem Trundholmer Wagen zurück! Seine Erklärung ist gewissermaßen verwickelter geworden. Doch ist es mir ein Trost dabei, daß man auch jetzt den Schwierigkeiten oft unschlüssig gegenüber steht, und dabei sind nicht alle Schwierigkeiten genügend hervorgehoben worden. Es gibt hier verschiedene Meinungen, und es scheint mir, daß keine von ihnen volle Befriedigung gewähre.

Man hat zwar und mit Recht die volkstümliche Auffassung, daß die Gruppe ein Sonnenwagen sei, als wissenschaftliche Erklärung aufgegeben. Dagegen hält man daran fest, daß die runde Scheibe die Sonne, und das Pferd davor das Sonnenpferd ist (Abb. 14). Axel Olrik hat das Sonnenpferd Etaça in der Rigveda verglichen, von dem es heißt, daß es die helle Scheibe der Sonne oder das Sonnenrad ziehe oder führe. Sophus Müller hält in seiner sorgfältigen Fund-Veröffentlichung daran fest; sonst gibt er mehr eine Übersicht über die verschiedenen Möglichkeiten als eine bestimmte Erklärung. Er betont das Auffällige daran, daß sowohl Pferd als Sonnenscheibe auf dem Wagen stehen. Er denkt sich, dies könne bedeuten, daß der Wagen an sich

Digitized by Google

die Bewegung andeute, doch denkt er auch an die Möglichkeit, daß der Wagen derjenige sein könne, auf dem die Gottheiten herumgeführt werden. Die

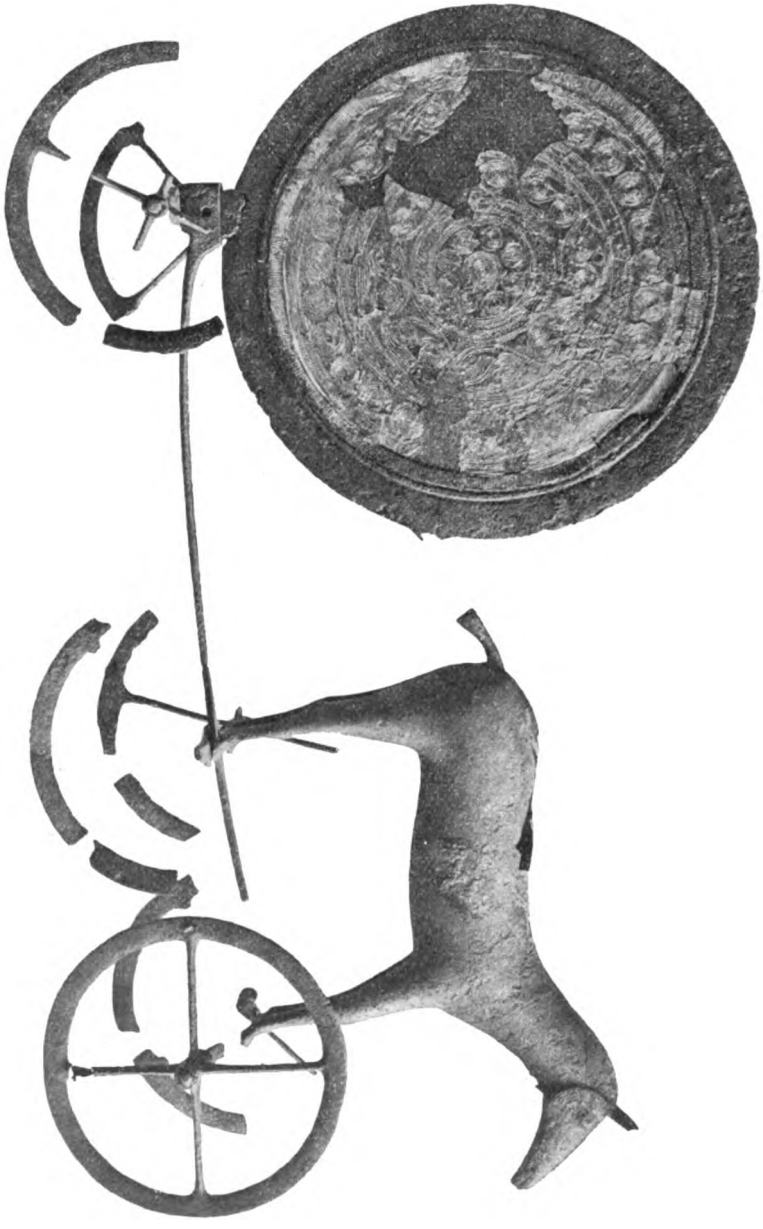


Abb. 14. Trundholm, Seeland: Der Sonnenwagen.

Kleinheit des Bildes erklärt er in diesem Falle als eine Miniaturwiedergabe von einem Prozessionswagen (Nordiske Fortidsminder I, 303 ff.)

Digitized by Google

Ganz anders bestimmt spricht sich Edv. Lehmann hierüber aus in seinem Aufsatz in „Danske Studier" 1904, S. 72ff. Er betont das Miniaturformat des Bildes und daß es wahrscheinlich vor der Niederlegung zerbrochen worden sei. Daraus schließt er, daß es eine Weihegabe ist. Es ist nämlich Sitte, daß Weihegaben bei der Niederlegung zerbrochen werden. Daß das ganze auf Räder gestellt ist, erklärt er nach den Oxforder Gelehrten Evans und Percy Gardener so, daß die Räder die bewegende Kraft ist, die die Gabe zu den Göttern führen soll. So macht Hephaistos in der Ilias (18, 368ff.) Dreifüße und legt Räder darunter „damit sie von selbst (αὐτόματοι) zur Versammlung der Götter hinfahren sollten". Diese Vorstellung hat sich so gefestigt, daß man Räder findet, die fest und flachgedrückt worden sind und als Fußgestell zu den Gegenständen verwendet werden.

Die Weihegabe bedeutet ein Zeichen an die Götter von dem, was man wünscht. Ein Sonnenbild als Weihegabe bedeutet: „Gib uns Sonne!" Man braucht das Bild nicht als Götterbild zu erklären. Es kann die Sonne sein, doch „nach den Begriffen der damaligen Zeit in wissenschaftlich vollständiger Form dargestellt: nicht nur die Sonne, sondern auch ihre Bewegung, nämlich das Pferd, das die Sonnenscheibe hinweg führt", wobei das Sonnenpferd Etaça in der Rigveda zu vergleichen ist. Lehmann denkt sich auf diese Weise den ganzen Vorgang: Eine große Landplage hat einen Opferherrn oder eine Priesterschaft dazu veranlaßt, der Sonne zur Hilfe zu kommen oder ihr eine leise Erinnerung zu geben. Man will sich ihren Beistand verschaffen, vielleicht geradezu Sonne machen. Man verfertigt dann eine kleine, doch kunstfertige Sonne mit Vorgespann. Man zerstört sie zum Besten der Sonne oder ihrer Gottheit, legt die zerbrochene Gabe auf flachem Felde unter offenem Himmel nieder, damit die Sonne den Vorgang sehen und die dem Bilde innewohnend gedachte Wirklichkeit sich aneignen könne.

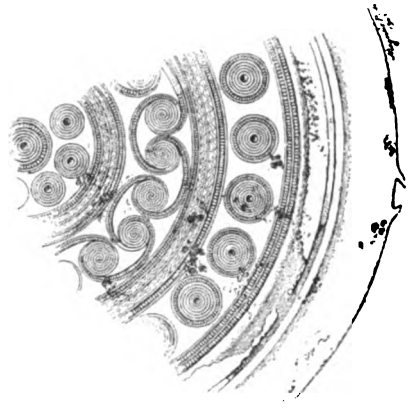


Abb. 15. Trundholm, Seeland. Sonnenscheibe, nicht vergoldete Seite.

Zu diesen beiden Erklärungen ist zu bemerken, daß die Trundholmer Scheibe nur auf der einen Seite vergoldet ist; auf der anderen, die jedoch auch verziert und also keine verborgene Rückseite ist, hat sie nie Vergoldung gehabt (Abb. 15). Wenn die Scheibe die Sonne allein darstellen soll, muß man sich denken, daß die Verfertiger es sich nicht leisten konnten, die Sonne auf beiden Seiten zu vergolden. Und dabei ist der Trundholmer Wagen vielleicht das

Digitized by Google

hervorragendste Kunstwerk der nordischen Bronzezeit. Dieser Umstand wird von entscheidendem Gewicht gegenüber der Auffassung Lehmanns, daß der Wagen eine Weihegabe sein sollte. Eine Sonne, die nur auf der einen Seite golden scheine, kann kaum die erwünschte sein. Und daß das Sonnenbedürfnis so groß gewesen wäre, daß es die Ausführung eines der ersten Kunstwerke der nordischen Bronzezeit veranlaßt hätte, und daß man dabei die Sonne nur auf der einen Seite zu vergolden vermocht hätte, das ist freilich möglich, doch kaum wahrscheinlich.

Ich habe auf den Felsenzeichnungen gefunden, daß der Sonnengott einen kleineren Begleiter hat, den ich durch Vergleich mit einer Gußform aus Kreta als Mondgott zu bestimmen versucht habe. Sie haben beide ein gemeinsames Sinnbild — Rad oder Spirale, und der Kleine findet sich immer als Begleiter des Großen; die einzigen Ausnahmen, die ich davon gefunden habe, sind in diesem Aufsatz besprochen. Diese beiden glaube ich in den beiden verschiedenen Seiten der Trundholmer Scheibe wiederzufinden. Die vergoldete Scheibe stellt die Sonne, die bronzene den Mond dar. Dann wird aber das Pferd voran der Pferdegott, das dritte Glied der Götterdreiheit der Felsenzeichnungen, und kein Sonnenpferd. Die ganze Gruppe stellt also die bohuslänsche Götterdreiheit dar.

Auf eine Felsenzeichnung hat Almgren ein Pferd gefunden, das mit einem Band an ein Rad gebunden ist, und hat es mit Recht mit dem Trundholmer Bilde zusammengestellt [1]). Doch dies Rad kann man in diesem Zusammenhange als das gemeinsame Symbol des Sonnengottes und des Mondgottes auffassen; das Pferd wird dann der Pferdegott der Felsenzeichnungen und kein Sonnenpferd, für das man es hätte halten sollen.

Somit glaube ich, daß die Lehmannsche Erklärung aufgegeben werden muß. Von der besonderen Weihegabe kommen wir auf das allgemeine Götterbild zurück. Dann wird es kaum wahrscheinlich, daß der Wagen das Bild der Götter zu den Göttern heraufführen soll. Wir werden auf die zweite Möglichkeit zurückgeführt, die Sophus Müller aufstellt, daß das Ganze eine Miniaturwiedergabe von einem Prozessionswagen sein soll. Die Felsenzeichnungen von Kivik und von Kyrkoryk zeigten das Bild ähnlicher heiliger Handlungen. Es ist glaublich, daß man durch die Gabe eines solchen Bildes die Götter daran erinnern wollte, daß man seine Verpflichtungen gegen sie erfüllt hätte. Dies ist im höchsten Maße hier geschehen, indem man den Göttern dies prachtvolle Bild opferte und als Gabe an die Götter zerbrach, wenn es überhaupt vor der Niederlegung zerbrochen worden ist.

Indessen hat die Felsenzeichnung von Kyrkoryk gezeigt, daß heilige Gebräuche von einem Götterkult auf einen andern, zu dem sie nicht gehören und nicht ganz passen, übertragen werden können. Und indem wir dies als

[1]) Almgren: Tanum härad — in Göteborg och Bohusläns Fornminnen VIII, 565.

Digitized by Google

einen solchen Fall betrachten, gelangen wir zu einer bestimmteren Erklärung. Dieser Prozessionswagen kann unmöglich dem bohuslänschen Dreiheitskult ursprünglich angehört haben. Das beweist uns deutlich die widersinnige Einrichtung, daß das Pferd oben auf dem Wagen steht. Auf den Dreiheitskult muß sie zweifellos von einem anderen Götterkult her übertragen worden sein.

Fragen wir nun woher — aus welcher Religion — dieser Wagen hergekommen sei, dann begegnet uns die taciteische Schilderung vom Nerthuskult bei den sieben Völkern im heiligen Walde auf einer Insel im Ozean, d. h. in der Ostsee. R. Much in seinen „Deutschen Stammsitzen" (Beiträge z. Gesch. d. dtsch. Sprache u. Lit. Bd. 17, 1892) und ihm folgend neuerdings Chadwick in seinem Buche „Origin of the English Nation" meinte, daß diese Insel Seeland sei. Allein weil eins der sieben Völker die Anglii sind, meinten andere, daß die Insel an der Schleswig-Holsteinschen Küste zu suchen sei; man hat auf Alsen geraten.

Man glaubt, sagt Tacitus, daß Nerthus d. i. Terra Mater am Schicksal der Menschen teilnehme und unter den Völkern herumfahre. Im heiligen Walde der Ozeaninsel steht ihr geweihter Wagen, mit einem Teppich bedeckt. Nur der Priester darf ihn anrühren. Er erkennt es, wenn die Göttin in diesem Versteck gegenwärtig ist, und führt sie mit großer Feierlichkeit, von Kühen gezogen, umher. Dann herrscht Fest und Freude, jeder Fremde wird ein Gast, — keine Waffen finden sich, jedes Schwert ist verborgen. Dann herrscht tiefer Friede und ist sogar geliebt, bis der Priester die Göttin, wenn sie des Verkehrs mit den Menschen überdrüssig ist, in den Tempel zurückführt. Dann wird Wagen und Decke und — wenn man es glauben will — die Göttin selbst in einem einsamen See gewaschen. Sie wird von Sklaven bedient, die der See sogleich verschlingt. Es herrscht Furcht und Scheu vor dem Unbekannten, das nur diejenigen sehen, die dem Tode geweiht sind (Germania 40).

Hier ist der Wagen vollständig am Platze. Diese Fruchtbarkeitsgöttin, die durch das Bad im See erneut wird und in den glückseligen Tagen herumfährt, sie kann wohl auf dem Wagen sitzen. Der Kult ist sicher uralt, und der Name findet sich in der nordischen Mythologie wieder. Zwar ist da die Göttin Nerthus zum Gotte Njörd geworden, doch hat bei dieser Verwandlung, wie Axel Kock gezeigt, die Wortform des Namens den wesentlichsten Einfluß geübt.

Ich glaube, daß der Wagen aus diesem Kulte herstammt. Doch findet sich kein archäologisches Überbleibsel vom Nerthuskult[1]), und ich kann also

[1]) Als ich dies schon geschrieben hatte, habe ich durch die Güte des Herrn Professor G. Gustafson Gelegenheit gehabt, die von ihm abgezeichneten, noch nicht veröffentlichten Felsenzeichnungen von Smaalenene in Norwegen durchzugehen. Ich habe daselbst einen von zwei Kühen gezogenen Wagen gefunden, zwischen Schiffen gestellt, wie der Bocks- und Pferde-Wagen auf Kyrkoryt es ist. Vielleicht ist er dem Nerthuswagen gleichzusetzen.

Digitized by Google

keinen äußeren Beweis bringen. Allein im Nerthuskult hat die Umfahrt der Göttin auf dem Wagen das volle Gepräge der Ursprünglichkeit, während auf dem Trundholmer Bilde der Wagen zu den darauf stehenden Gottheiten in kein vernünftiges Verhältnis zu bringen ist, und deshalb sicher aus einem anderen Kulte entlehnt worden ist. Der Nerthus-Kult findet sich bei Tacitus in demselben Lande wie der Trundholmer Wagen oder doch nicht viel weiter davon entfernt, als es Kivik von Kyrkoryk ist. Diese Gründe führen mich zu dem Wahrscheinlichkeitsschlusse: Der Trundholmer Wagen ist das archäologische Zeugnis dafür, daß die Umfahrtshandlung des Nerthuskults — die Umfahrt der Gottheit auf einem Wagen — in den Dreiheitskult der Felsenzeichnungen aufgenommen worden ist.

* * *

Man sieht die Religionen der Bronzezeit als ursprünglich an. Unsere Untersuchung hat gezeigt, daß in der Bronzezeit Kultgebräuche von der einen Religion auf die andere übertragen werden, daß die eine Religion in die andere hineindrängt, in die andere aufgenommen wird. Wir kommen zu dem Ergebnis, daß in dieser Zeit die Religionsmischung im Norden angefangen hat. Die Bronzezeit bedeutet im Norden zum Teil eine Stufe, wo die Götterkulte der Stämme ihre Gebräuche auswechseln und ineinander verschmelzen, um sich in höhere Einheiten zu vereinigen.

Digitized by Google

Die Basaltlava-Industrie bei Mayen (Rheinland) in vorrömischer und römischer Zeit.

Von Peter Hörter, Mayen.

Mit 10 Abbildungen im Text und auf 4 Tafeln (XII—XV).

Fährt man von Andernach a. Rh. mit der Eifelbahn nach Mayen, eine Strecke von etwa 20 km, so kommt man auf stark der Hälfte der Strecke an den Ort Niedermendig in das eigentliche Gebiet der Basaltlava-Industrie. Dort am Bahnhof stehen viele Werksteine zum Verladen bereit. Dasselbe Bild wiederholt sich am Bahnhof Kottenheim, der letzten Station vor Mayen. Von hier führt uns der Zug durch den Kottenheimer Wald an vielen und großen, heute mit starken Bäumen bewachsenen Schutthalden vorbei. Hier, wo die Lava stellenweise heute noch zutage tritt, wurde schon in vorrömischer und römischer Zeit die Lava gebrochen und zu Reib- und Mahlsteinen verarbeitet. Aber auch bis zum Ostbahnhof Mayen, wo dies auch der Fall war, finden sich dieselben Zeugen uralter Werktätigkeit.

Gleich nachdem der Zug den Kottenheimer Wald verlassen hat, hören wir von rechts her den hellen Klang von hunderten von Hämmern der Steinarbeiter, welche die Basaltlavasteine bearbeiten. Die Steinbrüche reichen hier bis dicht an den Bahndamm heran.

Altersgraue Göpelwerke aus knorrigen Eichenstämmen zusammengezimmert und moderne elektrische Kranen fördern das Gestein zutage und geben tausenden von Arbeitern lohnende Beschäftigung. Im Norden und Nordosten strecken die Krater des Hochsimmers und der Bellerberge ihre zerrissenen schwarzbraunen Gipfel in die Luft. Die noch deutlich erkennbaren Krater ergossen ihre Lavaströme nach Mayen und dem Kottenheimer Wald zu. Die Laacherseegruppe, wozu beide Berge zählen, ist das jüngste Vulkangebiet der Süd- und Hocheifel. Ihre Tätigkeit begann im Tertiär und endigte mit dem Beginn des Alluviums[1]). Daß der Mensch schon Zeuge

[1]) Wanderungen und Streifzüge durch die Laacher Vulkane von Joh. Jakobs, Burgbrohl.

Digitized by Google

ihrer Tätigkeit war, beweisen die Funde unter unberührten vulkanischen Sandschichten bei Metternich[1]), und am Martinsberg bei Andernach[2]). Waren diese Ausbrüche den damals lebenden Menschen ein Schrecken, so sind diese ihren Nachkommen schon bald zum Segen geworden. Ist es richtig, wie hervorragende Sachgelehrte (Prof. Schumacher, Lehner, Reinecke u. a.), annehmen, daß die Pfahlbauzeit zu den ältesten Perioden der jüngeren Steinzeit zu rechnen sei, dann hat der Mensch schon bald erkannt, wie vorzüglich das für ihn leicht zu gewinnende Material sich zum Zerreiben des Getreides eignete. Denn beim Aufdecken des Erdwerks aus der Pfahlbauzeit bei Mayen im Jahre 1907—09 seitens des Bonner Provinzialmuseums und des Mayener Altertumsvereins[3]) wurde in den dort gefundenen Wohngruben und im Umfassungsgraben ganze und auch Bruchstücke von bearbeiteten länglich-flachen Reibsteinen mit deutlichen Gebrauchsspuren aus Basaltlava gefunden (Abb. 1, Nr. 2 und 3). In dieser frühen Zeit scheinen diese, wenn auch vereinzelt, schon von hier aus verhandelt worden zu sein, denn nach freundlicher Mitteilung von Günther hatte er in dem Pfahlbauerdwerk Urmitz in den von ihm aufgedeckten Wohngruben dieser Zeit öfter auf einer Seite abgenutzte Basaltsteine (sog. Läufer) und einmal auch ein größeres zerbrochenes Stück gefunden (Abb. 2, Nr. 1, 2 und 3). Andere gefundene Reibsteine (Unterlagen) bestehen dort aus Buntsandstein und Quarzit. Die hier genannten Fundstücke befinden sich im Koblenzer Museum. Ebenso auch ein durchlochter Hammer aus Basaltlava, der im Rhein an der Lahnmündung ausgebaggert wurde. Das Neuwieder Museum besitzt einen ebenfalls im Gebiete des Urmitzer Erdwerks gehobenen Reibstein aus Basaltlava von 30 cm Länge, 16 cm größter Breite und 10 cm Dicke und von derselben Form wie das bei Mayen gefundene Stück, nur ein paar cm länger (Abb. 2, Nr. 5). Zwei ähnliche Steine befinden sich im Andernacher Museum. Assistent Hagen teilte mir mit, daß in den vom Bonner Provinzial-Museum aufgedeckten bandkeramischen Ansiedlungen in Polch und Gering häufig Reibsteine aus Basaltlava gefunden worden seien.

Aber den besten Beweis für die frühe Ausführung von hier ist mir, daß nach einer Mitteilung und Zeichnung von Rademacher in Wahn bei Köln in einer Wohngrube mit Pfahlbaukeramik ein stark abgenutzter Reibstein aus Basaltlava gefunden wurde (Abb. 2, Nr. 4).

Daß die genannten flachen Reibsteine hier bei Mayen angefertigt wurden, beweist ein in einer Schutthalde gefundenes ungebrauchtes Stück (Abb. 1, Nr. 1).

Nun klafft aber eine große Lücke zwischen der Stein- und Hallstattzeit,

[1]) Günther, Zur Entstehungs- und Besiedlungsgeschichte des Neuwieder Beckens. Mannus II und III.

[2]) Koenen, Gefäßkunde.

[3]) Lehner, Bonner Jahrbücher, Heft 119.

Digitized by Google

wo andere Formen, die ſogenannten Napoleonshüte, auftreten, denn geſicherte Funde von Reibſteinen aus Baſaltlava in irgend einer Form ſind mir aus der Bronzezeit nicht bekannt.

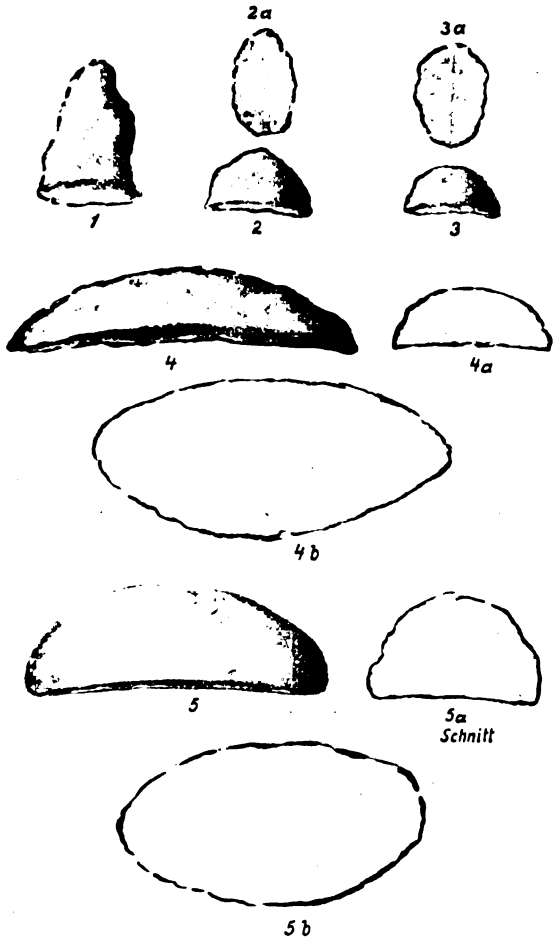


Abb. 2. Etwa 1/7 natürlicher Größe.
Neolithiſche Reibſteine.
Nr. 1, 2, 3, 5 aus Urmitz, Nr. 4 aus Wahn bei Köln.

Bei einer Auseinanderſetzung über Napoleonshüte zwiſchen Sanitätsrat Dr. Koehl und Reinecke[1]) ſetzt Reinecke das Vorkommen der Napoleonshüte ſchon in die Steinzeit, während Koehl dieſer Annahme widerſpricht und deren Vorkommen erſt für die Bronzezeit annehmen zu dürfen glaubt.

[1]) Weſtdeutſche Zeitſchrift, Jahrg. XIX, Nr. 5—6 und Nr. 11—12, 1900 und Jahrg. XX, Nr. 3—4.

Digitized by Google

Auf eine Anfrage bei Koehl teilte dieser mir mit, daß ihm auch noch für diese Zeit kein gesicherter Fund bekannt sei.

Auch aus unserer Gegend, wo diese Mahlsteine doch angefertigt und demnach auch am frühesten vorkommen sollten, ist mir kein einziger solcher Fund bekannt. Auch in der früheren Hallstattzeit sind allem Anscheine nach die Napoleonshüte in der bekannten Form und für den Handel noch nicht angefertigt worden.

Das Gräberfeld von Gering[1]), wo 61 Gräber der ersten Hallstattzeit gehoben wurden, hat kein einziges bearbeitetes Basaltlavastück geliefert. Auch die Funde im Steinbruchgebiet sprechen gegen eine größere Tätigkeit daselbst während der Bronzezeit. Obschon dort sehr oft Werkzeuge von Eisen zutage kommen, ist mir kein einziges Bronzewerkzeug bekannt aus dem Gebiet der Steinbrüche. Danach scheint der Betrieb in dieser Zeit ein sehr schwacher gewesen zu sein. Denn sonst müßten bei der ständigen Bodenbewegung unbedingt schon Bronzewerkzeuge gefunden worden sein. Die im Jahre 1911 bei Kottenheim gefundene 41 cm lange Kupfer-Doppelaxt spricht hier nicht mit, da diese nicht zu den Werkzeugen gerechnet werden kann. Allerdings sind Wohngruben der Bronze- und auch der ersten Hallstattzeit im Rheinland noch wenig aufgedeckt worden. Es ist aber auch zu berücksichtigen, daß die weiche Bronze sich zur Bearbeitung der harten Basaltlava in verhältnismäßig großen Stücken und in Massen für den Handel schlecht eignete. Diese wird heute nur mit gut gestählten und geschliffenen schweren Hämmern bearbeitet und für die hier in den Schutthalden oft gefundenen unfertigen Stücken (Abb. 3, Nr. 3—5—6), die ich allerdings für die jüngeren Formen halte, wird mir von Sachverständigen gesagt, daß diese mit schweren eisernen Hämmern bearbeitet worden seien.

Allerdings wurden, wie oben nachgewiesen, schon in neolithischer Zeit Reibsteine hier angefertigt und vereinzelt auch verschickt, aber es werden handliche leicht zu bearbeitende Stücke gewesen sein, die man dazu benützte.

Es ist aber möglich und sogar sehr wahrscheinlich, daß sich während der Bronze- und ersten Hallstattzeit die ursprünglich flachen Reibsteine allmählich zu den eigentlichen Napoleonshüten ausgebildet haben; denn es werden hier, wenn auch vereinzelt, große Reibsteine von nur etwa 10—12 cm Höhe aber mit scharfem Grat auf der Unterseite gefunden, die aussehen, als hätte sich der Napoleonshut aus ihnen entwickelt. Auf Abb. 4 habe ich versucht, eine solche Entwickelung darzustellen. Im Museum Andernach sah ich einen Reibstein aus Basaltlava (Abb. 4, Nr. 1) mit einem abgebrochenen Ende, noch ungefähr 30 cm lang, welcher noch die Form der neolithischen Reibsteine hat, aber schon auf der Unterseite einen leichten Grat zeigt. Dort befindet sich noch ein zweiter, ebenfalls ungefähr 30 cm langer Reibstein, Abb. 4, Nr. 2,

[1]) Mannus, B. IV und V.

Digitized by Google

der zwar dieſen Grat nicht hat, aber den gerade gearbeiteten Rand zeigt, wie die nachfolgende unter Nr. 3 und 4 abgebildeten mutmaßlichen älteſten Formen des Napoleonshutes. Nr. 3 wurde bei Kottenheim gefunden. Es iſt nur

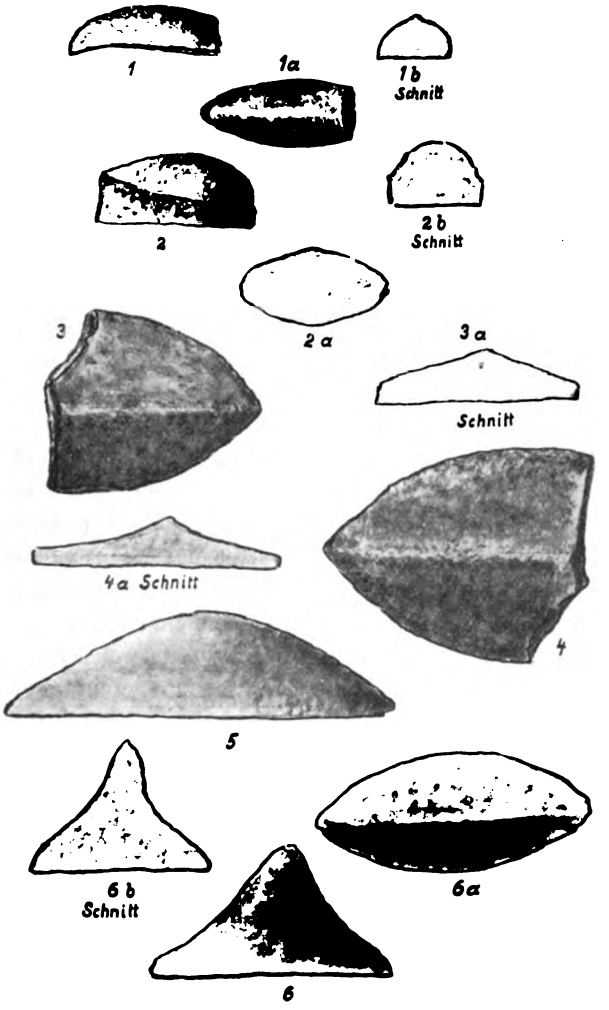


Abb. 4. Etwa 1/7 natürlicher Größe.
Verſuch einer Entwickelung.
Nr. 1 und 2 aus Andernach, Nr. 3 aus Kottenheim, Nr. 4—5—6 aus Mayener Schutthalden.

mehr die Hälfte vorhanden und mag derſelbe etwa 80 cm lang geweſen ſein, 40 cm breit und 11 cm hoch. In der Nähe der Fundſtelle wurde eine große Wohngrube der erſten Hallſtattzeit angeſchnitten. Nr. 4 wurde in einer Schutthalde auf den Mayener Steingruben gefunden, iſt ebenfalls nur ſtark

Digitized by Google

zur Hälfte erhalten und hat bei ungefähr derselben Länge und Breite nur eine Höhe von 10 cm. Zum Vergleich sind zwei hiesige Fundstücke unter Nr. 5 und 6 abgebildet. Nr. 5 hat ebenfalls eine Länge von 84 cm bei einer Höhe von 22 cm. Daß die Formen Nr. 3 und 4 die älteren sind, schließe ich daraus, daß diese sich den neolithischen oder vielleicht bronzezeitlichen Formen Nr. 1 und 2 sehr nähern. Aber eine völlige Sicherheit haben wir noch nicht. Leider ist bei Nr. 1 und 2 nichts gefunden worden, was deren Alter bestimmen könnte.

Die aus der späteren Hallstatt- und Latène-Zeit stammenden Napoleonshüte haben bei einer Länge von etwa 45 bis 60 cm eine Höhe von 20 bis 40 cm. Die niedrigen Stücke kommen auch sehr selten in den hiesigen Schutthalden vor. Unter etwa einem halben hundert Stück, die ich als hiesige Funde zu Gesicht bekommen habe, hat nur einer diese niedere Form. Für die Ausfuhr scheinen diese noch nicht angefertigt zu sein, denn von den vielen auswärtigen Funden ist mir kein einziges Stück in dieser Form bekannt. Zur Aufstellung einer ganz sicheren Chronologie können nur gut beobachtete Wohngrubenfunde helfen. Was nun die eigentlichen Napoleonshüte angeht, glaube ich auf Grund meines gesammelten Materials und meiner hiesigen Beobachtungen annehmen zu können, daß die Massenherstellung für die Ausfuhr erst in der mittleren Hallstattzeit einsetzt. Damit würde auch die Besiedelung des Steinbruchgebietes übereinstimmen. Aus der Bronzezeit wurden in der Nähe von Mayen bisher nur drei Gräber gefunden, aus der ersten Hallstattzeit nur zwei Gräber und einige Wohngruben angeschnitten. (Das Gräberfeld von Gering liegt 6 km von Mayen entfernt.) Aber aus der mittleren und jüngeren Hallstattzeit hat der Mayener Altertumsverein schon viele Funde und zwar gerade auf und um die Steinbrüche gehoben. Ein Besuch im Mayener Museum wird dies bestätigen. Nach Versicherung von alten Steingrubenbesitzern und auch nach meiner eigenen Erfahrung wurden früher, ehe der Mayener Verein gegründet war, hunderte von Gräbern beim Anlegen von Steinbrüchen zerstört und die Funde achtlos beiseite geworfen. Das Grabinventar besteht aus graphitierten Gefäßen in echter Hallstattform (Abb. 5).

Trotzdem nun in vielen Museen Napoleonshüte sich befinden, sind gut beobachtete und zu einer chronologischen Aufstellung brauchbare Funde selten.

Aus der mittleren Hallstattzeit kann ich als gesicherte Funde angeben, laut Mitteilung und Zeichnung von Günther, ein Stück, gefunden in einer Wohngrube bei Urmitz; ein Stück aus Dienheim und eines aus Nierstein, beide mit Hallstattscherben, nach Mitteilung von Prof. Schumacher. Zwei weitere wurden im Koblenzer Stadtwalde gefunden. Diese können zwar den dort zutage getretenen Hallstattgruben, aber auch der dortigen Latènesiedlung zugehören. Nach gefl. Mitteilung von Prof. Keune in Metz wurden Napoleonshüte aus Niedermendiger Basaltlava zutage gefördert mit Gefäßscherben

Digitized by Google

der Hallstatt- und Latène-Zeit im oberen Tal der Seille aus den Industrieresten des sogenannten Briquetage[1]).

Beim Aufdecken der Ansiedlung aus der mittleren und jüngeren Hallstattzeit bei Neuheusel auf dem Westerwald[2]) wurden zwei große Reibsteine aus Niedermendiger Basaltlava gefunden. Ob Napoleonshüte konnte ich nicht erfahren. Bei der Auffindung eines Napoleonshutes in einer hiesigen Schutthalde fand ich dicht dabei Scherben von Gefäßen aus der mittleren Hallstattzeit. Aus der Latènezeit sind mir noch weniger ganz gesicherte Funde bekannt. Wie mir Dr. Brenner in Wiesbaden freundlichst mitteilte, sind die im dortigen Museum befindlichen Napoleonshüte meist in Latène-Ansiedlungen und Wällen oder in ihrer Nähe gefunden worden. Wir müssen also annehmen, daß diese dazu gehören. Es sind folgende Funde:

Zwei Stück aus Simmern-Unterwesterwald. Einer vom Hausberg bei Butzbach, gefunden in einem späteren Latènewall. Dann je einer aus Neuhof bei Wiesbaden und aus Arborn in Dillkreis. 2 Stück zusammen aus Miehlen, Kreis St. Goarshausen. Für letztere 4 Stück liegt kein Anhalt vor. Dann noch 3 Stück aus Schierstein a. Rhein. Zu den letzteren bemerkt Dr. Brenner, daß sie nicht zu den dortigen neolithischen Siedlung des Michelsbergtypus gehörten. In diesen genau untersuchten Wohngruben sind nur kleine, runde Mahlsteine aus Mainsandstein zutage gekommen, aber kein Stück Basaltlava, das den flachen Reibsteinen oder den Napoleonshüten in der Form sich näherte. Diese werden also zu den in Schierstein gemachten früheren Latène-Funden gehören.

Außer den schon genannten sind mir Funde von Napoleonshüten noch bekannt und zwar: bei Sayn wurde ein 5 cm tief abgeriebenes Stück in einem angeblichen Latène-Gräberfeld gefunden. Dieses Stück befindet sich jetzt im Neuwieder Museum.

Ferner Urmitz, Andernach, Vallendar (2 Stück), Bobenheim bei Worms, Oberleuken Kr. Saarburg (2 Stück), Roisdorf bei Bonn, Longerich bei Köln (2 Stück). Letztere 4 Stück befinden sich im Prähistorischen Museum zu Köln. Dann besitzt das Provinzialmuseum zu Bonn sowie das städtische Museum zu Mainz mehrere Napoleonshüte.

Aber sicher befinden sich noch mehrere mir nicht bekannte in den verschiedenen Museen. Nach dem Mayener Geschichtsbuch von Justizrat Dr. Brink soll sogar einer aus Niedermendiger Basaltlava in Schottland im sogenannten Picktenwall gefunden worden sein. Näheres hierüber ist mir nicht bekannt. Wenn nun auch im Verhältnis zu den vielen schon gefundenen Napoleonshüten gesicherte Funde wenig vorliegen, so genügt es doch, um sagen zu können, daß diese von der mittleren Hallstattzeit (9. und 8. Jahrh. v. Chr.) an und

[1]) Westdeutsche Zeitschrift, Jahrg. XX, 1901.
[2]) Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde, B. 22, 1901.

Digitized by Google

fast durch die ganze Latène-Zeit als Mahlsteine benutzt wurden. Dagegen ist für die ganze Stein- und Bronzezeit noch kein Beweis ihres Vorkommens erbracht worden. Dann steht fest, daß diese auf dem Basaltlavafelde zwischen Mayen und Kottenheim angefertigt und von hier aus verschickt wurden. Denn in den dortigen Schutthalden wurden und werden immer noch viele ungebrauchte Stücke gefunden. Darunter viele fehlerhafte und halbfertige. Abb. 3, Nr. 3—5—6. In Niedermendig wurden keine angefertigt; denn von dort ist noch kein Fund bekannt.

Dies ist aber auch leicht begreiflich, denn hier bei Mayen stand die Lava an vielen Stellen zutage und dadurch wurde der Mensch viel früher auf das vorzügliche Material zum Mahlen aufmerksam, als bei Niedermendig, wo die Lava mit einer 10 bis 14 m tiefen Erd- und Sandschicht bedeckt ist.

Bei Mayen wurde, wie dies die Funde lehren, zur Römerzeit und noch viel später, Tagebau betrieben, während bei Niedermendig von jeher Schachtbau betrieben wurde.

Wie bei Hallstatt und Metz (Briquetage) die Hallstattvölker es verstanden, durch Salzgewinnung sich einen Handelsartikel zu schaffen, so hier bei Mayen durch Bearbeiten der Lava zu Mahlsteinen. Die Lage der Steinbrüche an dem Treffpunkt zweier Hauptverkehrsstraßen war dazu auch sehr geeignet.

Es sind dies die Straßen Andernach-Trier und Neuwieder Becken-Lüttich, die durch Wohngruben- und Grabfunde von der neolithischen bis zur römischen Zeit längst als uralte Straßen festgestellt worden sind, bei Mayen besonders durch viele Hallstatt- und Latène-Gräber längst der Straße.

Nun die Frage, wie wurde auf den Napoleonshüten das Getreide gemahlen? Es ist sicher, daß die Ober- d. h. die Reibfläche vollständig gerade angefertigt wurde. Dies lehren die hiesigen noch ungebrauchten Fundstücke (Abb. 3). Diese wurden also nicht, wie Reinecke annimmt[1]), mit zapfenförmigen Vorsprüngen an den beiden Enden angefertigt zum Verhindern des Hinausgleitens des Läufers. Diese Vorsprünge sind erst entstanden durch allmähliche Abnutzung, wie dies Koehl in seiner schon angeführten Erwiderung richtig erkannt hat[2]). Den deutlichsten Beweis dafür liefern die schon gebrauchten Stücke aus Vallendar und besonders aus Sayn (Abb. 6, Nr. 3). Dort ist auch zum Vergleich ein Napoleonshut abgebildet, der in einer Schutthalde, also ungebraucht (Abb. 6, Nr. 4), gefunden wurde. Daß auf der oberen Seite mit einem handlichen Stein (Läufer) gerieben wurde, beweist, daß diese hohl ausgeschliffen ist. Wären die Napoleonshüte zum Reiben auf einem größeren Stein benutzt worden, dann müßten diese gerade abgenutzt sein. Die Mahlsteine müssen also mit der Spitze nach unten gestanden haben und ein kleiner Stein wurde als Läufer benutzt. Über die Art der Aufstellung

[1]) Westdeutsche Zeitschrift, Jahrg. XIX, Nr. 5—6, 1900.
[2]) Westdeutsche Zeitschrift, Jahrg. XIX, Nr. 11—12.

Digitized by Google

wurde nun ſchon vieles vermutet. Der eine hält dafür, daß man den Stein ſchräg auf den Boden geſtellt und dann gerieben hätte. Aber auf der vollſtändig ebenen Fläche hätte das zu mahlende Getreide keinen Halt gehabt und wäre ungemahlen heruntergefallen. Andere nehmen an, weil einzelne Stücke mit hohl gearbeiteten Seiten (Abb. 3, Nr. 2 und 3) vorkommen, dieſe ſeien von einer ſitzenden Perſon zwiſchen den Beinen feſtgehalten worden.

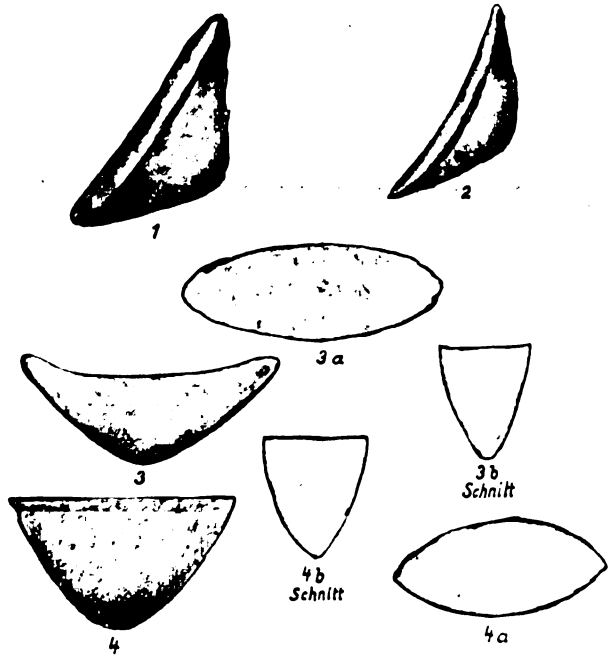


Abb. 6. Etwa 1/14 natürlicher Größe.
Nr. 1—2 und 3 gebrauchte, Nr. 4 ungebrauchte Napoleonshut.
Nr. 1 aus dem Coblenzer Stadtwalde, Nr. 2 aus Vallendar (rechte Scheinſeite),
Nr. 3 aus Sayn a. Rh., Nr. 4 aus Mayen.

Dagegen muß ich einwenden, daß viele wegen ihrer Form dazu ſich gar nicht eignen. Andere ſind dazu zu groß und ſchwer (Abb. 4, Nr. 4—5). Auch wenn dieſe auf dem Boden geſtanden hätten, wäre der Druck auf die Beine zu ſtark geweſen. Nr. 5 wiegt ungefähr 85 Pfd. und ſeine Länge beträgt 85 cm. In der angezogenen Abhandlung von Reinecke iſt eine ägyptiſche Holzſtatuette abgebildet, einen kornmahlenden Sklaven darſtellend, welcher aus einer Maſtaba des alten Reiches zu Dahſchur gehoben wurde. Obſchon nun die beiden Steine, ſowohl der untere wie auch der obere (Läufer) einem Napoleonshute ſehr ähnlich ſehen, iſt es doch ausgeſchloſſen, daß es ſich hier bei einem Fundſtück aus dem 3. Jahrtauſend v. Chr. um einen der hier beſprochenen Mahlſteine aus Baſaltlava handeln kann. Aber wie Reinecke richtig bemerkt,

Digitized by Google

kann die Statuette uns lehren, wie diese Mahlsteine gehandhabt wurden. Da es sich um eine täglich gebrauchte Mahlvorrichtung handelt, wird diese immer zum Gebrauch fertig zur Hand gestanden haben und so denke ich mir, wenigstens für die häufigste Form: man hat in einem Holzklotz ein Loch gehauen und den Stein mit der Spitze hineingestellt. So stand der Stein fest, man hatte ihn immer zur Hand und das beim Mahlen herunterfallende Mehl und die Körner blieben rein und konnten leicht aufgehoben werden. Spuren ihrer Tätigkeit haben uns die vorrömischen Völker in den Steinbrüchen nicht hinterlassen, da diese die Lava jedenfalls nur dort gebrochen haben, wo sie zutage stand, und so wurden ihre Spuren durch die nachfolgenden Völker hinweggefegt.

Die Römer brachten eine andere Mahlvorrichtung her. Es sind dies die kleinen runden Handmühlen mit Mahlgang und Mahlplatten (Abb. 7), deren Bau genugsam bekannt ist. Wie mir Dr. Brenner mitteilte, wurde aber schon in einem Spät-Latène-Wall auf dem Dünsberg, doch wahrscheinlich schon unter römischem Einfluß, durchbohrte Mühlsteinchen gefunden. Auch im Museum Speier befindet sich ein drehbarer Mühlstein aus der Latènezeit. Ein Napoleonshut ist m. W. noch niemals, wenigstens in unserer Gegend, in einem römischen Bauwerk gefunden worden.

Wie stark die Ausfuhr dieser runden Mühlsteine in römischer Zeit von hier war, beweisen die vielen derartigen Funde in allen Gegenden Deutschlands und den angrenzenden Ländern.

Nach dem Katalog von H. Jakobi 1911 befinden sich im Saalburgmuseum als dortige Fundstücke mehr als hundert runde Mühlsteine aus Basaltlava. Auch in Haltern und Xanten wurden viele gefunden. Museumsdirektor Knorr meldete mir aus Kiel Funde dieser kleinen Mühlsteine. Ganze Schiffsladungen gingen von hier aus den Rhein hinauf. Das beweist eine Veröffentlichung von Dr. Forrer in Straßburg[1]), die mir dieser freundlichst zur Verfügung stellte.

Schon in frührömischer Zeit setzt nun auch die Ausbeute der Basaltlavabrüche bei Niedermendig ein. Denn aus dieser Zeit wurden dort, wie auch bei Mayen, öfter römische Münzen (schon von Augustus), Gefäße und Werkzeuge gefunden. Wie schon gesagt, trieb man hier bei Mayen Tagebau, denn oft werden die Arbeitsstellen der Alten noch getroffen. Diese haben ihre Gruben gewöhnlich nicht mehr als 7—8 m tief angelegt, so daß die Steine leicht nach oben getragen oder gefahren werden konnten. Das tiefer liegende, noch sehr gute Material wurde stehen gelassen, weil ja genug vorhanden war. Wie man an den alten Arbeitsstellen sehen kann, wurden, um das Heben aus der Grube zu erleichtern, die Mühlsteine in der Grube, noch an dem Gestein festsitzend, roh ausgehauen, und dann erst von dem großen noch festsitzenden

[1]) Ein versunkener spätrömischer Mühlsteintransport in Wanzenau bei Straßburg. Anzeiger für Elsässische Altertumskunde, II. Jahrg., Nr. 3—4, 1911.

Digitized by Google

Steinblock gelöst und nach oben zum Fertigarbeiten herausgeschafft. In der römischen Zeit wurden aber nicht nur Mühl-, sondern auch Werksteine in großer Zahl angefertigt. Beweis dafür sind die vielen derartigen Funde in römischen Bauwerken. Auch der Unterbau der Moselbrücke bei Trier besteht aus hiesigem Basaltlava. Es muß deshalb der Betrieb in dieser Zeit ein sehr reger gewesen sein.

Was nun die eisernen Werkzeuge, die hier in den alten Schutthalden und Gruben gefunden werden, anbelangt (Abb. 8), so läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, welche der vorrömischen, römischen oder mittelalterlichen Zeit angehören. Einige eiserne Werkzeuge glaube ich doch als römische bezeichnen zu können. Wie schon oben gesagt, werden die Arbeitsstellen der Alten öfter in den Steingruben getroffen. Diese zeichnen sich durch eine andere Arbeitsmethode, als später üblich, beim Lossprengen der Steine aus, so daß schon die Steinarbeiter sofort erkennen, hier haben die Alten gearbeitet.

Während man jetzt, um den Stein zu spalten, eine fortlaufende Rille einschlägt, haben die Alten in einem Abstand von 5 bis 6 cm Löcher in den Stein gehauen, dann eiserne Keile in diese Löcher gesetzt und mit einem schweren Hammer eingetrieben. Ich glaube diese Arbeitsmethode der römischen Zeit zuschreiben zu können, denn gerade bei diesen Stellen werden sehr oft römische Münzen, Gefäße und die kleinen Mühlsteine gefunden, gewöhnlich noch an den Schienen[1]) festsitzend. An einer solchen Stelle wurden zusammenliegend der schwere Hammer, der Spitzhammer, die eiserne Keile (Abb. 8, Nr. 1, 2, 3, 4), einige römische Scherben und unfertige Mühlsteinchen gefunden. Man kann die Fundstücke demnach als römisch ansehen.

Es müssen starke Menschen gewesen sein, die mit einem so schweren Hammer arbeiteten; denn derselbe wiegt, obschon stark abgenutzt, noch 22½ Pfd.[2]) (Abb. 8, Nr. 3). Auf der Abb. 9 sind 4 schwere roh behauene Steine dargestellt mit 2 oder 4 Handhaben und oben eingehauener runder Vertiefung, die ich für Mörser halte. Aus welcher Zeit diese stammen, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Alle wurden in dem alten Steinbruchgebiet gehoben. In der Nähe des kleinsten wurde eine Augustusmünze und in derselben Grube, wo der zweitkleinste gefunden wurde, ein römischer Faltenbecher entdeckt, aber auch ein fränkisches Gefäß, übrigens das einzige fränkische, das mir von den Steingruben bekannt geworden ist.

In fränkischer Zeit scheint der Betrieb überhaupt gering gewesen zu sein. Die Franken mit ihren Holzhäusern brauchten wenig Werksteine. Man wird sich nur auf die Anfertigung von jetzt etwas größer und dicker werdenden Mühlsteinen verlegt haben, denn diese wurden das ganze Mittelalter hindurch

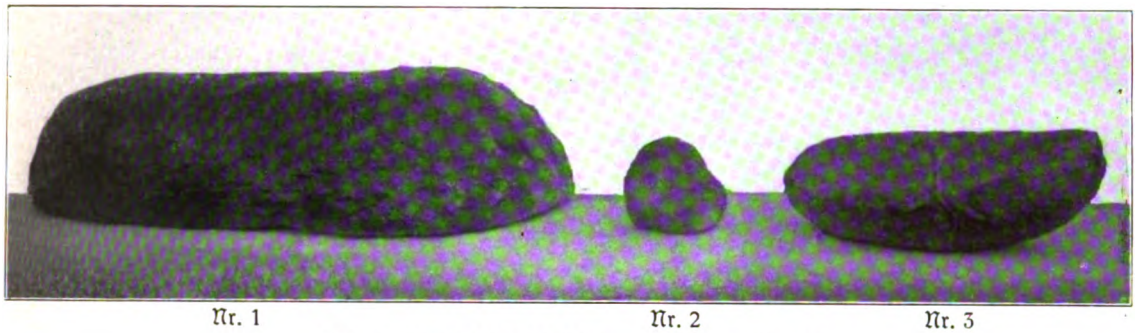
[1]) Schienen, fachmännischer Ausdruck für die säulenartig aufrecht stehenden Lavablöcke.

[2]) Die schwersten Hämmer wiegen heute nur mehr 14—15 Pfd.

Digitized by Google

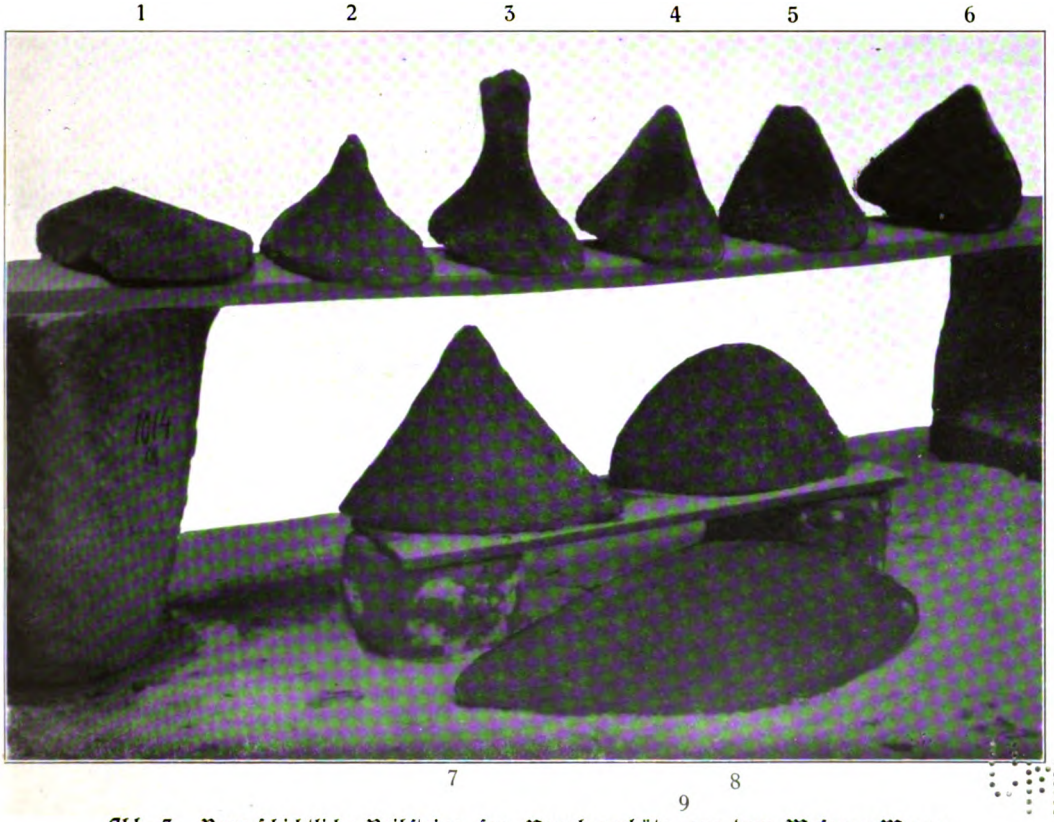
allmählich immer größer. Dazwischen wurden auch immer noch die kleinen, zum Zerreiben von Farbstoffen usw. hergestellt, bis vor etwa 50 Jahren die Champagner-Steine und später die Walzenmühlen die Mühlsteine aus Basaltlava ganz verdrängten, so daß jetzt fast keine Mühlsteine mehr angefertigt werden. Nur zu Papiermühlen werden diese noch gebraucht. Dagegen hat in der Neuzeit etwa von Anfang des 19. Jahrhunderts an sich die Anfertigung von Werksteinen für Bauten und Brücken bedeutend gehoben, so daß heute an 4000 Menschen im Basaltlavagebiet ihren Verdienst finden. Täglich wird das vorzügliche Material durch die Bahn nach allen Richtungen in die Welt gesandt.

Digitized by Google



Nr. 1 Nr. 2 Nr. 3

Abb. 1. Neolithische Reibsteine. Museum Mayen.



1 2 3 4 5 6

7 8 9

Abb. 3. Vorgeschichtliche Reibsteine, sog. Napoleonshüte, aus dem Museum Mayen.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 5. Grabfund der mittleren Hallstattzeit von den Mayener Steingruben.

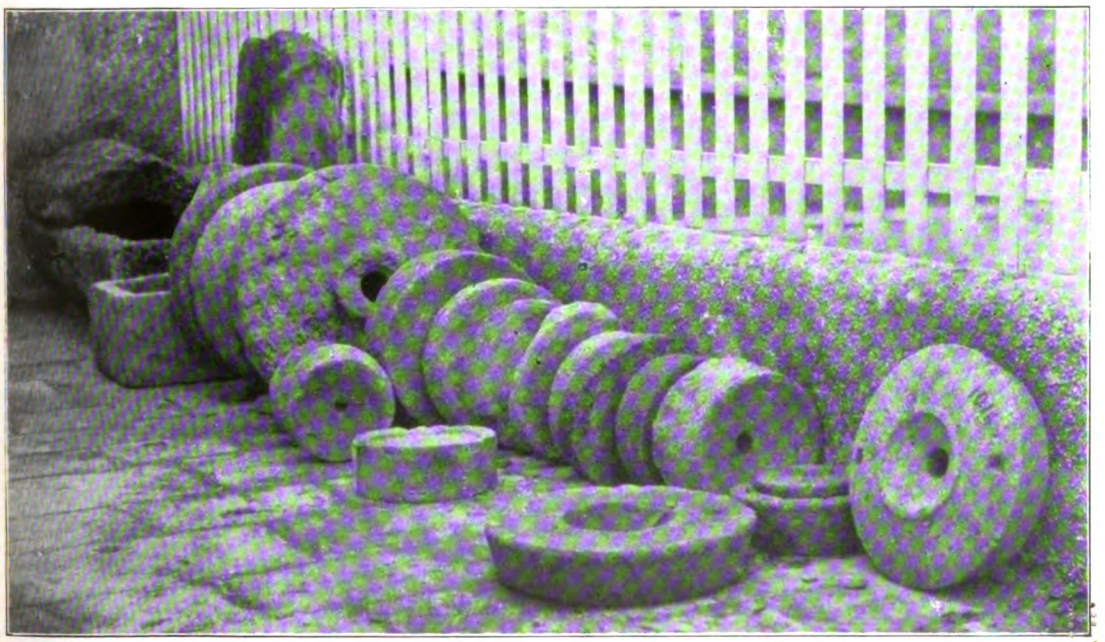


Abb. 7. Römische und mittelalterliche Mühlsteine aus dem Museum Mayen.

Digitized by Google

Digitized by Google

1 2 3 4

Abb. 8. Römische und mittelalterliche Eisen-Werkzeuge aus dem Museum Mayen.

Abb. 9. Mörser? Museum Mayen.

Digitized by Google

Digitized by Google

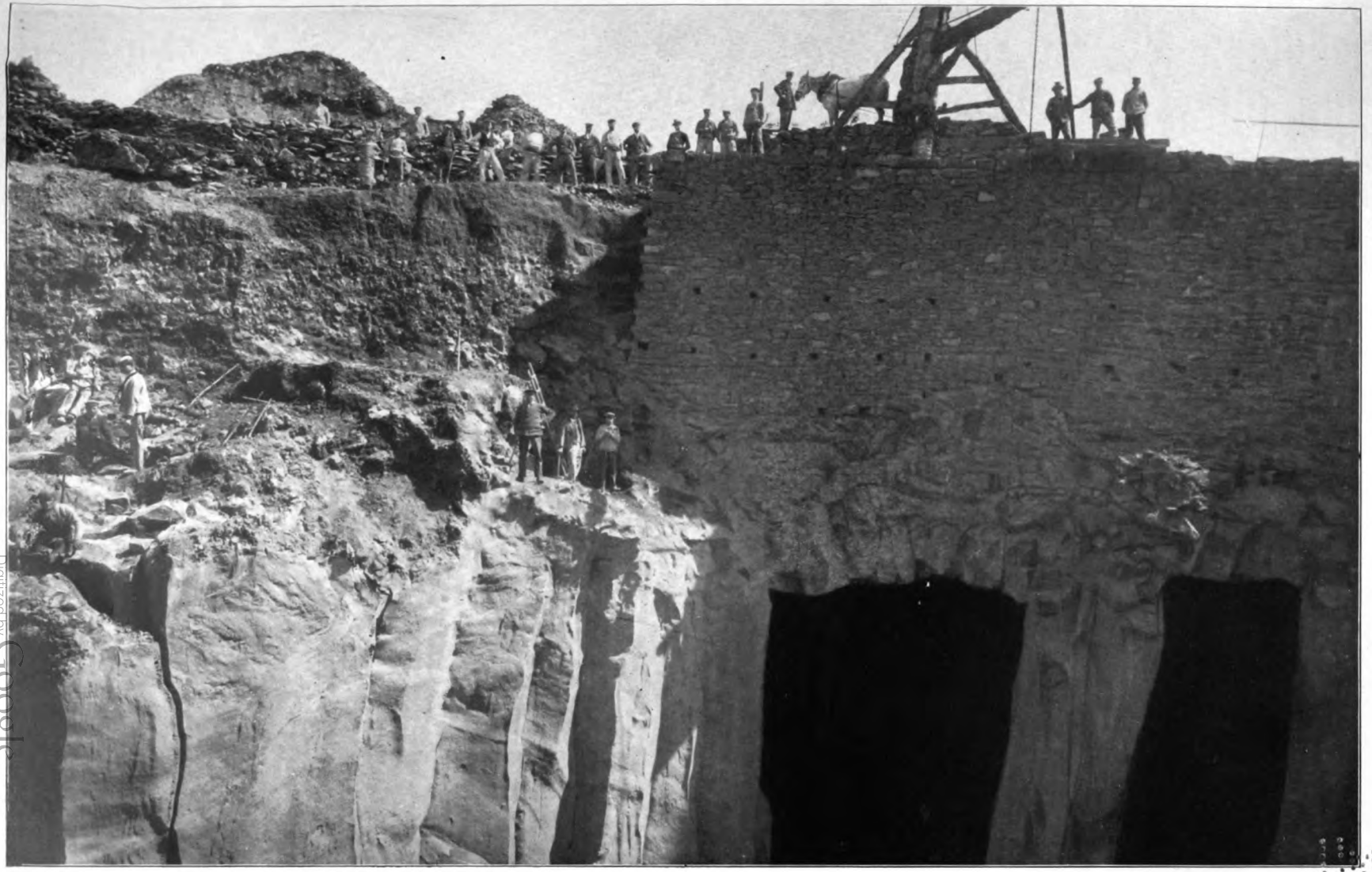


Abb. 10. Basaltlava-Steinbruch mit Göpelbetrieb. Nach einer Aufnahme von Rud. Böhm, Mayen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue Goldgefäße aus Frankreich

mit einem Anhang: Herr Schuchhardt und die Wahrheit.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 15 Abbildungen im Text und auf Taf. XVI, XVII, sowie einer Karte (Taf. XVIII).

Es war ein eigener Zufall, daß, als ich im Spätsommer 1913 im ersten Hefte meines Buches über den germanischen Goldreichtum in der Bronzezeit eine Behandlung sämtlicher Goldgefäße germanischer Herkunft gegeben hatte, fast zu gleicher Zeit eine Veröffentlichung zweier neuer einschlägiger Funde aus Frankreich erschien, die ich natürlich noch nicht hatte berücksichtigen können, wie jene Veröffentlichung die durch mein Buch gebotenen Fortschritte der Erkenntnis noch nicht kennen konnte. Bisher waren innerhalb des germanischen Kulturbereiches 55 solcher Goldgefäße, außerhalb desselben 4, und zwar in Bayern 2, in der Schweiz 1 und in Irland 1 von mir festgestellt worden. Frankreich fehlte bei dieser Aufzählung ganz, tritt aber nun sogleich mit drei Stücken aus zwei Funden in die Reihe der Länder, wohin jene Goldgefäße ausgeführt worden sind.

Diese neue Tatsache schien mir wichtig genug, um sie in Deutschland sogleich ausführlich durch Wort und Bild bekannt zu machen. Es geschah dies bereits am 2. März 1914 in einer Sitzung unserer Berliner Zweiggesellschaft. Eine Veröffentlichung der dort gemachten Ausführungen dachte ich dem zweiten Hefte meines Buches über den germanischen Goldreichtum in der Bronzezeit einzuverleiben. Indes ist es recht unsicher geworden, ob ich mir demnächst die Zeit abgewinnen kann, dieses Heft zu vollenden, und so will ich der großen Zahl unserer Mitglieder, die den durch das erste Heft angeregten und entschiedenen Fragen weiterhin Teilnahme schenken, jetzt in unserer Zeitschrift dasjenige kurz mitteilen, was ich den Berliner Mitgliedern bereits in jener Sitzung vorgetragen habe. Es wird das um so erwünschter sein, als die französische Veröffentlichung der beiden Funde in den Monuments Piot erfolgt ist, einem Sammelwerk, das in Deutschland nur auf den großen Bibliotheken anzutreffen sein dürfte[1]).

[1]) Julien Chappée, Objets d'or découverts à Villeneuve-Saint-Vistre. — Joseph Déchelette, Les trésors de Rongères et de Villeneuve-Saint-Vistre (Monuments et Mémoires publiés par l'académie des inscriptions et belles-lettres. T. XIX, 2). 21 S. u. Taf. XVI.

Digitized by Google

1. Zu Villeneuve-St.Vistre bei Sézanne, südlich von Epernay, Dep. Marne, wollte im Frühjahr 1910 ein Grundbesitzer einen 2 m langen, ebenso breiten und hohen Sandsteinblock aus seinem Acker entfernen. Er zerkleinerte ihn zu dem Zwecke an den Kanten nach Möglichkeit und stürzte ihn dann um. Auf der Unterseite zeigte der Block eine halbkugelige Aushöhlung. Zu seiner Überraschung entdeckte der Besitzer in dem von dieser Aushöhlung überdeckten Hohlraum auf dem gewachsenen Boden liegend einen Goldschatz, bestehend aus zwei Gefäßen, zwei ganz einfachen glatten Armbändern aus zusammengebogenen, an den Enden etwas übergreifenden Blechstreifen, je 37 g schwer, drei kleinen Fingerringen und einem Knäuel von Spiralen aus Doppeldraht mit Endösen, 71 g schwer.

Die beiden Goldgefäße (Taf. XVI, Abb. 1, 2) sind 48,925 und 49,180 g schwer, 12 cm hoch, flaschenförmig und am ganzen Körper bedeckt mit horizontal umlaufenden glatten Wulstlinien, sowie mit schräg gekerbten Wulsten, dazwischen mit umlaufenden Bändern konzentrischer Kreise (je zwei Kreiswulste um ein Mittelbuckelchen). Der hohe Hals verengt sich nach oben hin etwas; der schräg ausladende, scharf auslaufende Rand ist in der unteren Hälfte mit glatten Wulstlinien und einem Bande von Punktbuckelchen geziert. Der Hals des einen Gefäßes ist am Oberende abweichend mit abwärts gerichteten, durch Wulstlinien begrenzten Dreiecken geziert, die mit Punktbuckelchen gefüllt sind, während die Zwickel glatt gelassen sind (Abb. 2).

2. Zu Rongères bei Varennes am Allier, Dep. Allier, nordwestlich von Roanne, stieß der Besitzer eines Landstückes im Januar 1911 bei Anlage eines Abzugsgrabens auf einen kugelförmigen Metallklumpen, den er zunächst nicht beachtete. Als er am folgenden Tage den Abraum seiner Grabung untersuchte, entdeckte er darin ein Gefäßchen, das ein Armband, einen Fingerring und zwei Spiralen enthielt, und erst nach einer Reihe weiterer Tage wurden alle diese Gegenstände, die ein Gesamtgewicht von 193,5 g besitzen, von einem Juwelier untersucht und für Gold erklärt.

Das Goldgefäß (Taf. XVI, Abb. 3) gehört zu der weitaus am zahlreichsten vertretenen Gattung der halbkugeligen Schälchen, ist 5,2 cm hoch, hat einen Durchmesser von 9 cm und ein Gewicht von 63,5 g. Der Boden zeigt in der Mitte eine Anzahl konzentrischer Kreise um einen größeren Buckel, dann zwei umlaufende Reihen kleiner Buckel, darüber ein umlaufendes Band konzentrischer Kreise (je drei Kreiswulste um einen größeren Mittelbuckel), endlich zwei glatte Wulstlinien; die aufsteigende Wand zeigt ein Band senkrechter Leisten („Strahlen"), darüber glatte Wulstlinien, ein Band kleinerer Buckel, wiederum glatte Wulstlinien und ein Strahlenband, endlich glatte Wulstlinien. Der glatte Rand ist schräg ausladend und scharf auslaufend.

Das an der Innenfläche glatte, an der Außenfläche mit Längsrippen und Längsfurchen bedeckte Armband (Taf. XVI, Abb. 4) endigt beiderseits

Digitized by Google

in doppelte Spiralscheibchen; die Mittelrippe ist beiderseits von einer Reihe eingeschlagener Grübchen begleitet; Durchmesser 6 cm; Gewicht 77 g.

Die beiden zylindrischen Spiralen aus Doppeldraht von je 22 g Schwere, 2 und 2½ cm Durchmesser, also Fingerspiralen, scheinen nach der allerdings recht unklaren Abbildung an dem einen Ende eine Öse zu haben, am anderen zusammengedreht zu sein.

Der einfache, aus schmalem Blech zusammengebogene Fingerring (Taf. XVI, Abb. 5) greift an den Enden etwas über, hat 8 mm Durchmesser und 9 g Schwere.

Während Chappée bei dem ersten Depotfunde sich auf einen ganz knappen Fundbericht nebst kurzer Beschreibung beschränkt, gibt Déchelette zu dem Fundbericht über das Depot von Rongères eine ausführlichere vergleichende Würdigung beider Funde.

Wir erfahren darin von neuem die uns schon genügend bekannte Feststellung, daß getriebene Goldgefäße, wie die drei beschriebenen, aus Frankreich bisher unbekannt waren; sie müßten aus Mitteleuropa eingeführt sein. Das Gleiche gelte von den Spiralen aus Doppeldraht, die in der Hauptsache nur im östlichen Mitteleuropa und Nordeuropa vorkommen; endlich auch von dem Armband mit doppelten Endspiralscheibchen, die nur aus dem östlichen Mitteleuropa und aus Nordeuropa bekannt seien, besonders aber in Österreich-Ungarn erscheinen.

Die von Déchelette angezogenen Parallelen sind im großen Ganzen richtig, im Einzelnen aber mehrfach unzutreffend. Daß er noch der früheren, von mir widerlegten Ansicht huldigt, die germanischen Goldgefäße seien in der Mehrzahl aus dem südlichen Mitteleuropa nach dem Ostseegebiete eingeführt worden, ist nicht weiter zu verwundern. Jetzt wird er wohl meiner Ansicht sich angeschlossen haben, daß diese Goldgefäße nur germanischer Herkunft sein können. Die verschiedenen Ziermuster der Goldschale aus Rongères kommen insgesamt auch auf zahlreichen der germanischen Goldschalen vor, aber in der Auswahl und Zusammensetzung dieser Muster, die das französische Gefäß bietet, kommt ihm kein anderes so nahe, als das Gefäß Nr. 4 des Schatzes vom Messingwerk bei Eberswalde (Taf. XVII, Abb. 6).

Für die beiden flaschenförmigen Gefäße aus dem Marnegebiet weiß Déchelette kein Seitenstück zu nennen. Und doch hätten ihm die beiden Goldfläschchen von Kohave auf Seeland (Taf. XVII, Abb. 7) nicht entgehen dürfen. Noch viel näher steht dem französischen Gefäß allerdings das Goldgefäß aus dem Depotfund von Werder a. Havel (Taf. XVII, Abb. 8). Auf diesem finden sich vor allem auch dieselben abwechselnd hängenden und stehenden Dreiecke mit Punktbuckelfüllung als Halsverzierung; nur haben in Werder die stehenden Dreiecke, in Villeneuve dagegen die hängenden Dreiecke die Füllung mit Punktbuckeln.

Digitized by Google

Wir werden also mit Fug und Recht sagen können, die französischen Goldgefäße stammen aus Norddeutschland, vielleicht aus dem Westgebiet des germanischen Bereiches (Prov. Hannover), das Frankreich am nächsten liegt, wahrscheinlicher aber aus der Provinz Brandenburg. Da nun auch die Goldspiralen in der Art derer der beiden französischen Depots, ganz ab-

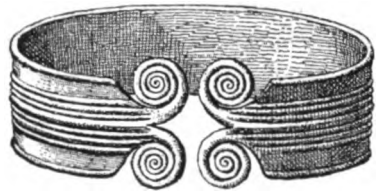


Abb. 9. 2/3. Germanisches Goldarmband; Periode II der Bronzezeit.

gesehen davon, wo dieser Typus zuerst aufgekommen ist, in Norddeutschland und Dänemark weitaus am häufigsten vertreten sind, so wird man — ganz abgesehen von der Frage des Ortes ihrer Herstellung — auch diese als aus

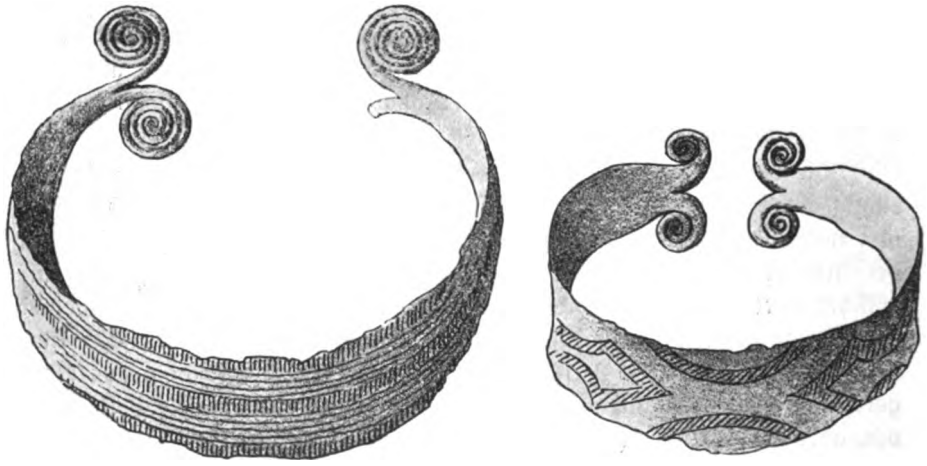


Abb. 10. 11. 1/1. Bronzearmbänder aus Böhmen; Periode II der Bronzezeit.

Norddeutschland, höchstwahrscheinlich aus Brandenburg stammend und gleichzeitig mit den Goldgefäßen nach dem östlichen Nordfrankreich und dem östlichen Mittelfrankreich eingeführt ansehen können.

Etwas anders denke ich über das Armband mit den Endspiralscheibchen. Déchelette ist in seinen Vergleichen hier viel zu weitherzig und unterscheidet die verschiedenartigen, zwar ähnlichen, aber durchaus nicht gleichen und auch nicht denselben Zeiten angehörigen Typen nur recht unzureichend. Die von ihm angezogenen nordischen, längsgerippten Goldarmbänder (Abb. 9), sowie die böhmischen, niemals gerippten, sondern stets ganz flachen und nur

Digitized by Google

durch Punzierung verzierten Bronzearmbänder mit Doppelendspiralen (Abb. 10, 11) sind weit älter als das französische Exemplar, denn sie gehören der Periode II der Bronzezeit an, nach meiner Zeiteinteilung IIb und IIc, können hier also nicht verglichen werden. Übrigens erscheint dieser böhmische Typus, wie es zahlreiche andere böhmische Typen der Periode II ebenfalls tun, auch in der Oberpfalz, selten auch einmal in Oberbayern, weiter westlich aber nicht mehr. Wiederum anders ist das von Déchelette unter den alten nordischen Goldarmbändern mit aufgezählte Stück aus Lettnin, Kr. Pyritz in Pommern, das Hörnes kürzlich noch, Lindenschmits vor einem halben Jahrhundert begangenen Fehler weiter tragend, nach Kyritz in der Provinz Brandenburg verlegte. Dieses Armband ist, wie einige andere norddeutsche Goldarmbänder (ein uckermärkisches, zwei in dem Depotfund von Werder a. Havel: diese drei im Museum für Völkerkunde Berlin, ein hannoversches: Abb. 12) im Durchschnitt dreikantig und gehörte somit in die Perioden III und IV der Bronzezeit. Es vertritt also einen eigenen Typus, der mit dem französischen Stücke nicht übereinstimmt. Es gibt einen Typus solcher Goldarmbänder mit Doppelendspiralen, der sogar noch jünger ist, nämlich in die Periode V fällt: das sind jene südschwedischen, die, wie die sog. Eidringe und andere, an den Enden einfach gerade abgeschnittene Ringe, aus Goldblech bestehen, das an den Kanten umgebogen ist und einen Hohlring bildet (Abb. 13).

Abb. 12. 1/1. Goldarmband aus Woltersdorf, Kr. Lüchow.

Déchelette erwähnt weiter als Parallelen zwei Goldarmbänder aus Libčeves in Böhmen, die er im Prager Museum gesehen hat. Es handelt sich hier um den Ort Liebshausen, Bezirk Bilin, im deutschen Nordböhmen. Jedoch auch diese sind dem Armband von Rongères nur annähernd ähnlich, wovon sich Déchelette sogleich überzeugt haben würde, hätte er gewußt, daß sie im 21. Bande des Památky 1905, S. 331/332 abgebildet sind. Immerhin stehen sie, insonderheit das schmälere der beiden Stücke (Abb. rechts),

Digitized by Google

von allen bekannten Typen dem franzöſiſchen Stücke weitaus am nächſten. Ich bringe hier eine Wiedergabe der beiden Armbänder (Abb. 14, 15). Auch im Muſeum von Peſt will Déchelette unter den etwa 20 dort vorhandenen,

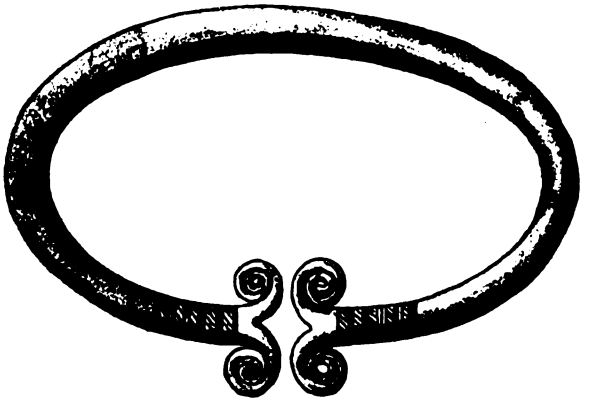


Abb. 13. 1/1. Goldarmring, Schweden (nach Montelius).

aber faſt durchweg völlig anders gearteten Goldarmbändern mit Doppelendſpiralen — ihr Körper hat teils ſtabrunden, teils vierkantigen Durchſchnitt — zwei Stück geſehen haben, die dem Exemplar von Rongères ähnlich ſeien.

Abb. 14. 15. Goldarmbänder von Liebshauſen, Kr. Bilin, Nordböhmen.

Hierüber vermag ich mich aus Mangel näherer Kenntnis weder zuſtimmend noch ablehnend zu äußern. Immerhin kann man ſagen: aus Norddeutſchland ſtammt das Goldarmband von Rongères kaum; wahrſcheinlich alſo aus dem mittleren Donaugebiet.

Alles in allem beſtätigen die beiden franzöſiſchen Goldfunde von neuem meinen Erweis, daß Goldgefäße der Art, wie ſie in ihnen enthalten ſind, germaniſche Arbeit ſind und in Frankreich, wie auch Déchelette anerkennt, als eingeführte Ware gelten müſſen.

Digitized by Google

Um den Lesern des Mannus ein anschauliches Bild von der Verbreitung der germanischen Goldgefäße der Bronzezeit zu geben, füge ich die Karte aus meinem Buche mit Eintragung der beiden Ergänzungen als Tafel XVIII hier bei. Über die nunmehr dort auch eingezeichnete Verbreitung der goldenen „Eidringe" der Periode V werde ich in einem späteren Mannusheft die nötigen Erläuterungen geben.

Wie alle übrigen Funde dieser Goldgefäße mit Ausnahme des ältesten, das von Gönnebek, der ein Grabfund der Periode III ist, sind auch die beiden französischen Funde Depotfunde aus der jüngeren Bronzezeit. Und wie alle übrigen Forscher, die sich mit diesen Dingen befaßt haben, erkennt auch Déchelette ohne weiteres an, daß diese Gefäße Kulturzwecken dienten, und zwar dem Dienste des Sonnengottes geweiht waren. Dabei war ihm die erdrückende Fülle beweisender Beobachtungen noch unbekannt, die ich nach dieser Richtung gemacht und in meinem Buche mitgeteilt habe.

In chronologischer Beziehung endlich zeigt namentlich der Fund von Rongères mit dem charakteristischen Armband, das derselben Zeit angehört, wie die ähnlichen Armbänder des Goldfundes von Werder, daß ich die Mehrzahl der germanischen Goldgefäße mit Recht in die Periode IV der nordischen Bronzezeit gesetzt habe; denn auch er gehört aufs bestimmteste in dieselbe Zeit.

* * *

Herr Schuchhardt und die Wahrheit.

Leider kann ich bei diesen letzten Punkten mich der unerquicklichen Pflicht nicht entziehen, die Einreden Schuchhardts hiergegen zu beleuchten, die er in seiner Anzeige meines Buches und später vorgebracht hat[1]). Unerquicklich ist ja jede Auseinandersetzung mit Schuchhardt, weil es sehr lästig ist, einen wissenschaftlichen Gegner (mit dieser Bezeichnung ist Schuchhardt freilich schon zu viel Ehre angetan) immer erst über die wissenschaftlichen Anfangsgründe, die bei einer Streitfrage als bekannt vorausgesetzt werden, aufklären zu müssen. Zumal wenn dieser Gegner, der erst seit ein paar Jahren sich in einem ihm neuen Fache umsieht, in völliger Verkennung seiner wissenschaftlichen Bedeutung aus bloßer Eitelkeit seine voreilig gefaßten laienhaften Meinungen hartnäckig zu verteidigen liebt. Besonders unerquicklich aber, wenn man stets zeigen muß, wie wenig lautere Mittel er hierbei anwendet. Schuchhardts Anzeige meiner Schrift strotzt geradezu von Verdrehungen, von Entstellungen der Tatsachen und meiner Meinungen, von Lügen. Jeder nur halbwegs kundige Fachmann, der mein Buch kennt, sieht das natürlich sofort, darum kann Schuchhardt für solche nicht geschrieben haben, sondern er will damit offenbar nur seine guten Freunde, die klassischen

[1]) Prähist. Zeitschr. 1913, S. 585 ff.; 1914, S. 199 f.

Digitized by Google

Archäologen, hinter das Licht führen — und bei diesen, denen ja die Wissenschaft der Vorgeschichte ein Buch mit sieben Siegeln ist, wird er auf vollen Erfolg rechnen können, zumal er einer der ihrigen ist und das Parteigefühl bei diesen Herren besonders stark ausgebildet ist.

In meiner „Berichtigung" (Präh. Zeitschr. 1914, S. 198f.) habe ich, ohne mich irgendwie auf die wissenschaftlichen Fragen einzulassen, nur eine Anzahl von Entstellungen der Wahrheit bloßgelegt, die Schuchhardt mit besonders dreister Stirn vorgenommen hat. Mir kam es also bloß darauf an, die sittliche Schwäche in Schuchhardts Anzeige aufzudecken. Bar jedes Feingefühls merkt er dies gar nicht oder will es in spiegelfechterischer Weise nicht bemerken: denn statt den von mir erbrachten Nachweis seiner Unwahrhaftigkeit zu entkräften, erörtert er die Streitsache selbst. Offenbar kann er also seine Wahrheitsentstellungen gar nicht rechtfertigen.

Für die Leser des Mannus gebe ich zunächst einen Abdruck meiner nur für die Prähistorische Zeitschrift bestimmten und dort abgedruckten

„Berichtigung".

In der Prähistorischen Zeitschrift Bd. V, S. 585ff. findet sich eine mit der Unterschrift „Schuchhardt" versehene Besprechung meines Buches „Der germanische Goldreichtum der Bronzezeit. I. Der Goldfund vom Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen, Würzburg 1913", die so viele Behauptungen enthält, die gegen die Wahrheit verstoßen, daß ich einige davon hier zurückweisen muß.

1. Nach Schuchhardt (S. 586) soll ich geschrieben haben: die Becher (nämlich die Goldschälchen) könnten nicht Trinkbecher sein, weil sie keine Henkel haben (S. 10). Und Schuchhardt setzt dann in Klammern hinzu: „dafür wird aber später seitenlang nachgewiesen, daß fast jeder einen angenieteten Henkel gehabt hat!"

Diese Darstellung entspricht nach mehreren Richtungen hin nicht der Wahrheit; denn ich habe gerade (S. 10) hervorgehoben, daß eine Anzahl der flachen Goldschälchen mit sehr langem und steil emporsteigendem Henkel versehen ist, um als Schöpfgefäße zu dienen. Solche Schöpfgefäße mit Henkel erscheinen aber, wie ich gezeigt habe, nur an vier dänischen Fundorten und in Hadersleben, während sämtliche Goldgefäße aus den 16 weiteren Fundorten keinen Henkel aufweisen. Es entspricht also nicht den Tatsachen, wenn Schuchhardt behauptet, ich hätte später nachgewiesen, daß fast jeder (Becher) einen angenieteten Henkel gehabt habe.

2. Schuchhardt schreibt (S. 586): „Er (Kossinna) mokiert sich zwar darüber, daß ich die Gefäße nicht gleich in die richtige Reihenfolge gebracht hätte; aber er gibt selber nachher eine sehr mangelhafte Zusammenordnung (S. 6) und hat nicht erkannt, daß z. B. die Nummern 1, 2, 8 mit den gleichen Stanzen verziert, aus ein und derselben Werkstatt stammen und ebenso wieder

Digitized by Google

3, 7 und 4, 5." — Was sage ich nun auf S. 6?: „Man sieht ohne weiteres, daß die Gefäße 1 und 2 zusammengehören und ihnen 4 und 8 trotz des hier schrägen Randes sehr nahestehen; ebenso, daß 3 und 7 zusammengehören; auch 5 und 6 sind einander näher verwandt." Selbstverständlich hatten diese meine Bemerkungen — wie noch deutlicher aus der darauffolgenden Beschreibung der Gefäße hervorgeht, — gerade die Verwandtschaft der Muster im Auge. Schuchhardt wirft mir also vor, ich hätte etwas nicht gesehen, was ich tatsächlich nicht nur als erster gesehen, sondern auch im Druck ausgesprochen habe, und was Schuchhardt erst durch mich sehen gelernt hat, wie seine erste fehlerhafte Anordnung der Gefäße deutlich beweist.

3. Schuchhardt schreibt weiter (S. 586): „Er (Kossinna) hat nicht gesehen, daß die wohl ältesten Goldgefäße, die wir im Norden haben, das Gönnebeker in Kiel und das kleinere der Ladendorfer in Stralsund, trotz ihrer weit auseinander liegenden Fundorte Zwillingsgefäße sind." — Dagegen sage ich S. 17, nachdem ich vorher das Gönnebeker Goldgefäß als das älteste erwiesen habe, über jenes kleinere der beiden Langendorfer (nicht Ladendorfer, wie Schuchhardt schreibt): „Man erkennt leicht die große Übereinstimmung in der Wahl und Anordnung der Verzierungsmuster mit der unter Nr. 11 behandelten Schale aus dem Grab von Gönnebek. Das spricht dafür, daß der Fund von Langendorf auch in die dritte Periode der Bronzezeit zu setzen sei." Schuchhardt stellt sich also auch hier so, als habe er eine Entdeckung gemacht, zu der ich nicht imstande gewesen wäre, während er tatsächlich seine angebliche Entdeckung erst meinem Buche entnommen hat.

4. Schuchhardt führt endlich (S. 587) als einen, er nennt ihn den fünften, meiner Gründe dafür an, daß die Goldschalen Kultgefäße gewesen seien: „5. Am Fuße des Boeslunde-Hügels, aus dem sechs der Kopenhagener Goldgefäße gefunden wurden, steht eine Kirche (S. 23)." — Tatsächlich führe ich dort nicht einen meiner eigenen Gründe an, sondern gebe nur „beiläufig" lediglich dasjenige an, was Montelius über die Fundstätte und ihren etwaigen religiösen Charakter ausgesprochen hat, und bezeichne diese Äußerung noch ganz besonders als bloße „Vermutung". Jedermann wird danach erkennen, daß die Art und Weise, wie Schuchhardt meinen angeblichen 5. Grund für den Kultcharakter der Goldgefäße seinen Lesern vorführt, der Wahrheit ebensowenig entspricht, wie seine oben unter 1—3 angeführten Äußerungen. Gustaf Kossinna.

Ich hätte leicht noch weitere Beweise für Schuchhardts geringe Wahrheitsliebe beibringen können. So bemängelt er, daß ich nichts davon sage, ob ich die Erlaubnis zur Veröffentlichung von dem Besitzer erwirkt habe. Nun, darüber bin ich Schuchhardt gewiß keine Rechenschaft schuldig. Dennoch will ich hier bemerken, daß ich, als der Fund noch in den Händen seines ersten Besitzers war, von diesem nicht nur das Recht, den Fund zu photo-

Digitized by Google

graphieren, sondern auch diese Photographien zu veröffentlichen, erhalten habe und nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich. Schuchhardt hätte im Laufe des vorigen Jahres und dieses ganzen Jahres wohl Gelegenheit genug gehabt, über diese Angelegenheit bei dem Besitzer völlig ins Klare zu kommen. Aber er hat das entweder absichtlich nicht getan oder stellt sich, als ob er darüber nichts ermittelt habe. Während er nun zu Beginn der Besprechung es nur in Zweifel zieht, ob ich die Erlaubnis des Besitzers erhalten hätte, verdreht er am Schluß der Besprechung den Zweifel zu einer vollkommenen Ableugnung meiner Berechtigung, indem er von einem „Mein und Dein" und von „gerechten und ungerechten" redet. Mein Buch, das ich in zwei Monaten niedergeschrieben habe, niederschreiben konnte, weil ich eben das archäologische Material für die hier sich aufdrängenden Fragen ebenso beherrsche wie für die meisten anderen Stoffe der deutschen Vorgeschichte, — mein Buch war so gut wie fertig, als es unverbürgt verlautete, Schuchhardt habe eine Sonderveröffentlichung des Goldfundes von Messingwerk vor. Sollte etwa diese Verlautbarung oder die Tatsache, daß der Goldfund mittlerweile in anderen Besitz übergegangen war, mich davon abhalten, mein fertiges Buch der Veröffentlichung zu übergeben?

Es erscheint hier notwendig, einige Bemerkungen zu geben über den allgemeinen Charakter und die Absicht meines Buches, die von Schuchhardt, sei es absichtlich, sei es aus Mangel an ruhigem, folgerichtigem Denken, ganz falsch aufgefaßt oder wenigstens dargestellt werden. Eine bloße Veröffentlichung eines einzelnen Fundes, auch eines Goldfundes, hätte mich nicht sonderlich reizen können. Einen einzelnen Fund zu veröffentlichen, das bringt jeder bessere Museumsbeamte fertig. Warum sollte nicht selbst Schuchhardt, obwohl anscheinend der ewige Anfänger in der eigentlichen Wissenschaft der Vorgeschichte, die Veröffentlichung vornehmen? Die Hauptsache dabei war ja der ungestört lange freie Zutritt zu dem Funde und dann die Verfügung über genügende Geldmittel, um Prachtphotographien herstellen lassen zu können. Dazu reichte immerhin Schuchhardts prähistorische Vorbildung hin. Ich aber wollte ja ganz etwas anderes liefern, eine Darstellung des bronzezeitlichen Goldreichtums der Germanen und der damit zusammenhängenden bedeutungsvollen Kulturfragen. So wichtig der Goldfund von Messingwerk hierbei auch im allgemeinen war, wie im besonderen durch seine Anregung zu meinem Buche, so spielt er darin doch keineswegs die Hauptrolle, sondern ist nur der Ausgangspunkt meiner weittragenden Betrachtungen. Und diese sollten in der Versenkung verschwinden, nur um Schuchhardts vielleicht einmal kommende „Ausgabe" des Fundes von Messingwerk zu beeinträchtigen? Freilich wie wenig Schuchhardt in seiner Nervosität über die von ihm fälschlich geargwöhnte Konkurrenz die Sachlage richtig zu beurteilen verstanden hat — oder stellt er sich auch hier wieder nur als der naive? —, zeigt der Umstand, daß er es „auffallend" findet, daß

Digitized by Google

ich den Fund von Messingwerk so „dürftig" behandele — „auf nur 4 Seiten", wie er allerdings unwahr behauptet, denn es sind 10 Seiten — „gegenüber der sehr breiten Behandlung des Vergleichsmateriales". Wäre er unbefangen an mein Buch herangegangen, so hätte er eben nichts anderes darin vermutet und gesucht, als was der Titel des Buches verspricht, nicht aber darin eine bloße armselige „Ausgabe" des Goldfundes, wie er sie beabsichtigt, eine Konkurrenzarbeit, gewittert.

Nach den Proben, die Schuchhardt in Zeitungen und selbst Zeitungen von seiner Auffassung des Fundes gab, einer Auffassung so schülerhaft, daß sie unsere Wissenschaft, wie leider alles Geschriebene von Schuchhardt, zu dauernder Unehre gereichen wird — da war es sogar doppelt meine unabweisliche Pflicht, die Pflicht gegen meine Wissenschaft, mit meinem Buche keinen Augenblick mehr zu zögern. Nervös ist Schuchhardt nicht bloß durch meinen angeblichen Wettbewerb geworden, sondern besonders auch dadurch, daß mein Buch so schnell herauskam, während er in seiner unbeholfenen Anfängerschaft trotz meines Buches als Führer nun seit Jahr und Tag über dem Stoffe brütet, ohne das Buch fertigstellen zu können.

Übrigens glaube ich, daß Schuchhardt bei aller zur Schau getragenen Gereiztheit im Grunde seines Herzens sich über das Erscheinen meines Buches sehr gefreut hat. Dieses Ereignis war offenbar eine wahre Erleichterung für seine schwerbedrückte Seele. Denn was hätte dieser arme Mann wohl sonst gemacht? wer hätte ihm das ganze Vergleichsmaterial aufstöbern helfen, wo er selbst doch von den Dingen so wenig kennt und noch weniger versteht? Wer hätte ihn auf die wissenschaftlichen Fragen hingewiesen, deren Beantwortung hier unerläßlich ist? Alles das findet er in maßgebender Weise in meinem Buche abgehandelt, so daß er es für seine kommende „Ausgabe" nur abzuschreiben oder in die Schuchhardtsche Sprech- und Denkweise umzuschreiben braucht. So hat er nicht nötig, wie er es sonst getan hat, z. B. bei den fatalen Scherben der „Räuberschanze", die zu veröffentlichen er immer noch sich ängstigt, in händeringender Verzweiflung von Pontius zu Pilatus zu laufen und die Leute, vornehmlich meine Schüler, auszuforschen, wie wohl ihre Meinung über die Dinge sei, um so womöglich auch hinter Kossinnas Meinung über die Sache zu kommen. Ich habe also durch mein Buch in hervorragender Weise auch den Dank Schuchhardts verdient und ich finde es nicht edel von diesem sonst so braven und biederen Manne, mir diesen Dank vorzuenthalten.

So habe ich in meinem Buche ihn erst darauf hingewiesen, welche Bedeutung die verschiedenen Abarten der Drehung oder Kerbung vor den Endösen der Goldspiralen aus Doppeldraht haben. Meine Notizen über die einzelnen Stücke des Eberswalder Fundes waren so genau, wie es mir in der kurzen Zeit meines einmaligen Besuches des Messingwerkes möglich war. Auch konnte ich mich ja im allgemeinen auf meinen Photographen verlassen.

Digitized by Google

Sehr bald darauf ist dann der Goldschatz nach Berlin ins Königliche Schloß gekommen und damit für mich unzugänglich geblieben. Später sah ich dann, daß ich bei drei von den 33 Goldspiralen die Art der Endverzierung, Drehung oder Kerbung, nicht mehr feststellen konnte. Bei der Unzugänglichkeit des Schatzes war nachträglich nichts mehr zu machen. Es ist mir sehr fraglich, ob Schuchhardt ohne meinen Hinweis den Unterschied der Drehung und Kerbung überhaupt gesehen hätte; jedenfalls hätte er von der Bedeutung dieses Unterschiedes nichts gewußt. Und auf keinen Fall hätte er den Mut und die Gewissenhaftigkeit gehabt, über die drei Spiralen das offen zu bekennen, wovon ich soeben gesprochen habe, wenn er in meiner Lage gekommen wäre. Nun ist es doch eine mehr als unvornehme Kampfesweise, ohne jede Bemerkung von der zwingenden Art der veranlassenden Umstände mir das als bösen Mangel der Erkenntnis vorzuwerfen, worauf ich Schuchhardt selbst erst aufmerksam gemacht habe. Ja, wenn Schuchhardt einfach nur sagt: „er (Kossinna) hat nicht gesehen, daß ihrer drei (nämlich Spiralringe) an dem einen Ende durch Kerbung oder feine Gravierung verziert sind", so will er offenbar in wahrheitentstellender Absicht den Leser glauben machen, ich hätte hier überhaupt nichts bemerkt und gewußt, und er mich zuerst darüber belehrt, während in Wahrheit das Umgekehrte der Fall ist. Mit solchen Mitteln und Mittelchen kämpft nur jener, dem es unmöglich ist, durch eigene wissenschaftliche Leistungen sich höher zu heben.

Ich muß nun noch eine böse Entstellung berühren, die sich Schuchhardt in seiner Antwort auf meine oben wieder abgedruckte „Berichtigung" hat zuschulden kommen lassen.

Er sucht nämlich auf Grund des Punktes 4 meiner „Berichtigung" den Spieß umzudrehen und mich selber einer halben Unaufrichtigkeit zu zeihen. Zwar kann er das, was ich dort „beiläufig" als die Meinung von Montelius angeführt habe, dem nun aufgeklärten Leser gegenüber nicht mehr mir in die Schuhe schieben. Aber er behauptet, mit dem Satze: „jedenfalls zeigt bei diesem Funde sogar die Fundstelle die Bestimmung der Goldgefäße für die Gottesverehrung", den ich in der „Berichtigung" ausgelassen hätte, hätte ich selber „Stellung genommen". Das kann also nach dem Sinn der ganzen Stelle nichts anders heißen, als der Leser soll glauben, ich hätte Montelius beigepflichtet. Freilich ganz direkt sagt es Schuchhardt nicht, aber sehr deutlich indirekt. Also kann er in einer künftigen Entgegnung, wenn es ihm vorteilhaft erscheint, wieder einmal den unschuldsvollen Naiven spielen. Wie der richtige geriebene Advokat! Und mit so etwas muß man sich, soweit man mit Schuchhardt zu tun hat, immer von neuem herumschlagen, wo man alle Hände voll zu tun hat, neuen Aufgaben der Wissenschaft nachzugehen. Selbstverständlich mußte ich den von Schuchhardt vermißten Satz auslassen, da er mit der Ansicht von Montelius nicht den geringsten Zusammenhang hat; vielmehr bedeutet das Wort 'jedenfalls' am Eingang

Digitized by Google

meines Satzes eine Einschränkung gegen Montelius, eine Ablehnung seiner Vermutung. Lediglich auf die „Fundstelle" weise ich hin, die ein sog. Stufenberg oder Wunderberg ist; es hat aber bisher noch niemand gegeben, der solche Berge nicht für alte heidnische Heiligtümer angesehen hat. Der Pfeil, den Schuchhardt auf mich angelegt hat, hat also in voller Kraft und Stärke zurückschnellend ihn selbst getroffen. Seine Verdrehungen helfen ihm nichts.

Nun noch zwei sachliche Dinge im Streite, die Frage der Henkel der Goldgefäße und die der Zeitbestimmung.

Schuchhardt legt es mir als besondere Tücke aus, daß ich bei Trennung der henkellosen Goldschalen und der mit dem hohen dicken Henkel versehenen Schöpfschalen nur die Zahl der Funde, nicht die der einzelnen Gefäße berücksichtigt habe. Ich muß den Vorwurf zurückweisen, denn ob ein Fund zwei oder elf solcher Schöpfgefäße enthält, ebenso ob er eine oder acht henkellose Schalen enthält, ist für die Frage der Bedeutung der germanischen Goldschalen lange nicht so wichtig, als daß die Funde der gehenkelten Schöpfgefäße einem engeren Verbreitungsgebiete innerhalb des germanischen Gebietes angehören, in dem weitaus größten Teile desselben aber unbekannt sind, während die henkellosen Schalen das ganze Gebiet erfüllen. Bei unserer Streitfrage, ob die germanischen Goldgefäße Kultgefäße sind, wie ich und auch die nordischen Forscher glauben, oder „Trinkbecher", wie Schuchhardt wähnt, spielt aber die fragliche Henkelart gar nicht mit. Denn so ungeschickt es von Schuchhardt war, die henkellosen dünnen Schälchen mit scharfem Rande als Trinkbecher auszugeben, fast noch ungeschickter ist es, die langen, dicken Stabhenkel mit dem großen Pferdekopfende, die nur Griffe für Schöpfschalen sein können, die man mit dem ganzen Arme bewegt, für Griffe von Trinkbechern auszugeben, die man in den Fingern der Hand leicht bewegen soll. Die ganze Bemühung Schuchhardts in der Henkelfrage ist also nach seinem Ausdruck „ein Schlag ins Wasser, ja schlimmer ein Schlag in sein eigenes Gesicht".

Und nun zum Schluß komme ich auf die Zeitbestimmung. Es ist eigentlich eine Lächerlichkeit, mit einem Anfänger wie Schuchhardt sich über chronologische Dinge in der Vorgeschichte zu streiten, zumal in der Bronzezeit, und zumal für mich. Denn in der Chronologie der europäischen Bronzezeit haben doch nur drei Forscher tiefgehende Kenntnisse und ein maßgebendes Urteil, außer Montelius nur ich selbst und Paul Reinecke. Und nun kommt Schuchhardt und erklärt, der Goldfund von Messingwerk gehöre ins 7. oder 8. Jahrh. vor Chr., weil der italische Bronzeeimer von Lavindsgaard nach seiner Meinung ins 8. Jahrh. oder um 800 falle. Wie aber denkt Montelius darüber? Nach ihm gehören Bronzegefäße wie Lavindsgaard in Italien ins 11. Jahrhundert. Doch die absolute Chronologie, die Montelius für Italien aufstellt, ist nicht allgemein anerkannt. Jedenfalls aber setzt er den Fund von Lavindsgaard und alle ähnlichen in das Ende der nordischen Periode IV und den Anfang der Periode V. Diese Zeit fällt aber nach meiner Chrono-

Digitized by Google

logie — und in diesem Falle weiß ich mich in Übereinstimmung mit Reinecke — ins 11. und 10. Jahrhundert vor Chr. Freilich beruft sich aber Schuchhardt gerade auf Reinecke als Schwurzeugen für seine Ansicht: Reinecke habe gesagt, daß die hannöverschen Goldschalen und ihre Verwandten durchaus „Hallstattcharakter" zeigen.

Da zeigt sich wiederum eine echt Schuchhardtsche Anfängerstümperei, genau so wie bei den Goldspiralen, die er zu den Noppenringen rechnete — merkwürdigerweise übergeht Schuchhardt diesen wunden Punkt bei seiner Besprechung völlig mit Stillschweigen — und genau ebenso, wie bei der Frage der einheimischen Arbeit der germanischen Goldgefäße, wo er, gestützt lediglich auf die beiden bekannten volkstümlichen Darstellungen von S. Müller und Montelius und in voller Unkenntnis aller einschlägigen Literatur, die Rollen geradezu vertauscht, die Müller und Montelius in dieser Frage gespielt haben. So hat er jetzt auch keine Ahnung, was für eine Bedeutung dem Namen „Hallstattzeit" bei Reinecke zukommt. Dieser Begriff ist ihm überhaupt sehr dunkel. Meinen Schülern geht das in den ersten Semestern auch so; aber sehr bald haben sie die Sache weg. Reinecke unterscheidet bekanntlich vier Hallstattperioden und die erste und zweite davon entsprechen dem, was wir Norddeutschen und die Skandinavier Periode IV und Periode V der Bronzezeit nennen. Reinecke setzt nun die Goldgefäße in der Hauptsache in die Periode IV der Bronzezeit, in seine „alte Hallstattzeit", die er der Zeit von 1200—1000 vor Chr. zuteilt. Ich befinde mich also mit meiner Zeitbestimmung durchaus nicht in Widerspruch zu Reinecke, höchstens soweit als ich auch seine 2. Hallstattperiode, die er von 1000—850 vor Chr. ansetzt, für einen Teil der Goldgefäße mit in Betracht ziehe. Das hängt aber zum Teil mit der anderen Marotte Reineckes zusammen, zwischen den Perioden IV und V der germanischen Bronzezeit keinen scharfen Unterschied anerkennen zu wollen, sondern sie als ein Ganzes zu nehmen. Doch ich fürchte, durch weiteres Eingehen auf diese Feinheiten Schuchhardts Fassungsvermögen für das erste gleich eine zu starke Anstrengung zuzumuten. Ich halte es daher für angebracht, meine Auseinandersetzung mit Schuchhardt hier zu schließen.

Er ist nun einmal ohne irgendwelche Vorkenntnisse in der Prähistorie sogleich in eine leitende Stellung hineingeraten und möchte dementsprechend gern das große Wort mit führen. Infolgedessen findet er keine Zeit, die von ihm unberechtigterweise übersprungenen Stufen des beginnenden Lernens und des immer tieferen Vertrautwerdens mit der ihm neuen Wissenschaft nachträglich in stillem, jahrelangem, entsagungsvollem Fleiße zu erklimmen. Vielmehr fehlen ihm andauernd alle die Grundkenntnisse, die der Anfänger in der Vorgeschichte sich zu erwerben hat. Und so bleibt er anscheinend für immer in der Anfängerschaft stecken und bringt mit seinen Veröffentlichungen unserer schönen Wissenschaft immer nur neue, beschämende Niederlagen bei.

Digitized by Google

1.

2.

5.

4.

3 a.

3 b.

Zwei Goldfunde der Bronzezeit aus Frankreich.
Abb. 1. 2. Villeneuve-St. Vistre, Dep. Marne. — 3—5. Rongères, Dep. Allier.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

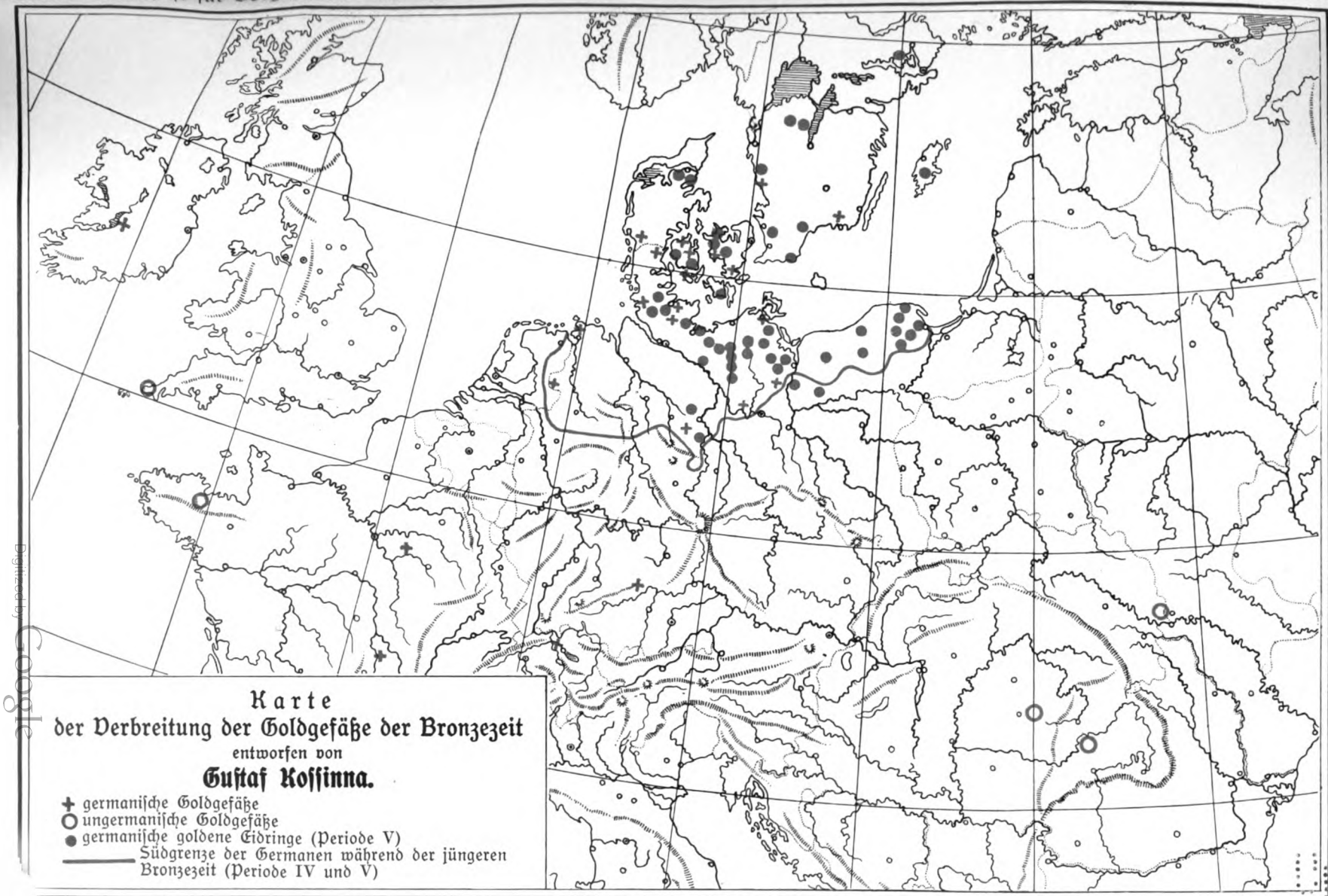
Abb. 7. ½. Kohave, Seeland: Goldgefäß.

Abb. 8. Werder a. d. Havel, Kr. Zauch-Belzig, Brandenburg: Goldgefäß.

Abb. 6. Messingwerk bei Eberswalde, Goldgefäß Nr. 4.
(Nach Kossinna, Der Goldreichtum usw. Taf. IV, XV, XVI.)

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Die Urheimat der Indogermanen.

Von Karl Felix Wolff (Bozen).

„Die früher herrschende Ansicht, die Indogermanen Europas seien sämtlich aus Asien, „der Wiege des Menschengeschlechts", eingewandert — man dachte sich das etwa in der Art, wie später die Hunnen in Europa einbrachen —, ist heute fast allgemein aufgegeben . . . . . Andererseits darf aber auch nicht, wie es geschehen ist, gegen die europäische und für die asiatische Urheimat der europäische Charakter der tocharischen Sprache geltend gemacht werden."

(Paul Kretschmer in der „Einleitung in die Altertumswissenschaft", Leipzig, Teubner, 1912, 1. Band, Seite 521.)

Durch die Gebildeten der deutschen Lande geht eine Kluft, die sich immer mehr erweitert und vertieft: auf der einen Seite stehen die völkisch Gesinnten, die freudig der kommenden großen Zeit entgegenstreben und an die weltbeherrschende Zukunft der Germanen glauben, auf der anderen Seite die Weltbürger der goldenen oder roten Internationale, die vom Materialismus erschlafft, sich nach ewigem Frieden und allgemeiner Gleichheit sehnen und nichts so sehr verabscheuen, wie den stammesbewußten, von den Idealen altgermanischer Heroenzeit erfüllten Deutschen.

Am schroffsten kennzeichnen sich diese Gegensätze im Hinblick auf die Rassenfrage. Die völkisch Gesinnten bekennen sich zur rassentheoretischen Weltanschauung, sie begeistern sich an dem kriegerischen Herrenideal der Indogermanen, sie betrachten Nordeuropa als die einzig mögliche Heimat dieser Rasse blonder Edelinge, sie erblicken in den Germanen stammesechte und vollwertige Nachfahren der alten Indogermanen und sie hoffen mit jubelnden und kampfesfrohen Herzen, daß dem Deutschtum die Rolle des Germanentums und des alten Indogermanentums zufallen werde, wenn einst von den übervölkerten Gestaden, die das Nordmeer bespült, der zweitausendjährige Völkerpulsschlag wieder durch Europa flutet.

Den Weltbürgerlichen hingegen jagt die bloße Erwähnung des Wortes „Rasse" schon einen gelinden Schauer ein, sie wissen nicht, ob sie hassen oder fürchten, höhnen oder schimpfen sollen. Für sie gibt es keine Rasse, ja selbst

Digitized by Google

kein Volk, sondern nur Menschen, von denen die Einen Koupons abschneiden, die anderen in Fabriksälen ihre Tage verbringen, alle aber Kleider von demselben Schnitt tragen, dieselbe materialistische Gesinnung hegen und durch Ausübung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts ihre Menschenwürde bekunden.

Diesen Zivilisationsmenschen ist neuerdings in Herrn Dr. Seist ein wissenschaftlicher Herold erstanden, der sich natürlich zum orientalischen oder wenigstens südeuropäischen Ursprung aller Kultur bekennt und aus dem Indogermanentum einen rein sprachlichen, von irgend einem Winkel Asiens herübergefallenen Schatten macht[1]). Weit davon entfernt, uns hierüber zu entrüsten, sind wir Herrn Dr. Seist vielmehr dankbar dafür, daß er zu einer reinlichen Scheidung der Ansichten beiträgt, denn wir aus wissenschaftlicher, rassentheoretischer Überzeugung völkisch Gesinnten können von jenem Haufen rasseloser Zivilisationsmenschen nicht streng genug abrücken. Jede Verständigung, jede Versöhnung ist hier von vornherein ausgeschlossen: man kann nur hüben oder drüben sein; so ist es in politischer und so auch in wissenschaftlicher Hinsicht. Nun werden sich zwar die Herren dort drüben sehr erstaunt stellen und fragen, was denn politische Anschauungen mit wissenschaftlichen zu tun hätten. Aber dieses geheuchelte Erstaunen ficht uns nicht an, denn bei denkenden Menschen muß die politische Überzeugung auf wissenschaftlicher Grundlage ruhen, also vor allem auf kulturgeschichtlicher und rassentheoretischer Erkenntnis; da spielen nun wieder bei allen völkisch gesinnten Deutschen die nordeuropäische Herkunft der Indogermanen, das bevorzugte Indogermanentum der Germanen und die selbständige Entwickelung der nordeuropäischen Kultur eine überragende Rolle.

Diese wissenschaftliche Grundlage unserer völkischen Weltanschauung zu zerstören, ist Herr Dr. Seist ausgezogen. Er wird dafür von einer gewissen Presse sicherlich als großer Mann gepriesen werden. Man bedurfte ja eines solchen Herolds, um die aufsehenerregenden Entdeckungen der nordeuropäischen Vorgeschichtsforschung möglichst zurücktreten zu lassen und das Umsichgreifen der daraus entspringenden Überzeugung aufzuhalten. Bei uns wird Herr Dr. Seist natürlich kein Glück haben, damit man uns aber nicht vorwerfe, daß wir blinde Dogmatiker seien, wollen wir uns mit seinen Ausführungen näher beschäftigen.

Zunächst sei offen zugestanden, daß es sich um ein recht handliches und gefälliges Buch handelt, das vermöge seiner zweckentsprechenden Einteilung, geschickten Anordnung und knappen, übersichtlichen Form, sowie seiner klaren Ausdrucksweise und seiner guten Register wirklich geeignet gewesen wäre,

[1]) Sigmund Seist: „Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen" (mit 36 Textabbildungen u. 5 Tafeln); Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1913, 13 Mark.

Digitized by Google

ein vortreffliches Lehrbuch der Indogermanenkunde abzugeben, wenn es nicht ganz unhaltbare, teils längst überholte, teils phantastische Theorien enthielte. Dadurch hat der Verfasser alles verdorben, was sonst an dem Buche gut gewesen wäre. Den fleißig zusammengesuchten und trefflich bearbeiteten Stoff hat er, im Sinne seiner der Rassentheorie feindlichen Weltanschauung, mit einer Lauge übergossen, die ihn vollkommen ungenießbar macht. Lernende müssen vor dem Buche gewarnt werden, da es sie gänzlich irreführen würde; ihnen sei hier das schöne Werk von Herman Hirt „Die Indogermanen, ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur", obwohl es die neuesten Errungenschaften nicht mehr behandelt, doch zum Studium warm empfohlen. Für Eingeführte aber, welche die Theorien Feists richtig zu bewerten wissen, ist sein Buch als Nachschlagewerk zu kurz gehalten.

Die Fehler, die Feist macht, drängen sich namentlich in den Schlußabschnitten zusammen. Man gewinnt den Eindruck, als habe Feist anfangs nur als ehrlicher Sammler gearbeitet und erst später seinem theoretischen Wahn die Zügel schießen lassen.

Betrachten wir zunächst die Urheimat- und Rassenfrage. Die Urheimat der Indogermanen sucht Feist irgendwo in Zentralasien, überläßt es aber der Phantasie des Lesers, sich die entsprechendste Gegend auszuwählen" (S. 527). Die von dort in Europa einwandernden Indogermanen denkt sich Feist hellfarbig und kurzköpfig (S. 498). „Die Herkunft dieses hellfarbigen, brachykephalen Elements aus dem Osten unseres Erdteils und weiterhin aus Asien erscheint unzweifelhaft, denn während es in Osteuropa als breite Masse auftritt, spitzt es sich nach Westen hin immer mehr zu." So zu lesen auf S. 499. Die Herkunft blonder Menschen aus Asien ist aber nichts weniger als „unzweifelhaft" und noch verfehlter ist Feists Behauptung, daß sich die Menge der blonden Kurzköpfe nach Westen hin immer mehr verringere. Die blonde Brachykephalie finden wir am ausgesprochensten in Nordtirol, im westlichen Süddeutschland, im angrenzenden Osten und Südosten Frankreichs und in der Bretagne. Die blonden Kurzköpfe ziehen sich dann durch Norddeutschland ostwärts, haben im russischen Waldaigebiet ein „Konservationszentrum" und reichen nach Finnland hinein. Ferner erscheinen sie in Norwegen. Während aber das russische Waldaigebiet nur einen durchschnittlichen Längen-Breiten-Index von 85 aufweist, findet sich in den französischen Gebieten mit blonder Brachykephalie ein Durchschnitts-Index von 88 und darüber. Man kann also mit mehr Recht behaupten, daß die blonden Brachykephalen aus Westeuropa gekommen seien. Im östlichen Europa, von Böhmen bis zum ägäischen Meere, stoßen wir freilich auf zahlreiche Kurzköpfe, aber diese sind nicht blond, sondern dunkel.

Allein die Annahme, daß die Indogermanen brachykephal gewesen sein könnten, ist mit Rücksicht auf das geographische Rassenbild Europas überhaupt unmöglich. Wir finden die Brachykephalen hauptsächlich in den

Digitized by Google

Gebirgen, in den Sudeten, Karpaten, im Balkan, in Albanien, in den Alpen. Diese geographische Verteilung deutet auf vorgeschichtliches Zurückweichen vor Mächtigeren. Die Indogermanen aber, die ihre Sprache über ungeheure Landstrecken verbreiteten, müssen ein sieggewohntes Kriegervolk gewesen sein, das gerade die fruchtbarsten und volkreichsten Landstriche besetzte und behauptete. Tatsächlich sind die Bewohner der europäischen Ebenen überall langköpfiger als die Bewohner der diese Ebenen umschließenden Gebirge. Wo aber die Indogermanen erwiesenermaßen im Gebirge sitzen blieben, z. B. in Kurdistan, finden wir auch heute noch den blonden Langkopf, im Gegensatze zu dem dunklen Kurzkopf der nur sprachlich indogermanisierten Armenier. Wir können uns die Indogermanen — eben weil wir wissen, daß sie ihre Sprache so weit und so schnell verbreiteten — nicht anders vorstellen, denn als ein kriegerisches Herrenvolk und dieses Herrenvolk hat sich gewiß nur ausnahmsweise in die Berge geworfen, denn das tun im allgemeinen nur die Reste besiegter und zersprengter Völker. Da nun Feist die Blondheit der Indogermanen zugibt, so bleibt wirklich nichts anderes übrig, als die Indogermanen für Nordeuropäer zu halten[1]).

Feist legt jedoch andererseits großen Wert auf die Betonung, daß „der Begriff des Indogermanentums ein rein sprachlicher" sei (S. 97). Nun wird aber dieser sprachliche Begriff den nicht indogermanischen Völkern wohl mit dem Schwerte beigebracht worden sein und das Schwert müssen tüchtige Fäuste geschwungen haben, so daß hinter dem sprachlichen ein sehr greifbarer physischer Begriff steckt. Doch da stehen wir im Hinblick auf die oben gestreifte Hypothese von den blonden und kurzköpfigen Indogermanen vor einem der zahlreichen Widersprüche des Feistschen Werkes. Auf S. 120 wird zugegeben, daß „Volk" nichts anderes bedeute, als „die um den König gescharten Krieger" — also waren die Urindogermanen ausgesprochene Eroberer. Das sind sie auch bei Feist wieder, wenn er auf S. 482 annimmt, die indogermanischen Kelten hätten die Ureinwohner Nordeuropas, die späteren Germanen, beherrscht und sprachlich indogermanisiert. Da Feist zugibt, daß die nordeuropäische Rasse seit der neueren Steinzeit ihre jetzigen Wohnsitze innehat und da er ferner wohl nicht leugnen dürfte, daß die nordeuropäische Rasse zu den kriegstüchtigsten der Erde gehört, so wird er sich vorstellen müssen, daß es zwischen Kelten und Germanen jahrhundertelange Kriege gegeben habe, bis die Kelten endlich siegten. In diesem Falle wäre mit großer Bestimmtheit zu erwarten, daß irgendwo im Norden Skandinaviens, besonders in dem dortigen Hochgebirge, ein Teil der Germanen seine Unabhängigkeit behauptet

[1]) Gegen Feists Anschauung spricht auch das zahlreiche Vorkommen blonder Kurzköpfe an der norwegischen Küste. Wären die in Skandinavien einwandernden Indogermanen blond und kurzköpfig gewesen, so müßte dieser Typus in Dänemark und Schonen am häufigsten sein. Die norwegischen Kurzköpfe aber deuten auf eine ureinheimische Fischerbevölkerung hin, die schon vor den Indogermanen Skandinavien besetzt hatte.

Digitized by Google

und seine alte vorindogermanische Sprache bewahrt hätte. Davon ist aber keine Spur und Finnland kommt nicht in Betracht, da Feist auch den finnisch-ugrischen Sprachstamm aus Asien herleitet (S. 512). Feist nimmt also eine völlige Beherrschung des gesamten germanischen Gebietes durch die Kelten an.

Die Keltenherrschaft über die Germanen, zu der sich Feist bekennt, ist schon oft behauptet worden. Man stützt diese Ansicht vorzüglich durch den Hinweis auf einige im Germanischen enthaltene keltische Wörter. Dabei bedenkt man nicht, daß das Germanische später noch viel mehr romanische Wörter entlehnte, ohne daß von einer Römerherrschaft über die Germanen die Rede sein kann. Die Römer besetzten nur einige germanische Randgebiete und wurden bald wieder hinausgeschlagen. Trotzdem sehen wir eine Fülle romanischen Lehngutes im Germanischen. Da man nun stets aus dem Bekannten auf das Unbekannte schließen, keinesfalls aber — wie es Feist und Genossen tun — bei Erörterung des Unbekannten das analoge Bekannte außer Acht lassen darf, so wird man mit großer Bestimmtheit annehmen können, daß die Germanen auch keltische Wörter entlehnt haben, ohne von den Kelten beherrscht worden zu sein. Als die La-Tène-Kelten ihren Rückstoß nach Osten unternahmen, werden sie wohl mit den Germanen heftig gekämpft und vielleicht auch einige germanische Landstriche erobert haben, aber sicher nicht auf lange Zeit, denn so weit unsere archäologischen und geschichtlichen Kenntnisse sich erstrecken, sehen wir die Kelten in beständigem Zurückweichen vor der unwiderstehlichen germanischen Flut.

Daß die im Germanischen vorkommenden keltischen Wörter aber auch an sich nicht als Beweis für eine Keltenherrschaft in Germanien gelten können, hat Rudolf Much überzeugend dargetan. Man lese hierüber seine kurze, aber nur um so schlagendere Ausführung in der „Deutschen Literaturzeitung" (Jahrgang 1902, Nr. 8, Spalte 483ff.); da findet sich der Passus: „Die Herrschaft der Kelten über die Germanen zerfließt, näher besehen, in eitel Rauch und Dunst."

Feist verschweigt aber außerdem noch, daß die germanischen Wörter für die Begriffe „Hemd", „Hose" und „Seife", die ins Gallo-Romanische übergingen, geradezu auf eine Beeinflussung der keltischen Kultur durch die germanische schließen lassen.

Und nun zur germanischen Lautverschiebung, die ohne Zweifel das beste der von Feist ins Feld geführten Argumente bildet, denn Feist hat sicher recht, wenn er annimmt, daß jene tiefgreifende Veränderung des Indogermanischen in Nordeuropa, welche man die germanische Lautverschiebung nennt, nur durch eine Vermischung von Indogermanen und Nichtindogermanen zu erklären sei (S. 450, 451, 484, 485, 510, 511). Dieses hochwichtige Thema soll hier näher erörtert werden, und zwar möchte ich mir erlauben, an dieser Stelle für die Frage der germanischen Lautverschiebung eine hypothetische Lösung anzugeben, die sich zwar mit der bekannten Finnenhypothese be-

Digitized by Google

rührt, aber doch neue Gesichtspunkte bietet. Ich stütze mich dabei nicht auf die heutigen, ein besonderes Mischvolk bildenden Finnen, sondern ganz allgemein auf die skandinavischen Kurzköpfe. Kossinna hat bereits in anthropologisch-ethnologischer Hinsicht aufgezeigt, daß diese Kurzköpfe schon vor der nordeuropäischen Rasse die Küsten Skandinaviens besiedelt hatten. Dazu kommt eine andere höchst bemerkenswerte Erscheinung: in den nordischen Gräbern der jüngeren Steinzeit sind die Kurzköpfe bedeutend häufiger, als in jenen der Bronzezeit.

Den ganzen Vorgang der anthropologischen und sprachgeschichtlichen Entwickelung des Germanentums denke ich mir nun wie folgt. Es wanderten in Skandinavien zunächst die Kurzköpfe ein, die auf der niedrigsten Stufe menschlicher Kultur standen und reine Fischer waren. Sie setzten sich an den Küsten fest und werden deshalb noch heute am häufigsten in den Küstenstrichen angetroffen. Erst später kamen die der nordeuropäischen Rasse angehörigen und Indogermanisch redenden Prägermanen; sie waren Jäger, folgten dem Rentier und besetzten hauptsächlich die ebenen Landgebiete Dänemarks und Schwedens. Aber schon in der Muschelhaufenzeit fingen sie an, sich mit den Ureinwohnern zu vermischen. Während der neueren Steinzeit wurde diese Vermischung durch allgemeinen Übergang zum Ackerbau immer inniger, die Lautverschiebung bereitete sich durch den Betonungswechsel vor und aus dem Gemenge der beiden Rassen erwuchs das urgermanische Volk. Die Gräberfunde beweisen, daß damals auch in den obersten Schichten der Bevölkerung die Kurzköpfe genau so vorkamen wie heute, daß also die Durchdringung eine vollkommene war; ich halte nämlich daran fest, daß wir es in den vorgeschichtlichen Gräbern aller Länder bis auf einen geringen Bruchteil mit Leuten zu tun haben, die der obersten oder zum mindesten der angesehneren Bevölkerungsschichte angehörten. Am Ende der neueren Steinzeit denke ich mir die Germanen in kleine Gauverbände geteilt, die volkreich und wohlbestellt waren und miteinander um die politische Vorherrschaft rangen. Die Sprache ermangelte noch der Einheitlichkeit; in manchen Gegenden sprach man statt der Spiranten noch Affrikaten; aber überall hatte bereits das Indogermanische gesiegt und überall war es in der Umwandlung zum Germanischen begriffen, indem es die freie indogermanische Betonung mit der zur Lautverschiebung führenden exspiratorischen Anfangsbetonung vertauscht hatte; wo indessen das sog. Vernersche Gesetz die Regelmäßigkeit der Lautverschiebung durchbricht, muß ein Übergangszustand angenommen werden.

Das Klima war, wie geologische und botanische Untersuchungen erwiesen haben, bedeutend milder als heute, so daß bis weit nach Norden Hirse gebaut wurde; gerade die Hirse ist aber eine den Indogermanen seit ältester Zeit wohlbekannte Nutzpflanze.

Und nun erscheint plötzlich die Bronze. Mit ihr beginnt ein neuer kulturgeschichtlicher Abschnitt und ein allgemeiner Aufschwung, der notwen-

Digitized by Google

digerweise auch auf die politischen Verhältnisse zurückwirken und den Kampf um die Vorherrschaft heftiger gestalten mußte. Aus diesem Kampfe geht endlich jene Gegend siegreich hervor, in deren Bevölkerung die nordeuropäische Rasse am zahlreichsten vertreten ist. Die Bewohner dieser Gegend breiten ihre Herrschaft über das ganze germanische Gebiet aus; sie bedienen sich, ihrer höheren geistigen Veranlagung entsprechend, der neuen Bronzewaffen und Bronzewerkzeuge mit mehr Geschick und größerer Folgerichtigkeit als ihre Nachbarn und erringen dadurch den Sieg. Im ganzen germanischen Gebiete bilden sie nun die Oberschichte, den Kriegeradel, und so erklärt es sich, daß man in den nordischen Gräbern der Bronzezeit mehr Langköpfe findet, als in jenen der Steinzeit. Die vereinfachten politischen Verhältnisse und die allgemeine Herrschaft desselben Kriegeradels führen zur Ausgleichung der Mundarten und zur Entstehung einer einheitlichen germanischen Sprache. Wohlstand und Volkszahl heben sich noch mehr, die Seeschiffahrt erreicht eine hohe Entwickelung und in dieser großen Zeit (bei Anbruch des 2. vorchristlichen Jahrtausends) beginnen die Germanen ihre Kriegszüge nach Deutschland. Die Lautverschiebung aber wirkt noch längere Zeit fort: alle inzwischen von den Bewohnern des Festlandes übernommenen Lehnwörter, Orts- oder Volksnamen (wie Hanf, Harfoda [Karpaten] und Walchen) werden dem germanischen Lautstande angepaßt. Dann kommt die Lautverschiebung zum Abschluß; griechische und lateinische Lehnwörter werden nicht mehr verschoben.

Das ist meine Auffassung der germanischen Lautverschiebung, die sich nicht nur sehr gut in den Rahmen der Rassenlehre einfügt, sondern auch allen bekannten Tatsachen Rechnung trägt und keine ethnologisch unwahrscheinlichen Annahmen enthält. Zum mindesten ist sie nicht unglaubhafter als die von Dr. Feist vertretene Anschauung von der Indogermanisierung der Germanen durch ein brachykephales Ostvolk. In der „Frankfurter Ztg." aber, die sich Herrn Dr. Feist als indogermanistischen Fachmann verschrieben hat, tischt er den Laien diese gänzlich in der Luft hängende Hypothese als gesichertes Ergebnis der Forschung auf. Beiläufig bemerkt ist diesem Indogermanisten in Nr. 206 der genannten Zeitung vom 27. Juli 1913 das Versehen unterlaufen, die Messapier für Nichtindogermanen auszugeben.

Große Sorgen macht Herrn Dr. Feist nach berühmten Mustern die Tocharerfrage. Die Zugehörigkeit des Tocharischen zu den Kentumsprachen verwirrt ihn dermaßen, daß er an die uralte Spaltung des Indogermanischen in eine Kentum- und Satemgruppe (für die Kossinna doch eine so schöne archäologische Grundlage geschaffen hat) nicht mehr glauben will, obwohl er uns auf Seite 29 und 50 seines eigenen Buches vorher belehrt hat, diese Spaltung sei sehr alt und habe vermutlich schon in der Grundsprache vorgelegen. Das Tocharische, meint er nun, habe eine „entscheidende Wendung" gebracht (S. 464), es werfe die Ansicht von der ursprünglichen Seßhaftigkeit der Indo-

Digitized by Google

germanen in Europa über den Haufen (S. 493) und lasse erkennen, daß man den Ausgangspunkt der Indogermanen in Russisch-Turkestan suchen müsse (S. 520). „Wie und wo sollen wir" — so frägt Feist — „das Tocharische in Schmidts Wellenkreisen unterbringen? Nach den sprachlichen Tatsachen am ehesten zwischen Griechen und Armeniern; doch das stimmt nicht zu seiner geographischen Lagerung. Wir müßten also annehmen, daß es später eine Verschiebung erlitten hat, die es aus seinem alten Zusammenhang herausriß. Wie soll man ferner das Auftreten der deponentialen Endung r, die sonst nur im Italischen und Keltischen belegt ist und dem Griechischen fehlt, mit der Theorie von den kontinuierlichen Übergängen vereinbaren?" (S. 464.) Feist wundert sich dann darüber, daß Meillet an dieser Theorie, die wegen des Tocharischen nicht mehr bestehen könne, noch festhalte (S. 464, 465). Aber wenn Feist die Forschungen von Kossinna in Betracht gezogen hätte, so wäre er wohl unschwer in der Tocharerfrage zu einer Kastvorstellung gelangt, ohne die Theorie von den kontinuierlichen Übergängen und von der Spaltung der indogermanischen Ursprache in eine Kentum- und Satemgruppe anzweifeln zu müssen. Das Tocharische muß dort entstanden sein, wo sich das Ursprungsgebiet des Italischen und Keltischen mit jenem des Griechischen berührte und zugleich der Einfluß einer Satemsprache hereinreichte. Eine solche Gegend können wir in Schlesien suchen, nämlich am Nordostrande der Aunetitzerheimat. Gehören die Tocharer zu den Aunetitzern, so sind die Beziehungen zum Italischen und Keltischen erklärlich; an das Gebiet der Aunetitzer grenzte aber im Nordosten die Urheimat der Griechen und im Südosten die der Thrako-Phryger. So erklären sich die Berührungen mit dem Griechischen und Armenischen. Etwa um 2000 v. Chr. löste sich die Aunetitzergruppe auf; die Tocharer wurden von den Nordillyriern nach Osten gedrängt und traten ihre Wanderung nach Asien an; in Südrußland berührten sie sich noch mit indo-iranischen Stämmen, die — von der unteren Donau kommend — teils nach Kleinasien übergesetzt (Boghazköi!), teils um das Schwarze Meer herum zwischen Kaukasus und Kaspisee auf dem Zuge nach Iran begriffen waren. Der tocharische Zweig der Aunetitzer ist dann in Hochasien verkümmert, während seine in Europa verbliebenen Brüder, die Illyrier, Italiker und Kelten eine herrliche Entwickelung nahmen.

In ganz analoger Weise spricht es gegen Feist und für Kossinna, wenn Feist auf S. 463, 464 und 511 konstatiert, daß sich zwischen dem Germanischen einerseits und dem Baltisch-Slawischen andererseits eine tiefe Kluft auftue. Dabei leistet sich Dr. Feist eine Behauptung, die festgenagelt zu werden verdient. Er sagt nämlich (S. 464): „hier kann auch kein Zwischenglied in vorgeschichtlicher Zeit ausgefallen sein". Herr Dr. Feist wird höflichst gebeten, anzugeben, woher er denn das wisse. In geradezu lustige Verlegenheit gerät er aber dort (S. 464 und 511), wo er mit Staunen die Tatsache erörtert, daß das Germanische im Kreise der indo-

Digitized by Google

germanischen Sprachen eigentlich ganz isoliert dastehe, ja — wenn man vom Wortschatz absehe — sich kaum mit dem Keltischen berühre. Und dabei will Feist glauben machen, die Germanen seien durch die Kelten indogermanisiert worden!!! Für uns hat diese Sonderstellung des Germanischen freilich nichts Unbegreifliches an sich, im Gegenteil — sie gilt uns als eine jener Tatsachen, welche die asiatische Hypothese ad absurdum führen.

Übrigens hat Feist an den Germanen auch eine ganz eigentümliche Schwäche entdeckt. Er belehrt uns nämlich auf S. 516: „Wäre die indogermanische Völkerwelle vom germanischen Norden ausgegangen, so hätte sie kaum die sprachlichen Wirkungen erzielt, deren Ergebnisse in den späteren indogermanischen Sprachen vorliegen. Denn die Germanen sind in historischer Zeit, auf den Boden einer höheren Kultur verpflanzt und fern von ihrer Heimat, keine Sprachverbreiter gewesen." Hier begeht Feist gleich drei Verstöße. Erstens übersieht er den Erfahrungssatz, daß Sieger die Sprache der Besiegten annehmen, wenn diese im Besitze einer höheren Kultur oder auch nur Zivilisation sind; so büßten die Goten, Langobarden und Franken ihre Sprache ein. Zweitens läßt Feist den Umstand außer acht, daß es bei den Siegern nicht zum Sprachwechsel kommt, wenn ihre Einwanderung in einer langen Reihe zusammenhängender Schwärme und Nachschübe erfolgt; das war z. B. bei den Griechen der Fall. Drittens verschweigt Feist, daß in manchen Gebieten Südeuropas, z. B. in Italien, von einer höheren Kultur der vorindogermanischen Ureinwohnerschaft nicht gesprochen werden kann.

„Gegen die nordeuropäische Heimat der indogermanischen Grundsprache" (S. 511) macht Feist ferner geltend, daß sie „keinerlei Beziehungen zu den freilich zum Teil nur sehr unvollkommen bekannten Ursprachen Europas, dem Iberischen, dem ihm doch wohl verwandten Baskischen, dem Etruskisch-Rätischen oder dem Ligurischen" aufweise. Dadurch, daß Feist selbst zugibt, diese Sprachen seien nur sehr unvollkommen bekannt, entwertet er von vornherein sein eigenes Argument; es ist aber auch gar nicht wahr, daß keinerlei Beziehungen vorliegen. So ist der indogermanische Charakter des Ligurischen mit guten und bis heute nicht entkräfteten Argumenten behauptet worden; wenn andererseits das Urkeltische anlautendes p abgeworfen und kein f entwickelt hat (außer in der Verbindung fr), so scheinen hier Einwirkungen des iberischen Lautstandes vorzuliegen. Das „Etruskisch-Rätische" aber ist eine Konstruktion, die kaum den Beifall der Sprachforscher finden dürfte, zumal es Feist damit sehr ernst nimmt und „eine starke Beeinflussung des Altlateinischen wie des Urgermanischen durch das Etruskische, bzw. eine diesem verwandte kontinentaleuropäische Sprache (rätisch oder eine nordeuropäische Ursprache)" voraussetzt (S. 375). Weiter unten heißt es: „auch die Ortsnamen des rätoromanischen Gebiets, soweit sie vorrömischen Alters sind, zeigen in ihrer Konsonantenhäufung Ähnlichkeit mit etruskischen Namensformen". Das

Digitized by Google

letzte ist glatthin falsch und Feist sollte sich daran erinnern, daß er schon einmal mit seiner Zusammenstellung rätoromanischer und kleinasiatischer Namen laute Verwahrungen der Sprachkundigen herausgefordert hat. Außer Delthurns und Larsenn erinnert kein Ortsname der mittleren Südalpen an etruskische Formen und Konsonantenhäufung ist nur dort zu bemerken, wo rätoromanische Namen germanisiert worden sind (z. B. Gstrein aus Campestrin, Gstalt aus Costa alta, Gstatsch aus Costazza, Pradlputz aus Pra del poz „Brunnenwiese" u. a.). Jene alpinen Namen aber, die uns aus dem Altertum überliefert werden, tragen durchaus indogermanisches Gepräge. Gewiß hat einst etruskischer Einfluß aus Italien in die Alpen hineingereicht — und darauf beziehen sich die Angaben römischer Autoren über das Tuskertum der Räter —, aber schon in voretruskischer Zeit war das Alpenland, gleich der oberitalischen Tiefebene, indogermanisiert. Als Ludwig Steub sein bekanntes Buch „Über die Urbewohner Rätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern" veröffentlichte, im Jahre 1843, war die darin entwickelte Etruskerhypothese ein großer Fortschritt, heute muß sie auf das rechte Maß beschränkt werden. Wer aber heute wieder die Anschauung von einem mitteleuropäischen Etruskertum oder Räto-Etruskertum vertritt, hat die Pflicht, einen umfassenden Beweis dafür zu erbringen. Und diesen Beweis bleibt Herr Dr. Feist uns schuldig.

So nebenher bringt Feist einem arglosen Laien auf S. 286 auch die Meinung bei, der Codex Hammurabi sei ursemitisch. Hierzu vergleiche man, was Eduard Meyer in seiner „Geschichte des Altertums" schreibt: „Es kann nicht zweifelhaft sein, daß dem abschließenden Gesetzbuche Chammurapis vielfache Aufzeichnungen von Rechtssätzen vorangegangen sind bis in die Zeiten der alten sumerischen Fürsten hinauf, von denen Urukagima von Lagasch bereits davon spricht, daß er die alten Ordnungen und das Wort des göttlichen Stadtkönigs Ningirsu, d. h. die auf diesen zurückgeführten Rechtssätze wiederhergestellt habe". Feist beruft sich an derselben Stelle auch auf das Bundesgesetz der Bibel. Nun — wie sehr die ganze Kultur Vorderasiens, mit Einschluß Palästinas, auf babylonisch-sumerischer Grundlage ruhte, braucht hier wohl nicht näher erörtert zu werden. Und noch einmal finden wir das sumerische Thema auf S. 415 angeschnitten, wo es heißt: „Die Sumerer mit eigner Sprache und Kultur, die der semitisch-babylonischen vielleicht vorausging". Was dieses „vielleicht" bedeuten soll, enthüllt uns Herr Dr. Feist wohl in seinem nächsten Werke. Einstweilen versichert er uns an der obengenannten Stelle mit besonderem Nachdruck, daß irgend eine Beziehung des Sumerischen zum indogermanischen Sprachstamm „ganz ausgeschlossen" sei. Das kommt davon, daß Feist die Indogermanen im 3. vorchristlichen Jahrtausend so plötzlich aus dem Nichts auftauchen läßt, als ob sie vorher noch gar nicht auf der Welt gewesen wären. Er hat sich so in den Gedanken verrannt, die Indogermanen bloß als einen sprachlichen Begriff

Digitized by Google

aufzufassen (S. 97), daß er mit Redensarten herumwirft wie „unendlich lange, bevor von Indogermanen die Rede sein kann" (S. 31 u. 88), während sie doch schon viele Tausende von Jahren früher gelebt haben müssen. Und so können die Vorfahren der Indogermanen und Sumerer einst wohl Beziehungen zu einander gehabt haben, die später nachwirkten. Jedenfalls führt eine Brücke von Indogermanen und Uralaltaiern zu den Sumerern, während zwischen diesen und den Semiten jede Verbindung fehlt. Denn die zahlreichen sumerischen Bezeichnungen von Kulturbegriffen, die als Lehnwörter in die semitischen Sprachen eingedrungen sind (z. B. die Wörter für „Ackersmann", „Hirte", „Schafzüchter", „Stadt", „Straße", „Palast", „Ofen" usw.), beweisen nur, daß die ursumerische Kultur ungleich höher stand, als die ursemitische.

Der letzte Abschnitt des Geistschen Buches ist der Frage nach der Urheimat der Indogermanen gewidmet. Da wird das beliebte Argument von der englischen Sprache aufgefrischt, deren Ursprungsgebiet man in Nordamerika suchen müßte, wenn man die große Zahl der Indogermanisch Sprechenden in Europa für die europäische Urheimat der Indogermanen geltend machen wolle. Dieses Argument bildet erfreulicherweise eine Stütze für uns, denn wüßte man auch gar nichts über die Entdeckungs- und Besiedlungsgeschichte Nordamerikas, so würde man doch bald erkennen, daß das Englische mit den anderen germanischen Sprachen verwandt ist und daß diese eine Gliederung zeigen, die in Nordamerika fehlt. Man würde die Tatsache der germanischen Lautverschiebung erkennen und würde feststellen, daß es im Finnischen unverschobene germanische Lehnwörter gibt, während solche in den Sprachen der Indianer und der spanischen Mittelamerikaner fehlen. Schließlich würde man klar erkennen, daß das Englische von Europa ausgegangen sein müsse. Genau so ist es mit dem Indogermanischen, das in Europa eine reiche, in Asien aber nur eine kümmerliche Gliederung aufweist.

Aber Geist beruft sich auch auf die romanischen Sprachen und meint, man müßte, wenn ihre Geschichte nicht bekannt wäre, den Mittelpunkt ihrer Ausbreitung auf dem europäischen Festlande statt in Mittelitalien annehmen. Auch das bestreite ich; denn, ganz abgesehen von allen Inschriften, können doch die Römer ohne ihren archäologischen Nachlaß, d. h. ohne ihre Bau- und Kunstdenkmäler, nicht gedacht werden. Dieser archäologische Nachlaß ist eben mit ihrem geistigen Wesen, mit ihrer ganzen völkischen Macht- und Prunkentfaltung unzertrennlich verbunden. Er gehört zu ihnen, wie zu den Indogermanen der bunte Teppich von vorgeschichtlichen europäischen Kulturkreisen, dem gegenüber selbst die hochkultivierten Stromgebiete des alten Orients zwar nicht arm, aber doch einförmig erscheinen, und dem auch die alten Kulturländer Ostasiens und Amerikas nichts Gleichwertiges zur Seite stellen können. Hier zeigt sich die Überlegenheit des europäischen Geistes und der europäischen Schaffenskraft, d. h. letzten Endes der europäischen

Digitized by Google

Rassenwertigkeit in ihrem herrlichsten Lichte. Nirgends gewahren wir schon in der Steinzeit ein so klares, mannigfaltiges und vollentwickeltes Kulturbild, wie im mittleren und nördlichen Europa. Eine derartige Kulturtätigkeit erfordert aber auch geistig und körperlich hochstehende Menschen. Und solche Menschen hätten sich von einem asiatischen „Reitervolk, das wir die Indogermanen nennen" (S. 516), plötzlich überwältigen und, was noch unwahrscheinlicher ist, bis hinauf in die Berge Skandinaviens sprachlich indogermanisieren lassen sollen — nein, Herr Dr. Feist und Genossen, das glauben wir nimmermehr!

Was aber die romanischen Sprachen anbelangt, so würde man bald erkennen, daß ihr Verbreitungsgebiet in jenes der von den Römern hergestellten Baudenkmäler fällt und der Schluß müßte sich aufdrängen, daß diese Baudenkmäler auf das romanische Urvolk zurückzuführen seien. Man würde weiter auf Grund der romanischen Lehnwörter im Germanischen feststellen, daß die Germanen durch die Kultur jenes großen, unbekannten Volkes mächtig beeinflußt worden seien, daß sie aber doch ihre politische Unabhängigkeit zu bewahren vermochten, denn römische Baudenkmäler gibt es nur im Süden und Westen Deutschlands. Man würde die Grenzen römischer Machtentfaltung ziemlich genau bis nach Afrika hinein ermitteln und könnte schließlich an die Lösung der Frage herantreten, wo der Ausgangspunkt dieser Machtentfaltung zu suchen sei. Da würde es sich dann zeigen, daß gegen Frankreich und Spanien die große Entfernung Rumäniens und die Mannigfaltigkeit der italienischen Mundarten spräche. Ferner würden die altertümlichen Sprachen und Mundarten, die sich um Italien gruppieren, das Sardinische, das Rätoromanische und das Veglia-Romanische, in verschiedener Hinsicht Bedenken erregen. Was aber schließlich unbedingt dazu führen müßte, Italien als das Stammland des romanischen Urvolkes zu betrachten, das wäre die Häufigkeit und Großartigkeit der bezüglichen Baudenkmäler in Italien. Mitteleuropa, d. h. das Donauland, käme wegen der Spärlichkeit solcher Baudenkmäler gar nicht einmal in Betracht.

Damit erweist sich auch dieser ernsthaft aussehende Einwurf gegen die Lehre von der europäischen Herkunft der Indogermanen als hinfällig und nichtig.

Feist erinnert schließlich an das Christentum und frägt, wer denn „seinen Ausgangspunkt in dem kleinen Erdenwinkel Judäas suchen würde, wenn die geschichtliche Überlieferung davon schwiege?" (S. 528). Hierzu muß bemerkt werden, daß das Christentum keine Rasse, kein Volk und keine Sprache ist, sondern eine geistige Bewegung, die, gleich dem Buddhismus, nur von einer Stätte uralter Kultur ihren Ausgang nehmen konnte. Eine solche Stätte aber war im sumerisch-ägäisch-helleniſtischen Kulturkreise gegeben. Der Islam hingegen, der aus dem von der Kultur wenig berührten Arabien hervorbrach, zeigt deutlich jüdische und christliche, also fremde, nordische Ein-

Digitized by Google

flüsse, ohne die sein Hauptfortschritt, der Monotheismus, gar nicht denkbar wäre.

Feist hat umsonst so ziemlich alles zusammengetragen, was sich gegen die nordeuropäische Herkunft der Indogermanen sagen läßt, und dabei insbesondere Schraders Rüstkammer fleißig benützt; er hat sich auch nicht gescheut, den unwürdigen und bei der ganzen Veranlagung des deutschen Volkes sinnlosen Vorwurf zu wiederholen, daß die hohe Begeisterung, mit der uns die Erkenntnis von der nordischen Herkunft der Indogermanen erfüllt, nationaler Eitelkeit entspringe (S. 487). Nein, Herr Dr. Feist und Genossen! Die Begeisterung, mit der wir den Kampf um diese mühsam errungene Erkenntnis führen, entspringt nicht nationaler Eitelkeit, sondern dem Sehnen nach einer neuen Weltanschauung. Diese Lehre bedeutet uns viel mehr, als materialistische Zivilisationsmenschen vielleicht zu ahnen vermögen. Sie bedeutet uns völkisch fühlenden Deutschen, uns Erben der Germanen und der alten Indogermanen, die Erlösung aus lähmender Schwarzseherei. Sie läßt uns erkennen, daß wir Blut vom Blute jener sind, über welchen, wie Alexander v. Peez gesagt hat, die Taufrische des Paradieses lag. Sie gibt uns angesichts der unermeßlichen Heerhaufen, mit denen die Dunkelrassen haßerfüllt und schlagbereit von allen Seiten heranziehen, die Freude am Kampf und die Gewißheit des Sieges. Sie verheißt uns an der Schwelle des nächsten Doppeljahrtausends eine hinter dem Dunkel schwerer Kriegsgewitter heraufdämmernde neue Zeit:

Die Zeit der Deutschen!

* * *

Nachschrift. Es sei hier bemerkt, daß die uns mächtig bewegenden Schlußworte des Aufsatzes, die heute allen Deutschen aus dem Herzen gesprochen sind, vom Verfasser in bewundernswert feinfühligem politischen Ahnungsvermögen bereits vor einem Jahre niedergeschrieben wurden. G. K. 12. 10. 1914.

Digitized by Google

Eine steinerne Armschutzplatte aus der Flur Gosek, Kr. Querfurt.

Von kgl. Kreisschulinspektor Dr. Wilcke, Zeitz.

Mit 3 Textabbildungen.

Die neben abgebildete Unterarmschutzplatte aus Kieselschiefer wurde um das Jahr 1904 von einem Bauern aus Gosek bei Feldarbeiten auf seiner

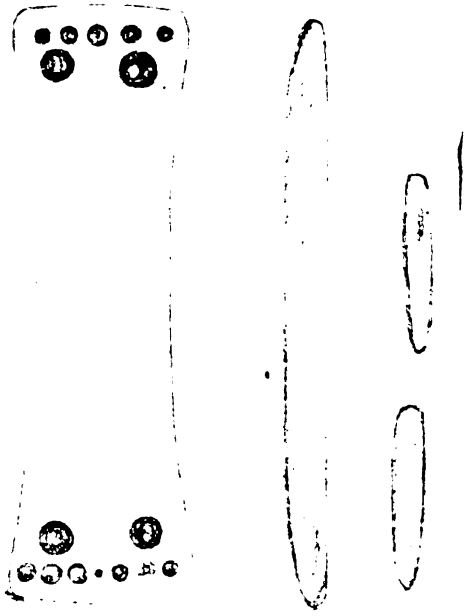


Abb. 1. Abb. 2. Abb. 3.

Natürliche Größe.

Heimatflur gefunden. Sie ging durch Vermittlung des dortigen Lehrers im Jahre 1908 in meinen Besitz über. Sie ist bereits von Größler, in seiner Abhandlung über „Die Tongefäße der Glockenbecherkultur" auf S. 39 unter 19b kurz angezeigt und auf Tafel II Fig. 19b auch abgebildet. Besprechung

Digitized by Google

wie Abbildung sind aber mangelhaft, infolgedessen eine erneute Beschreibung vielleicht von Interesse sein dürfte.

Die Länge der Platte beträgt 8 cm, ihre Breite an dem einen Ende 2,4 cm, am anderen 2,5 cm, in der Mitte dagegen nur 1,9 cm. Ihre größte Dicke, die sie in der Mitte erreicht — während sie nach den Querseiten hin erheblich dünner wird —, mißt 0,6 cm. Die obere und die entgegengesetzte untere Grenzfläche ähnelt einem schmalen Parallelogramm; nur sind dessen Längsseiten etwas nach innen zu, seine Querseiten etwas nach außen hin geschweift, also nicht jeweilig parallel zueinander (vgl. Abb. 1). Die langen seitlichen Begrenzungsflächen haben die Gestalt eines schmalen Segments (vgl. Abb. 2), die kurzen nähern sich einem Parallelogramm (Abb. 3). Während die untere Fläche, mit der die Platte aufliegt, vollständig eben ist, zeigt die obere eine von den Schmalseiten her bis fast nach der Mitte beständig zunehmende, mäßige Wölbung.

An den vier Ecken ist der Stein durchbohrt. Und zwar sind die beiden Löcher an dem einen, schmäleren, Ende (vgl. Abb.) zwar parallel zueinander, aber etwas schräg von oben nach unten hin gebohrt, während die beiden anderen, an dem entgegengesetzten, breiteren, Ende senkrecht zur Unterstützungsfläche laufen. Zur Verzierung sind aber außerdem noch zwischen den Bohrlöchern und der dahinter liegenden Kante je eine Reihe von kreisrunden, parallel zur Kante laufenden, Grübchen angebracht. An dem schmäleren Ende der Platte befinden sich deren fünf, an dem breiteren aber sechs. Die letzteren sind zu je drei derartig gruppiert, daß beide Gruppen durch einen Punkt in der Mitte getrennt oder verbunden werden. Die Löcher sind von beiden Seiten her gebohrt.

Die vorliegende Schutzplatte, die bekanntlich dem Kulturkreise der Glockenbecher zugehört und sich z. B. auch auf dem nahen Zaschendorfer Gräberfeld gefunden hat (vgl. „Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens" S. 367), unterscheidet sich von den anderen ihrer Art aus hiesiger Gegend zunächst dadurch, daß sie aus Kieselschiefer hergestellt ist, während sonst die meisten aus einem roten Tonschiefer geschnitten sind, dann aber durch ihre schlanke, weiche Form und endlich vor allem durch die beiden Grübchen-Reihen an den Kanten. Besonders letztere Verzierungen tragen neben der schönen Form der Platte wesentlich mit zur Erhöhung ihrer Eigenart bei, so daß sie mit alledem wohl den Anspruch erheben darf, unter ihren Thüringer Schwestern eine der anmutigsten zu sein.

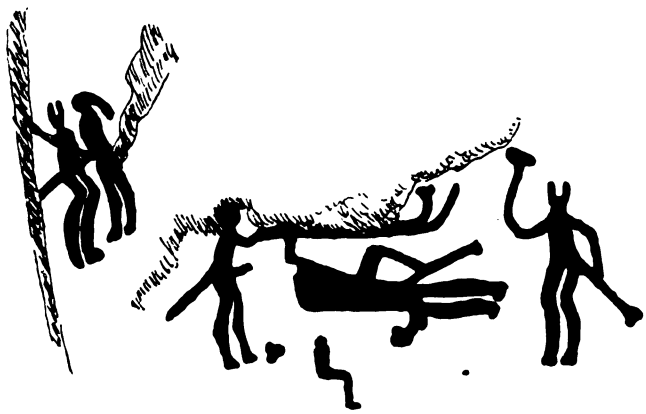
Digitized by Google

Deutungsverſuch einer Felſenzeichnung.

Von Dr. Walther Schulz, Halle a. S.

Mit 1 Textabbildung.

Eine Reihe von Sagen hat als Grundlage den Mythus von der Befreiung der Sonnenjungfrau oder der Erdgöttin aus der Gewalt des Winterrieſen durch den Himmelsgott und von dem Bunde des Gottes mit der Göttin.



Tufvene, Tanum sn. Tanum hd, Bohuslän

Sagen von Thor und von Freyr, von Sigfrid, von Ritter S. Georg gehen auf ihn zurück, um nur einige zu nennen[1]).

Von Bedeutung iſt es, daß eine derartige Sage, wie mir ſcheint, auf einer Felſenzeichnung von Tufvene, Kſp. Tanum, in Bohuslän dargeſtellt iſt (vgl. Abb.)[2]). Wir ſehen hier ganz rechts eine gehörnte, axtſchwingende

[1]) Vgl. E. Krauſe: Die Trojaburgen Nordeuropas. 1893.

[2]) Abb. nach Baltzer: Hällriſtningar från Bohuslän. Taf. 41.

Digitized by Google

Gestalt, den Helden, vor ihm den gefällten, enthaupteten Riesen, neben dem Riesen wohl einen Begleiter des Helden, zu Füßen des Begleiters vielleicht das Haupt des Riesen und unter dem Riesen eine sitzende Gestalt, die man als die gefangene Jungfrau deuten könnte. Das Schiff über dem Riesen zeigt an, daß der Held und sein Begleiter über See gekommen sind. Weiter erscheint in einer zweiten Gruppe, ganz links, wieder der gehörnte Held, der sich mit der Jungfrau vereinigt.

Daß die gehörnte, axtschwingende Gestalt, die öfter auf Felsenzeichnungen wiederkehrt, den Gott Thor darstellt, hat bereits Bing gezeigt[1]). Und gerade Thor ist der Gott des oben erwähnten Frühlingsmythus. Die Eddasage von Thor und dem Riesenbaumeister hat, wie E. Krause mit Recht annimmt, als Sagengrund die Gefangennahme der Göttin Freya durch die Winterriesen und ihre Befreiung durch den im Frühjahr zurückkehrenden Thor[2]).

Ist die Deutung der Felsenzeichnung richtig, so geht daraus hervor, daß sich die Sage bereits in der Bronzezeit nachweisen läßt. Weiter dürften dann aber auch andere Felsenzeichnungen, ähnlich wie es von jüngeren nordischen Darstellungen bekannt ist, Sagen wiedergeben.

---

[1]) Mannus VI, 1914. S. 163.
[2]) A. a. O. S. 116.

Digitized by Google

Ein Hügelgrab von Schedbojewitz bei Hohensalza.

Von Hilmar Kalliefe, Berlin.

Mit 6 Textabbildungen.

Im Herbst 1911 teilte mir Herr Rittergutsbesitzer Erdmann-Schedbojewitz mit, daß sich auf seinen Feldern ein Hügel befände, aus dem wiederholt Steine und Knochen ausgepflügt worden wären. Ich kam jedoch nicht früher dazu, ihn zu untersuchen, als am 2. Mai 1912.

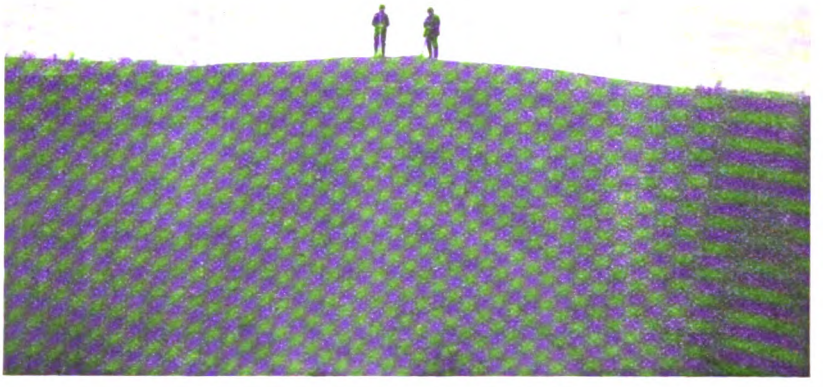


Abb. 1. Grab Schedbojewitz.

Einige Tage vorher hatte ich mir die Gegend angesehen und die Vermutung bestätigt gefunden, ein Hügelgrab aus vorgeschichtlicher Zeit vor mir zu haben.

Das Gelände, etwa 1½ Meilen südlich von Hohensalza, 300 m westlich von Schedbojewitz auf dem südwestlichen Ufer der Montwy, 900 m von dieser entfernt gelegen, größtenteils leichterer Boden, erreicht an diesem

Digitized by Google

Punkte seine höchste Höhe der weiteren Umgebung mit 92 m über NN und ist wohl absichtlich als hervorragender Punkt zur Errichtung eines weithin sichtbaren Grabhügels ausersehen worden. Dieser mißt heute 20—25 m im Durchmesser und 1,25 m in der Höhe (Abb. 1). Er muß aber viel höher gewesen sein, denn nach Angabe des Herrn Erdmann sind verschiedentlich größere Steine herausgeschafft worden und beim Pflügen vielfach Knochen und Holzteile zutage gekommen. Bevor ich zu graben begann, sammelte ich von der Oberfläche einige menschliche Schädelstücke und Gefäßscherben auf, bemerkte auch vermoderte Holzstückchen und hoffte beim Graben mehr

Abb. 2. Grab von Schedbojewitz. Ansicht von SO.

davon zu finden. Leider sah ich mich sehr getäuscht: an menschlichen Knochen fand sich nichts, während die Scherbenausbeute sich nur auf zwei Stückchen bezifferte. Dicht unter der Oberfläche kamen sofort die Steine der eigentlichen Grabanlage, so daß die darüber gefundenen Knochen und Scherben zweifellos von Nachbestattungen herrühren, worauf ich am Schluß noch zurückkomme.

Herr Erdmann stellte in liebenswürdigster Weise das schon bestellte Land und die Arbeiter zur Verfügung und kam in jeder Hinsicht den Ausgrabungen entgegen.

Durch die Beackerung war der ehemals höhere Hügel bis auf die Steine des eigentlichen Grabmales abgepflügt, auch sind verschiedene Steine entfernt worden.

Digitized by Google

Nachdem die oberste Erdschicht abgehoben worden war, zeigten sich bald in einer Kreisfläche von ungefähr 4½ m Durchmesser größere Steine. Darauf wurde der ganze Umfang durch Ausheben eines Grabens freigelegt, so daß ein kreisförmiger Block von 80 cm Höhe stehen blieb, dessen östliche Kreishälfte etwa 4 m, die westliche 5 m Durchmesser hatte (Abb. 2 u. 3).

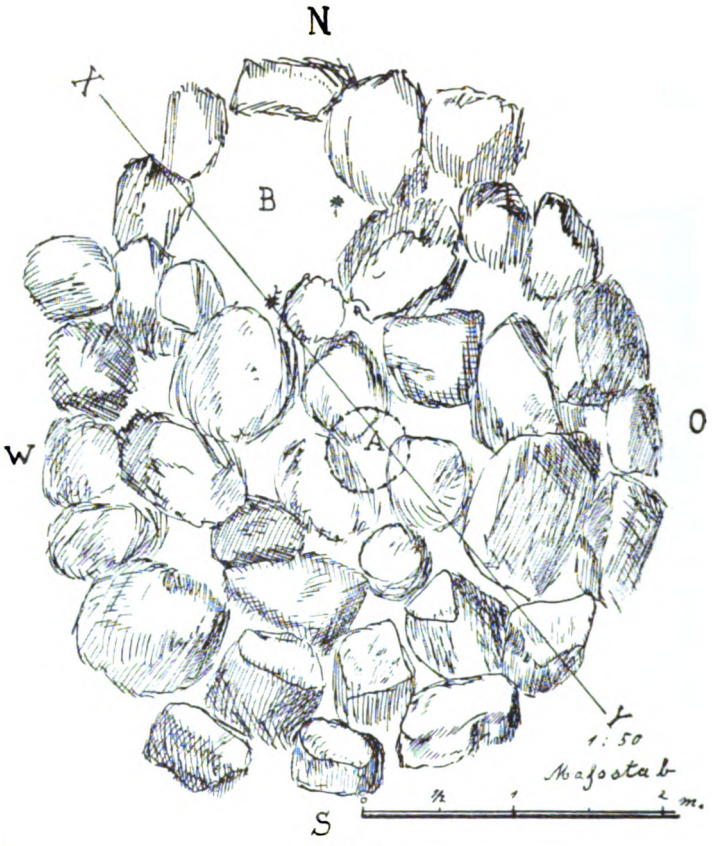


Abb. 3.

Die Steine der Ostseite standen in einem regelrechten Halbkreise; die der Westseite, zum Teil durchschnittlich kleiner als die der Ostseite, waren nachlässiger gesetzt und traten verschiedentlich aus dem Kreisbogen heraus. Es sind durchweg mehrere Zentner schwere Granitfindlinge ohne jede Spur von Bearbeitung mit einem größten Durchmesser bis über einen Meter, nach Möglichkeit auf die hohe Kante gestellt und gegen die Mitte gelehnt. Das Erdreich wurde so gut wie möglich aus den Zwischenräumen entfernt, wobei man auf eine Stelle am Nordwestrande der Kreisfläche traf, wo kein Stein dem Tiefergehen Widerstand entgegensetzte. Die Erde wurde vorsichtig

Digitized by Google

herausgenommen und es zeigte sich sozusagen eine Kammer, die in dem Gefüge der Steine ausgespart war (Abb. 3B). Der Inhalt wurde aufs sorgfältigste untersucht, und es wurde dabei festgestellt, daß die Kammer zum Teil mit Flußsand und Wiesenboden der nahen Montwy ausgefüllt war, worauf der zahlreiche Einschluß von Schneckenhäusern (Abb. 3, *1) hinweist. In einer Fuge der die Kammer umschließenden Steine (Abb. 3, *2) fand sich eine viereckige Steinperle (Abb. 4), 2½ cm im Quadrat und ½—¾ cm dick, mit einem von beiden Seiten gebohrten doppelkonischem Loch von 2—3 mm lichter Öffnung. Dies ist der einzige bedeutsame gegenständliche Fund der ganzen Grabanlage.

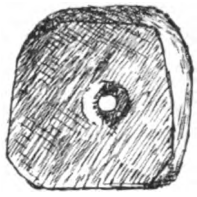


Abb. 4. 1/1 nat. Gr.

Sonst enthielt die Grube auch nicht die geringste Spur etwa eines Tongefäßes oder eines sonstigen Gegenstandes, nicht einmal unverbrannte oder

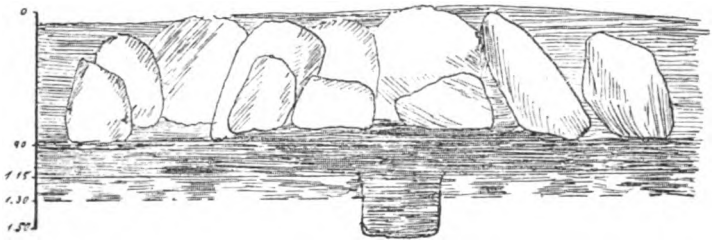


Abb. 5. Durchschnitt X—Y.

verbrannte Knochenreste. Nach Untersuchung der Grube wurden die einzelnen Steine vorsichtig auseinander genommen, was bei ihrem Gewicht von zum größten Teil mehreren Zentnern mit mancher Mühe verknüpft war. Die Zwischenräume waren mit humosem Sande angefüllt. In der Mitte lagen drei kleinere Steine. Um diese herum, an dieselben sowie gegenseitig angelehnt, waren zwei Reihen Steine gelegt, ein innerer und ein äußerer Kreis. Die Steine lagen an der Süd-Ostseite in regelrechtem Halbkreis, im Nordwesten dagegen unregelmäßig. Diese wenig sorgfältige Anordnung der Nordwestseite erklärt sich durch den Einbau der Grabkammer, wobei man die ursprüngliche Lage der Steine zerstörte und sie nicht wieder mit derselben Sorgfalt herumlegte. Auf diese Steine scheint man kleinere bis 1 Zentner schwere und mehr gelegt zu haben, von denen aber nur noch zwei oder drei vorhanden waren. Die anderen sind wohl als Hindernis bei der Beackerung entfernt worden.

Unter der ganzen Steinpackung lag eine Schicht gleichmäßig mit Erde vermischter Sand von 25 cm Dicke (Abb. 5). Darunter eine Schicht erdiger Sand, ungleichmäßiger vermengt; sie ging teilweise in den darunter liegenden reinen etwas lehmhaltigen Sand über. In diesen beiden Schichten lagen

Digitized by Google

im Westen und Südwesten unter den großen Steinen solche von 30 cm durchschnittlichem Durchmesser. Jedoch ist es zweifelhaft, ob sie absichtlich dorthin gelegt worden sind. Ungefähr in der Mitte des Grabmales unter den obenerwähnten drei kleineren Steinen lag die Grabgrube (Abb. 3 A) in die ungleich erdigsandige Schicht und 20 cm tief in den gewachsenen Sand eingesenkt, etwa 50 cm im Durchmesser, angefüllt mit demselben gleichmäßig mit Erde vermischtem Sand wie die Schicht unter den großen Steinen. Sie barg leider ebenfalls nichts, außer zwei winzigen verbrannten Knochenresten. Keine Spur von Gegenständen oder Gefäßresten. Eine frühere Beraubung des Grabes ist wohl ausgeschlossen, da sich die mittleren Steine nicht herausnehmen lassen, ohne einen großen Teil der Anlage vollständig zu zerstören, was nicht der Fall gewesen ist.

Ob der Einbau der Grabkammer in derselben oder einer späteren Zeit veranlaßt worden ist, läßt sich bei dem vollständigen Fehlen von Beigaben nicht feststellen. Jedoch spricht gerade dieses Fehlen von Gegenständen an beiden Stellen für denselben Zeitabschnitt und es liegt die Vermutung nahe, daß es sich bei dieser pompösen Anlage und dem hervorragenden weithin sichtbaren Punkt im Gelände um das Grab eines Fürsten oder Häuptlings und dessen Ehegemahls handelt.

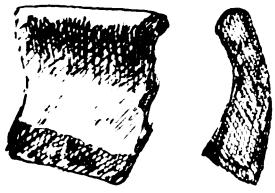


Abb. 6. 1/1 nat. Gr.

Ein zweiter, kleinerer Hügel befindet sich in der Nähe in einer Entfernung von 1500 m nach WNW an der Wegkreuzung Lindenthal-Tupadly, Zernitz-Sagenfeld, bei dem man vor einigen Jahren zwei Gräben im Kreuz durchgezogen haben soll. Demnach scheinen darin keine Steine zu liegen. Ob sonst etwas gefunden wurde, ist mir nicht bekannt geworden.

An Resten von Nachbestattungen fanden sich einige in der Nähe herumliegende Schädelstücke vom Menschen, an denen sich aber nichts weiter feststellen läßt. Etwa 1 m nördlich vom Mittelpunkt lagen in OW-Richtung ganz vermorschte, anscheinend kieferne Holzreste; ob dieselben von einem Brett oder sonstigen Langholz herrührten, ist nicht zu sagen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es die Überreste eines Sarges sind. Nach Aussage des Vogtes von Schedbojewitz soll es ein Sarg gewesen sein, es lag noch mehr Holz dort und ist schon oft ausgepflügt worden. An derselben Stelle hätte auch ein Skelett gelegen, von dem die erwähnten Schädelstücke herrühren sollen. Vor Zeiten wäre auch eine Lanzenspitze gefunden worden. Von alledem ließ sich leider nichts mehr feststellen.

Endlich sind noch fünf Scherben aufgelesen worden, von denen drei des grauen festen Tonmaterials wegen slawisch sein dürften, was ein leicht nach außen gebogener Randscherben zu bestätigen scheint (Abb. 6). Die

Digitized by Google

beiden anderen sind rötlich braun und könnten auch slawisch sein. Die Töpferscheibe ist noch nicht bekannt.

Das Grab bietet ethnologisch und chronologisch ein vollständiges Rätsel. Im ganzen Osten ist ein Grab dieser Anlage nicht bekannt[1]), jedoch ist anzunehmen, daß unser Grab eine verwandte Form der Gräber mit Steinpackung ist. In erster Linie ist diese pompöse Anlage von großen Steinen auffallend, wie letztere in der Nähe sehr selten durchschnittlich faust- bis kindskopfgroß gefunden werden und außer einer winzigen Steinperle auch nicht eine Spur von Inhalt oder Beigaben, ohne daß eine spätere Ausraubung zu erkennen wäre.

Folgt man der Annahme einiger Forscher der Provinz, die Hügelgräber seien sehr wahrscheinlich schon slawisch oder slawisch beeinflußt, so würde die Nachlässigkeit der Bestattung ohne Gefäß und Beigaben wohl zutreffen, jedoch steht dem das sorgfältige Gefüge der Steine entgegen und die bezweifelte slawische Leichenverbrennung. Ferner sprechen für slawische und kurz vorslawische Herkunft das Scherbenmaterial der Nachbestattungen. Den Familienmitgliedern sowie der Gefolgschaft des Verstorbenen war es vielleicht erwünscht, wie im Leben auch im Tode um ihren Herrn versammelt zu sein, so daß sie sich entweder im Grabhügel selbst oder in nächster Nähe desselben beisetzen ließen. Da nun Nachbestattungen in alten Grabanlagen schon in der Bronzezeit üblich waren, an dieser Stelle aber keine bronzezeitlichen Spuren gefunden wurden, obgleich Bronzezeitleute in der Nähe gelebt haben, so ist anzunehmen, daß damals das Grab noch nicht vorhanden und auch diese Stelle als Begräbnisplatz nicht bekannt war. Für eine frühere wie kurzvorslawische Datierung schwinden die Anhaltspunkte vollständig. Die Herkunft dieses Grabes bleibt in tiefes Dunkel gehüllt.

[1]) Selbst Kohn und Mehlis beschreiben keine Anlage dieser Art.

Digitized by Google

Ein Ornament der späten Bronzezeit.

Von Adalbert Bezzenberger, Königsberg i. Pr.

Mit 4 Textabbildungen.

In der Ausschnittzeichnung Abb. 1 sieht man die drei Ringe des durchbrochenen Ringhalskragens von Schönebeck (Berliner Phot. Album II Taf. 14) und zwischen ihnen Verbindungsglieder, die annähernd einem Dreieck entsprechen, von dessen Spitze ein Perpendikel gefällt ist. Solche Verbindungsglieder, nur etwas schärfer ausgeführt, enthält auch ein durchbrochener Ringhalskragen von Schwachenwalde (Bastian u. Voß Bronzeschwerter Taf. III, 26), und ferner begegnen sie an je einem derartigen Halskragen von Mandelkow (Berlin. Album III Taf. 6) und von Kallies (Voß Archiv f. Anthropologie XV, Supplement Taf. XIII, 1), die aber von den vorher genannten sich dadurch unterscheiden, daß sie im Wechsel mit jenen dreiteiligen Verbindungsgliedern einfache Verbindungsstäbe aufweisen, welche den perpendikulären Mittelstäben der dreiteiligen entsprechen.

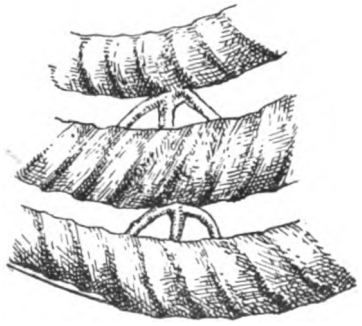


Abb. 1.

Da von diesen beiden Verbindungsarten die durch glatte Stege nicht nur die einfachere war, sondern auch dem etwaigen praktischen Zweck genügte — sie begegnet denn auch wiederholt ausschließlich — so scheinen mir jene mehrteiligen Verbindungen auf diesen einfachen zu beruhen und aus ihnen nur entwickelt zu sein, um die Durchbrechungen mehr zu beleben.

Ihre Herkunft ist dann aber vergessen. Sie wurden als bloßes Ornament empfunden, und zwar zunächst als Ornament, welches Halskragen besonders eignete. Aus den Zwischenräumen der durchbrochenen wurden sie in linearer Ausführung auf die Ringe oder ringartigen Flächen anderer übertragen, wurden in der Folge Gegenstand des Spiels und der Kombination und im

Digitized by Google

Verlauf dieser Entwicklung der Beziehung zu den Halskragen entkleidet und ganz frei verwendet.

Zur Begründung dieser Sätze verweise ich auf die Halskragen Lissauer Altertümer der Bronzezeit Taf. VI, 8 (daher der Ausschnitt Abb. 2), XIV, 1, 5, 7 (Posener Album I Taf. XII), den Halskragenrest Abb. 3 (= Fig. 51 meiner Bronze-Analysen) und die dritte Windung der Armspirale Abb. 4 (= Fig. 64 ebenda).

Abb. 2.

Wer diesen Hinweisen nähertritt, wird mehrmals (Abb. 3, Lissauer XIV 1, 5) neben dem oben behandelten Dreiecksornament alternierende Schrägstrichgruppen sehen. Da diese Verzierung — deren Hervorgehen aus der wechselnden Torsion der „Wendelringe" längst vermutet ist — in der späten Bronzezeit und weit darüber hinaus gang und

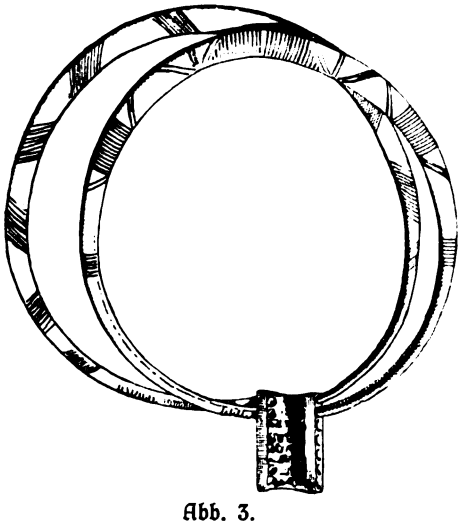


Abb. 3.

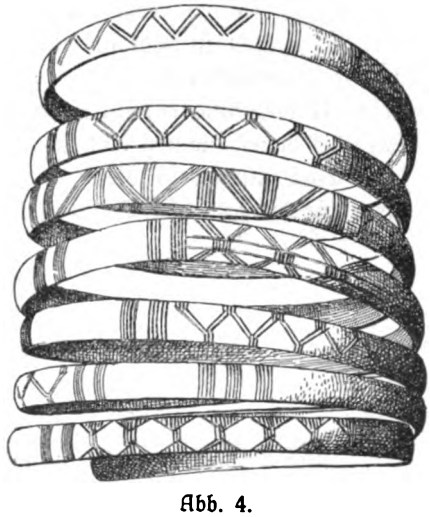


Abb. 4.

gäbe war, kann ihr Auftreten an den erwähnten Stücken zwar ein Spiel des Zufalls sein, ist es aber schwerlich. Ihr Vorkommen an Halskragen neben dem Dreiecksornament macht es vielmehr annehmbar, daß sie gleich diesem und mit diesem von durchbrochenen Ringhalskragen, wie z. B. Abb. 1 übernommen ist, die beide Motive vereinigten, und wenn man nach den Wegen fragt, auf welchen die lineare Nachbildung der wechselnden Torsion sich verbreitet hat, so dürfte hiermit ein sehr wesentlicher gefunden sein.

Digitized by Google

Zum Miltenberger Toutonen-Stein.

Von Dr. F. Quilling, Bad Homburg.

Im röm.-germ. Korresp.-Bl. IV (1911) S. 75 Nr. 41 hat v. Domaszewski eine neue Erklärung des Grenzsteines aus Miltenberg gegeben. Ihr stand von vornherein entgegen, daß hier im Gegensatz zu dem als Analogon angeführten Terminal-Cippus die Buchstaben C(aput) A(gri) usw. untereinander stehen, ohne daß ein Zweck dieser Anordnung einzusehen wäre. Ferner hatte kurz vorher Drexel auf Grund einer Beobachtung Winterhelts die mehr als wahrscheinliche Vermutung aufgestellt (ORL, Nr. 38: Kastell Altstadt bei Miltenberg) die Inschrift des Steines sei überhaupt unvollendet geblieben. Danach sind also die Buchstaben C, A, H, F keine Notae, sondern nur Zeilenanfänge. Wie die Zeilen-Ausschreibungen gelautet haben mögen, läßt sich natürlich mit Sicherheit nicht mehr feststellen, alle Ergänzungen in dieser Hinsicht müssen Hypothesen bleiben; dies soll auch für die folgende Deutung Geltung behalten. Ich möchte vorschlagen:

INTER
TOVTONOS
C[IMBROS]
A[MBRONES]
H[OC TERMINO]
F[INITVM]

Wie die beiden letzten Zeilen geheißen haben, ist, da es sich zweifellos um einen Grenzstein handelt, ziemlich gleichgültig. Das Hauptgewicht ruht auf der Ergänzung der zwei auf Toutonos folgenden Reihen. Sie zu stützen, bedarf es nur des Hinweises auf die beiden ganz in der Nähe des Toutonensteines gefundenen Weih-Inschriften an den Mercurius Cimbrianus, die schon längst die Annahme nahelegten, daß außer den Teutonen[1]) auch versprengte Reste der Kimbern am Maine bei Miltenberg sich niedergelassen hatten. Sollte die Möglichkeit ganz undenkbar sein, daß die Ambronen, die sich den Kimbern und Teutonen angeschlossen hatten und stets mit ihnen zusammen genannt werden, hier ebenfalls eine Zuflucht gefunden hatten?

[1]) Vgl. Kossinna, Westd. Zeitschr. IX (1890), S. 213.

Digitized by Google

III. Aus Museen und Vereinen.

Bericht über die wissenschaftliche Ordnung und Vermehrung der Vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für das Fürstentum Lüneburg in den Jahren 1908/13

durch Michael Martin Lienau.

Mit einem Plan der Vorgeschichtlichen Abteilung des Museums in Lüneburg.

Schrank 1. **Steinzeit.**
Dieser Schrank enthält fast ausschließlich Grabungsfunde des Berichterstatters, und zwar aus Gräbern.

Schrank 2. **Steinzeit.**
Steinzeitliche Einzelfunde, hauptsächlich undurchlochte Feuersteinäxte. (Nach „Typen" chronologisch geordnet.)

Schaukasten I. **Steinzeit.**
Meist Einzelfunde (Nach „Typen" geordnet).

Schrank 3. **Bronzezeit.**
Grabungsfunde des Berichterstatters aus Gräbern (Grabhügeln).

Regale über den Schränken 1/3. **Bronzezeit.**
Einzeln gefundene (eingelieferte) Urnen. (Versuch einer „chronologischen" Ordnung.)

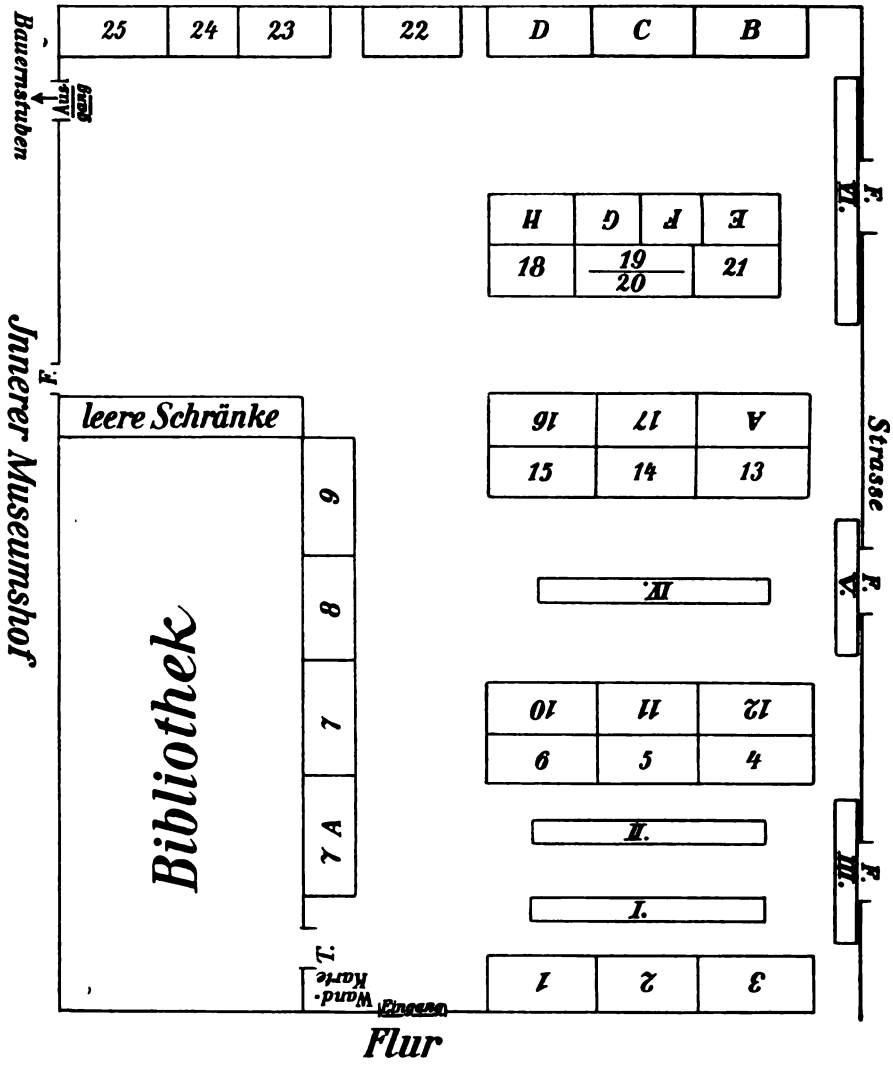
Schaukasten II. **Bronzezeit.**
Teils Einzelfunde, teils ältere Grabungen. (Nach „Montelius-Perioden" geordnet.)

Schaukasten III. **Bronzezeit.**
Grabungsfunde des Berichterstatters aus Gräbern (Grabhügeln). Außerdem ein älterer Sichel-Werkstattfund aus der angekauften „Sammlung Dr. Heintzell, Lüneburg".

Digitized by Google

Schrank 4. **Späteste Bronzezeit** (Montelius V).

Grabungsfunde des Berichterstatters aus Grabhügeln [Melbeck] u. Steinpflastern [Ohlendorf bei Ramelsloh].



Schrank 5. **Vorrömische Eisenzeit** (Schwantes I bis IIb).

Grabungsfunde des Berichterstatters aus Grabhügeln [Deutsch-Evern], Steinpflastern [Bruchtorf] und Urnenfeld [Weste].

Schrank 6. **Vorrömische Eisenzeit** (Schwantes IIa/b).

Grabungsfunde des Berichterstatters aus Gräbern (Urnenfeld Harmstorf).

Digitized by Google

Regale über den Schränken 4/6. **Vorrömische Eisenzeit** (Schwantes I bis IIb).

Einzeln gefundene (eingelieferte) Urnen.

Schrank 7A. **Vorrömische Eisenzeit.** (Schwantes IIa/b/c.)

„Grabungsfunde aus Gräbern" der Herren Dr. Reinecke und Architekt Krüger und des Berichterstatters, wie auch ältere Funde (Urnenfelder: Stubben, Wendhausen, Brackel, Dahlenburg).

Schrank 7. **Vorrömische Eisenzeit.** (Schwantes IIc. und auch später.)

Ältere Grabung und Geschenk des Herrn Kantor Mente, Rebenstorf-Lüchow (Urnenfeld Thurau).

Schrank 8. **Vorrömische Eisenzeit.** (Schwantes II bis IV.)

Grabungsfunde des Berichterstatters aus Gräbern (Urnenfelder: Katemin a. Elbe und Glienitz a. Elbe). Außerdem einige ältere Funde.

Schrank 9. **Römische Eisenzeit.**

1. Urnenfeld Bahrendorf (Kr. Dannenberg). 50 vor bis 250 nach Chr.

   (Ältere Grabung des Herrn Keetz, welcher einen anderen Teil dieses Urnenfeldes ins „Naturhistorische Museum in Hamburg" verkaufte.)

2. Urnenfeld Boltersen (siehe auch Schrank 16). Chr. Geb. bis 300 nach Chr. (und mit einigen Gräbern 2 Jahrhunderte darüber hinaus). Ältere Grabung des Herrn Professors Th. Meyer, Lüneburg.

Schränke 10 bis 15. Regale über den Schränken 10 bis 12 und Schaukasten IV. **Römische Eisenzeit.**

Urnenfeld Rebenstorf. Chr. Geb. bis 300 nach Chr.
Ältere Grabung und Geschenk des Herrn Kantor Mente, Rebenstorf-Lüchow.

Regale über den Schränken 13, 14, 15. **Vorrömische Eisenzeit** (Schwantes III/IV) und **Römische Eisenzeit.**

Einzeln gefundene (eingelieferte) Urnen.

Schaukasten V. Einzelfunde, hauptsächlich **Römische Eisenzeit.**

Schrank 16. **Römische Eisenzeit.**

Urnenfeld Boltersen (siehe Schrank 9). Chr. Geb. bis 300 nach Chr.

Schrank 17. **Spätere Römische Eisenzeit.**

1. Heiligenthal, ältere Funde aus 3 (vielleicht natürlichen) größeren Hügeln. 200 nach bis 350 nach Chr.
2. Zeltberg bei Lüneburg, sehr kleine Hügel. 200 nach bis 300 nach Chr. Grabung des Berichterstatters.
3. Nahrendorf (nur Zeichnungen; die Urnen stehen bei einem Kaufmann in Nahrendorf). 200 nach bis 300 nach Chr.

Außerdem einige ältere Funde, darunter die „Terrasigillata-Schale von Barskamp" und „der Bronzekessel von Stolzenau". (Dieser Fund von „Stolzenau" ist **der einzige** der Lüneburger vorgeschichtlichen Museumsabteilung, der nicht aus dem Regierungsbezirke [Fürstentume] Lüneburg stammt. Alle anderen, anderswoher stammenden Funde sind vom Berichterstatter magaziniert worden.)

Digitized by Google

Schaukasten VI. **Römische Eisenzeit.**

Urnenfeld Westersunderberg (Grabung des Berichterstatters). Chr. Geb. bis 200 nach Chr.

Schrank 18. Die wenigen **Funde der Völkerwanderungszeiten.**

Zeit: etwa 300 nach bis 700 nach Chr. (Man lese die Grabungsberichte des Berichterstatters über *1912* [in diesem Mannus-Band VI] unter **2.** Zeltberg und **3.** Stelle.)

Schrank 19. Sammlung des Ortsvorstehers Wilkens in Stelle. Bronzezeit und **Karolingerzeit** (und zwar 9./10. Jahrh.).

Schrank 20. **Etwa 8. Jahrh. nach Chr.** Grabungsfunde des Berichterstatters aus Grabhügeln. **Außerdem Spätkarolingisches und Slawisches.**

Schrank 21. **Mittelalter.**

Schränke A bis H. **Sammlung der Frau Emmi Meyer, geb. Neidhardt, Haarstorf.**

1. Schränke A bis E. (Reihenfolge A, E, B, C, D.) **Römische Eisenzeit.** Urnenfeld Rieste, 100 (50) vor Chr. bis 200 nach Chr.

   Ältere, aber ausgezeichnete Grabung des Herrn Gutsbesitzers Meyer-Haarstorf.

   Die Aufstellung „nach Gräbern" hat Berichterstatter ausgeführt.

2. Schränke F bis H.

Schrank F.

Teile des Urnenfeldes Nienbüttel (Zeit wie vorstehend Rieste) und Einzelfunde verschiedener Zeiten.

Schrank G.

Kleine Grabhügel Wessenstedt (Schwantes I).

Schrank H. Funde aus bronzezeitlichen und steinzeitlichen Grabhügeln.

Die Funde in den Schränken G./H. rühren gleichfalls von älteren, aber ausgezeichneten Grabungen des Herrn Gutsbesitzers Meyer-Haarstorf her.

Schrank 22. **Vorrömische Eisenzeit.**

Einzelfunde (darunter ein rot bemalter Scherben).

Schränke 23/24. Oben **Vorgeschichtliche u. Mittelalterliche Eisengewinnung.** Unten **Mittelalter.** Grabungen des Berichterstatters.

Grabung des Berichterstatters auf dem „Kneterberge" in Dahlenburg. (Man vergleiche die Lüneburger Grabungsberichte in dem nächsten Mannus-Hefte unter „Kneterberg, Dahlenburg".)

Schrank 25. **Verschiedene Zeiten.**

Letzte Grabungen des Berichterstatters. (Man vergleiche die Lüneburger Grabungsberichte [in dem nächsten Mannus-Hefte] unter **1913, 1, 2, 4.**)

* * *

Digitized by Google

Noch ist darauf aufmerksam zu machen, daß auf dem inneren Museumshofe zu Lüneburg verschiedene Gräber vom Berichterstatter oder auf dessen Veranlassung wie in situ aufgestellt worden sind, nämlich:

1. Ein ovaler Steinsarkophag aus der III. Bronzeperiode, Melbeck.
2. Eine kleine Megalith-Grabkammer, Molbath (wird noch aufgestellt).
3./4. Zwei Knochenlager vom Urnenfelde Harmstorf (frühe Eisenzeit, Schwantes II a, b).
5. Eine Opferstätte aus einem kleinen früheisenzeitlichen (Schwantes I.) Hügel, Deutsch-Evern.
6. Eine Urne mit Steinpodium aus einem früheisenzeitlichen Steinpflaster (Schwantes II a, b), Bruchtorf.
   Die Urne ist nachgebildet, das Original steht in der Abteilung, Schrank 5.
7. Eine Urne mit Steinmantel aus dem früheisenzeitlichen Urnenfeld Harmstorf (vgl. vorstehend 3/4). Das Original der Urne steht in der Abteilung, Schrank 6.
   Der Steinmantel ist so weit entfernt, daß die Urne sichtbar wird. (Man vergleiche die Photographie eines dicht schließenden Steinmantels in Schrank 6.)
8. Ein Sonnenstein (Menhir) oder Grabstele. Grabhügel Rieklingen, wahrscheinlich steinzeitlich (man vergleiche „Mannus V, 3, S. 206/207).
9. Ein Stein, den Berichterstatter als astronomischen Richtstein anspricht (man vergleiche „Mannus" V, 3, S. 208/9), Deutsch-Evern.
10. Ein Stein aus einem wahrscheinlich spätsteinzeitlichen Grabhügel bei Oldendorf, Ldkr. Lüneburg: mit „Näpfchen", die aber in diesem Falle natürliche, durch Erosion entstandene sind.

Zum Schlusse empfiehlt der Berichterstatter den Besuchern des Lüneburger Museums dringend folgende, mit der Bahn leicht zu machende Ausflüge behufs Besichtigung von herrlichen Megalith-Gräbern:

1. Im Forste „Schieringen" (Haltestelle der Klein-Bahn: Dahlenburg [Staatsbahnhof] Bleckede—Lüneburg).
   Herr Förster Güntherodt, Forsthaus Schieringen (20 Minuten von der Haltestelle), wird, bei Überbringung eines Grußes vom Berichterstatter, gern jede Auskunft erteilen. Ein „Hünenbett" liegt unmittelbar neben der Haltestelle.
2. Mit diesem Ausfluge läßt sich verbinden die Besichtigung der Steinzeitgräber bei Tosterglope (dies ist die Station vor Schieringen), nämlich des langen Erdhünenbettes auf dem Krähenberge (Hofbes. Tiedemann wird gewiß gern Führung mitgeben) (vgl. Lüneb. Mus.-Blätter Heft 8 S. 316/17 u. S. 309) und zweier Steinzeitgräber (einer Kammer mit nicht aufliegenden Quersteinen und eines kleinen Hünenbettes ohne Kammer), zu welchen letzteren Herr Ortsvorsteher Saucke gewiß auf Bitte führen wird.
3. Auch das wundervolle „Hünenbett" im Kleckerwalde bei Harburg (vgl. die Lüneburger Grabungsberichte in dem nächsten Mannus-Hefte unter **1913** hinter 5) ist von Lüneburg aus gut zu besichtigen (Lüneburg—Buchholz—Station Klecken). Wer Zeit hat, den Herrn Förster (Forsthaus nicht weit vom „Hünenbette") aufzusuchen, kann unter dessen freundlichem Geleite auch einen Grabhügel besuchen, dessen Fuß noch mit großen Steinen umstellt ist.
4. Leicht zu erreichen sind zwei bei Lüneburg gelegene Hügelgruppen:
   A. Die von Deutsch-Evern, Bronzezeit und frühe Eisenzeit (L. Mus.-Bl., Heft 5 u. Urnenfriedhöfe v. Niedersachsen I, 1/2). Meldung bei Herrn

Digitized by Google

Plantagenbesitzer Soltwedel, Deutsch-Evern, mit Gruß vom Berichterstatter. (Der „Königshügel"! in der Heide des Herrn Baumschulenbesitzers Harms.) In der Nähe „der Petersberg": schöner Aussichtspunkt!

B. Die steinzeitliche Hügel-Gruppe bei Melbeck in der Heide des Herrn Gutsbesitzers Hagelberg.

Einer von den 3 Hügeln ist der größeste (dem Berichterstatter bekannte) Rundhügel der Lüneburger Heide.

Die Zugehörigkeit dieser Hügelgruppe, jedenfalls des „großen" Hügels, zur Steinzeit hat Berichterstatter zwar ermittelt, aber eine Untersuchung der Hügel hält Berichterstatter „im Interesse der Grabhügel-Kunde" nicht für angebracht. Es wird hohe Zeit, daß einige Grabhügel- (Rundhügel-) Gruppen in der Lüneburger Heide staatlich geschützt werden, wie dies mit Megalith-Gräbern bereits — leider erst in letzter Stunde — geschehen ist.

Der Kölner Vortrag des Berichterstatters über „Megalith-Gräber und sonstige Grabformen der Lüneburger Gegend" ist als Nr. 13 der Mannusbibliothek erschienen.

Digitized by Google

IV. Bücherbesprechungen.

Friedrich Henkel, Die römischen Fingerringe der Rheinlande und der benachbarten Gebiete. 1. Textband von XXVIII u. 387 Seiten mit 262 Textabbildungen. 2. Tafelband mit 80 Lichtdrucktafeln. Verlag Georg Reimer in Berlin. Preis 100 Mk.

Einst pflegte eine aufs Antiquarische gerichtete Archäologie mit Vorliebe den kleinsten Erzeugnissen der Tektonik, der endlosen Reihe der Geräte, ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Dann aber kam seit Winckelmann die Richtung der vornehmen Archäologie der Kunst auf, die dem Kleingerät nur zuweilen einen Seitenblick gönnt, und auch nur dann, wenn es etwa bezeugen soll, daß auch auf dem unscheinbarsten Gebrauchsgegenstande der Alten noch ein Schimmer griechischer Formenschönheit ruhte. Seit dem Aufkommen dieser Richtung traten die sog. Kleinaltertümer völlig in den Hintergrund; um die große Reihe der Geräte und Schmucksachen hat sich eingehend seitdem eigentlich niemand bekümmert.

Ganz anders hat sich die vorgeschichtliche Archäologie entwickelt. In ihrem Arbeitsgebiete hat es nie einen Unterschied zwischen „Großkunst" und „Kleinkunst" wie in der klassischen Archäologie gegeben. Wohl hat es auch hier Zeiten gegeben, in denen man z. B. das unscheinbare und verrostete Eisengerät nicht gesammelt und beachtet hat. Im allgemeinen hat man aber auf diesem Gebiete sehr früh begriffen, daß ein jeder Gegenstand des Aufhebens wert ist, und daß gerade der unscheinbarste Gegenstand wissenschaftlich oft der wichtigste ist. Und deshalb hat sich gerade auf diesem Gebiete das oft angeführte Wort des Altmeisters der klassischen Archäologie E. Gerhard „Monumentum artis qui unum vidit nullum vidit, qui mille vidit, unum vidit" in seiner wahren Bedeutung gezeigt. Hier auf dem Gebiete der vorgeschichtlichen Archäologie erkannte man es als die erste Aufgabe der Forschung, möglichst viel Vergleichsmaterial zusammenzutragen; dann erst wird man das für den Gegenstand Wesentliche von dem Zufälligen scheiden können. Und so wurde hier auf dem Gebiete der vorgeschichtlichen Archäologie die sog. typologische Methode gefunden, eine Methode, deren Ausbau wir bekanntlich unserem Altmeister Oscar Montelius verdanken.

Wenn jetzt in den letzten Jahren die klassischen Archäologen sich mehr und mehr dem Studium der Kleinaltertümer wieder zuwenden, so kann man darin wohl einen beginnenden Einfluß der sog. Prähistorie sehen; alle diese klassischen Archäologen haben einfach die Methode der Prähistorie übernommen. Nur sträuben sich die meisten dieser Forscher in der Öffentlichkeit dies zu bekennen und die junge Wissenschaft der Vorgeschichte als solche anzuerkennen.

Wieder einen Schritt vorwärts auf dem Wege der Annäherung und des Ausgleiches zwischen beiden Schwesterwissenschaften bedeutet ein vor kurzem erschienenes Prachtwerk, das wir mit Freuden hier begrüßen können. Nach jahrzehntelangen Vorbereitungen ist endlich mit Unterstützung der römisch-germanischen Kommission des kaiserlich archäologischen

Digitized by Google

Institutes das große Prachtwerk von Friedrich Henkel über die römischen Fingerringe der Rheinlande erschienen.

Die hier gegebene erstmalige systematische Behandlung einer teils typologisch, teils chronologisch geordneten Masse von römischen Fingerringen erstreckt sich auf fast 2300, zum weitaus größten Teil bisher unveröffentlichte Stücke. Alles, was an römischen Fingerringen in Deutschland, in der Schweiz und in den Niederlanden gefunden worden ist und noch erreichbar war, hat man zusammenzubringen sich redlich bemüht [1]). Die verschollenen Ringe sind im Anhange beigefügt und die Abbildungen nach früheren Veröffentlichungen wiederholt. Infolge der amtlichen Förderung der Arbeiten durch das kaiserlich archäologische Institut konnte auch zahlreicher fürstlicher Privatbesitz, der sonst dem Forscher nicht zugänglich zu sein pflegt — wir Prähistoriker können darüber oft recht bitter klagen — ausgenutzt werden, ebenso sämtliche bekannte Privatsammlungen. Jedenfalls ist nichts unversucht gelassen, um die Sammlung möglichst vollständig zu machen.

Das Hauptgewicht des Werkes ist, wie bei einer Materialpublikation großen Stiles erforderlich, auf eine gute Beschreibung und Abbildung gelegt. Die Beschreibung der Ringe geschah im Anschluß an die Tafeln, auf welchen sie nach dem Material getrennt meist in mehreren Stellungen in genauer natürlicher Größe abgebildet worden sind. Infolge der Anwendung eines von dem Verfasser selbst erfundenen Verfahrens war es ihm möglich, die Ringe ohne irgend welches störendes Beiwerk aufzunehmen, so daß sie im Lichtdruck nicht ausgedeckt zu werden brauchten und daher ihre natürlichen Schatten behalten konnten. Gerade auf dieses Verfahren möchte ich unsere Forscher auf das dringendste hinweisen. Die Lichtdrucke sind braun getönt und enthalten je zwischen 60—70 Einzelbilder.

Der Verfasser hat sich nun aber nicht damit begnügt, das nach neuen Grundsätzen geordnete Material nur beschreibend darzubieten, sondern er hat auch eine tunlichst vollständige wissenschaftliche Verarbeitung nach Formenentwicklung und Zeit, nach der Technik, den Inschriften und mannigfaltigen kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten geboten. Die hierzu gemachten, vor 22 Jahren begonnenen Vorarbeiten, wissenschaftlicher und technischer Art, waren außerordentlich eingehend und umfangreich; die vorhandene Literatur wie auch die bisher zum weitaus größten Teil unveröffentlichten Fundstücke anderer Gegenden des ehemaligen römischen Reiches sind ausgiebig zum Vergleich herangezogen worden.

So hat denn das Werk infolge einer besonders glücklichen Verbindung der notwendigen Voraussetzungen den Charakter eines Handbuches der römischen Fingerringe erhalten, der es vielen schätzenswert machen wird. Kein Forscher, der überhaupt über Ringe arbeitet, darf an ihm vorübergehen, und so können wir das Buch den Prähistorikern zum Studium nur angelegentlichst empfehlen.

Wernigerode a. H. Hugo Mötefindt.

A. Götze, Die altthüringischen Funde von Weimar (5.—7. Jahrhundert nach Chr.). Germanische Funde aus der Völkerwanderungszeit. Verlegt bei Ernst Wasmuth A. G. Berlin 1912. 73 Seiten, 19 Tafeln, 2 Pläne u. Textabbildungen.

An des gleichen Verfassers „Gotische Schnallen" schließt sich ebenbürtig die Veröffentlichung des einzigen großen thüringischen Gräberfeldes aus der Merowingerzeit an.

Nicht weniger als acht Fundstellen aus dieser Periode hat Weimar aufzuweisen: das große Gräberfeld mit 88 Gräbern, zu denen noch 43 Einzelfunde aus zerstörten Gräbern

[1]) Es liegt in der Natur der Sache, daß eine derartige Statistik trotz aller Mühe und allen Fleißes nicht vollständig sein kann; ich bitte deshalb alle Forscher und Sammler, alles ihnen bekannte in dem vorliegenden Werke nicht berücksichtigte Material mir mitzuteilen, da Herr Prof. Henkel gemeinsam mit mir dieses Material in einem in den Bonner Jahrbüchern zu veröffentlichenden „Nachtrage" bekannt zu geben beabsichtigt.

Digitized by Google

kommen, die sich z. T. in den Friedhof einordnen lassen (zur Hälfte im Städtischen Museum in Weimar, zur Hälfte im Museum für Völkerkunde in Berlin), 3 Gräber in der Kohlstraße (in Privatbesitz), ungefähr 6 Gräber in der Lassenstraße, 1 Grab in der Cranachstraße (Weimar); Funde vom Horn (Berlin, Museum f. Völkerk.), Gräber am Bahnhof Oberweimar (Privatbesitz). Ferner fanden sich hier Wohnstätten in der Brunnenstraße und der Marstallstraße (Museum Weimar). Der letztgenannte Fund enthält freilich meist slawische und spätmittelalterliche Scherben, wodurch die Zeitstellung zweifelhaft wird.

Die Veröffentlichung behandelt alle diese Funde mit Ausnahme der in Berlin befindlichen Gräber des großen Friedhofs, für die eine Sonderveröffentlichung in der Prähistorischen Zeitschrift geplant ist. Doch ist auch aus diesen Gräbern eine Anzahl wichtiger Stücke im Text abgebildet.

Der Text zerfällt in einen allgemeinen Teil, der die Ergebnisse unter Mitheranziehung der nicht veröffentlichten Funde gibt, ferner technische und chronologische Fragen behandelt, und in eine Aufzählung der Fundstücke Grab für Grab. Ein Plan verzeichnet die einzelnen Fundstellen in Weimar und seiner Umgebung, ein anderer gibt die Lage der Gräber auf dem großen Friedhof an. Die Fundstücke, auch einige Gräberansichten, finden sich im Text als Autotypien verteilt, zumeist aber auf mustergültig scharfen Lichtdrucktafeln (darunter einer farbigen), die sogar die Zeichnung der Goldfolien unter den Almandinen erkennen lassen. Diese Folien sind im Text noch einmal zusammengestellt, ebenso wie die Punzen. Vielleicht hätte sich eine solche Zusammenfassung auch für die Formen und Farben der Perlen empfohlen.

Der Friedhof ist ein Reihengräberfeld mit großen, z. T. vielleicht ursprünglichen Lücken. Männer-, Frauen- und Kindergräber sind örtlich nicht getrennt. Auch drei Pferdegräber kommen vor. Die Richtung der Gräber ist im allgemeinen Ostnordost-Weststidwest, Kopf nach Weststidwest. Ihre Tiefe beträgt 1,50—3 m. Spuren von Särgen haben sich mehrfach gefunden. Daneben zeigen Kohlenreste, daß man vor oder nach der Beisetzung Feuer in der Grube angezündet hat. Die Skelette liegen zumeist gestreckt auf dem Rücken. Einige liegende Hocker scheinen in eine andere Zeit zu gehören.

Der östliche Teil des Gräberfeldes enthält Formen, die noch in die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts weisen (die reichliche Verwendung von Almandinen, die Vorliebe für massiv goldnen Schmuck, Schwalbenschwanzenden an den Fibeln usw.). Dagegen finden sich am westlichen Ende eine Schnalle und eine Scheibenfibel mit Tierköpfen des Zweiten Stils. Diese sowie andere Stücke setzen das Ende des Friedhofes ins 7. Jahrhundert.

Die Bestattung in fester Reihenfolge hat eine Datierung von drei Spinnwirteltypen ermöglicht: eine älteste Form, eine dicke Kalksteinscheibe, reicht noch in das Gräberfeld hinein; im östlichen Teil herrscht ein polyedrischer Kristallwirtel, der im westlichen Teil einem großen grünen Glaswirtel mit weißen Einlagen gewichen ist.

Die Formen weisen mehr nach dem gotischen Osten und Süden, als nach dem fränkischen Westen. Die reichen goldenen Kastenfibeln kommen nicht vor, wie auch die tauschierten Eisenschnallen des 7. Jahrhunderts fehlen. Dagegen tritt in Weimar die Tauschierung in Gestalt einfacher Silberstriche auf kleinen eisernen Schnallen in den frühesten Gräbern auf, um später zu verschwinden.

Berlin. H. Lissauer.

Dr. **Peter Thomsen,** Kompendium der palästinischen Altertumskunde, mit 42 Abbildungen nach eigenen Aufnahmen des Verfassers; Tübingen. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1913.

Das Buch faßt die Ergebnisse der Grabungen und der sonstigen Denkmälerforschung im Heiligen Lande von der älteren Steinzeit bis zu den Tagen der byzantinischen Herrschaft, an einigen Stellen bis zur Araber- und Kreuzfahrerzeit, in einem kurzen, von zahlreichen

Digitized by Google

Literaturnachweisen begleiteten Text zusammen. Die Anordnung ist sachlich, nicht zeitlich, wodurch die Zeitstellung der verschiedenen Formen öfters im Unklaren bleibt.

Freilich scheint eine genaue Scheidung der Fundgruppen noch nicht in allem durchführbar zu sein, vielleicht wegen des Vorherrschens der Siedlungsfunde und der Sitte, die Toten bei ihren Vätern zu bestatten. Auch sind ganze Gruppen wie die Megalithdenkmäler und die Grabhügel wenig oder gar nicht erforscht.

Wie in Europa scheidet man auch hier ältere und jüngere Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit. Das Ende der älteren Steinzeit wird auf 10000 vor Chr. angesetzt; das Chelléen und Acheuléen kommt auf den Hochebenen des Ost- und Westjordanlandes vor, das Moustérien in Syrien und Phönikien. Im Solutréen und Magdalénien beginnt die Besiedlung ins Jordantal hinabzusteigen.

Das frühe Neolithikum ist durch das mikrolithische Tardenoisien, das makrolithische Sénusien und durch das Campignien mit Steinbeilen, Meißeln und Spaltern vertreten. Das Campignien findet sich schon an der Meeresküste. Im jüngeren Neolithikum, dessen Ende um 2500 angesetzt wird, erscheinen dann geschliffene Steinbeile, Meißel, feine Messerklingen, Schaber, Sägen, gelegentlich von bedeutender Länge. Doch geht der Gebrauch von Steinwerkzeugen bis in die Königszeit (also in das 1. Jahrtausend) fort. In den Beginn der Bronzezeit fällt wahrscheinlich die Einwanderung der ersten Semiten. Doch macht diese sich so wenig wie die späteren in den Funden bemerkbar. In der seit der jüngeren Steinzeit nachweisbaren Keramik läßt sich erst in der Mitte des 2. Jahrtausends ein tieferer Einschnitt machen: Um diese Zeit setzt bei ihr ein starker ägäischer Einfluß ein. Mit dem 12. Jahrhundert gehen diese Formen durch Abwandlung in neue über. Um 1200 wird auch der Beginn der Eisenzeit anzusetzen sein, der vielleicht im Zusammenhang mit der Einwanderung der Philister steht. Diesem Volke gehören offenbar einige rechteckige Gräber in Geser aus Mauerwerk mit Beigaben aus Silber, Bronze und Alabaster an.

Von den Grabformen gehören die verschiedenen Arten der Dolmen und die zum Teil mit falschem Gewölbe gedeckten Ganggräber wohl der jüngeren Steinzeit an. Die Dolmen scheinen zum Teil wenigstens der Beisetzung von Leichenbrand gedient zu haben. Eine Verbrennungsstelle für Leichen aus der Steinzeit fand sich in einer Höhle bei Geser, die in der Bronzezeit in ein Schachtgrab umgewandelt worden war. Diese Schacht- oder Brunnengräber werden gekennzeichnet durch einen senkrechten, nach unten sich verjüngenden, runden Schacht, der durch eine Öffnung in der Wandung mit der eigentlichen Grabhöhle in Verbindung steht. Im Norden, in der Ebene, sind sie aus Mauerwerk aufgeführt und mit falschem oder echtem Gewölbe gedeckt In der frühen Eisenzeit wird der Schacht in die Grabkammer selbst geführt. Alle diese Gräber sind, wie auch die späteren, Massengräber für Skelettbestattung.

Ich habe hier nur einige Punkte aus dem reichen Inhalt herausgegriffen, der die wichtigen wissenschaftlichen Fragen und Meinungen zum mindesten erwähnt.

Berlin. S. Lissauer.

V. Nachrichten.

Am 20. Juli hat unser Mitglied cand. phil. Joseph Kostrzewski mit einer außerordentlich fleißigen, erschöpfenden Dissertation über die „Latène-Kultur der Ostgermanen", ebenso am 30. Juli unser Mitglied cand. phil. Alfred Plettke mit einer ausgezeichneten Dissertation über „Heimat und Ausbreitung der Angeln und Sachsen" bei der philosophischen Fakultät der Berliner Universität die Doktorprüfung bestanden.

Digitized by Google

Paul Höfer †.

Am 8. Oktober verschied nach schwerem Leiden im 70. Lebensjahre Professor Dr. Paul Höfer in Blankenburg a. Harz, Mitgründer und in den ersten Jahren ihres Bestehens auch Ausschußmitglied unserer Gesellschaft.

Geboren am 3. März 1845 zu Craja in der Provinz Sachsen, hat er sein ganzes Leben im Harzlande zugebracht, teils im anhaltischen, teils im hannoverschen Anteile, meist aber in seiner Heimatsprovinz. Von Hause aus Geschichtsforscher, wurde er durch seine Forschungen über die Römerkriege in Nordwestdeutschland und die thüringisch-fränkischen Kriege der Merowingerzeit frühzeitig der heimischen Archäologie zugeführt, in die er sich mit Liebe und Fleiß immer tiefer hineinarbeitete, so daß er nicht nur als der genaueste Kenner der Vorgeschichte des Harzgebietes galt, sondern unstreitig auch mehr als die meisten Provinzialarchäologen der älteren Generation in allgemein deutscher Vorgeschichte mitzureden befugt war. Als ihn im Jahre 1889 ein schweres Nervenleiden, von dem er sich nie mehr ganz erholt hat, sein Schulamt aufzugeben zwang, widmete er seine ganze noch vorhandene Arbeitskraft der Sache der vor- und frühgeschichtlichen Archäologie. Die sächsisch-thüringische Steinzeit und früheste Bronzezeit, die Hausurnen und die Zeit der Sachsenkaiser waren Lieblingsgebiete seiner archäologischen Arbeit.

Unvergängliche Verdienste hat er sich durch die Ordnung, Einrichtung und Vermehrung des Fürst-Otto-Museums in Wernigerode erworben, eine der bedeutendsten Sammlungen für Vor- und Frühgeschichte der Provinz Sachsen, die er 1897 der Öffentlichkeit zugänglich machte. Von wichtigen Ausgrabungen, die er leitete, seien genannt: der mittelalterliche Königshof zu Bodfeld im Harz 1898—1901, der große Hügel (Schneiderberg) bei Baalberge 1901 und der Pohlsberg bei Latdorf 1904, letztere beide in der Nähe von Bernburg, wo Höfer in den 80er Jahren als Gymnasiallehrer gewirkt hatte und zeitlebens einen entscheidenden sehr günstigen Einfluß zugunsten unserer Wissenschaft ausübte. Das zeigte sich auch an seiner Mitwirkung bei der Einrichtung des Altertumsmuseum der Stadt Bernburg 1909 und des Merkelschen Kataloges dazu (1911); vgl. Mannus III, S. 299 f. Höfer gehörte zum Vorstande des Harz-Geschichtsvereins und seit 1905 zur Redaktionskommission der Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder.

Seine Hauptschriften zur Vorgeschichte sind: Das erste Auftreten des Eisens im Nordharzgebiete, 1896 (Korresp. Blatt d. Ges. Ver.); Steinkisten und Hausurnen von Hoym, 1898 (Zeitschr. d. Harzvereins Bd. 31); die Ausgrabung des Königshofes Bodfeld, 1902 (ebd. Bd. 35); Archäologische Probleme in der Prov. Sachsen, Halle 1904; Baalberge, 1902 (Jahresschrift f. Vorgeschichte Bd. 1); der Pohlsberg bei Latdorf, Kr. Bernburg, 1905 (ebd. Bd. 4); der Leubinger Hügel, 1906 (ebd. Bd. 5); die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, Würzburg 1909 (mit Götze und Zschiesche). — Unter seinen Schriften zur Frühgeschichte seien genannt: der Feldzug des Germanicus im Jahre 16 nach Chr., Bernburg1884, 1885²; die Varusschlacht, ihr Verlauf und ihr Schauplatz, Leipzig 1888; die sächsische Legende zum thüringisch-fränkischen Kriege 531, 1906; die Frankenherrschaft in der Harzlandschaft, 1907.

Für unsere Gesellschaft zeigte Höfer von Beginn an die größte Begeisterung und trotz seines damals gerade wieder stärker auftretenden Leidens brachte er ihr das für ihn große Opfer, zur Gründungsversammlung persönlich in Berlin zu erscheinen. Auch in dem Abriß meines Lebens, den er 1909 in der „Deutschen Erde" (S. 66 f.) veröffentlichte, zeigte er, welch hohen Wert er dem Bestehen unserer Gesellschaft beimaß. In die vorgeschichtliche Forschung im Harzgebiet wird sein Tod zunächst eine schmerzliche Lücke reißen.

Ein Bild der äußeren Erscheinung Höfers geben die beiden Aufnahmen des Großen und des Kleinen Hünensteins (Menhirs) von Benzingerode am Harz, die ich der Abhandlung Devoirs über „urzeitliche Astronomie" einverleibt habe: Mannus I, 1909, Taf. XIV, Abb. 2 und 3. G. K.

Digitized by Google

Kriegsnachrichten.

Am 23. September starb den Heldentod für das Vaterland der Vorstand der Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen und der Bibliothek in Donaueschingen, Professor Otto Heinrich als Oberleutnant der Reserve und Kompagnieführer im Inf.-Rgt. Nr. 169, im Alter von 38 Jahren. Er stammte aus Pforzheim, war im badischen Schuldienst tätig, wurde später Lehrer des Erbprinzen von Fürstenberg, erhielt Ostern 1910 den Titel Professor und kam 1911 an das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin, um die Technik des Museumsdienstes kennen zu lernen. Da zu den Donaueschinger Sammlungen, zu deren Leiter er vorausbestimmt war, auch eine vorgeschichtliche Abteilung gehört, so nahm er damals zugleich die Gelegenheit wahr, 2 Semester lang (1911—12) an meinen Übungen teilzunehmen, um in die Methode und den Stoff vorgeschichtlicher Forschung eingeführt zu werden. Wie alle, die unserer Wissenschaft sich ernstlich zuwenden, fand er an ihr großen Geschmack und so begrüßte er es auch mit Freude und Dank, als ich ihn einlud, die Fahrt der Fachleute unserer Gesellschaft zum 1. baltischen Archäologen-Kongreß nach Stockholm im August 1912 mitzumachen. Das Stockholmer Kongreßbild zeigt seine und seiner ihm damals jung angetrauten Gemahlin Persönlichkeit (Mannus 1912, Tafel LIII). Im Winter darauf verschaffte er sich an der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha Einblick in die Diensttechnik großer wissenschaftlicher Bibliotheken und trat 1913 seine Ämter in Donaueschingen an. Schon 1912 hatte er den Beitritt der Fürstl. Fürstenbergischen Sammlungen zu unserer Gesellschaft veranlaßt. Wir betrauern in Prof. Heinrich den ersten Kollegen, der ein Opfer dieser großen Zeit geworden ist.

Außer den aktiven Offizieren Graf v. d. Recke v. Volmerstein (Berlin), Schirmer (Müllheim in Baden), v. Thaer (Berlin), Dr. Telle (Leipzig), Dr. Wilke (Leipzig), Witz (Ingolstadt) stehen, soweit ich unterrichtet bin, folgende unserer Mitglieder vor dem Feinde: Fritz Graf zu Eulenburg (Prassen), Dr. W. Gärte (Königsberg i. Pr.), Regierungsrat Felix Genzmer (Posen), Chemiker Heinrich Kirchhoff (Bremen), Walter Lung (Köln), Fabrikbesitzer Mundt (Zülpich), Dr. Alfred Plettke (Geestemünde), sowie die Berliner Studiosen Paul Dräger, Eberhard Faden (als Vizefeldwebel), Hans Gummel (als Leutnant), Georg Krüger, Hugo Mente. In der Heimat sind bei der Waffe: Prof. Dr. Lehmann-Haupt (Berlin), Schriftsteller Müller-Brandenburg (Berlin), Dr. Walther Schulz (Halle a. S.). In der Sanitätskolonne hat eine Zeit lang, bis zu seiner Erkrankung, als freiwilliger Pfleger gedient cand. phil. Fritz Lissauer (Berlin). Gute briefliche Nachrichten von der Front her (im Westen) erhielt ich wiederholt von unserem dritten Vorsitzenden Generalarzt Dr. Wilke, von unserem Ausschußmitgliede Professor Dr. Paape und von stud. phil. Paul Dräger. — Nach neuesten Nachrichten soll Herr Gummel nicht nur schwer verwundet, sondern auch in französische Gefangenschaft geraten, ferner die Herren Krüger und Dräger leicht verwundet sein. Wir sprechen den tapferen Kämpfern unser inniges Mitgefühl aus.

Bis vor kurzem war m. W. keines dieser Mitglieder den Heldentod gestorben. Dagegen ist auf feindlicher Seite eines unserer Mitglieder gefallen: der ausgezeichnete Prähistoriker

Joseph Déchelette

Direktor des Museums zu Roanne, Dep. Loire, in Südfrankreich, der als Hauptmann des französischen Territorialheeres Kriegsdienst leistete. Seit langem stand er unstreitig an der Spitze der französischen Vorgeschichtsforschung, obwohl er von dem Kreise amtlicher Vertreter dieser Wissenschaft in Paris, wie sie in der Académie des inscriptions vereinigt sind, sich fern hielt. Neben zahllosen kleineren Arbeiten, unter denen nur

Digitized by Google

genannt seien einige wichtigere aus der Revue archéologique: le bélier consacré aux divinités domestiques (1898), Montefortino et Ornavasso (1902), sur la chronologie préhistorique de la péninsule ibérique (1909), le culte du soleil aux temps préhistoriques (1909), aus der Revue de synthèse historique: l' archéologie celtique en Europe (1901), aus dem Congrès Mâcon: le Hradischt de Stradonic et les fouilles du Mont-Beuvray (1901), sind als selbständige Werke von ihm erschienen: Oppidum de Bibracte (1903), Fouilles du Mont-Beuvray de 1897 à 1901 (1904), les vases céramiques ornés de la Gaule romaine, 2 Bände (1904), La collection Millon (1914). Mit dem ebengenannten Werke über die Sigillata-Keramik in Südostfrankreich in gallorömischer Zeit griff er epochemachend in die Forschung dieser Zeit ein, indem er für das 1. Jahrh. nach Chr. Graufesenque (Tarn) und Umgebung, für die 2. Hälfte des 1. Jahrh., das 2. und 3. Jahrh. aber Lezoux (Dep. Allier) als Mittelpunkte der Fabrikation und und des Handels nachwies. Den Höhepunkt seiner Leistung bedeutet jedoch sein von wunderbarer Sammel-, Verarbeitungs- und Darstellungsfähigkeit zeugendes Manuel de l' archéoloque préhistorique, celtique et gallo-romaine, dessen 1. Band die Steinzeit (1908), 2. die Bronzezeit (1910), 3. die Hallstattzeit (1913) und 4. die Latène-Zeit (1914) behandelt. Ob von dem dritten Teil, der seinem Hauptforschungsgebiet, der gallorömischen Zeit gewidmet sein sollte, nennenswerte Vorarbeiten von ihm hinterlassen worden sind, ist noch unbekannt. Dieses sein letztes und Hauptwerk ist in Ermangelung eines ähnlich eingehenden Werkes über die gesamte deutsche Vorgeschichte auch für uns ein unentbehrliches Rüstzeug geworden.

Alfred Plettke †.

Gerade als ich die Druckerlaubnis für dieses Mannusheft gebe, trifft mich eine erschütternde Kunde in folgender Anzeige:

Am 11. November starb im Kriegslazarett zu Noyon in Frankreich an den Folgen einer am Tage vorher in dem Gefecht bei Bailly erlittenen Verwundung den Tod fürs Vaterland unser einziger guter Sohn, mein lieber Bruder, mein innigstgeliebter Bräutigam, der Kriegsfreiwillige im Inf.-Reg. Nr. 75 Alfred Plettke, Dr. phil., in seinem 25. Lebensjahre.

Geestemünde, 21. 11. 1914.

In tiefer Trauer

Fr. Plettke und Frau, Allmuth Plettke, Gretchen Schaunhorst.

So ist denn wiederum einer meiner liebsten Schüler so bald nach seinem wissenschaftlichen Flüggewerden von uns geschieden, einer, der wie einst Dr. Blume, mein langjähriger Assistent gewesen war, Ausgezeichnetes bereits geleistet hatte und noch Größeres für die Zukunft versprach. Am Tage vor Erklärung des Kriegszustandes erst hatte er eine vortreffliche Doktorprüfung abgelegt und nun litt es ihn keinen Tag länger in Berlin; er eilte in die Heimat, um dort sofort unter die Kriegsfreiwilligen zu treten. Auf dem Felde der Ehre ist ihm durch seinen Heldentod der Nachruhm bei unserem Volke gesichert und auf dem Felde der Wissenschaft wird ihm ein gleicher Nachruhm blühen, sobald sein treffliches Werk über anglische und sächsische Siedlungen im ersten Halbjahrtausend nach Chr. das Licht der Öffentlichkeit erblickt haben wird. Von Hause aus Naturforscher und Erdkundiger ging er von Semester zu Semester mit immer tieferer Liebe und immer glühenderem Eifer zur Vorgeschichte über. Die Beantwortung der völkischen Fragen, die ich der frühgeschichtlichen Archäologie Nordwestdeutschlands in meinen Übungen vorlegte, erfüllten bald sein ganzes Denken. Und so erstand seine Dissertation, eine Frucht unermüdlichen Fleißes, ebenso wie sorgsamster

Digitized by Google

kritischer Umsicht und Scheidung. Mit Begeisterung hing er an seinem Westerwanna, dem riesenhaften Gräberfelde im Lande Hadeln, wo er selbst mitgegraben und über das er im Verein mit seinem Vater eine große Veröffentlichung in Arbeit hatte. Von 1910—1913 hatte er meine Vorlesungen gehört und an meinen Übungen aufs regste teilgenommen. Im Herbst 1913 ging er als Hilfsassistent nach Breslau und hat dort zuerst als Vertreter Dr. Jahns, dann gemeinschaftlich mit diesem fleißig gegraben und im Museum gearbeitet. Erwähnen will ich noch seine Aufsätze über meine letzten Bücher in der Zeitschrift „Niedersachsen" (1. März 1914).

Unvergeßlich wird er mir sein, der liebe Jünger mit seinem graden, grundzuverlässigen Sinne, seinem heiteren Gemüt, seiner kraftvollen Gesinnung bei stets gleicher Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit: ein echter Niedersachse. G. Kossinna.

Neue Mitglieder.

449. Auerswald, A. von, Stiftsdame, Heiligengrabe Post Techow (Prignitz).
450. Eulenburg, Fritz Graf zu, Prassen, Kr. Rastenburg (Ostpr.)
451. Georgi, Walter, Dr. Reg.-Assessor, Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 64.
452. Kirchhoff, Heinrich, Nahrungsmittelchemiker, Bremen, Vor dem Stephanitor 6.
453. Lehmann, J. F., Verlagsbuchhändler, München.
454. Lehmann, Otto, Dr. Sanitätsrat, Charlottenburg, Kantstr. 129a.
455. Mundt, Fabrikbesitzer, Zülpich, Römerallee 32.
456. Pohl, Heinrich, Dr., Verleger, Berlin NW, Dessauer Str. 6.
457. Sammlung, Anthropologisch-prähistorische, der kgl. Universität, Erlangen.
458. Schniwing, Berlin NW, Tile-Wardenbergstr. 21/22.
459. Schultze, Alexander, Berlin-Friedenau, Feuerbachstr. 13.
460. Megay, Julius, Dr. Zahnarzt, Kronstadt-Brassо (Siebenbürgen).
461. Nuese, Volkswirt, Berlin-Zehlend.-West, Kleiststr. 24.

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Die symbolische Verwendung des Schachbrettmusters im Altertum[1].

Von Dr. W. Gärte, Königsberg i. Pr.

Mit 33 Textabbildungen.

Im IV. Bande dieser Zeitschrift hat Macchioro dem Schachbrettmuster in der mittelländischen Kultur eine eingehende und umfangreiche Untersuchung gewidmet, deren Ergebnis in der Erkenntnis gipfelte, daß jenem Muster von Hause aus ein religiöser Sinn zugrunde lag. Zu diesem Schluß, allerdings mit einiger Einschränkung, war auch ich bereits vor Erscheinen der verdienstvollen Zusammenstellung des auf dieses so häufige Ziermuster bezüglichen Stoffes anläßlich eines Studiums der Keramik des Altertums gelangt. Das Ergebnis Macchioros scheint mir jedoch nach einer Richtung hin der Ergänzung bedürftig. Man dürfte sich nämlich fragen, welche Gründe denn zur religiösen Verwendung des besagten Musters geführt haben. Ich glaube, daß der uns zu Gebote stehende Stoff auch auf diese Frage eine Antwort geben kann.

Ich muß nun leider gestehen, daß die von Macchioro angebrachten Beispiele, aus denen er den religiösen Charakter des Schachbrettmusters ableitet, zu einem großen Teile, besonders die aus späterer Zeit, für seine symbolische Verwendung nichts aussagen können. Der Gebrauch des Musters ist auf vielen vorgeführten Denkmälern, wie mir scheint, ein rein dekorativer. Im einzelnen eine Nachprüfung vorzunehmen, würde zu weit führen. Dagegen möchte ich die Aufmerksamkeit auf einige neue Denkmäler hinlenken, die von Macchioro noch nicht berücksichtigt worden sind, aus denen indessen m. E. der symbolische Sinn des Schachbrettmusters klar hervorgeht.

Das in Rede stehende Motiv ist seinem Wesen nach ein geometrisches Muster, d. h. es besteht aus Quadraten, Rechtecken oder Rauten, die in gleicher

[1]) Infolge plötzlicher Aussendung des Verfassers aus dem heimatlichen Kriegsdienstorte ins Feld mußte die unaufschiebbare Bearbeitung der bereits gesetzten Abhandlung für den Druck von dem Herausgeber übernommen werden. G. K.

Digitized by Google

Form sich reihenweis wiederholen. Für Erforschung des Grundgedankens, der im Altertum mit ihm öfters verbunden worden ist, scheint es mir von wenig Belang zu sein, ob seine Felder abwechselnd verschiedenfarbig ausgefüllt wurden oder nicht. Es ist möglich, daß man auch mit der hellen und dunklen Färbung eine bestimmte Symbolik verknüpfte; uns interessiert an dem Muster aber in erster Linie die rechteckige Linienkreuzung als solche.

Welchen symbolischen Sinn konnte man wohl hiermit verbunden haben? Wir wissen, daß viele Völker des Altertums in ihrer Bildersprache dem Begriff eines Landbezirkes, Erdstückes dadurch sinnfälligen Ausdruck verliehen, daß sie irgend eine geometrische Figur durch sich schneidende Linien in mehrere Felder teilten. Einige Belege hierfür seien angeführt. Das Wortbild für „Feld" stellt bei den Chinesen ein vierfach geteiltes Quadrat dar[1]) 田. Bei den alten Ägyptern finden wir zur Wiedergabe des Begriffes „Gau" ebenfalls ein Quadratmuster verwandt . Aus der hethitischen Hieroglyphenschrift sind die Abbildungen 1—2 genommen, die Ideogramme für den Begriff „Land" vorstellen[2]). Und wie das einzelne Stück Feld, den einzelnen

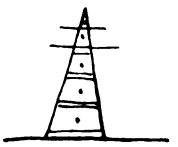


Abb. 1. Hethitisch.

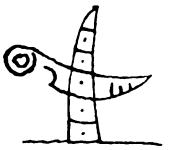


Abb. 2. Hethitisch.

Abb. 3. Babylonisch.

Gau, so stellte man sich auch die Erde in Quadrate geteilt vor. Ein trefflicher Beleg hierfür ist die Weltquadratur der Babylonier[3]). Die einfachste und urtümlichste Verbildlichung der nach den vier Himmelsgegenden orientierten Erde dürfte in Abb. 3a[4]) vorliegen, welche die Erde und den Ozean zeigt; es ist augenscheinlich im Grunde dasselbe Muster wie das der Abb. 3b, welches als sumerisches Zeichen für kiš „Erde und Ozean" darstellen soll[5]).

Alle diese Zeugnisse der primitiven Bildersprache des Altertums könnten schon zu der Vermutung führen, daß auch das Schachmuster, wo es einen religiös-symbolischen Sinn zur Schau trägt, mit der Erde und ihrer Einteilung in Bezirke, Gaue im Zusammenhang steht.

---

[1]) Vgl. C. Nissen-Meyer, Schrift und Sprache, *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* (1913) S. 194.

[2]) Vgl. A. H. Sayce, The Hittite inscription discovered on the Kara Dagh, *Proceedings of the Society of Biblical Archaeology* 1909, S. 89, Taf. VII 3.

[3]) Vgl. Jeremias *Handbuch der altbabylonischen Geisteskultur*, Leipzig 1913, S. 50.

[4]) Von einer geometrischen Vasenscherbe aus Tiryns, Schliemann *Tiryns*, 1886, Taf. XVIa.

[5]) Jeremias *Handb.* S. 31; dazu Abb. 2, S. 1.

Digitized by Google

Bevor wir die Probe aufs Exempel machen, wollen wir vorher unſeren Blick für kurze Zeit auf die Denkmäler Altmexikos hinwenden. Auch in dieſem

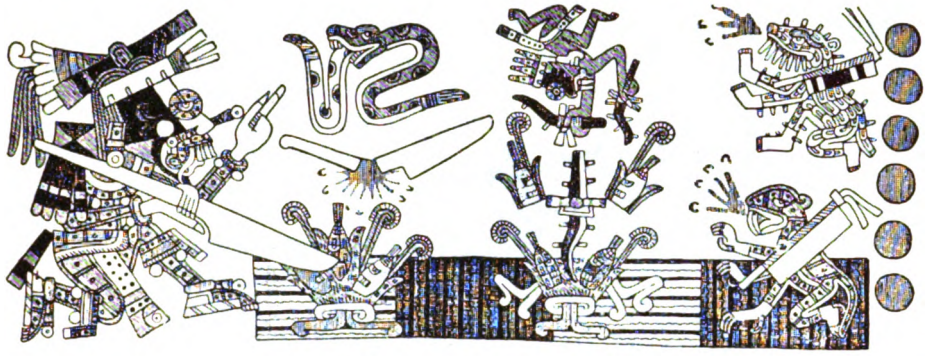


Abb. 4. Altmexikaniſch.

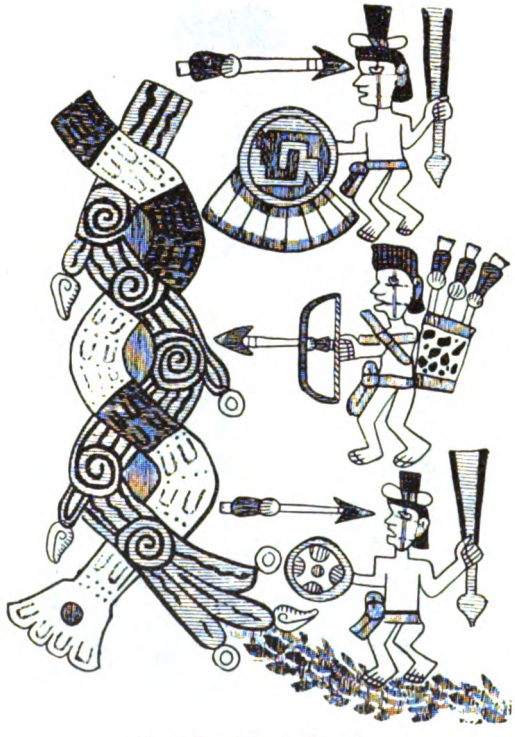


Abb. 5. Altmexikaniſch.

Lande findet ſich nämlich das Schachmuſter und zwar mit einer ſymboliſchen Verwendung, die unverkennbar die Beziehung des Motivs zur Erde durchſcheinen läßt. Eine nähere Betrachtung der hier veröffentlichten Darſtellungen

Digitized by Google

aus mexikanischen Bilderhandschriften wird diesen Zusammenhang zwischen Erde und Quadratmuster, wie ich hoffe, bestätigen.

Abb. 4 [1]) zeigt einen durch Streifen in helle und dunkle Rechtecke geteilten Acker, mit dessen Bestellung der Regengott (links) sich beschäftigt, ihm gegenüber „zwei fragwürdige Tiere, Krieger repräsentierend" (Seler)[2]). In Abb. 5[3])

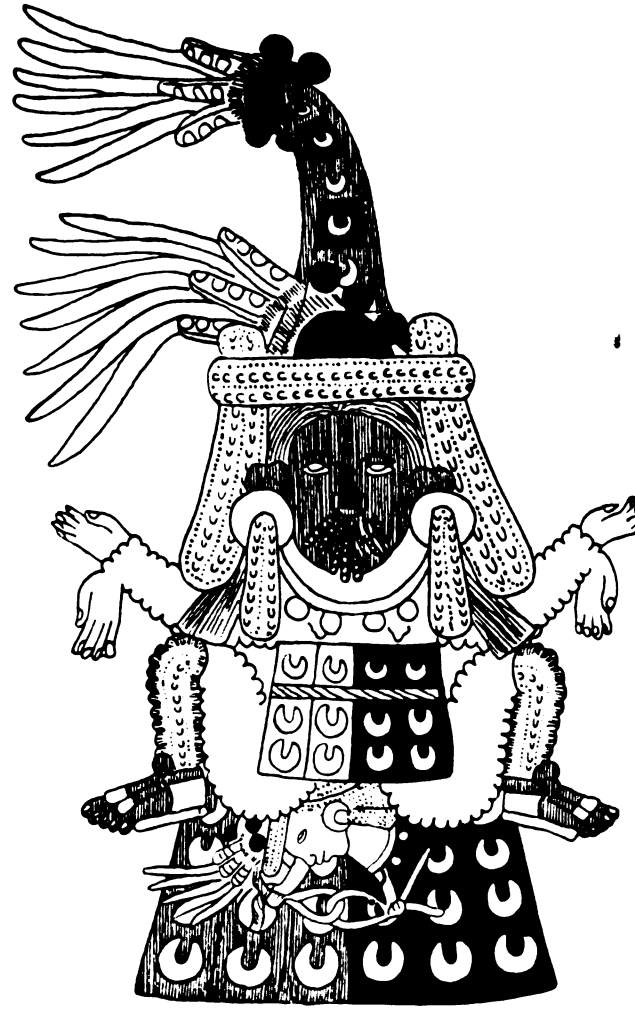


Abb. 6. Altmexikanisch.

[1]) Nach *Zeitschrift für Ethnologie* 42, 1910, S. 61, Abb. 776 (Seler).

[2]) Schon von K. Th. Preuß *Ztschr. f. Ethn.* 1901, S. 122 für „Repräsentanten der Dürre" erklärt.

[3]) Nach *Ztschr. f. Ethn.* 42, 1910, S. 244, Abb. 898 c (Seler).

Digitized by Google

sieht man zwei miteinander verschlungene Bänder, von denen das eine deutlich als Strom charakterisiert, das andere aber durch die Häkchen auf ihm sicher als „verbrannte Erde" bestimmt ist. In letzterem Streifen nehmen wir nun wiederum die Quadrateneinteilung wahr.

Abb. 6 führt die Göttermutter Teteoinnan im Akte der Geburt vor Augen[1]) Schurz und Decke auf diesem Bilde weisen wieder die für die Erddarstellungen der Mexikaner charakteristischen Mondbilder und die doppelfarbige rechteckige Teilung auf. Bei dieser Gottheit, die auch „Herz der Erde" genannt wird, ist die symbolische Verwendung jener Motive wohl verständlich.

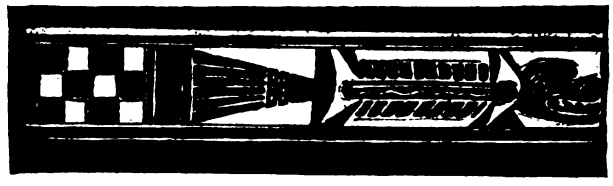


Abb. 7. Vera Cruz.

Das vollständige Schachbrettmuster tritt uns entgegen auf Darstellungen von Tongefäßen aus dem Staate Vera Cruz und zwar in Verbindung mit Fischbildern (Abb. 7)[2]). Auf diese Zusammenstellung von Fisch und Schachbrettmuster, die offenbar nicht ohne Absicht vorgenommen ist, sei besonders hingewiesen. Stellt nämlich, was nach den obigen Darstellungen wohl kaum einem Zweifel unterliegen kann, das Quadratmuster symbolisch die Erde dar, dann dürfte die Möglichkeit vorhanden sein, daß der Fisch das mit der Erde aufs engste verbundene zweite Element wiedergibt, nämlich das Wasser, das wir auch in Abb. 5 in inniger Vereinigung mit der Erde dargestellt finden.

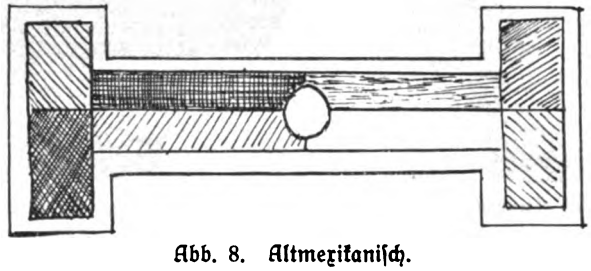


Abb. 8. Altmexikanisch.

Von großer Bedeutsamkeit für unsere Frage ist ferner die Abb. 8[3]), die sich öfters in mexikanischen Bilderhandschriften vorfindet und einen Spiel-

[1]) *Ztschr. f. Ethn.* 32, 1900, S. 123, Fig. 50 (K. Th. Preuß).
[2]) Ebenda 42, 1910, S. 91, Fig. 871, 113 (Seler).
[3]) Ebenda 43, 1911, S. 304, Abb. 5 (Preuß).

Digitized by Google

platz in kosmischer Auffassung wiedergibt; die Abbildung stellt die Erdfläche dar, die in mehrere verschiedenfarbige Felder eingeteilt der Ausübung eines Sonnenballspiels diente. Wichtig an ihr ist die Feldereinteilung, die uns die Vorstellung von einer in Bezirke eingeteilt gedachten Erde recht deutlich vor Augen führt[1]).

Nach dieser Voruntersuchung über die Bedeutung der mexikanischen geschachteten Muster ist es nunmehr an der Zeit einmal nachzuforschen, ob auch den europäischen und asiatischen Schachbrettmotiven dieselbe symbolische Verwendung eigen war. Wir erinnern uns, daß eine Beziehung des Musters zur Erde bereits an der Hand des Formenschatzes der orientalischen Hieroglyphensprachen als möglich bezeichnet werden konnte. Zur Bestätigung dieser Vermutung mögen die Denkmäler nunmehr selber sprechen.

Abb. 9. Cypern.

Abb. 10. Cypern.

In Abb. 9 sehen wir einen zweireihigen geschachteten Streifen den Vorderteil der Vase bedecken[2]); daß er nicht ein bloßes Ziermuster an der Vase vorstellt, sondern einen Gedankengehalt verkörpert, ergibt sich aus der ganzen Umgebung, in der er auftritt. Zu beiden Seiten des Streifens nehmen wir je zwei Sonnensymbole, die sogenannten Svastikas, wahr; außerdem deuten auf die Heiligkeit des Musters die beiderseits angebrachten Halbkreise hin, die aus der hethitischen Kultur bekannten Gotteszeichen[3]). Ein Zusammen-

[1]) Nicht ohne einiges Interesse dürfte es sein zu hören, daß eine der mexikanischen Spielplatzform fast genau entsprechende Schachbrettart sich bei den Babyloniern und Ägyptern vorfindet (Jeremias *Handb.* S. 303, Abb. 203).

[2]) Cesnola *A descriptive Atlas of Cesnola collection* Vol. 2 II, pl. CXXVI 950.

[3]) Vgl. z. B. Corpus Inscriptionum Hettit. in den *Mitteilungen der Vorderasiat. Gesellschaft* 1900 Taf. XXIX; 1906, Taf. L.

Digitized by Google

hang mit der Erde geht allerdings aus dieser Darstellung nicht mit Klarheit hervor.

Ein symbolischer Sinn darf wohl auch für die Darstellung auf der in Abb. 10 wiedergegebenen cyprischen Vase in Anspruch genommen werden [1]). Die Stelle der Svastikas, die Abb. 9 zeigte, nehmen hier Kreise ein, die wohl nichts anders darstellen sollen als die Sonnenscheibe. Eine Deutung des Schachmusters als Erddarstellung ist durch diese Umgebung sehr nahegelegt.

Das cyprische Vasenmaterial ist reich an belehrenden Schachbrettdarstellungen und Macchioro tut Unrecht, kein einziges Denkmal bildlich vorzuführen zur Bekräftigung seiner Behauptung, daß dem Schachbrettmuster ein religiöser Sinn zugrunde lag. Ein solcher geht m. E. auch klar aus der Abb. 11 hervor, die ebenfalls von einem cyprischen Denkmal genommen ist [2]). Der Mann, den wir im linken Abschnitt des Bildes wahrnehmen, erhebt, wie es

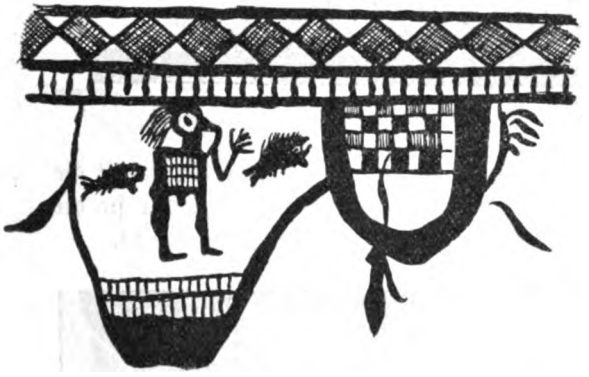


Abb. 11. Cypern.

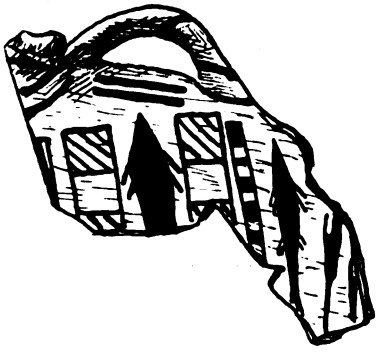


Abb. 12. Phylakopi, Melos.

scheint, anbetend seine Hand. Ist die Gebärde aber auf Anbetung zu beziehen, dann kann dieselbe m. E. nur dem Schachbrettmuster gelten, das rechts auf dem Bilde erscheint. Es sei besonders noch darauf aufmerksam gemacht, daß hier das Muster in Verbindung mit Fischen auftritt, was auch auf amerikanischen Denkmälern festgestellt werden konnte. Versinnbildlicht aber der Fisch wirklich, wie oben vermutet wurde, das wässerige Element, dann liegt die Gleichsetzung des Schachbrettmusters auf diesem Bilde mit dem Elemente der Erde gewiß nahe.

Fisch und geschachtete Streifen treten in engster Verbindung auch auf anderen Denkmälern jenes Kulturkreises auf, so in Abb. 12 [3]). In diesem Zu-

[1]) Aus spätmyk. Zeit (etwa 1200 v. Chr.): Walters, *Catalogue of vases in British Museum* Vol. I, Part. II (1912) S. 81, Fig. 137.

[2]) Von einem tönernen Dreifußständer gräko-phönizischer Zeit (etwa 800—700), Ohnefalsch-Richter *Kypros, Bibel und Homer, Berlin* 1893, Tafelband, Taf. XCVII 4.

[3]) Vasenscherbe minoischer Zeit (2. Jahrtsd. v. Chr.) aus Phylakopi, *Excavations in Phylakopi at Melos* (1904), Taf. IX 11.

Digitized by Google

ſammenhang verdient das Motiv einer cypriſchen Vaſe Erwähnung, das hier in Abb. 13 wiedergegeben iſt [1]). Rechts und links von dem Mittelbilde ſieht man je einen größeren Fiſch, von deſſen ſtark ſtiliſierter Schwanzfloſſe der untere Teil ſich in dreimaliger bandartiger Umſchlingung um eine geſchachtete Raute herumgelegt hat. Der Gedanke, der in dieſer Darſtellung bildlichen Ausdruck erhalten hat, ſcheint mir folgende zu ſein: Die Erde, ſymboliſiert durch die ſchraffierte Raute, wird umſtrömt vom Weltenozean, den der Fiſch verſinnbildlicht. Was die kreuzweiſe Strichelung der Raute anlangt, ſo könnte man dieſe hier allerdings für bloße Raumfüllung halten, ohne dabei

Abb. 13. Cypern.

an eine in Felder eingeteilte Erde denken zu müſſen. Immerhin behält die vorliegende Darſtellung ihre Berechtigung angeführt zu werden, da ſie die enge Verbindung von Fiſch und Erde trefflich zu belegen imſtande iſt.

Abb. 14. Cypern.

Dasſelbe Rautenmuſter mit verſchiedener Füllung erſcheint in Abb. 14 [2]) Außer der Geſtalt der Rauten deuten m. E. die abwechſelnd mit dieſen auftretenden Baummuſter auf den Erdcharakter der Vierecke hin, dieſer wird auch nahegelegt durch die dritte Raute von rechts, bei dem die ſchwarzen, mit den Spitzen zuſammenſtoßenden Eckenornamente, wie ich glaube, Oſt- und Weſtberg der Erde darſtellen [3]).

[1]) Nach Ohnefalſch-Richter a. a. O. Taf. XCVIII = Cesnola *A descriptive Atlas of the Cesnola collection*, Bd. 2, II, Taf. CXXIV 936.

[2]) Teil einer cypriſchen Vaſe älterer gräko-phöniziſcher Zeit, Walters *Catalogue of the vases in Brit. Museum* Vol. I, Part. II, S. 148, Fig. 277.

[3]) Dieſe Darſtellungsweiſe von zwei ſich gegenüberſtehenden Bergen iſt für jene Zeit nicht ungewöhnlich; vgl. weiter unten Abb. 17—18.

Digitized by Google

Auf die Erde ist m. E. auch die Abb. 15 zu beziehen [1]). Sie stellt, wie ich annehme, die Erdoberfläche mit den vier Weltwinkeln dar [2]). Die abgrenzenden Winkelzeichen oben und unten an der Figur sind bei der Deutung als rein dekorative Bestandteile auszuschalten, da sie sich bei den in Anmerkung [1]) angeführten weiteren Belegen für eine derartige Erdkarte nicht vorfinden. Mit dieser Erklärung der Figur gewinnen wir eine neue Bestätigung für die Verbindung des Schachbrettmusters mit der Erde.

Eine äußere Ähnlichkeit mit der soeben besprochenen Abbildung liegt in dem geschachteten Linienkreuz vor, das Abb. 16 zeigt [3]). Dieses einfache Muster, das sich im Wechsel mit Zickzacklinien mehrmals auf dem Bauche des Gefäßes wiederholt, spricht m. E. beredter für die symbolische Verwendung des Schachmusters als die schönsten Darstellungen späterer griechischer Zeit. Wer möchte nämlich in einer solchen Bemalung der Vase nur ein Ziermuster

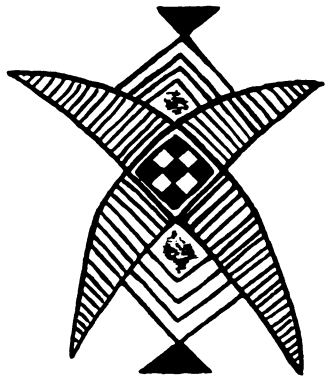


Abb. 15. Cypern.

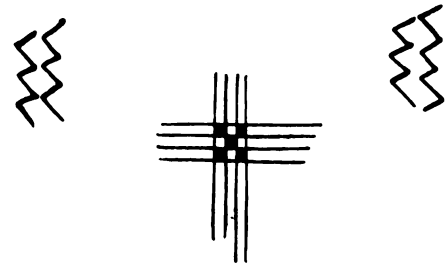


Abb. 16. Cypern.

erkennen wollen? Es scheinen auch hier wieder die beiden Elemente Wasser und Erde ihre sinnfällige, hieroglyphisch anmutende [4]) Darstellung erhalten zu haben.

Von der Insel Thera und zwar aus geometrischer Zeit rührt das kosmische Bild her, das Abb. 17 zur Anschauung bringt [5]). Die kosmische Ausdeutung

[1]) Von einer Vase aus Cyprus späterer gräko-phönizischer Zeit, Walters, *Catalogue of the vases in the Brit. Mus.* Vol. I, Part. II, S. 175, Fig. 311. Dasselbe Zeichen nur mit runder Mittelfläche findet sich auf einer anderen cypr. Vase, Ohnefalsch-Richter a. a. O. LXXX 6, und ferner in der gleichen Gestaltung auf einer Gemme derselben Insel, Ward *The seal cylinders of Western Asia*, Washington, 1910, S. 350 Nr. 1203.

[2]) Nach der geläufigeren babylon. Vorstellung gab es deren sieben; vgl. die babyl. Erdkarte des Britischen Museums bei Jeremias, *Hdb.* S. 31, Fig. 18.

[3]) Teil einer cypr. Vase, Walters a. a. O. S. 161, Fig. 294.

[4]) Man vgl. das ägyptische Wortzeichen für mw = Wasser .

[5]) Hiller von Gärtringen, *Thera* II, S. 140.

Digitized by Google

der Darstellung dürfte wohl zuerst auf Zweifel stoßen; doch heben sich m. E. die Bedenken bei näherer Betrachtung der einzelnen Teile. Um mit dem untersten zu beginnen, so ergibt sich dafür, wie mir scheint, ungezwungen die Deutung auf einen Strom; für die Häkchen rechts und links vermag ich allerdings keine schlagende Erklärung zu geben. Den mittleren Teil der Gesamtdarstellung darf man mit Abb. 18 zusammenstellen[1]), wo unzweideutig die beiden Ost- und Westberge dargestellt sind, zwischen denen die Sonne ihre Tageslaufbahn zurücklegt. Die auf den Kopf gestellten oberen Berge werden für einen, der mit urzeitlicher Zeichenperspektive vertraut ist, nicht befremdlich sein. Genau so, scheinbar auf der Spitze stehend, ist der Weltberg, das obere Dreieck, auf der theräischen Vase den zwei besprochenen Darstellungen angereiht. Bei seiner Wiedergabe gerade in dieser Lage können allerdings auch Gründe des

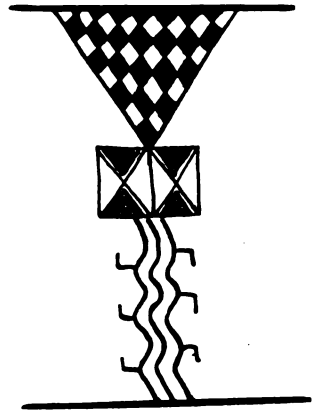


Abb. 17. Thera.

Abb. 18. Tiryns.

Geschmacks mitgesprochen haben. An der Deutung der Bildteile auf den Weltenstrom, Ost- und Westberge und Weltenberg[2]) kann indessen diese Vermutung nichts ändern. Das für uns wesentliche an dieser Darstellung ist, daß der „große Berg“[3]), also die Erde, in geschachtetem Muster wiedergegeben worden ist.

Aus mykenischer Kulturperiode stammt jene Totenlarnax, die Abb. 19 zur Anschauung bringt[4]). Auf dieser Darstellung ist es m. E. die rechts und

[1]) Schliemann, Tiryns, Taf. XX.

[2]) Bildliche Darstellungen des Weltenberges liegen für das Altertum in reichlicher Anzahl vor; freilich sind sie als solche fast sämtlich noch nicht erkannt. In meinem Buche „Erd- und Bergkult im Altertum“ habe ich einzelne einer genauen Betrachtung unterzogen.

[3]) So von den Babyloniern genannt.

[4]) Aus Mouliana; *L' Anthropologie* 1904, S. 652, Fig. 10.

Digitized by Google

links vom Schachbrettmuſter erſcheinende Wellenlinie, die auf das wäſſerige Element hindeutet [1]), dem gegenüber das in der Mitte liegende Schachbrettmuſter die Erde darſtellen dürfte.

Ein dreireihiges Schachmuſter erſcheint in Abb. 20 auf dem Rücken eines Vogels. Das hier abgebildete Bruchſtück [2]) ſtammt aus Paläſtina und iſt von Benzinger, wie mir ſcheint, mit wenig Glück als Teil einer Lampe ange-

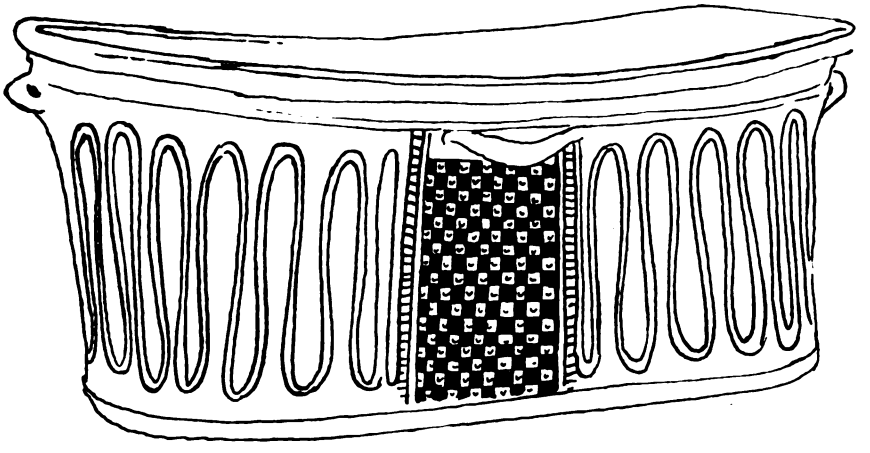


Abb. 19. Mouliana, Kreta.

Abb. 20. Paläſtina.

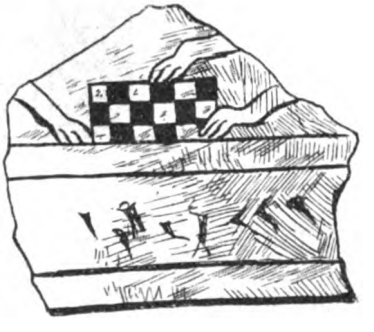


Abb. 21. Koujoundjik.

ſprochen worden. Die wahre Bedeutung des Gegenſtandes erhellt aus einer Vergleichung des Bruchſtückes mit ganz erhaltenen cypriſchen Exemplaren, von denen Ohnefalſch-Richter a. a. O., Tafelband, Taf. CLXX einige ver-

[1]) Vgl. zu dieſen Wellenlinien, die beſonders auf kret. Sarkophagen auftreten, Siret *Questions de chronologie et d' ethnographie Ibériques*, 1913, S. 256, der ſie auch für *l' hiéroglyphe du principe aqueux* hält.

[2]) Benzinger *Hebräiſche Archäologie*, 2. Aufl., 1907, S. 223, Fig. 136.

Digitized by Google

öffentlicht hat; sie stellen ringförmige Röhren dar, an denen sich kleine Gefäße befinden, wahrscheinlich zur Aufnahme von Opfergaben bestimmt. Man belegt diese Gegenstände am besten mit der griechischen Bezeichnung χέρνοι; als solche fanden diese Gefäße bei den Griechen seit kretisch-mykenischer Zeit im Erdkulte Verwendung. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir auch für das palästinische Gefäß einen mit dem griechischen übereinstimmenden Gebrauch ansetzen. Daraus ergibt sich dann aber wieder eine enge Beziehung des Schachmusters zur Erde. Bemerkt sei noch, daß hier das Muster seiner Breite nach in drei Felderreihen zerfällt, worin es mit einer für Ägypten reichlich belegten Schachbrettart übereinstimmt. Es ist mithin sehr gut möglich,

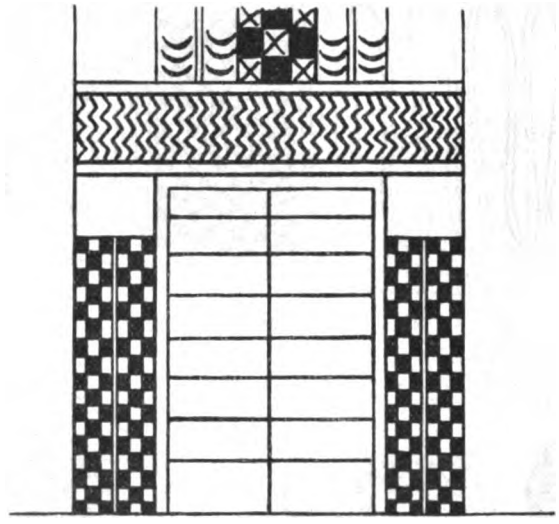


Abb. 22. Ägypten.

daß diese Rückenverzierung des Vogels ein solches Schachbrettspiel überhaupt darstellt. Dasselbe könnte von Abb. 21 gelten [1]), wo das Spielbrett hochgeklappt zu sein scheint, genau wie wir es auf ägyptischen Denkmälern sehen. Rechts und links von diesem geschachteten Rechteck gewahrt man Reste von Raubtierpranken.

Für Ägypten hat schon Macchioro a. a. O. S. 363 die hier wiederholte Abb. 22 [2]) angeführt, wo eine auf einem Sarkophag gemalte Grabtüre wiedergegeben ist. Aus dem sakralen Charakter des Grabes schloß M. auf eine religiöse Bedeutung des hier angebrachten Schachmusters, ohne indessen, wie auch

[1]) Vasenscherbe aus Koujoundjik (Anfang des 1. vorchr. Jt.); Perrot et Chipiez *L' Histoire de l'art dans antiquité* II, S. 715, Fig. 379.

[2]) Lepsius *Denkmäler aus Ägypten* IV, Taf. 98.

Digitized by Google

ſonſt, den Verſuch zu machen zur Aufdeckung des Grundes für die religiöſe Auffaſſung der Verzierung.

Man darf von vornherein annehmen, daß in Ägypten, wo auch immer eine ſymboliſche Verwendung des Schachbrettmuſters zu vermuten iſt, hierzu dieſelbe Anſchauung geführt hat, die in den übrigen Kulturen der Mittelmeerländer wirkſam geweſen iſt. Ein Zuſammenhang mit der Erde läßt ſich denn auch aus Abb. 22 mit einiger Wahrſcheinlichkeit erſchließen. Das Streifenbild über der Tür nämlich, durch die Wellenlinien deutlich als Gewäſſer[1]) charakteriſiert, wird wohl in einer inneren Beziehung zu den übrigen Ornamenten der Grabesfront ſtehen; dieſer Gedanke führt darauf, in den einander gegenübergeſtellten Wellen- und Schachbrettzeichen die uns ſchon geläufigen ſymboliſchen Ausdrucksformen von Waſſer und Erde zu ſehen[2]).

Abb. 23. 2/5. Portugal. (Wilke, Südweſteurop. Megalithkultur Abb. 23).

Nach dem äußerſten Weſten Europas, nach Spanien und in frühneolithiſche Zeit führen die Abbildungen 23—25; ſie ſtellen Schiefertafeln dar, von denen ſich in der Pyrenäenhalbinſel und in Frankreich eine reichliche Anzahl

[1]) Vgl. die Flußdarſtellung unter dem Totenſchiff bei Macchioro a. a. O. S. 363, Abb. 18 = Roſellini II Taf. 105, 2.

[2]) Die Schachbrettverzierungen auf den übrigen von Macchioro beigebrachten ägyptiſchen Denkmälern halte ich — das Totenſchiff-Ornament möglicherweiſe ausgenommen — für rein dekorativ. Was das Schachbrettſpiel der alten Ägypter anlangt, ſo iſt dieſes, wie mir ſcheint, ſeinem Urſprung nach als Erdſpiel aufzufaſſen; für dieſe Herkunft zeugen m. E. beſonders einige direkt ſich an lokal-terreſtriſche Verhältniſſe anlehnende Formen der Spielbretter, die ich an anderer Stelle behandelt habe. Erſt ſpäter iſt die Erdeinteilung zur Himmelseinteilung und damit das Spiel zu einem kalendariſchen Himmelsſpiel geworden. Letztere Bedeutung iſt richtig erkannt und gewürdigt worden von A. Berny *Der aſtralmythologiſche Inhalt der Brettſpiele*, Memnon 1913, Bd. VI, S. 204 ff.

Digitized by Google

gefunden hat[1]). Die Mehrzahl dieser Platten zeigen als Hauptverzierung Reihen von Dreiecken; einmal findet sich das Schachbrettmuster (Abb. 24) vor, dessen obere Seite eine Dreiecksreihe abschließt. Man hält diese Schieferplatten gewöhnlich für religiöse Gegenstände, und wohl mit Recht. Ist es vielleicht möglich, auch die Gottheit näher zu bestimmen, der sie heilig waren? Ja, vielleicht darf man diese Gegenstände direkt als Idole ansprechen; eine solche Annahme empfiehlt z. B. Abb. 25, wo die Platte deutlich eine weibliche Gestalt zeigt. Was die Gegenstände auch immer dargestellt haben mögen, mir scheint jedenfalls die Verzierung auf ihnen nicht beziehungslos einfach aus der Luft gegriffen. So hat denn auch schon Siret a. a. O. für das Dreieckmuster eine Deutung vorgeschlagen, indem er die Dreiecke mit den heiligen Pinienzapfen der

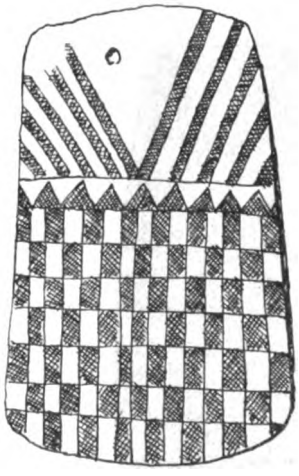


Abb. 24. Spanien.

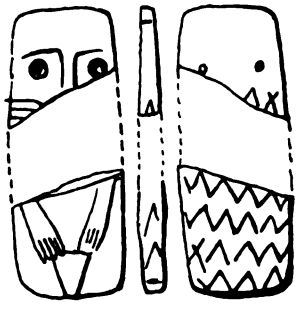


Abb. 25. Spanien.

Assyrer verglich. Diese Zusammenstellung scheint mir jedoch zu weit hergeholt und auch wenig einleuchtend. Viel näher liegt m. E. eine Gleichsetzung der Dreiecke mit Bergen; die Platte, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, könnte gut das Idol der Erdmutter vorstellen. Zu dieser Deutung würde einmal Abb. 25 außerordentlich trefflich passen, wo die Gestalt durch ihre Gebärde — sie hat beide Hände an die dreieckige Scham gelegt — ihren Charakter als fruchtbare, gebärende Natur- und Muttergöttin deutlich bekundet. In diesen Vorstellungskreis würde sich ferner auch das Schachbrettmuster gut einfügen, dessen Zusammenhang mit der Erde für den mittelländischen Kulturkreis, wie wir gesehen haben, durch die Denkmäler wahrscheinlich gemacht wird; und es wäre hier so ein Beweis dafür gewonnen, daß auch in diesem Teile

[1]) Vgl. über sie Siret *Questions de chronologie et d' ethnographie Ibériques*, 1913, S. 278, Fig. 102; S. 280, Fig. 103; danach unsere Abb. 24 und 25.

Digitized by Google

Europas das Schachmuster in der Symbolik dieselbe Rolle gespielt hat wie in dem östlichen Mittelmeergebiet.

Für das Vorkommen des Schachbrettmusters im nördlichen Europa[1]) sei als Zeugnis der in Abb. 26 wiedergegebene Gegenstand angeführt; es ist dies ein Knochengerät aus Travenort (Holstein)[2]), dessen Schachmuster zusammen mit der übrigen Verzierung bei genauerer Betrachtung zu denselben Ergebnissen gelangen läßt, zu denen wir bereits an Hand der oben besprochenen Denkmäler gekommen sind.

Es wird sofort auffallen, daß in der Zeichnung, die Abb. 26 bietet, wieder deutlich charakterisierte Wellenlinien erscheinen und zwar an einer Stelle, wo sie in mehrfacher Wiederholung bei dem unten in Abb. 29 wiedergegebenen susäischen Schalenbilde wiederkehren. Dieses Innenbild der Vase aus Susa stellt nun aber das Bild der Welt dar, wie es sich im Geiste der damaligen[3]) Bewohner Susas wiederspiegelte. Die mit Wellenlinien ausgefüllten seitlichen Einziehungen an diesem Schalenbilde können nichts

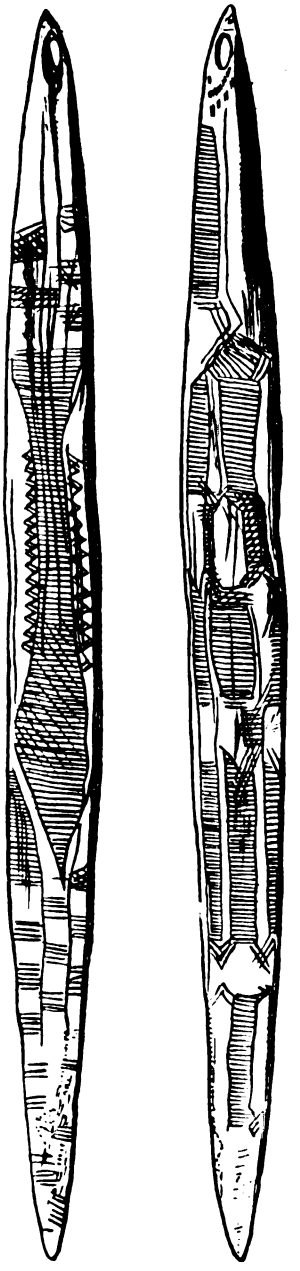


Abb. 26. Travenort, Holstein.

[1]) Macchioro a. a. O. hatte für West-, Mittel- und Nordeuropa kein einziges Denkmal mit Schachmuster anführen können. Daß dieses jedoch auch in jenen Gegenden und zwar bereits in der Steinzeit vorkam, dafür zeugt die Zusammenstellung einiger mit diesem Ornament versehener Denkmäler, die Kossinna in seiner Arbeit: Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft (*Mannusbibliothek* 9, S. 13 Anm. oder 2. Aufl. S. 241) gibt. Unter diesen Denkmälern verdient besondere Beachtung eine „Trommel" aus dem Spitzen Hoch bei Latdorf (O. Merkel, *Katalog des Altertumsmuseums der Stadt Bernburg* S. 24, Bd. 114), da dieses Gerät religiösen Charakter hatte und daraus der Schluß auf eine gleichfalls religiös-symbolische Natur des Schachbrettmusters, das sich am Unterteile der Trommel vorfindet, möglich ist. Den Hinweis auf die Zusammenstellung in der benannten Arbeit verdanke ich der Freundlichkeit Kossinnas.

[2]) Zuerst veröffentlicht in der *Zeitschrift für Ethnologie* 1892, alsdann von Kossinna im *Mannus* I Taf. VI 3; ferner von Wilke, *Mannusbibliothek* X, S. 147, Abb. 154.

[3]) Die Schale gehört etwa dem 4. vorchristl. Jahrtausend an.

Digitized by Google

anderes sein, als die beiden Gewässer, zwischen denen das alte Elam lag. Im Norden das Kaspische Meer, im Süden der Persische Meerbusen.

Eine ähnliche Wiedergabe kosmischer Verhältnisse liegt m. E. auch in der Zeichnung auf dem Knochengerät von Travenort vor. Der Fundort des Gegenstandes führt auf Schleswig-Holstein, das nach Jütland und dem Festlande zu sich verbreiternd die unserem Bilde eigentümlichen seitlichen Einziehungen in Wirklichkeit aufweist; und gerade diese Einschnürung ist auf der Zeichnung durch die Wellenlinien als vom Wasser bespült gekennzeichnet, was genau den Tatsachen entspricht. Man wird also wohl nicht fehlgehen, wenn man in dem vorliegenden Bilde eine geographische Karte der nördlichen Halbinsel Deutschlands sieht.

Mit dieser Deutung ist dann aber auch der Zusammenhang des Schachmusters, das an den beiden spitzen Enden des Gerätes zwar sehr flüchtig, doch

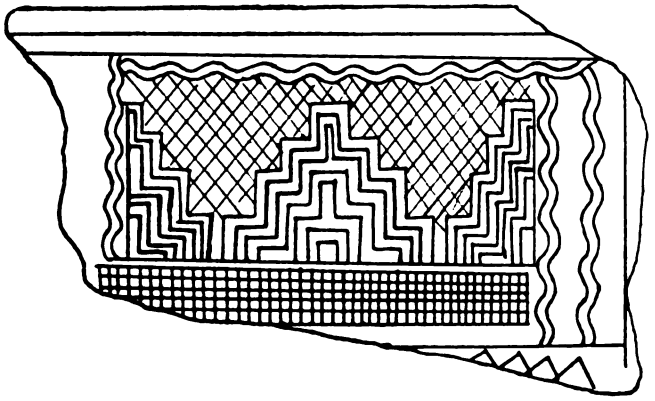


Abb. 27. Bismaya, Mesopotamien.

deutlich genug zur Anschauung gebracht ist, mit der Erde gesichert und seine Erdbedeutung auch durch dieses Bild, wie mir scheint, erwiesen.

Von Europa wenden wir nunmehr unsern Blick auf Asien und zwar auf den noch nicht berührten mesopotamischen Kulturkreis. Als ein Beispiel für die Verwendung des geschachteten Musters in jenem Lande sei zuerst das hier in Abb. 27 wiedergegebene altbabylonische Vasenbruchstück aus Bismaya[1]) vorgeführt und besprochen. Den Hauptteil des Bildes füllen drei abgestufte Dreiecke aus, von denen die beiden äußeren sich so darstellen, als ob sie als die Hälften des vollständigen mittleren Dreiecks aufzufassen seien. Jeremias a. a. O. erklärt diese Gebilde für Tempeltürme; diese Deutung entbehrt jedoch genügender Anhaltspunkte, um annehmbar zu erscheinen. Die drei Gebilde

[1]) Banks *Bismaya* (1912), S. 242; unsere Abb. nach Jeremias *Hdb. der altor. Geisteskultur* (1913), S. 343, Abb. 215.

Digitized by Google

machen vielmehr eher den Eindruck von bloßen Stufenbergen [1]), deren Nachbildungen allerdings, wie heute wohl allgemein angenommen wird, die babylonischen Stufentürme darstellten. Was nun die Dreizahl dieser Berge auf der vorliegenden Vasenscherbe betrifft, so könnte diese erinnern an den Ost-, West- und mittleren Erdberg der babylonischen Kosmologie [2]) und der Gedanke an eine kosmische-terrestrische Deutung der Darstellung dürfte damit nahe gelegt sein. Empfohlen wird diese auch durch die sich um das Bild herumziehenden Wellenlinien, die sehr gut den Weltenozean darstellen könnten [3]). Für das langgestreckte geschachtete Rechteck unterhalb der Berge bliebe in diesem Zusammenhange m. E. nur die Deutung auf das mesopotamische Flachland übrig, an dessen nördlichem Rande sich das hohe Gebirgsland hinzieht, wohin

Abb. 28. Susa, Persien.

Abb. 29. Susa, Persien.

der „Nordberg" verlegt wurde. Durch diese Deutung des Denkmals ist das Belegmaterial für die Vorstellung von einer in Quadrate eingeteilt gedachten Erdoberfläche um ein wichtiges Zeugnis reicher geworden.

Zum Schlusse dieser Denkmälerreihe seien noch einige Denkmäler angeführt, die teils aus Susa teils aus den nördlichen Bezirken Persiens bei den Ausgrabungen des letzten Jahrzehnts der Nachwelt zurückgewonnen sind. Abb. 28 zeigt eine Schale [4]), die innerhalb der susäischen Kultur der ersten Periode angehört, also höchstwahrscheinlich noch dem vierten vorchristlichen

[1]) Vgl. unten Abb. 30.

[2]) Vgl. Jeremias *Hdb.*, S. 53 ff.

[3]) Vgl. den babyl. Siegelzylinder des Brit. Mus. bei Ward *The seal cylinders of Western Asia* Nr. 648, wo Ea, der Gott des wässerigen Elements, in gleicher Weise von Wellenlinien eingerahmt erscheint.

[4]) Von dem Tell von Susa; *Délégation en Perse* 1912, Taf. XLII 3.

Digitized by Google

Jahrtausend zuzuweisen ist. Die Darstellung der Innenseite dieser Vase deute ich folgendermaßen [1]): In der Mitte stellt die runde, geschachtete Figur die Erde dar, um sie herum zieht sich die (erste) Bergmauer. Darauf folgt der Weltenozean mit Brücken, die über ihn hinüberführen zum zweiten Wall. Den äußeren Abschluß bildet eine ringsherum laufende Bergreihe, dargestellt durch Dreiecke. Die einzelnen Teile dieses kosmischen Schalenbildes stehen im völligen Einklang mit dem, was wir über die Kosmologie der Babylonier aus der schriftlichen Überlieferung wissen. Das Wichtige für uns an diesem Bilde ist die Darstellungsart der Erde; während die Innenbilder der übrigen Vasen

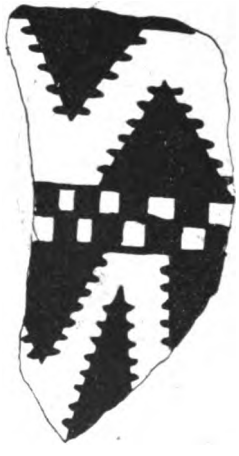


Abb. 30. Tepe-Mussian, Nordpersien.

Abb. 31. Khazineh.

fast sämtlich eine in vier Gegenden eingeteilte Erde aufweisen, ist die Erdscheibe hier mit dem Schachbrettmuster ausgefüllt. In gleicher Weise ist das Ost- und Westland auf dem Innenbild der in Abb. 29 wiedergegebene Schale dargestellt (*Délég. en Perse* XIII, Taf. XV 5). Diese Tatsachen führen zu dem Schluß, daß das in Rede stehende Motiv für die Kulturträger der damaligen Periode von Susa [2]) dieselbe Bedeutung gehabt hatte, wie in Mexiko und dem westlicheren Asien und Europa.

[1]) Eine ausführliche Begründung der hier vorgebrachten Deutung darf ich mir wohl ersparen, da ich sie mit Beziehung auf die Innenbilder der anderen susäischen Schalen derselben Gattung in einem besonderen Aufsatz gebe, der demnächst im Mannus erscheint.

[2]) Das Schachbrettmuster bildet für jene Kulturperiode eines der am häufigsten angewandten Dekorationsmotive, so daß man fast versucht sein könnte, anzunehmen, daß von

Digitized by Google

Aus dem nordpersischen Tepe-Mussian stammt die in Abb. 30 wiedergegebene Scherbe (frühe Bronzezeit) [1]), die in schwarzer Malerei auf hellgelbem Grunde das Motiv der „Stufenberge" vor Augen führt. Das Schachmuster, das sich zwischen diesen hinzieht, darf man im Hinblick auf die analoge oben S. 365 besprochene Darstellung der altbabylonischen Scherbe [2]) ohne Bedenken auf die ebene Erdfläche beziehen.

In Verbindung mit dem zweigipfligen Weltberg [3]) tritt das Schachbrettmuster auf einer Scheibe aus Khazineh auf (Abb. 31) [4]), welche die Reihe der asiatischen Denkmäler beschließen mag.

Ziehen wir nunmehr die Folgerungen aus den obigen Ausführungen, dann müssen wir gestehen, daß eine symbolische Verwendung des Schachmusters für die altmexikanischen, innerasiatischen und europäischen Kulturen schwerlich geleugnet werden kann. Aus den Denkmälern jener Länder ergibt sich

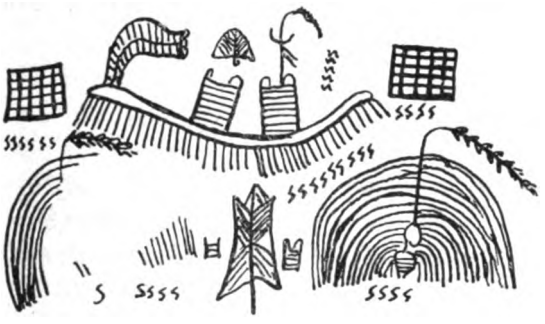


Abb. 32. Abydos, Ägypten.

Abb. 33. Nagada, Ägypten.

mit größter Wahrscheinlichkeit, daß der sinnbildliche Gebrauch des Musters aus der Vorstellung von der in rechteckige Bezirke eingeteilt gedachten Erde zu erklären ist, eine Vorstellung, die ihrerseits den Ausgang genommen haben mag

---

hier aus eine teilweise Durchdringung der westlichen Länder mit diesem Muster ihren Ausgang genommen hat. Als das Ursprungsland des vorliegenden Motivs hat Macchioro Ägypten nachzuweisen versucht. Doch abgesehen davon, daß an anderen Orten eine von Ägypten unabhängige, selbständige Entwickelung des Schachbrettmusters sehr gut möglich ist, hat schon Wilke, Kulturbeziehungen zw. Indien, Orient und Europa 1913 S. 147, Anm. *) gegen Macchioro geltend gemacht, daß bereits in der Ancylusperiode in Europa das Schachbrettmuster auftritt.

[1]) *Délégation en Perse* VIII, S. 102, Fig. 158.

[2]) Einer Vereinigung von Bergen mit dem Schachbrettmuster begegneten wir auch an einer Schieferplatte der iberischen Halbinsel (oben Abb. 24).

[3]) *Délégation en Perse* VIII, S. 108, Fig. 172.

[4]) Die unteren Kegel bilden die nach echt orientalischer Anschauung geforderten Entsprechungen der oberen Teile; die zwei gewellten Streifen halte ich für zwei Weltströme.

Digitized by Google

von der Anschauung eines in viele einzelne Ackerflächen abgeteilten Landstückes (vgl. oben Abb. 4).

Daß diese Vermutung, die für die enge Beziehung des Schachbrettmusters zu der Erde den letzten Grund aufsucht, keineswegs der Wahrscheinlichkeit entbehrt, dafür mögen noch zwei Zeichnungen auf Vasen angeführt werden, die aus dem ägyptischen Abydos und Nagada vorgeschichtlicher Zeit (etwa 3000 v. Chr.) stammen. In Abb. 32[1]) sieht man im Vordergrunde zwei Berge — der linke hat etwas gelitten —. Die Barke in der Mitte und die um sie verstreuten Zickzackreihen weisen m. E. auf den Nilstrom hin. Dahinter erscheinen zwei in Quadrate geteilte Vierecke, die wohl als Andeutungen des bestellten Fruchtlandes aufzufassen sind. Letzter Gedanke mag auch der Feldereinteilung in Abb. 33[2]) zugrunde liegen.

---

[1]) Fl. Petrie, *Nagada and Ballas* (1896) Taf. LXVI 9.

[2]) Ebenda Taf. LXVII 15. Man vgl. hiermit die oben angeführte ägyptische Hieroglyphe für „Gau" (S. 350).

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Die altsteinzeitliche Fundstelle Markkleeberg bei Leipzig.

Gedanken eines Geologen über den gegenwärtigen Stand der paläolithischen Forschung.

Vom Kgl. Landesgeologen Prof. Dr. Curt Gagel, Berlin-Dahlem.

Toute la science humaine consiste seulement à voir distinctement.
René Descartes.

In diesen Tagen ist eine wie mir scheint sehr schöne, jedenfalls mit ausgezeichneten Abbildungen versehene Schrift von Jacob und Gaebert über „die altsteinzeitliche Fundstelle Markkleeberg bei Leipzig" erschienen [1]).

In dieser Arbeit wird im archäologischen Teil von Jacob auf Grund sorgfältigen Vergleichs mit den altfranzösischen Kulturen und unter Berufung auf das Urteil so ausgezeichneter Kenner des Paläolithikums wie Breuil, Obermaier und Commont die Ansicht vertreten, daß hier Moustérien-Geräte vorkommen, die sich nach dem Grad der Abrollung und Patinierung und nach der Kunst der Herstellung in 3 Stufen sondern lassen: Unter-, Mittel- und Oberstufe, deren Lage im geologischen Profil der Elster-Pleiße-Schotter allerdings nur in zwei Fällen mit Sicherheit erweisbar war: ein Stück der „Unterstufe" lag in 5 m Tiefe, eines der Oberstufe in etwa 2 m Tiefe.

Im großen und ganzen werden die Funde aber zusammengefaßt und es wird die Meinung vertreten, daß die Oberstufe dem Hochmoustérien der klassischen französischen Fundstellen entspricht; daß die Hauptmasse der Funde, „wären diese in Frankreich aufgetreten", dem Moustérien zuzurechnen sein würde; einzelne Stücke der Unterstufe erinnern an Acheuléen, eine ganze Anzahl der Oberstufe weisen schon auf Aurignacien hin.

In dem zweiten geologischen Teil wird von Gaebert, dem ehemaligen sächsischen Sektionsgeologen, auf Grund einer sehr gründlichen und ausführ-

[1]) Veröffentlichungen des Städtischen Museums für Völkerkunde Leipzig Heft 5, 1914 103 Seiten, 25 Tafeln, ein geologisches Profil.

Digitized by Google

lichen Erörterung des gesamten Diluviums von Leipzig und Umgegend z. T. unter Bezugnahme auf die Ergebnisse der Kartierung bei Halle-Weißenfels die geologisch-stratigraphische Stellung der Fundstelle festgestellt mit dem Ergebnis, daß die Elster-Pleißeschotter, in denen die Geräte liegen, altdiluvial sind und am Schluß einer sehr lange dauernden „Interglazialzeit" abgelagert sind, nach Ablagerung der gleichfalls interglazialen Muldeschotter, daß diese Schotter von der Grundmoräne der zweiten („Haupt")-Vereisung bedeckt sind, daß danach, während der zweiten Interglazialzeit, diese „Obere" Grundmoräne (des Leipziger Gebiets, die nicht dasselbe ist wie die Obere Grundmoräne Norddeutschlands) und die älteren Diluvialablagerungen großenteils zerstört sind und daß die letzte Vereisung (der Obere Geschiebemergel Norddeutschlands) das Leipziger Gebiet überhaupt nicht mehr erreicht hat.

Diese Ausführungen Gaeberts sind vom geologischen Standpunkt aus schlechthin einwandfrei begründet und durchaus überzeugend; sie decken sich mit dem, was bisher alle Geologen über die Fundstelle geurteilt haben und können als völlig sicher nach dem Standpunkt der jetzigen Diluvialforschung betrachtet werden; solange nicht unsere ganze Diluvialgliederung umgeworfen und als falsch erwiesen wird, bleibt Markkleeberg Schluß des vorletzten Interglazials!! Es gibt ganz wenige Stellen im Diluvium, deren Stratigraphie mit so völliger Sicherheit festgelegt wäre; es ist ein Fixpunkt, von dem alle weitere archäologische Datierung in Deutschland ausgehen muß.

Kaum ein Jahr vorher hat R. R. Schmidt in seinem großen Werk über die „Diluviale Vorzeit Deutschlands", das vorläufig die Bibel der deutschen Prähistoriker zu sein scheint[1]), Markkleeberg als Chelléen, (!) spätestens als Früh-Acheuléen und als letztes Interglazial erklärt. Daß diese letzte geologische Bestimmung sicher falsch und unmöglich sei, ist sofort von den prähistorisch interessierten Geologen z. B. von Wiegers und dem Verfasser[2]) behauptet worden, und sie ist jetzt von Gaebert mit aller Sicherheit als falsch erwiesen.

Wiegers hält Markkleeberg ebenfalls für Frühacheuléen! (A. a. O. und Z. f. E. 1914, S. 421 ff.). Wir haben also den merkwürdigen Fall, daß von einer reichen Fundstelle mit zahlreichen guten Geräten die Prähistoriker,

---

[1]) Anm. d. herausg. Dieser Ansicht des Vf.s muß entschieden widersprochen werden. Ich selbst habe mich früher dem System Penks, in den letzten Jahren dem Bayers voll angeschlossen, niemals aber den Ansichten R. R. Schmidts, die, wie der Vf. richtig bemerkt, nur unter Anwendung einer wissenschaftlich unzulässigen Methode entstehen konnten. G. K.

[2]) Referat über R. R. Schmidt: Die diluviale Vorzeit Deutschlands, Geologisches Zentralblatt 1914, XX S. 449—451.

Wiegers: Über das Alter der diluvialen Menschen in Deutschland. Z. d. d. geol. Ges. 1913, Band 65 S. 544.

Digitized by Google

die augenblicklich die berufensten sind oder als solche angesehen werden, eine ganz verschiedene archäologische Auffassung haben und daß das einzig Sichere an der Fundstelle die Stratigraphie ist.

Eine weitere bisher nicht bestrittene und, soweit man nach dem jetzigen Stande der Diluvialgeologie urteilen kann, anscheinend ganz sichere Tatsache ist die stratigraphische Stellung der schwäbischen Höhlenfunde von Sirgenstein, Ofnet u. a., wo einwandfrei die lückenlose stratigraphische Überlagerung von Moustérien, Aurignacien, Solutréen und Magdalénien festgestellt ist und weiter festgestellt ist, daß diese Kulturen von der Höhe der letzten Vereisung ab lückenlos aufeinander folgen, daß in der Entwickelung der damit zusammenvorkommenden Diluvialfauna keinerlei Bruch, Knick oder Hiatus vorliegt, daß diese Diluvialfauna ganz allmählich in die Postglazialfauna übergeht und daß für ein Interglazial innerhalb dieser paläolithischen Kulturen vom Moustérien bis zum Magdalénien überhaupt kein Platz ist!! Mindestens seit dem Primitivmoustérien fällt alles Paläolithikum ins letzte Glazial!! Hier scheint der archäologische Befund in gleicher Weise einwandfrei zu sein, wie der geologische, durch die Bestimmungen von Koken festgestellte Befund — wenigstens hat sich gegen die archäologische Deutung der schwäbischen Höhlenfunde noch kein Widerspruch erhoben. Dies ist also als der zweite Fixpunkt für die geologische Datierung der Vorgeschichte anzunehmen.

Es liegt nun hier die merkwürdige Tatsache vor, daß von den reichhaltigsten und allseitig best untersuchten Fundpunkten Deutschlands die eine (schwäbische) Gruppe, gegen deren archäologische und geologische Bestimmung von keiner Seite Widerspruch erhoben ist, die Moustérienkultur auf der Höhe der letzten Eiszeit zeigt und zwar sowohl Primitiv-Moustérien wie Hoch-Moustérien (La Quina-Kultur), daß dagegen bei Markkleeberg zwar alle Geologen einig sind, daß es vorletztes Interglazial ist, daß aber der größere Teil der Archäologen behauptet, daß die dortige Kultur Moustérien und zwar wesentlich Hoch-Moustérien ist, während die andern Prähistoriker und Geologen diese Kultur für Frühachéuleen oder für noch älter halten. Dieselbe Moustérien-Kultur soll also einmal auf der Höhe der letzten Eiszeit, das andere Mal am Schluß der vorletzten Zwischeneiszeit, also durch eine ganze Eiszeit und eine ganze Zwischeneiszeit davon getrennt, vorkommen.

Das ist natürlich ein ganz unmögliches Ergebnis und das Rätsel läßt nur folgende Lösungen zu: Entweder ist eine oder sind beide geologischen Bestimmungen der Fundstellen falsch — das ist nach dem Gewicht der bei der Untersuchung beteiligten Geologen (Koken, Gaebert) und bei der allseitigen Zustimmung aller andern Geologen zu Markkleeberg zum mindesten nicht wahrscheinlich — für Markkleeberg ausgeschlossen —; oder eine (oder beide) archäologische Bestimmungen sind unzuverlässig — es stehen hier Obermaier, Breuil,

Digitized by Google

Commont, Jacob gegen R. R. Schmidt und Wiegers. Eine Partei muß sich hier also geirrt haben und das ist bei dem Gewicht der auf beiden Seiten stehenden Namen in jedem Fall ein schlechtes Anzeichen für die Zuverlässigkeit der Archäologie und ihrer Methode. Die Annahme der dritten Möglichkeit, daß die Ergebnisse der prähistorischen Forschung an sich schon feststehend und unerschütterlich sind und daß die damit unverträgliche geologische Gliederung deshalb an sich falsch sein müßte[1]) — nicht nur ihre Anwendung auf einen der vorliegenden Fälle — ist nur dem Selbstgefühl eines auch auf seinem eigenen und besonders auf paläolithischen Gebiet nur sehr mangelhaft bewanderten Prähistorikers vorbehalten geblieben und bedarf wohl keiner Erwiderung. Die Gliederung des norddeutschen Diluviums ist durch die nahezu 50jährige Arbeit einer großen Anzahl der angesehensten Geologen jetzt so einstimmig festgestellt, daß darüber wohl kein Wort weiter zu verlieren ist.

Wenn ich eben gesagt habe, daß sich gegen die geologischen Bestimmungen Kokens, besonders die der schwäbischen Höhlenfunde, bisher von keiner Seite Widerspruch erhoben habe, so sehe ich von der Kritik Bayers über das Schmidt-Kokensche Werk in Mannus, Bd. VI, 1914, S. 225—226 ab, da ich Bayer nicht als maßgebend in geologischen Fragen betrachten kann, über die er kein aus eigener Wissenschaft und Arbeit herrührendes, begründetes Urteil hat.

Gerade die gesperrt gedruckten Sätze Bayers: „Die arktische Tierwelt „verläßt nicht mit dem Ausgang der Lößzeit die mitteleuropäischen Gebiete, „sondern die Mikrofauna bricht in ihrer großen Menge erst nach beendeter „Lößablagerung ein." — — „Diese streng eiszeitliche Fauna fällt nicht mehr „in die Bildungszeit des jüngeren Löß, die in ihrer Gänze vor der Würm„eiszeit liegt, mithin der Ablagerungszeit der Niederterrasse vorausgeht", sind erwiesenermaßen völlig falsch, wie sich schon aus den von Nehring festgestellten Verhältnissen von Thiede und Westeregeln ergibt, wo die kleinen arktischen Nager ganz zu unterst im Lößprofil liegen und von der Steppenfauna ganz allmählich abgelöst werden[2]), und wie ich ausführlich besonders in bezug auf den Löß in der unten erwähnten Arbeit nachgewiesen habe. Für die immer wiederkehrende Behauptung der Archäologen, daß der jüngere Löß vor die Würmeiszeit falle, fehlt jeder Beweis; alle stratigraphischen und sonstigen Beweise belegen das Gegenteil! Es ist ferner zum mindesten eine sehr unvorsichtige Behauptung des Prähistorikers Bayer,

[1]) Z. f. E. 1914 S. 435 vorletzter Abschnitt.

[2]) Nehring: Die quartäre Fauna von Thiede und Westeregeln. Arch. f. Anthr. XXI. 1878.

Nehring: Über den Charakter der Quartärfauna von Thiede bei Braunschweig. Neues Jahrb. f. Min. 1889.

E. Gagel: Probleme der Diluvialgeologie. Branca-Festschrift. Berlin 1914, S. 132.

Digitized by Google

daß die auf jahrzehntelanger Arbeit beruhenden Ergebnisse Kokens in bezug auf die Folge der Diluvialfaunen „an und für sich unrichtig sind" (a. a. O. S. 228) und mit Obermaier, Breuil, R. R. Schmidt widerlegt werden sollen, ferner, daß bezüglich des Diluviums des Neckartales das dort angegebene, erschlossene Gesamtbild der Ablagerungen und Faunen „unmöglich richtig sein kann" (S. 228), ferner „es kehrt in meinem Chronologieschema entsprechend der obigen gesicherten archäologisch-paläontologischen Abfolge keine Antiquusfauna im letzten Interglazial wieder" (S. 228). Letztere Behauptung wird einfach und glänzend durch die ganz unbestrittenen geologischen Verhältnisse von Rixdorf und Taubach-Ehringsdorf widerlegt; bei letzterem sind Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii die Charaktertiere des letzten (Riß-Würm) Interglazials, und Rhin. Merckii hält noch weit länger aus als Rhin. antiquitatis.

Der eine völlig sichere, stratigraphisch und faunistisch einwandfrei untersuchte Fixpunkt, von dem alle Diluvialgliederung Deutschlands ausgehen muß und von Anfang an ausgegangen ist, ist Rixdorf, das ganz zweifellos zwischen letzter (Würm-) und vorletzter (Riß-)Eiszeit und nahezu senkrecht über dem vorletzten (Mindel-Riß) Interglazial des Paludinenhorizonts liegt, unter den die Moräne der drittletzten Eiszeit folgt — erbohrt ist! In Rixdorf kommt völlig sicher Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii vor, die „jüngere" Antiquusfauna, die nach Bayer nicht vorhanden sein soll, ist also eine erwiesene, völlig unbestreitbare Tatsache, mit der sich die Prähistorie ebenso abfinden muß, wie mit der jetzt auch von Penck schon zugegebenen Tatsache, daß der jüngere Löß von der Höhe der letzten Eiszeit ab erscheint und nicht interglazial ist.

Wenn die Ergebnisse der jahrzehntelangen Arbeit eines so maßgebenden, kritischen und allseitig anerkannten Geologen wie Koken nicht mit den fragwürdigen „Ergebnissen" der Archäologie übereinstimmen, so liegt es meines Erachtens für einen Archäologen doch am nächsten, nachzuprüfen, ob der Fehler nicht vielleicht auf Seite seiner Wissenschaft liegt, anstatt genaue stratigraphische Untersuchungen (Cannstadt) für „unmöglich" zu erklären, weil sie mit seinen vorgefaßten, gänzlich unbewiesenen Annahmen nicht zusammenpassen. Mit Vogelstraußpolitik kommt man in der Wissenschaft nicht weiter! — und Tatsachen muß man anerkennen, wenn sie auch noch so unbequem sind.

Die Ergebnisse der Geologie, soweit sie stratigraphisch belangbar sind, sind Tatsachen, von denen die Archäologie ausgehen muß; die bisherigen „Ergebnisse" der paläolithischen Archäologie sind großenteils Schlüsse, die auf ganz schwankendem Grunde ruhen und fast alle anfechtbar sind[1]).

[1]) Die Ausführungen Bayers über „große" und kleine Interglazialzeiten (S. 229) beruhen auf einem Mißverständnis der geologischen Terminologie. „Große" Interglazial-

Digitized by Google

Vor kurzem hat nun H. Menzel[1]) nachzuweisen gesucht, daß in den mächtigen Lößprofilen von Krems und Willendorf in Österreich sich durch mehrfache Verwitterungszonen und mehrfachem Faunenwechsel der Binnenmollusken- (Landschnecken-)fauna eine Gliederung in glaziale und interglaziale Zonen durchführen ließe und hat eine daneben stehende Tabelle von Bayer abgedruckt, nach welcher das jüngere Aurignacien in den letzten glazialen Löß, das ältere Aurignacien in einen älteren Löß oder in die ältere Abteilung des jüngeren glazialen Löß jedenfalls **unter** der letzten (Riß-Würm-Interglazialen) Verwitterungszone und das Acheuléen in den ältesten glazialen Löß unter der vorletzten interglazialen Verwitterungszone fallen soll.

Das ist ein Ergebnis, das wiederum völlig unverträglich ist mit den Ergebnissen der Schwäbischen Höhlenfunde, wo das ganze Aurignacien nach der Höhe der letzten Vereisung liegt oder liegen soll, wenigstens so lange unverträglich ist, als der aus der Bearbeitung der reichen Diluvialfauna durch Koken gezogene Schluß aufrecht erhalten bleibt, daß in den schwäbischen Höhlenlehmen, soweit sie Fauna und Paläolithikum führen, kein Platz für ein Interglazial ist! — Die glaziale Stratigraphie versagt ja bei diesen Höhlenfunden; es sind aber gut begründete Indizienschlüsse, die sich auf den gleichbleibenden Charakter von Fauna und Jungpaläolithikum in diesen Höhlenlehmen und im „jüngeren" Löß stützen. Eine Kritik, die sich gegen die geologische Datierung des schwäbischen Paläolithikums richten will, kann sich nur an diesen nicht durch eine einwandfreie glaziale Stratigraphie sondern durch diluvial fauniſtische Erwägungen gestützten Indizienschluß wenden, würde aber damit zugleich auch einen großen Teil der „jüngeren" Lößstationen am Rhein treffen.

Daß in der Frage der Parallelisierung der einzelnen Lösse mit der Stratigraphie des norddeutschen glazialen Diluviums noch ungeklärte Probleme stecken, habe ich an anderer Stelle nachgewiesen; hier wäre also noch eine Nachprüfung irgend eines Schlusses möglich, an der Stratigraphie von Markkleeberg dagegen ist m. E. überhaupt nicht zu rütteln! Das ist der völlig sichere Angelpunkt und deshalb wäre eine allseitig anerkannte, richtige Deutung der Typologie der Markkleeberger Geräte m. E. von höchster Bedeutung. Die ganze Wahrscheinlichkeit und die Geologie sprechen jedenfalls für die Wiegersche Deutung als Acheuléen oder einen damit zusammenhängenden Kulturkreis. Aber ich will nicht den Fehler der Prähistoriker machen und meine mangelhaft begründeten subjektiven Meinungen als Tatsachen ausgeben.

Die vorgeschichtliche Forschung im Gebiet des Paläolithikum arbeitet, wie

zeit ist bei uns nur eine Unterstreichung des Begriffs der „warmen" Interglacialzeit im engeren Sinne gegenüber den kurzen Interstadien mit glazialem Charakter!

[1]) Über die Fossilführung und Gliederung der Lößformation im Donautal bei Krems. Z. d. d. geol. Gesellsch. 1914, S. 192—197.

Digitized by Google

ich an anderer Stelle schon ausgeführt habe[1]) und wie neuerdings und gleichzeitig auch Wiegers betont hat[2]) m. E. mit einer ganz unzulässigen Voraussetzung und nimmt das, was bestenfalls als Ergebnis sehr langer und genauer Untersuchungen herauskommen könnte, von vornherein als Voraussetzung ihrer Untersuchungen und als Grundsatz, nämlich, daß die paläolithischen Kulturen in Frankreich und Deutschland gleichartig und gleichaltrig sind. Meines Erachtens sind die französischen paläolithischen Werkzeugreihen der Ausdruck und das Ergebnis ganz besonderer Rassenkulturen und wir haben bisher noch keinerlei Beweise dafür, daß die deutschen paläolithischen Reste, die den französischen so ähnlich — aber großen Teils nicht mit ihnen gleich — sind, nun auch wirklich von derselben Rasse herrühren und gleichalt sind wie die entsprechenden Kulturreste Frankreichs und ohne weiteres auf diese französischen Kulturen bezogen werden können. Es steckt in der archäologischen paläolithischen Methode ganz offenbar eine petitio principii! Wenn die deutschen und französischen Kulturen wirklich und zweifelsohne übereinstimmend wären und wenn die Methode und die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung wirklich so zuverlässig und feststehend wären, wie behauptet wird, so könnten auch unter den berufensten Kennern nicht so endlose Streitigkeiten und so unversöhnliche Widersprüche vorkommen wie z. B. über Alter und Zugehörigkeit der Kulturen von Taubach und Markkleeberg. — Die „Leitfossilien" von uns Geologen sind jedenfalls im Gegensatz dazu zweifelsfrei und von Niemand bestritten!

Daß im Paläolithikum ganz verschiedene Rassen mit ganz verschiedenen Kulturen gelebt haben, beweisen mit unbezweifelbarer Deutlichkeit die Funde von Le Moustier (Homo mousteriensis und Homo aurignacensis) und Krapina.

Ich bin noch längst nicht überzeugt davon und sehe keinen wirklichen Beweis dafür, daß die paläolithischen Kulturen Chelléen, Acheuléen, Moustérien einerseits, Aurignacien, Solutréen, Magdalénien andererseits sich auseinander „entwickelt" haben, sondern sehe in ihnen den besonderen Niederschlag ganz verschiedener Rassen, die aufeinander stießen und aufeinander folgten — weshalb soll Rassen- und Kulturwechsel in Frankreich und Deutschland gleichzeitig und gleichmäßig erfolgt sein? Weshalb kann nicht in einem Lande die höhere Rasse mit ihrer fortgeschrittenen Kultur längst ansässig und beherrschend geworden sein, als im andern Lande noch eine andere Rasse mit niedrigerer, nur wenig oder gar nicht von jener beeinflußten Kultur weiterlebte?

[1]) C. Gagel: Probleme der Diluvialgeologie. Branca-Festschrift Berlin 1914, S. 139—140.

[2]) S. Wiegers: Über die prähistorische Untersuchung einiger deutscher Diluvialfundstätten. Z. f. E. 1914, S. 421.

Digitized by Google

Weshalb müssen die Ähnlichkeiten zwischen deutschem und französischem Paläolithikum als Zeichen gleicher Kultur und Rasse gedeutet werden und weshalb können es nicht nur teilweise Entlehnungen und Anpassungen sein, die durch Handel und sonstigem Verkehr langsam übertragen wurden und in einem Lande erheblich nachhinkten? Wenn man die Fülle der wundervollen altpaläolithischen Kulturreste Frankreichs betrachtet und die Höhe der dortigen coup de poing-Technik mit dem noch nicht ½ Dutzend z. Z. nach recht kümmerlicher, mandelförmiger Faustkeile Deutschlands vergleicht, so ist das Ergebnis dieser Betrachtung nicht gerade sehr glänzend in bezug auf die Gleichsetzung der Kulturen beider Länder. M. E. würde es viel zweckmäßiger sein, in Deutschland einmal zuerst, unbeeinflußt durch ausländische Schemata, ruhig und sachlich den Sachverhalt festzustellen unter ganz ausschließlicher Berücksichtigung der sicheren Ergebnisse der Stratigraphie des norddeutschen **glazialen** Diluviums und wenn man hier sichere und einwandfreie Resultate erlangt hat, dann erst zu versuchen, wie sich diese Ergebnisse mit denen der französischen Prähistorie vereinigen lassen, wobei m. E. die französische Prähistorie in bezug auf Diluvialchronologie ganz erheblich wird umlernen müssen. Voraussetzung ist dabei vor allem aber, daß die stratigraphische und die typologische Seite dieser Forschungen ganz selbständig und unabhängig voneinander betrieben werden und einander nicht etwa in der Weise beeinflussen, wie es in dem großen Werke von R. R. Schmidt leider mehrfach geschehen ist, daß in Zweifelsfällen bei dem typologischen Befund nicht etwa ein non liquet ausgesprochen sondern eine bestimmte Entscheidung über Typologie und Kulturhöhe aus — obenein jedesmal falsch beurteilten — geologischen Momenten hergeleitet und festgestellt wird, so daß hier schon in den Anfängen der neuen Wissenschaft der verderblichste Circulus vitiosus steckt.

Sichere Fortschritte sind nur zu erwarten, wenn einwandfreie Typologie und einwandfreie Stratigraphie zusammentreffen! und wenn alle Fundpunkte, bei denen nicht dieses beides zutrifft, für alle Vergleichs- und Gliederungsversuche einfach ausfallen!

Was den Feststellungen Gaeberts über Markkleeberg m. E. noch ein besonderes Interesse verleiht, ist der Umstand, daß diese Kulturstätte nicht eigentlich in eine wirkliche Interglazialzeit im scharfen Sinne des Wortes — d. h. eine Zwischeneiszeit mit warmem Klima fällt, sondern ganz offenbar in ein Zwischenstadium nach Schluß der eigentlichen 1. Interglazialzeit am Beginn der Hauptvereisung. Gaebert stellt mehrfach fest und belegt es mit sehr genau aufgenommenen und gezeichneten Profilen, daß die Elster-Pleiße-Schotter in denen die Geräte liegen, von den unterliegenden interglazialen Muldeschottern durch dünne Geschiebelehm-Bänke oder -Setzen getrennt sind, als auch

Digitized by Google

selbst solche dünne Grundmoränenfetzen enthalten und erst zu oberst von der eigentlichen Moräne der Haupteiszeit bedeckt werden, daß sie mithin beim Herannahen der Hauptvereisung in einer Periode beständiger Schwankungen des Inlandeisrandes gebildet wurden, daß sie also eine interstadiale Bildung mit glazialem Charakter sind. Elephas primigenius und Rhinoceros antiquitatis, die beide darin gefunden worden, sind mit ihrem wollhaarigen Pelz auch sicher glaziale und nicht wärmeliebende Tiere gewesen. Das ist also ein neuer Beweis, daß der paläolithische Mensch in Deutschland unter sehr ungünstigen klimatischen Bedingungen gelebt hat, ähnlich wie die Eskimos in Grönland; die früheren Beweise waren die Funde von Geräten im Geschiebesand von Michaelisdonn in Holstein und in einem interstadialen Kies in der unteren Grundmoräne am Kaiser Wilhelmskanal bei Lüttgenbornholt [1]). Ein weiterer gleichartiger Fund ist schon vor vielen Jahren von Meyn in Schleswig-Holstein gemacht, aber in Vergessenheit geraten [2]). Meyn stellte damals fest, daß sicher bearbeitete Feuersteinlamellen in 2—3 m Tiefe in grobem scharfkantigen „Blachfeldgrand" auf sicher primärer Lagerstätte vorkämen. Der vor 40 Jahren als „altalluvial" angesehene Haidesand und Blachfeldsand Schleswig-Holsteins ist inzwischen längst als sichere jungdiluviale Bildung, als Abschmelzsand des letzten Inlandeises erkannt worden!

[1]) C. Gagel: Die Lagerstätte der Flintartefacte bei Michaelisdonn in Holstein. Z. d. d. geol. Ges. 1911, S. 620 und 250. — C. Gagel: Weitere Funde paläolithischer Artefacte im Diluvium Schleswig-Holsteins. Zentralbl. f. Mineralogie 1911, S. 218.

[2]) L. Meyn: Geognostische Bestimmung der Lagerstätte von Feuersteinsplittern bei Bramstedt in Holstein. Archiv für Anthropologie Band III, Heft 1 S. 31—35.

Digitized by Google

Funde aus provinzialrömischer Zeit vom Kämmereihölzchen bei Weißenfels.

Von Dr. Max Wilcke, Zeitz, und Hugo Mötefindt, Wernigerode.

Mit 13 Abbildungen.

Einer der reizvollsten thüringischen Fundorte aus provinzialrömischer Zeit ist Weißenfels. Die von hier stammenden Funde sind zahlreicher als sonst irgendwo. Die Funde haben auch deshalb einen besonderen Reiz, weil ihre Zugehörigkeit zu der Skelettgräbergruppe oder der Brandgräbergruppe zweifelhaft war. Die Masse der Funde ist in drei Museen — Museum für Völkerkunde in Berlin, Provinzialmuseum in Halle a. S. und städt. Museum in Weißenfels — und in die Privatsammlung des Kreisschulinspektors Dr. Max Wilcke in Zeitz gekommen. Es ist deshalb nicht leicht, einen Überblick über die Funde dieses Ortes zu gewinnen. Im folgenden soll es unternommen werden, wenigstens einen Teil des Materials einem weiteren Kreise zu unterbreiten; es war leider nicht möglich, die Erlaubnis zu einer Veröffentlichung des ganzen in Betracht kommenden Fundmaterials zu erhalten. Unsere Teilpublikation wird aber um so wichtiger sein, weil sie allein sichere Fundangaben bietet; da es sich um Funde aus einer Privatsammlung handelt, die trotz ihrer Größe nur wenigen bekannt ist, so wird unsere Veröffentlichung bisher meist unbekanntes Material bieten.

Das wichtigste Ergebnis ist zunächst die Feststellung, daß wir es in diesem Falle nicht mit Skelettgräbern zu tun haben, sondern daß Weißenfels zu der Gruppe gehört, deren Bestattungsform in unmittelbarer Fortsetzung des latènezeitlichen Brauches die Leichenverbrennung und Beisetzung der Brandreste in Urnen war[1]).

---

[1]) Wie auf Wilckes Veranlassung seinerzeit in Bezug auf die Mitteilung Götzes in den vor- und frühgeschichtlichen Altertümern Thüringens S. XXXVII auf S. 366 bereits gedruckt ist, liegt hier zweifellos eine Verwechselung mit anderen — stein- und vielleicht auch bronzezeitlichen — Skelettgräbern vor, die auf dem in unmittelbarer Nähe des Kämmereiholzes liegenden Beudefelde entdeckt wurden. Dort sind, vielleicht vor etwa 30 Jahren, viele,

Digitized by Google

Im Herbst und Winter 1907 auf 1908 wurde westlich vom Kämmereihölzchen bei Weißenfels hart am Rande desselben eine Kiesgrube angelegt. In der über dem Kies stehenden bis 1 m tiefen Humusschicht wurden dabei wiederholt provinzialrömische Funde gemacht, nachdem schon Jahre vorher viele (recht wertvolle) Gegenstände derselben Kultur in einer jetzt zugeschütteten Kiesgrube in nächster Nähe von jener neuen zutage gefördert waren. Die früheren Funde sind z. T. in die Museen zu Berlin und Halle gewandert, z. T. befinden sie sich im städtischen Museum in Weißenfels. Die betreffenden Gefäße standen nach Aussage von Arbeitern, die bei ihrer Auffindung zugegen und beteiligt waren, gewöhnlich ohne Steinpackung oder Steinsetzung in der bloßen Erde. Einmal — vor etwa 20 Jahren — wurde jedoch bestimmt auch eine Steinkiste gefunden; in dieser befand sich ein großer Bronzeeimer, außerdem eine Glasschale und mehrere Gefäße, darunter eine Urne mit Bronzefibeln. Ums Jahr 1905 wurden nochmals Urnen gefunden; in einer derselben soll eine „goldene" Fibel gelegen haben[1]). Einmal hat ein Arbeiter auch am Fuße des Abhanges eine Schale aus terra sigillata gefunden, die sich jetzt im Museum zu Weißenfels befindet. — Über die Funde aus den Jahren 1907/08 ist kurz folgendes zu berichten: Wilcke selbst hat, obwohl er wiederholt gegraben hat, abgesehen von Scherben nichts gefunden. Die Funde, die sich in seinem Besitz befinden, sind von Arbeitern gemacht, die allerdings genau von ihm belehrt waren und die er fast jede Woche mehrere Male an Ort und Stelle aufgesucht hat. Nach ihren Aussagen, deren Richtigkeit Wilcke meist noch nachprüfen konnte, fanden sich die Funde in der bloßen Erde vor, meist 1—2 m von einander getrennt. Die Urnen, deren Leichenbrand Wilcke selbst gesehen hat, standen in Löchern, die in den Kies hineingearbeitet und mit schwarze Brandspuren enthaltender Erde ausgefüllt waren. Eine der Urnen war mit zahlreichen — etwa 25 — Bronzeblechstücken sorgfältig zugedeckt, ein Umstand, dem ihre Erhaltung zu verdanken ist: der Arbeiter traf mit der Hacke von oben auf dieses Blech und wurde dadurch auf den Fund aufmerksam. Die Bronzen sollen immer neben den Gefäßen gelegen haben. In einem kleinen, leider zerbrochenen Gefäß, von dem eine Scherbe mit abgebildet ist (Abb. 2, Nr. 35), fanden sich mehrere Perlen (Abb. 1, Nr. 12. 2, 19). Auch fanden sich viele Stücke von grünem Glasfluß vor, einmal auch eine im Feuer gewesene und durch dieses entstellte

meist schnurkeramische Hocker ausgegraben; es sollen sich jedoch dort auch bronzezeitliche Skelettgräber befunden haben. Auf dem Beudefelde hat Wilcke noch 1909 ein Kinder-(Hocker-)skelett aus dem Kulturkreis der Schnurkeramik ausgegraben. Am nördlichen Ende des ganzen Geländes nach der Saale zu fanden sich außerdem viele bandkeramische Herdgruben. Auf dem Beudefelde sind übrigens auch im Jahre 1879 latènezeitliche Brandgräberfunde mit Fibeln entdeckt (Mus. in Weißenfels).

[1]) Letzterer Fund ist in den Besitz des Dr. med. Wunderwald in Weißenfels übergegangen.

Digitized by Google

lange röhrenförmige Glasperle. Die in Wilckes Besitz gelangten Urnen sind nicht die einzigen, die damals gefunden wurden, wohl aber die größten. Einige kleinere brachte der Arbeiter ins städtische Museum zu Weißenfels.

Betrachten wir jetzt die in der Sammlung Wilckes befindlichen Funde einzeln.

I. Fibeln.

Es sind im ganzen 11 Stück in die Sammlung Wilcke gelangt; sämtliche Exemplare sind aus Bronze. Sie gehören alle mit einer Ausnahme den Fibelreihen an, die sich aus den Fibeln mit umgeschlagenem Fuß entwickelt haben.

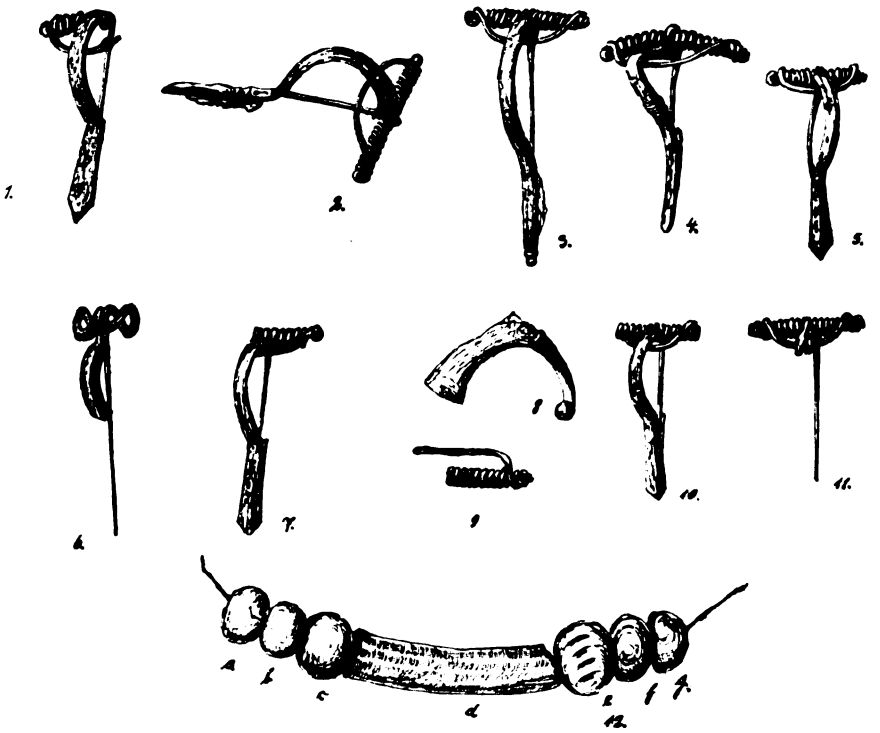


Abb. 1. Weißenfels, Kr. Weißenfels.
Sammlung des Kreisschulinspektors Dr. Wilcke-Zeitz. $^3/_4$ nat. Größe.

1. Armbrustfibel mit unterer Sehne, langem Nadelhalter mit drei Einkerbungen (am Ende und zwei in der Mitte) und Endknopf (Abb. 1, 3). Almgren 178. Länge $5^3/_4$ cm.

2. Desgleichen. Abbildung 1, 2. Länge 5 cm.

3. Desgleichen. Abb. 1, 5. Länge 4,5 cm.

4. Desgleichen. Abb. 1, 7. Länge 4,75 cm.

5. Desgleichen. Abb. 1, 10. Länge 4,12 cm.

Digitized by Google

6. Desgleichen. Abb. 1, 1. Länge 4,5 cm.

7. Fibelrest, Bügel nicht erhalten. Abb. 1,11. Länge über 4 cm.

8. Armbrustfibel. Bügel am Knick mit einem Aufsatz und drei Querlinien versehen. Fuß nach unten umgebogen und hülsenartig verbreitet. Abb. 1,4. Länge 4,5 cm.

9. Armbrustfibel, deren Übergangsteil vom Bügel zur Nadel schleifenartig gewunden ist. Bügel nur im oberen Teil erhalten. Abb. 1, 6. Länge über 6 cm.

10. Bügel einer zweigliederigen Armbrustfibel mit umgeschlagenem Fuß und hohem Nadelhalter. Etwa Almgren 207. Abb. 1, 8.

11. Eine Armbrustachse einer Fibel. Abb. 1, 9.

II. Tongefäße.

1. Eine große Urne von topfförmiger Gestalt; in der Mitte des Halses eine Einziehung. Farbe graubraun. Abb. 2, 38. Höhe 26,5 cm. Mündungsdurchmesser 29 cm. Größter Umfang 101 cm.

2. Eine große Urne von ähnlicher Gestalt wie die vorige. Sie war mit den Bronzeblechstücken bedeckt (s. S. 379); die neben ihr gefundenen Eisensachen lassen sich nicht mehr aussondern. Abb. 2, 39. Farbe grau. Höhe 20,5 cm. Mündungsdurchmesser 28 cm. Umfang am Bauchumbruch 98 cm.

3. Eine verzierte Scherbe von dem Gefäß, in dem die Perlen lagen (s. S. 385). Die Verzierung ist eingeschnitten; das Gefäß ist sehr dünnwandig. Farbe graubraun. Abb. 2, 35.

4. Ein kleines, graubraunes Tongefäß, in dem auch einige Perlen gelegen haben sollen. Höhe 4 cm. Mündungsdurchmesser 5,5 cm. Größter Umfang 16 cm. Abb. 2, 2.

III. Bronzegefäße.

1. Es sind an 30 Scherben von Bronzegefäßen erhalten, die z. T. gänzlich zusammengedrückt oder auch umgeschmolzen sind. Sie stammen von mehreren Gefäßen; einige der Scherben sind Randstücke und scheinen von großen Kesseln oder Eimern zu stammen. Abb. 2, 20 ist ein solches Randstück abgebildet, das in der Sehne gemessen etwa 6½ cm groß ist; ein Profil dieser Scherbe ist in Abb. 3 wiedergegeben. Ein zweites Randstück ist in Abb. 2, 33 dargestellt; unter dem verstärkten Rande laufen hier zwei eingeritzte Linien.

2. Ein kleines Bronzegefäß ist in Abb. 2, 4, als Zeichnung in größerem Maßstabe in Abb. 4 dargestellt. Es ist etwa 5 cm groß, Umfang am oberen Rande 16 cm. Das Gefäß ist mit mehreren Linien verziert. Es ist an einer Seite etwas eingedrückt. Der Rand ist nicht glatt, sondern bisweilen ausgebrochen. Der Boden ist abgerundet.

Digitized by Google

3. Ein Füßchen eines Bronzeeimers. Abb. 2, 23. Länge 7,1 cm. Derartige Füßchen kommen recht oft vor. Sie sind meist, wie auch in unserem Fall, Gußstücke. Pič hat im zweiten Bande seines Werkes „Urnengräber Böhmens"

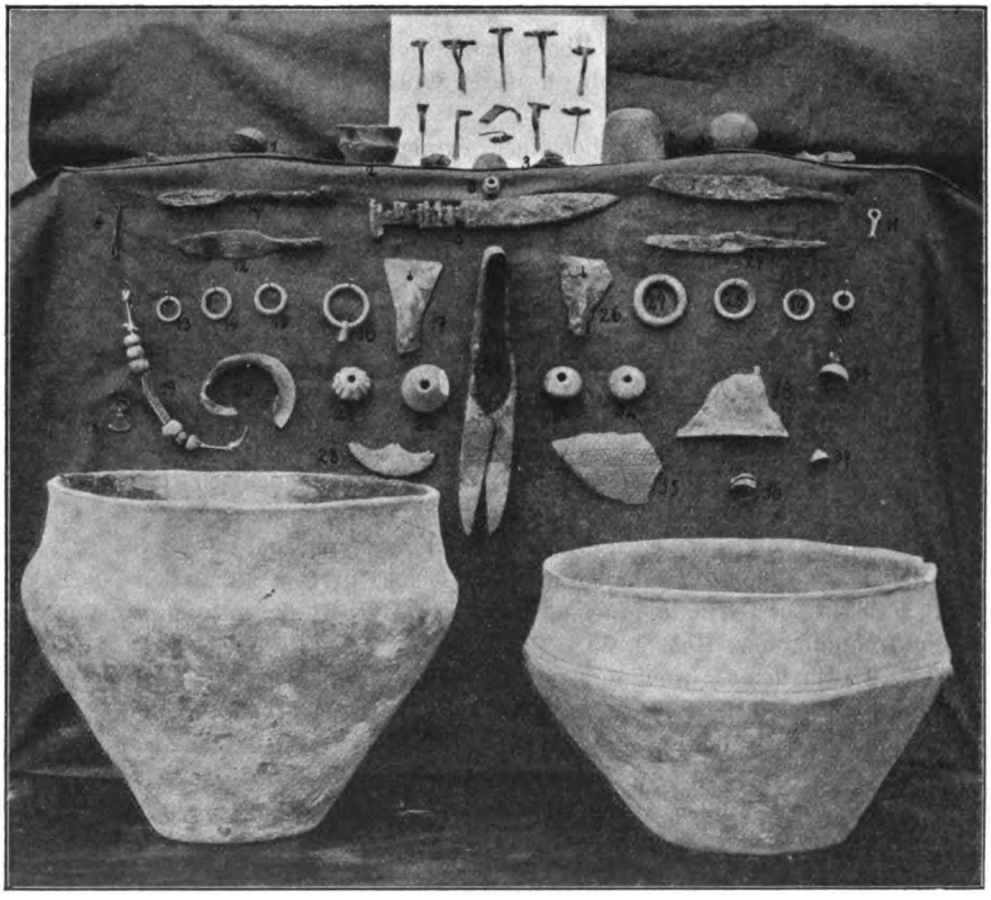


Abb. 2. Weißenfels, Kr. Weißenfels.
Sammlung des Kreisschulinspektors Dr. M. Wilcke, Zeitz. 1/6 nat. Größe.

Abb. 3. Profil des Bronzegefäßes. Abb. 2, 20.

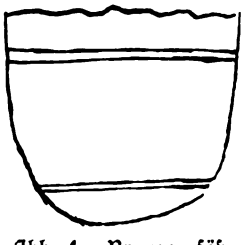


Abb. 4. Bronzegefäß.

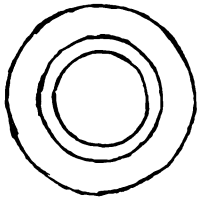


Abb. 4a. Unterfläche des Bronzegefäßes.

Digitized by Google

(Leipzig 1908) zwei Stücke veröffentlicht (S. 96 Abb. 9 und Taf. 55, Nr. 32). In dem bekannten schlesischen Funde von Michulla liegt ein solches vor[1]).

IV. Messer.

1. Ein einschneidiges Messer mit Endknauf, an dessen Griff sich noch Holzreste befinden. Abb. 2, 9. Die Spitze des Messers befindet sich nicht vollkommen in der Mitte der geraden Klinge, sondern die Schneide ist etwas rückwärts gekrümmt. Länge 20 cm.

2. Ein einschneidiges Messer von 15,6 cm Länge, dessen Spitze leider abgebrochen ist. Abb. 2, 10.

3. Ein einschneidiges Messer von 11,5 cm Länge. Abb. 5.

4. Ein kleines einschneidiges Messer von 14,4 cm Länge. Der Rücken biegt sich nach vorn, die Spitze ist abgebrochen. Abb. 2, 25.

Abb. 5. Messer.

Abb. 6. Messer.

Abb. 7. Lanzenspitze.

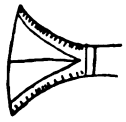


Abb. 8. Verzierung des Griffrandes der Eisenschere.

5. Ein kleines Messer von 9,5 cm Länge mit fein geschweifter Schneide. Abb. 6.

6. Zu den Messern ist auch ein kleines Schneideinstrument zu zählen, das auf den ersten Blick einer Lanzenspitze ähnlich sieht. Abb. 2, 7. Der lange Schaft ist gedreht und unten kreisförmig umgebogen. Länge des Geräts etwa 15 cm. Ein genaues Seitenstück ist auf den Hünenknäppen bei Dolberg gefunden und von Ritterling in den Mitteilungen der westfälischen Altertumskommission II, 1901. S. 48 besprochen und S. 46, 3 in Abb. dargestellt worden.

V. Lanzenspitzen.

1. Eine Lanzenspitze mit großem Blatt und gedrehtem Schaft, von dem leider nur ein kleiner Teil erhalten ist. Abb. 2, 12. Länge 12 cm.

2. Eine Lanzenspitze mit hohler Tülle. Länge 8 cm. Abb. 7.

[1]) Schlesiens Vorzeit 7 (1899) S. 417. Abbildung S. 420 Fig. 2.

Digitized by Google

Während letztere Form in Thüringen vorherrschend ist (11 Exemplare), war erstere mit gewundenem Schaft aus dieser Zeit noch nicht vertreten.

VI. Schere.

Es liegt nur eine Eisenschere der gewöhnlichen Form vor. Länge 24 cm. Abb. 2, 24. Bisher war diese Form in Thüringen nur dreimal vertreten: Arnstadt (Götze-Höfer-Zschiesche, die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens S. 254), Utenbach (ebendort S. 325) und Goldbach (ebendort S. 236). Bei dem vorliegenden Stück ist der Griff gekerbt und mit Linien verziert (Abb. 8).

VII. Pinzette.

Unter den Funden befindet sich auch eine bronzene Pinzette der in dieser Zeit vorherrschenden Form ohne Schieber. Abb. 2, 6. Länge 4 cm. Diese Pinzetten, ebenso wie die Scheere ein Toilettengerät, kommen wie überall so auch in Thüringen zuerst in der Bronzezeit auf (Thüringen 8 Funde), halten sich dann durch die Latènezeit ((Langendorf, Götze-Höfer-Zschiesche S. 356) bis in die römische Kaiserzeit, in der sie in unserem Gebiet verhältnismäßig selten sind[1]); erst in der fränkischen Zeit werden die Pinzetten in Thüringen wieder häufiger (Thüringen 7 Funde).

VIII. Bronzeringe.

In den Funden befinden sich ferner acht Bronzeringe der verschiedensten Größe und Gewichte:

Abb.	Äußerer Durchmesser	Dicke des Metalls	Gewicht
2, 13	2,1 cm	0,3 cm	2 g
2, 14	2,6 „	0,3 „	4 „
2, 15	2,6 „	0,5 „	5 „
2, 16	3,8 „	0,5 „	20 „
2, 17	4,4 „	0,8 „	44 „
2, 28 u. 9	3,4 „	0,6 „	16 „
2, 29	2,6 „	0,5 „	9 „
2, 30	1,8 „	0,5 „	2,5 „

Weiter liegt ein spiralförmiger Ring mit Knöpfen an den Enden, eine spezifisch ostgermanische Form, vor. Abb. 2, 36. Durchmesser 2,3 cm. Dicke der Knopfscheiben 0,8 cm. Nur der dicke gerippte Mittelstreifen ist mit zwei

[1]) Außer diesem Exemplare liegt mir noch eine verzierte Schieberpinzette von Leuna, Kr. Merseburg (Götze, Höfer, Zschiesche, S. 13) vor.

Digitized by Google

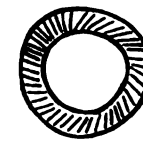


Abb. 9. Verzierter Bronzering.

Reihen punktförmiger Einstiche verziert. Es ist einer jener ostdeutschen Fingerringe, zu dem sich im skandinavischen und ostbaltischen Gebiet Parallelen finden. Er ist eng verwandt mit dem in Götze, Höfer, Zschiesche Taf. XX Abb. 302 abgebildeten Ringe von Flurstedt bei Apolda, Verwaltungsbezirk Weimar, den zuletzt der so früh verstorbene Erich Blume in seinem Werke „Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit" (1912) behandelt und abgebildet hat (S. 80, Abb. 99)[1]).

IX. Eisenringe.

Es liegen zwei Ringe verschiedener Größe vor:

	Äußerer Durchmesser	Dicke des Metalls	Gewicht
1	4,5 cm	0,8 cm	18 g
2	3,5 „	0,5 „	0,4 „

X. „Perlen".

Abb. 2, 19 und Abb. 1, 12.

a) Kugel aus gebranntem Ton. Farbe rosa.
b) Desgleichen. Farbe hellbraun.
c) Glaskugel. Farbe grün.
d) Röhrenförmige Glasperle. Farbe grün.
e) Kugel aus gebranntem Ton. Farbe grau. Verziert durch Kerbungen.
f) Glaskugel. Farbe schwarz.
g) Abgeplattete Tonkugel. Farbe gelb.

XI. Anhänger.

Ein kleiner silberner Anhänger in Gestalt einer Axt, an einem bronzenen Drahtringelchen befestigt. Abb. 2, 18. Größe 2 cm. Wir werden diesen Anhänger als Amulett auffassen müssen.

Ein kleines Klapperglöckchen aus Bronze. Abb. 2, 34. Die Glocke ist halbkugelförmig. Größe im Durchmesser 2,3 cm. In der Glocke hängt ein Eisenring zum Klingeln.

Ein bronzenes Amulett, als Anhänger, Bulla getragen. Öhr ist abgebrochen. Römische Vergleichsstücke sind mir unbekannt, werden aber wohl nicht fehlen. Durchmesser des kugelförmigen, in zwei Halbkugeln auseinanderklappbaren Anhängers 3 cm. Abb. 2, 1.

---

[1]) Vergl. jetzt auch Kossinna, die deutsche Vorgeschichte. Zweite Auflage. Würzburg 1914. Taf. XXV, Abb. 327.

Digitized by Google

XII. Spinnwirtel aus Ton.

1. Abb. 2, 21. Größe 2 cm.
2. Abb. 2, 22. Größe 2,1 cm.
3. Abb. 2, 31. Größe 2,3 cm.
4. Abb. 2, 32. Größe 2 cm.

XIII. Bronzezwinge.

Länge 2,4 cm. Abb. 2, 11.

XIV. Bronzene Henkelbeschläge.

Zwei bronzene Beschläge für Holzgefäße; in den Löchern muß ein Bronzedraht, bei dem einen vermutlich ein Eisendraht als Henkel gesteckt haben. Abb. 2, 17 und 26. Länge 7 cm.

XV. Kinderklapper.

Unter den Fundstücken befindet sich eine tönerne graubraune Kinderklapper. Den Inhalt bilden einige Steinchen. Die Klapper ist von eiförmiger Gestalt. Größe 4 cm.

XVI. Knochennadel.

Eine 13 cm lange, dünne, bogenförmige Knochennadel; an dem einen Ende zwei Einkerbungen.

XVII. Eisengerät.

Ein unerklärbares Eisengerät Abb. 10, rekonstruiert Abb. 10 a. Es sieht zunächst wie ein Latènegürtelhaken aus; an den Enden fehlt jedoch jede Umbiegung.

Abb. 10. Eisengerät.

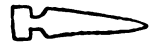


Abb. 10 a. 1/2. Rekonstruktion von Abb. 10.

XVIII. Ein Bronzestück von irgend einem Gerät, das der Länge nach durchbohrt ist. Abb. 11.

XIX. Ein Bronzegriff, innen Eisenkern, von irgend einem Gerät oder Möbel. Abb. 12. Länge 5,5 cm. Da er unvollständig ist, läßt sich über seine Bedeutung nichts aussagen.

Digitized by Google

XX. Ein Bronzeanhänger von 3 cm Länge und 13 g Gewicht. Er ist zweimal unten durchbohrt, einmal quer und dann von unten nach oben; letztere Bohrung endet aber blind. Abb. 13. Nach Ansicht Reineckes[1]), dem wir dies Stück vorgelegt haben, ist es wohl ein neuzeitlicher Gegenstand. „Wenn es aber alt ist, ist es sicherlich nicht ein Halsschmuckstück. Die Durchbohrung ist sehr sonderbar, sieht aus, als wenn sie ganz neu, jüngeren Datums wäre" (Reinecke). Da wir keine Vergleichsstücke zu ermitteln vermochten, heben wir das Stück als zweifelhaft besonders hervor.

Abb. 11. Bronzestück.

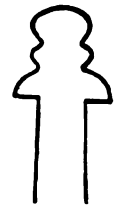


Abb. 12. Bronzegriff.

Abb. 13. Zweifelhafter Bronzegegenstand.

Sämtliche in der Sammlung Wilcke befindlichen Funde vom Kämmereihölzchen gehören der sog. „römischen Kaiserzeit", und zwar etwa dem 2.—3. Jahrhundert n. Chr. an. Die aus den Fibeln mit umgeschlagenem Fuß entstandenen Fibelformen sind für diese Zeit besonders charakteristisch. Die Funde vom Kämmereihölzchen sind etwa gleichzeitig mit denen von Großneuhausen (Sachs.-Weimar), die Götze untersucht und veröffentlicht hat[2]). Derselben Zeit gehören vielleicht noch die Funde von Schönburg, Kr. Weißenfels an[3]). — Die Beigaben stammen m. A. nach aus Frauen- und Männergräbern. Für Männergräber sind die Lanzenspitzen, die größeren Messer, die drei Toilettengeräte Schere, Pinzette, Rasiermesser charakteristisch, für Frauengräber sprechen die Spinnwirtel.

Gerade das dritte Jahrhundert hat in Thüringen außerordentlich reiche Spuren hinterlassen. Es ist dieselbe Zeit, der auch die Hauptmasse der Skelettgräber angehören. Einige dieser Skelettgräbergruppe angehörige späte Funde unseres Gebiets sind in der letzten Zeit veröffentlicht worden[4]). Aus der Brandgräbergruppe jedoch ist in unserem Gebiet seit Götzes Ver-

---

[1]) Herrn Landeskonservator Dr. Reinecke sind wir überhaupt für mehrfache Unterstützung bei unserer Arbeit zu großem Dank verpflichtet.

[2]) Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1900, S. 33—46.

[3]) Götze, Höfer, Zschiesche, Altertümer Thüringens S. 352.

[4]) Florschütz, Skelettgrab der spätrömischen Kaiserzeit von Haßleben im unteren Geratal. Mitteilungen der Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumskunde 1911, S. 15—18. — Mötefindt, Ein Grabfund von Köstitz, Kr. Saalfeld (Sachs.-Meiningen). Jahresschrift f. d. Vorgesch. der sächs.-thür. Länder X, 1911. S. 71 ff.

Digitized by Google

öffentlichung der Großneuhausener Funde keine weitere Veröffentlichung erschienen. Durch das Thüringer Inventarwerk ist unsere Kenntnis der Verbreitung der Skelettgräbergruppe wesentlich erweitert worden. Aufgabe der ferneren Forschung ist es, das Verhältnis der beiden Gruppen zueinander auf der von G. Kossinna gegebenen Grundlage[1]) weiter zu untersuchen. Eine solche Untersuchung wird aber nur möglich sein, wenn möglichst viel Material aus beiden Gruppen veröffentlicht vorliegt. Möchte darum die vorliegende Veröffentlichung eine Anregung zu einer reichen Publikationstätigkeit auf diesem Gebiete sein!

[1]) Zeitschr. f. Ethn. 1905. S. 369 ff. Indogermanische Forschungen VII, 1896. S. 276 ff. Korrespondenzblatt der Deutschen anthrop. Gesellschaft 1907, S. 165.

Digitized by Google

III. Aus Museen und Vereinen.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Zweiggesellschaft Berlin.

1. Sitzungsberichte 1914.

Die Sitzungen des sechsten Vereinsjahres fanden sämtlich im Großen Hörsaale des Königl. Instituts für Meereskunde statt. Sämtliche Vorträge und Mitteilungen waren reichlich mit Lichtbildern ausgestattet.

Die **erste Sitzung,** Montag den 2. März, wurde eröffnet durch eine Mitteilung des Rentier Busse-Woltersdorf „über einen bronzenen Frauenschmuck aus den bronzezeitlichen Gräbern bei Diensdorf-Radlow am Scharmützelsee, Kr. Beeskow-Storkow".

Es folgten zwei Vorträge von Paul Quente-Heiligengrabe über die Ostprignitz, deren erster sämtliche geschlossenen „Funde aus der Bronzezeit der Ostprignitz" vorführte, während der andere unter dem Titel „Die letzten vorwendischen Germanen östlich der Elbe" die Prignitzer Urnengräber des 4.—6. (?) nachchristlichen Jahrhunderts behandelte.

Den Beschluß der Sitzung machte ein Vortrag von Professor Kossinna über „zwei neue Gold-Depotfunde aus Frankreich", deren jeder unter anderem auch Goldgefäße germanischer Art enthielt, wie sie bisher dort noch nicht festgestellt worden waren und daher auch in dem Buche des Vortragenden über den „Goldreichtum der Germanen in der Bronzezeit" (1913) für Frankreich noch als unbelegt hingestellt werden mußten. Der Vortrag ist mittlerweile, versehen mit der bereicherten Fundkarte, im Mannus erschienen („Neue Goldgefäße aus Frankreich" oben S. 295—308 nebst Taf. XVI—XVIII).

Die **zweite Sitzung,** Mittwoch den 25. März, wurde ganz eingenommen von einem Vortrag des hochverehrten zweiten Vorsitzenden der Hauptgesellschaft Generalarzt Dr. Georg Wilke-Leipzig. Der Vortragende behandelte „mythische Vorstellungen und symbolische Zeichen aus indoeuropäischer Vorzeit" und fand, wie stets, aufmerksamste Zuhörerschaft und lebhaftesten Beifall. Der Vortrag wird im ersten Hefte des Mannus von 1915 abgedruckt werden.

In der **dritten Sitzung,** Donnerstag den 18. Juni, sprach Paul Quente-Heiligengrabe über „die Ausgrabung eines germanischen Dorfes aus der vorrömischen Eisenzeit bei Dehlow in der Ostprignitz". Obwohl die Ausgrabung noch längst nicht beendet ist, konnten doch schon sichere Ergebnisse mannigfacher Art mitgeteilt werden. Bis in alle Einzelheiten hinein wurde die Ausgrabung eines einzigen Gehöftes dieses Pfostenhausdorfes vorgeführt, dessen Anlage in das 2. vorchristliche Jahrhundert hinaufreicht, dessen Anbauten aber sich bis ins 2. Jahrhundert nach Chr. erstreckt haben dürften, wie die Reste der allen diesen Jahrhunderten angehörigen Tongefäße, die in den einzelnen Anbauten vorgefunden wurden, genau erweisen. Unter den Tonscherben der späteren Anbauten finden sich auch solche mit Verzierungen, die in Rädchentechnik ausgeführt worden sind.

Digitized by Google

Den Hauptvortrag des Abends hielt Professor Kossinna, der „über die Sonnengötterdreiheit und das Bruderpaar des Sommer- und Wintergottes in der germanischen Vorzeit“ sprach. Der Vortragende gab eine eingehende Darstellung der neuen Auffassungen des religiösen Inhalts der skandinavischen Felsenzeichnungen der älteren Bronzezeit, wie sie zuerst von dem jungen norwegischen Gelehrten Dr. Just Bing gefunden und dann von ihm unter weitgehender Mithilfe des Vortragenden in zwei Aufsätzen des Mannus (oben S. 159 bis 180 und S. 261—282) dargestellt worden sind. Eine gedrängte Fassung dieses Vortrages findet sich in der neuen Bearbeitung des Buches des Vortragenden „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft“ S. 75—98. — In der anschließenden Erörterung gab Dr. Walther Schulz-Minden aus Halle a. S. einen hübschen kleinen Beitrag zur religiösen Erklärung der Felsenzeichnungen, indem er eine solche vorzeigte, auf der die Sage von der Befreiung einer Jungfrau aus den Händen des Winterriesen durch den axtschwingenden gehörnten Sonnengott (Thor) wiedergegeben ist (vgl. die Mitteilung: Mannus VI, 324 f.).

Sonnabend den 28. November fand die **erste Kriegssitzung** der Berliner Zweiggesellschaft statt.

Eingeleitet wurde die Sitzung durch eine Ansprache des Vorsitzenden, Professor Kossinna, in der etwa folgendes ausgeführt wurde:

„Unter den Waffen schweigen die Gesetze, schweigen die Musen. Das sind Sprüche, die uns schon aus dem Altertum bekannt sind. Und wie vielmehr haben sie heute Geltung. Damals kämpfte, wenigstens in Griechenland, wie in Italien, stets nur ein kleiner Teil des Volkes die Kriege durch. Heute aber steht in Europa z. T. die ganze männliche Volkskraft der Völker in Waffen, soweit sie überhaupt waffenfähig ist. Und im höchsten Maße ist dies bei uns der Fall, im Geburtslande der allgemeinen Wehrpflicht. Alles drängt sich danach, für das Vaterland zu kämpfen; wer aber nicht selbst gegen den Feind gehen kann, arbeitet daheim für das Wohlergehen der Krieger, die im Felde stehen.

Unsere größte Kulturleistung, unser gewaltiger, einzig dastehender Militarismus, die unvergleichliche Ordnung und Organisation aller unserer Kulturarbeit überhaupt, im Verein mit der Größe unseres Volkes, bringen es aber mit sich, daß auch bei der heimischen Kriegsarbeit immer noch unzählige Volksgenossen untätig beiseite stehen müssen; leider: sie können nur von weitem den Großtaten unserer Heere und Flotten bewundernd folgen und dürfen jetzt noch mehr als je zuvor von dem stolzen Hochgefühl, Deutsche zu sein, sich tragen lassen. Damit ist es aber nicht genug. Gerade diesen am Kriege nicht Beteiligten liegt die strenge Pflicht ob, das große, überreiche Kulturleben unseres Volkes nach allen Richtungen hin, jeder in seinem Berufe, in kleinerem Maßstab tätig fortzuführen, damit es nirgend wo einen vollkommenen Abbruch erleide. So schwer es uns wird, das Denken von den gewaltigen Ereignissen jenseit unserer Grenzen auch nur eine Stunde lang abzulenken, es muß geschehen. Wenn wir in treuer Berufsarbeit unsere Gedanken sammeln, stärken wir nicht nur unsere nun schon so lange in steten Erwartungen hochgespannten Nerven, sondern dienen auch am besten unserem Vaterlande.

Solche Erwägungen waren der Anlaß, daß auch unsere Gesellschaft, ähnlich wie andere wissenschaftliche Gesellschaften, sich entschloß, angesichts des gewaltigen Ernstes unserer Zeit dennoch eine Sitzung, eine Kriegssitzung, eintreten zu lassen.

Welcher Art eine solche sein müßte, darüber konnte keine Unklarheit herrschen. Unsere Gesellschaft hat von jeher eine in hohem Maße nationale, völkische Richtung innegehalten. Sie setzte, weil die Dinge ohne weiteres dies nahelegen, ja zwingend verlangen, die Ergebnisse vorgeschichtlicher Forschung in Kultur-, Volks- und Rassenfragen in unmittelbare oder möglichst nahe Beziehung zur Gegenwart.

Auch heute soll Gegenwart und Vorzeit unseres Volkes und des gesamten Germanentums in enge Verknüpfung gebracht werden: das kriegerische Heldentum, das sich in den letzten

Digitized by Google

vier Monaten bei unserem Volke in nie dagewesenem Maße offenbart hat, bildet hierbei das Schwergewicht, das alles übrige aufhebt. Von ihm ausgehend lenken wir die Blicke hinüber auf die großen Kämpfe der Vergangenheit in frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit, in denen unsere Ahnen ihr Volkstum gleichfalls gegen eine Welt von Feinden durchzusetzen hatten.

Daß dies zu allen Zeiten gelungen ist, verdankt unser Volk an erster Stelle den von unseren Vorfahren seit Urzeit her vererbten großen Eigenschaften. „Wer diese früheste und eigenste Art unverfälscht kennen lernen will, muß bei der Vorgeschichte anfragen. Gerade dadurch besitzt diese unsere Wissenschaft ihren hervorragenden Gegenwartswert, ihre hohe, nationale Bedeutung". Diese letzten Worte kennen Sie bereits aus der Vorrede meines Buches „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft". Ich darf wohl bei dieser Gelegenheit mitteilen, daß vor kurzem die zweite Auflage dieses Buches erschienen ist, das ich mir als Weihegabe an das zum ersten Male geeinigte deutsche Gesamtvolk gedacht habe. Das Buch ist jetzt auf das Dreifache angewachsen in Text wie in Abbildungen und kostet doch nur eine Mark mehr als die erste Auflage, nämlich 6 Mk. Wenn auch der buchhändlerische Vertrieb wissenschaftlicher Werke im allgemeinen jetzt vollständig zu ruhen scheint, so hoffe ich doch, daß dies Buch gerade zur rechten Zeit kommt.

Es zeigt nicht nur die äußere Zivilisation unserer Ahnen, ihr Leben, ihre Kleidung, ihren Schmuck, ihre Waffen, sondern auch, wie ihr Gottesglaube war, ihre Sinnes- und Denkweise, ihr Charakter. Sie finden dort auf anderthalb Druckbogen auch eine eingehende Darstellung der germanischen Waffen der römischen Kaiserzeit. Trotzdem werden Sie heute von dem besten Kenner dieses Sondergebiets soviel Neues, besonders auch an bildlichen Vorführungen sehen und hören, daß mein Buch und der heutige Vortrag keinen gegenseitigen Wettbewerb, sondern nur eine gegenseitige Ergänzung bedeuten.

Bevor ich an den Redner das Wort abgebe, ist es unsere Pflicht, in dankbarer Verehrung derjenigen Mitglieder zu gedenken, die draußen im Felde ihr Leben in die Schanze schlagen, um Deutschtum und deutsche Kultur gegen rohes Barbarentum und unsinnige Ländergier im Osten, brutalen Brotneid und eitele, giftige Rachsucht im Westen zu schützen".

Prof. Kossinna schloß hieran Mitteilungen über die Beteiligung von Mitgliedern der Gesellschaft am Kriegsdienste vor der Feinde oder im Lande, ehrte die Verwundeten, widmete einen warmen Nachruf den Gefallenen, wie Prof. Heinrich in Donaueschingen und besonders seinem langjährigen Assistenten Dr. Alfred Plettke aus Geestemünde, endlich auch dem seinem alten Leiden erlegenen Museumsdirektor Prof. Dr. Paul Höfer in Blankenburg a. H. (siehe hierüber oben S. 345 und die Kriegsnachrichten S. 346 f.).

Es erfolgte nunmehr der eigentliche Vortrag des Abends, indem Dr. Martin Jahn aus Breslau über „die Kriegführung der Germanen zur Römerzeit" sprach.

Die Germanen entwickelten in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in dem Kampfe mit dem größten Militärstaate der damaligen Zeit, mit den Römern, eine ungeheure kriegerische Kraft. Die Bewaffnung der Germanen, über die uns am besten die Funde von Kriegergräbern aus dieser Zeit aufklären, bestand in der Hauptsache aus Wurfspeer, Stoßlanze, Schwert und Schild. Die Form dieser Waffen erläuterte der Vortragende durch Vorführung von Lichtbildern. Während die Angriffswaffen der Germanen den römischen an Brauchbarkeit und Kampfeswert gleichkamen, fehlten ihnen Schutzwaffen fast völlig. Nur einen kleinen dünnen, leichten Holzschild führten sie, der unmöglich einen Lanzenstoß oder Schwerthieb aufhalten konnte, den sie vielmehr durch geschickte Handhabung nur zum Parieren und Ablenken des feindlichen Stoßes benutzten. Die Germanen legten nicht, wie die Römer, den Hauptwert auf eine möglichst feste Schutzrüstung, sondern auf völlige Unbehindertheit und Bewegungsfreiheit. Ihre beste Verteidigung war der Hieb.

Digitized by Google

Im Kampfe blieben die Sippen und Geschlechter beisammen, so daß jeder Kämpfer um sich herum Kameraden hatte, mit denen er auch in Friedenszeiten zusammen lebte. Dadurch erreichten die Germanen einen festen Zusammenhalt in ihren Truppenkörpern. Der geborene Führer jeder dieser Abteilungen oder Hundertschaften war der Geschlechtsälteste, der auch im Frieden seinem Geschlecht vorstand. Auf diese natürliche Art erhielten die Germanen gut zusammengeschweißte Truppeneinheiten, die sich die Römer künstlich durch den Drill schaffen mußten. In der Schlacht gingen die Germanen in geschlossenen Gevierthaufen mit eingelegten Lanzen vor. Die Hauptstärke dieser Aufstellung lag in der großen Wucht des Massenstoßes, mit dem sie auf die feindliche Schlachtlinie aufprallten und diese nur zu oft durchbrachen. Besonders geeignet waren die Germanen für Kämpfe in Wäldern und Bergen, für plötzliche Überfälle und jede Art des Kleinkrieges. Das bekannteste Beispiel für diese Kampfesart ist die Varusschlacht, die durch andauernde Überfälle auf das im Marsch befindliche Römerheer eingeleitet wurde und in der die Germanen durch geschickte Ausnutzung des Geländes im Teutoburger Walde die römischen Legionen völlig vernichteten.

G. Kossinna.

---

2. Ausflug der Berliner Zweiggesellschaft für deutsche Vorgeschichte nach dem Scharmützelsee, am 28. Juni 1914.

Mit 5 Textabbildungen.

Bei Beteiligung von 38 Personen, worunter einige Damen, fuhren wir von Berlin mit der Eisenbahn südöstlich über Königswusterhausen zwischen saftigen Wiesen und an mehreren großen Seen vorbei nach Buckow bei Beeskow. In diesem freundlichen Dorfe wurde der zum großen Teil noch gut erhaltene Ringwall besichtigt, an dessen äußerem Abhange in einem Einschnitt es noch gelang, einige Tierknochen und slawische Tonscherben zu finden. In der alten Dorfkirche, die mit dem Friedhof mitten im Wallkessel steht[1]), begrüßte uns der Prediger Herr Werder aus Buckow. Er hatte einige Urnen, einen Armring, eine Nadel und ein Rasiermesser aus Bronze ausgestellt, welche Gegenstände kürzlich im nahen Walde bei Buckow gefunden worden sind (Abb. 1—3). Nach herzlicher Verabschiedung fuhren wir mit der Bahn zurück bis zur Haltestelle Scharmützelsee, wo auf der Seeterrasse gefrühstückt wurde. Um 1 Uhr Aufbruch und mit dem Dampfschiff über den malerischen Scharmützelsee nach dem am östlichen Ufer des Sees gelegenen Diensdorf. Von hier ging es zu Fuß, nachdem sich noch mehrere Herren aus Fürstenwalde und Umgegend uns angeschlossen hatten, durch den Wald, in welchem meine vorjährigen Grabungen stattgefunden haben, in einer halben Stunde zum Hauptziel des Ausfluges, zur Besichtigung meiner diesjährigen Grabungsarbeiten bei Radlow. Hier fand dann eine mehrstündige höchst interessante belehrende Ausgrabung statt, deren Einzelheiten mehrfache kritische Bemerkungen bei den anwesenden Sachleuten herausforderten. So fand sich in einem Grabe, von dem die Steinwölbung sorgfältig abgehoben wurde und dann mehrere Tongefäße, worunter eine große Buckelurne zum Vorschein kamen, eine schwarze Erdschicht, die von einigen Herren als von einer vermoderten Holzsteele herrührend angesehen wurde, die vielleicht früher zur Kennzeichnung des Grabes gedient hat. Ebenso gab noch eine in einer Urne gefundene größere durchlochte Steinkugel Anlaß zur lebhaften Besprechung. Man war sich nicht einig, ob die Kugel zum schleudern, zum reiben oder als Waffe gebraucht worden ist. In einem zweiten Grabe, von dem die Steinwölbung schon vorher entfernt war, wurde 1,20 m tief eine große doppelkegelige

[1]) Von Buckow 12 km westlich liegt am Dolgensee das Dorf Damsdorf; dessen Kirche, die eine der ältesten der Mark Brandenburg und noch am Giebel mit Schießscharten versehen ist, steht ebenfalls in einer vorgeschichtlichen Umwallung. Am inneren Walle stieß man ebenso auch wie in Buckow bei Anlage neuer Gräber auf fundamentähnliche Steinpackungen.

Digitized by Google

Urne [1]) mit noch einigen Beigefäßen zum Teil freigelegt. Nachdem ich zuletzt noch auf einen Gräberhügel von 9 m Durchmesser aufmerksam gemacht hatte, mußten leider unter allgemeinem Bedauern die Untersuchungen abgebrochen und die Gräber wieder zugeschüttet werden. Der Rückweg erfolgte durch den Radlower Gutspark, in dem besonders die herr-

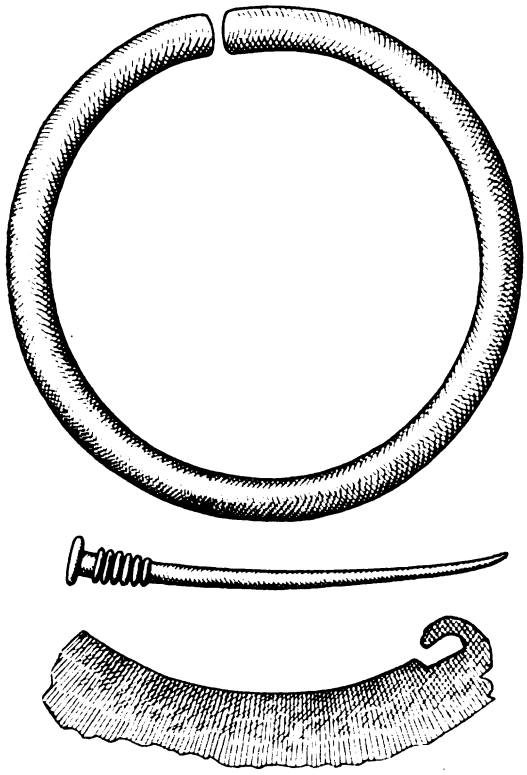


Abb. 1—3. 2/3.
Armring, Nadel und Rasiermesser von Bronze aus Buckow, Kreis Beeskow-Storkow, Provinz Brandenburg.

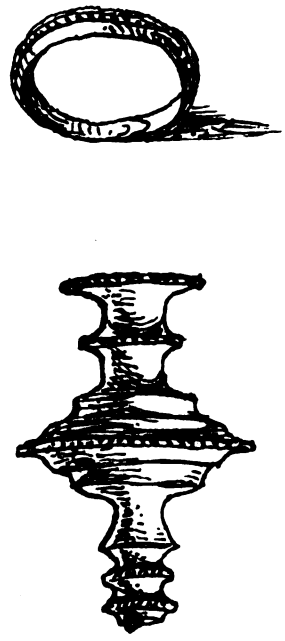


Abb. 4. 5. 1/1.
Nadelkopf und Fingerring von Bronze aus Radlow, Kreis Beeskow-Storkow, Provinz Brandenburg.

lichen großen Eichen bewundert wurden. Hier erwartete uns ein Motorboot, mit dem wir nach Kurhaus Saarow fuhren, wo das verspätete Mittagsmahl prächtig mundete und wir bis zum späten Abend in bester Laune verweilten. Die Heimreise erfolgte mit dem letzten Zuge über Fürstenwalde.

Der bei günstigstem Wetter so vorzüglich gelungene Ausflug wird jedem Teilnehmer in angenehmer Erinnerung bleiben.

Woltersdorf. Hermann Busse.

---

[1]) Die Teilnehmer des Ausfluges wird es interessieren, daß im Leichenbrand dieser Urne, bei der späteren Aushebung des Grabes, ein mit dreifacher Scheibe versehener Kopf einer sehr großen Nadel aus Bronze, auch ein Bronze-Ring gefunden wurde. Die Mittelkante des Ringes sowohl als auch die Kanten der Kopfscheiben sind senkrecht gerippt (Abb. 4. 5).

Digitized by Google

IV. Bücherbesprechungen.

Robert Gradmann, Siedlungsgeographie des Königreichs Württemberg. Stuttgart 1914. 1. Das ländliche Siedlungswesen. 2. Die städtischen Siedlungen. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Band 21, Hefte 1 und 2.)

Der Tübinger Geograph, dem die vorgeschichtliche Forschung schon so manche wertvolle Arbeit verdankt, veröffentlicht einen umfangreichen Beitrag zur geographischen Kenntnis seines Heimatlandes. Sein Inhalt ist in der Hauptsache folgender:

Zunächst wird Württemberg als Siedlungsgebiet betrachtet. Durch die Schilderung der Oberflächengestalt und des Gewässernetzes, des Klimas und des natürlichen Pflanzenkleides wird der Leser mit den Grundlagen des menschlichen Daseins vertraut. Der zweite Abschnitt bringt die wichtigsten Erscheinungstatsachen der ländlichen Siedlungen, namentlich eine Darstellung ihrer Haupttypen und deren Verbreitung. Die Unterscheidung dieser Typen gründet sich auf das wesentlichste unter den verschiedenen Merkmalen der ländlichen Siedlungen, d. h. auf die Flurform; und so werden Gewanndörfer, Weilersiedlungen, Waldhufendörfer und Einödsiedlungen gesondert betrachtet. Die Erklärung der eigentümlichen Verbreitungsverhältnisse dieser Siedlungstypen aus den physisch-geographischen Bedingungen allein stößt auf große Schwierigkeiten und führt nicht zu befriedigenden Ergebnissen. Diese und noch eine Reihe anderer Erscheinungen des heutigen Siedlungsbildes können vielmehr nur dann verstanden werden, wenn die geschichtliche Entwickelung zurate gezogen wird; und dies geschieht in dem 3. Kapitel: „Die historische Geographie des ländlichen Siedlungswesens in ihrer Bedeutung für das Siedlungswesen der Gegenwart". Die räumliche Verteilung der vorrömischen Siedlungen von der jüngeren Steinzeit an läßt einen Gegensatz von bewohnten und unbewohnten Flächen und eine Kontinuität der besiedelten Fläche erkennen. Diese Erscheinungen haben ihren Grund in der damaligen Physiognomie der Landschaft: der Urwald als Feind des primitiven Menschen wurde gemieden; man besiedelte in neolithischer Zeit die infolge eines im Vergleiche mit dem heutigen etwas trockeneren Klimas von Natur offenen, von der Formation der „Steppenheide" eingenommenen Teile des Landes, und die nachfolgenden Geschlechter behaupteten diese gegenüber dem infolge der Wandlung des Klimas zu dem heutigen langsam vordringenden Walde. Die Römer sind von diesen von ihnen offen vorgefundenen Landstrichen nur stellenweise in die Waldgebiete rodend eingedrungen: „Die ursprünglich klimatisch bedingte natürliche Pflanzendecke ist auch jetzt noch von gewichtiger Bedeutung für die Gestaltung der Siedlungsflächen." Nach Ausweis der Reihengräberfunde geht auch die alemannisch-fränkische Besiedlung räumlich nicht hinaus über die Grenzen jener altbewohnten Flächen, und diese decken sich im ganzen mit dem Gebiet der in den geschriebenen Quellen vor dem Jahre 800 erscheinenden Ortschaften des Landes und der Ortsnamen auf -ingen und -heim, welche meist einen recht altertümlichen Klang besitzen. Nach dem Aufhören der römischen Herrschaft haben also die Ale-

Digitized by Google

mannen zunächst von dem offen daliegenden Kulturland ihrer Vorgänger Besitz genommen. Dieser Vorgang prägt sich noch heute in dem Siedlungsbilde Württembergs deutlich aus: das Gebiet dieser alemannischen Besiedlung deckt sich vollständig mit der Verbreitung der Gewanndörfer. Bei der Besitznahme des offenen ehemaligen Kulturlandes konnte das alte, offenbar gemeingermanische Gewannflursystem zur Anwendung gebracht werden. Die Lage der einzelnen Gewanndörfer im Gelände spiegelt die topographische Lage der römischen Ortschaften nicht wieder; letztere hat also lediglich antiquarisches Interesse, und erstere ist also nur aus den Bedürfnissen der Völkerwanderungszeit heraus zu verstehen. Noch ein anderer geschichtlicher Vorgang kommt in dem Siedlungsbilde Württembergs deutlich zum Ausdruck (und muß deshalb auch von dem Geographen zur Erklärung der gegenwärtigen Verhältnisse herangezogen werden), nämlich die größte deutsche Leistung des Mittelalters: die unter dem Zwange der Notwendigkeit erfolgte Rodung des damals noch vorhandenen Waldlandes, welche aus Ortsnamen und Urkunden sich ergibt. In dem heutigen Siedelungsbilde treten uns diese damals der Bebauung erschlossenen Landstriche als Gebiete der Einödhöfe, Weileranlagen und Waldhufendörfer entgegen, deren von dem Gewannflursystem so grundverschiedene Flurformen sich aus dem Vorgange der Rodung sehr gut erklären lassen, und deren Ortsnamen ja nur aus dieser geschichtlichen Entwickelung heraus zu verstehen sind. Diese Großtat des Mittelalters ist um 1300 beendet. Immerhin sind dem Siedlungsbilde auch noch in späterer Zeit manche wesentlichen Züge — wie z. B. die Vereinödung in Oberschwaben — eingefügt worden, welche nur mit Benutzung schriftlicher Nachrichten verstanden werden können.

Ebenso wie in diesem dem ländlichen Siedlungswesen gewidmeten Teile des Werkes ist der Gedankengang bei Behandlung der städtischen Siedelungen. Die Übersicht über die Verteilung dieser letzteren und ihrer Typen bietet eine Fülle von Fragen, deren Beantwortung teilweise nicht schwer ist, teilweise aber nur auf Grund eines verständnisvollen Eindringens in den geschichtlichen Werdegang erfolgen kann. So muß die Entstehung der Städte und ihre mannigfach beeinflußte Entwickelung eingehend dargestellt werden, um ein Verständnis der heute uns vor Augen tretenden Erscheinungen zu ermöglichen.

Das Schlußkapitel bietet synthetisch eine Übersicht über die Siedlungsgeographie Württembergs an der Hand der beigegebenen Karte. —

Die Geschichte ist „Veränderungslehre", welche das zeitliche Nacheinander ermittelt, die Geographie dagegen „Zustandslehre", die auf die Auffassung des räumlichen Nebeneinanders hinzielt. Der Geograph bedarf der geschichtlichen Entwickelung nur soweit, als sie zur Erklärung von heute uns vor Augen tretenden Erscheinungen dienen kann. So sehen wir denn auch Gradmann in seiner neuen Arbeit den Werdegang der Verhältnisse eingehend berücksichtigen; ein Verfahren, welches zur Klärung gerade der wichtigsten siedlungsgeographischen Erscheinungen in diesem Falle nicht nur wesentlich beiträgt, sondern sie überhaupt erst ermöglicht. Die Mannigfaltigkeit der Siedlungsformen und Siedlungslagen „ist bei weitem nicht in dem Grade, wie es auf den ersten Anblick erscheint, ein Ergebnis der Anpassung an die Bodenformen, die Klima- und Bewässerungsverhältnisse, wie wir sie heute vor uns sehen; die wichtigsten Gegensätze des heutigen Siedlungswesens entpuppen sich vielmehr als Nachwirkungen einer Anordnung der Vegetationsdecke und zum Teil auch wohl eines Klimas, wie sie heute längst nicht mehr bestehen". Gradmann kommt, wie die oben gegebene Inhaltsübersicht erkennen läßt, lediglich dadurch zu diesem Schluß, daß er die ganze Zeit der vorgeschichtlichen Entwickelung heranzieht und sich in umfassender Weise auf die Ergebnisse der archäologischen Durchforschung Württembergs stützt. Diese Tatsache rechtfertigt die Würdigung des neuen geographischen Werkes, welches übrigens in jeder Weise die Anerkennung des Fachgeographen finden wird, in einer der vorgeschichtlichen Wissenschaft dienenden Zeitschrift; die darin zu gebende Kritik desselben muß sich natürlich auf die Teile beschränken, in welchen vorgeschichtliches Material herangezogen ist.

Digitized by Google

Schon die dem Buche beigegebene „Archäologische Fundstatistik", welche eine Nachprüfung der Ausführungen des Verfassers über die Verbreitung der vor- und frühgeschichtlichen Siedlungen in den einzelnen Perioden ermöglichen soll, läßt erkennen, mit welcher Gewissenhaftigkeit Gradmann an seine Aufgabe herantritt, und wie er — wozu er ja auch durch den Mangel geeigneter archäologischer Vorarbeiten gezwungen ist — danach strebt, selbständig zu einem Urteil über diese ihm im Grunde genommen fern liegenden Dinge zu gelangen. So erweist er sich auch (s. S. 72 f.) als ein verständnisvoller Beurteiler dessen, wie weit die vorgeschichtlichen Denkmäler bei der Umschreibung der einstigen Wohngebiete als Zeugen längerer Besiedlung herangezogen werden dürfen oder als Kennzeichen nur vorübergehender Streifen auszuschalten sind.

Sehr beachtenswert ist es, wie Gradmann an einer anderen Stelle seines Buches zeigt, daß auf württembergischen Boden das Gebiet der Reihengräber aus alemannisch-fränkischer Zeit, die Verbreitung der urkundlich vor dem Jahre 800 erwähnten Ortschaften, der Ortsnamen auf -ingen und -heim und endlich auch das Gebiet des Gewannflursystems sich vollständig decken, und welche Folgerungen er daraus zieht. Eine derartig vielseitige und enge Verbindung der Ergebnisse von Vorgeschichts-, Sprach- und Geschichtsforschung, welche ein Einarbeiten in diese verschiedenen Gebiete erfordert und für den Geographen doch nur Mittel zum Zweck ist, macht diesem alle Ehre. Gradmann muß sich — wiederum aus Mangel an geeigneten Vorarbeiten — selbständig in den Stoff vertiefen, und kommt dabei zu Schlüssen, welche dem Geschichts- und Vorgeschichtsforscher manches Neue bieten. So stellt er u. a. (S. 207) fest: „Vom festen Grund der archäologischen Fundstatistik aus können unter Umständen auch Schlüsse auf das Alter (nicht die Stammeszugehörigkeit) gewisser Ortsnamengruppen gezogen werden". Gradmann ist hier gezwungen, mit einem Stoffgebiet sich zu befassen, welches — wohl infolge des Ineinandergreifens verschiedener Wissensgebiete — noch wenig Pflege erfahren hat. Der Vorgeschichtsforschung kann kein Vorwurf gemacht werden, daß sie dieses bisher kaum gefördert; sie ist noch jetzt von dringenderen Aufgaben zu stark in Anspruch genommen. Aber es ist im Grunde genommen bedauernswert, daß dem Sprach- und Geschichtsforscher unserer Tage, welcher die Bedeutung der Bodenfunde in der Regel nicht würdigt, erst von einem Geographen gezeigt werden muß, wie auf dem Gebiete der frühgeschichtlichen Forschung am meisten erreicht wird, wenn die verschiedenen Wissenschaften in verständiger Weise einander in die Hände arbeiten. —

Es sei nach dieser allgemeinen Würdigung hier nur noch auf zwei Punkte des Buches eingegangen, wo ich Bedenken trage, den Ausführungen des Verfassers zu folgen.

Nach Gradmann gehört die Alb zu den Teilen des Landes, welche in der jüngeren Steinzeit offen lagen und somit zur Besiedlung einluden; aber erst von der Bronzezeit an beobachten wir auf ihr zahlreiche Siedlungsspuren. „Daraus den Schluß zu ziehen, daß die Alb im ganzen erst später besiedelt worden sei als die tiefergelegenen Landesteile, dürfte kaum angehen" (S. 76). Wenn wir heute auf ihr so wenig Siedlungen aus neolithischer Zeit finden, so liegt dies daran, daß die dortigen Verhältnisse ihrer Erhaltung nicht besonders günstig sind; denn gleichaltrige Einzelfunde werden auf der Alb zahlreich beobachtet. Soweit Gradmann.

Der Unterschied hinsichtlich der Menge der gehobenen Siedelungsfunde der jüngeren Steinzeit zwischen dem dicht bewohnten Muschelkalk- und Lößland des Neckars einerseits und der Alb andererseits ist auffallend, und es hat nicht den Anschein, daß dieser Gegensatz in Zukunft ausgeglichen werden wird. Ich möchte jedoch diese Erscheinung anders deuten als Gradmann.

Zunächst sei festgestellt, daß die von ihm genannten Fundstellen Untermarchtal a. D. und Schwörzkirch-Niederhofen auf dem Hochsträß (beide im O.-A. Ehingen) nicht mehr im Bereiche des Jura liegen, sondern schon auf dem Oberschwäbischen Tertiär. Sie sind hier also ebenso auszuschalten wie die Funde vom Goldberge (O.-A. Neresheim), welche zusammen

Digitized by Google

mit einer Reihe schon auf bayerischem Boden gehobener neolithischer Siedlungsreste der Gegend von Nördlingen aus den vom Jura so verschiedenen natürlichen Grundlagen des Rieses heraus verstanden werden müssen. Neben den von Gradmann aufgeführten Siedelungsresten von Kösingen (O.-A. Neresheim) sind als im Gebiete des Jura gefunden noch zu nennen die „neolithischen Gefäßscherben" aus der Bocksteinhöhle im Lonetal (O.-A. Ulm; vergl. R. R. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands 1912, 44), und der bekannte Grabfund mit Glockenbecherkeramik von Stetten bei Mühlheim a. D. (O.-A. Tuttlingen; vgl. Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V, 2, Nr. 10—11). Gradmann meint, daß der Juraboden der Erhaltung von Wohnungsresten nicht gerade günstig sei, namentlich im Gegensatz zum Löß des Neckarlandes. Das ist zuzugeben; aber irgendwelche Zeugen steinzeitlicher Besiedelung, wie z. B. örtlich gehäufte Gerät- und Scherbenfunde, müßten dann doch auf dem Jura zutage treten. Und warum verrät sich uns diese Bevölkerung nicht durch Grabfunde? So viele bronzezeitliche Gräber sind hier erhalten, warum nicht auch häufiger steinzeitliche? Und wenn die Gegend im Neolithikum besiedelt gewesen wäre, dann müßten auch Einzelfunde von Steingeräten häufiger beobachtet werden; denn daß diese, wie Gradmann annimmt, auf dem Jura zahlreich sind, darf m. E. nicht behauptet werden. Goeßler kann (Die Altertümer des O.-A. Blaubeuren 1911, 11) aus dem O.-A. Blaubeuren nur ein Steinbeil nennen, und Hertlein erwähnt aus dem O.-A. Heidenheim nur deren sechs (Die Altertümer des O.-A. Heidenheim 1912, 5). Aus dem O.-A. Urach nennt Goeßler (Beschreibung des O.-A. Urach 1909, 125) nicht mehr als vier Steinbeile. Daß Einzelfunde von Steingeräten auf der Alb immerhin häufiger sind als in den Württembergischen Gebieten, die in der jüngeren Steinzeit vom Wald bedeckt und darum sicher unbesiedelt waren — Schwarzwald, Keuperbergland, Algäu — spricht noch nicht für eine Dichte der Besiedlung, die derjenigen des Neckarlandes gleichgesetzt werden könnte. Der Unterschied zwischen dem Jura und den genannten Gebieten bestand eben darin, daß letztere wegen der Urwaldbedeckung von Natur durchaus siedlungsfeindlich waren, während ersterer von einer offenen Vegetationsformation bedeckt wurde und damit ohne weiteres zugänglich war. Die Funde lehren uns also, daß die Alb in der jüngeren Steinzeit nur von wenigen Trupps besiedelt gewesen ist, wenn sie auch (nach den Steinbeilfunden zu schließen) nicht selten durchstreift worden sein mag. Damit steht sie aber in einem ausgesprochenen Gegensatz zu dem Löß- und Lehmgebiet des Neckarlandes, den ich folgendermaßen deuten möchte. Wenn wir absehen von einem kleineren Bruchteil der neolithischen Bevölkerung Württembergs, so finden wir, daß diese aus den Donautiefländern und aus Mitteldeutschland hier eingewandert ist. In den ersteren Gebieten sehen wir sie die weiten Lößflächen bebauen; und die aus Mitteldeutschland gekommenen bewohnen nach ihrem Fortgang aus dem sächsisch-thüringischen Lößgebiet erst die Lößflächen des Mittelrhein-Gebietes, ehe sie auf württembergischen Boden gelangen. Diese Leute sind also an den Lößboden und seine hervorragenden Eigenschaften gewöhnt, als sie infolge hier nicht näher zu erörternder Umstände sich eine neue Heimat suchen. Man wird wohl auch sagen können: der Löß hat sie verwöhnt; und so ist es durchaus erklärlich, daß sie auf württembergischem Boden, wo sie die Wahl haben zwischen den offenen Lößflächen des Neckarlandes und dem ebenfalls offenen Jura, ersteren durchaus den Vorzug geben. Aber auch jener kleinere Bruchteil der in Württemberg einwandernden neolithischen Bevölkerung, welcher den Löß vorher nicht schätzen gelernt hat, wird auf seine Vorzüge recht bald aufmerksam geworden sein und sich bei der Wahl seiner Wohnsitze danach gerichtet haben.

Daß die Lößflächen in weit höherem Maße als die anderen damals ebenfalls von Natur offenen Gebiete die Einwandernden an sich gezogen haben, läßt sich auch noch für andere Landstriche zeigen. Nach der von Gradmann gegebenen Fundliste hat Württemberg rechts der Donau, soweit es damals nicht dicht bestockt gewesen ist, bisher Funde aus nur 5 Siedelungen geliefert, der Muschelkalk des Neckargebietes oberhalb Horb, wo kein Löß mehr auftritt, nur eine (Rottweil), und ebenso das Muschelkalkgebiet der Hohenloher Ebene nur

Digitized by Google

eine. Dagegen sind aus dem löß- und lehmbedeckten Neckarland unterhalb Horb deren 30 bis heute bekannt. Es ist dies ein Gegensatz, dessen Ursache nicht darin gesucht werden darf, daß die verschiedenen Gebiete etwa nicht gleichmäßig durchforscht sind. Ein gleicher Gegensatz beherrscht die Verteilung der jüngersteinzeitlichen Grab- und Siedlungsfunde, welche aus dem an das hier behandelte Gebiet unmittelbar nördlich anschließenden Teile Badens bekannt sind, der vom Rande der Mittelrheinebene bis zum Main sich erstreckt. Hier werden ganz entsprechend den württembergischen Verhältnissen damals die lößbedeckten Hügel des Kraichgaues links vom Neckar und die weiten Flächen des Hauptmuschelkalkes zwischen Neckar und Main von der offenen Vegetationsformation der Steppenheide eingenommen gewesen sein. Aus diesem Gebiet sind (nach der Karte I in: E. Wagner, Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden II, 1911) bis jetzt 20 Fundstellen genannter Art bekannt geworden; von diesen entfallen 16 auf das Lößgebiet und nur 4 auf den Bereich des Muschelkalkes. Dieser Unterschied ist ebensowenig wie derjenige in Württemberg (siehe oben) auf etwa nicht gleichmäßige archäologische Durchforschung zurückzuführen. Wäre der Muschelkalk dichter besiedelt gewesen, dann müßten auf ihm häufiger Einzelfunde von Steingeräten gemacht werden als bisher; bis heute sind deren aus dem ganzen badischen Gebiet rechts des Neckars nur 18 bekannt.

Es ist übrigens durchaus nicht ausgeschlossen, daß auch das im Vergleiche mit dem durchgängig milden Klima der Lößgebiete etwas rauhere Klima der süddeutschen Kalkflächen die Neolithiker zu der Bevorzugung ersterer veranlaßt hat. In der Bronzezeit sind dann aber auch die Kalkgebiete dichter besiedelt worden; die Ursache dieser Erscheinung scheint in Landhunger gesucht werden zu müssen.

Als weiteres Beispiel offenkundiger Bevorzugung des Lößes vor anderen ebenfalls grasbestandenen oder licht bestockten Böden sei hier Schlesien genannt. In meiner Dissertation (Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit, ein prähistorisch-geographischer Versuch 1914, 158) habe ich zeigen können, wie die von Norden kommenden Abkömmlinge der Megalithgräberkultur, welchen auf ihrer Wanderung (wie offenbar auch vorher in ihrer Heimat) bis dahin fast nur sandige Böden zum Säen und Ernten zur Verfügung standen, von dem Augenblick an, wo sie sich dem offenen mittelschlesischen Lößgebiet nähern, dieses besetzen, während die ihm benachbarten offenen und halboffenen Sandflächen gemieden werden. Und ganz ebenso haben vorher die dort seßhaften Vertreter der Donaukultur nur die Lößgebiete bewohnt und nicht jene längs der Oderniederung befindlichen und von Natur ebenso leicht zugänglichen Sandflächen (ebenda 143 f.).

Dieser Nachweis wird sich, soweit ich die Verteilung des Fundmaterials bis jetzt überschaue, auch noch in einer Reihe anderer Gebiete führen lassen. —

Gradmann geht an einer Stelle seiner Arbeit (S. 81) darauf ein, wie man früher die Auffassung als nahezu selbstverständlich ansah, „daß die vorgeschichtliche Bevölkerung in bewußter Auswahl diejenigen Landschaften, die dem Landbau den meisten Erfolg versprachen, für die Siedlung bevorzugte". Je mehr man aber die Siedlungsfeindlichkeit des Urwaldes primitiveren Kulturen gegenüber kennen lernte, trat man dafür ein, daß die Offenheit der Landschaft maßgebend sei für die Verteilung der Bevölkerung, welche auf niederer Kulturstufe steht. Gradmann hat als einer der Verfechter dieser Ansicht ihrer Anwendung auch auf die vorgeschichtlichen Zeiten Mitteleuropas Geltung verschafft. Wenn, so führt er aus, bei uns die Gebiete der neolithischen (also der ersten seßhaften) Besiedlung zum Teil mit der Verbreitung des Lößes übereinstimmen, so hat dies darin seinen Grund, daß der letztere seiner Verbreitung und seiner Eigenschaften wegen, sowie offenbar auch infolge des damaligen Klimas von einer offenen Vegetationsformation bedeckt war. Aber auch noch andere Landstriche sind von der gleichen Pflanzenwelt eingenommen gewesen, und auch diese wurden von jenen ersten Ackerbauern Mitteleuropas besiedelt. Die Güte des Bodens war also nicht dafür maßgebend. Soweit Gradmann. Ich selbst möchte auf Grund der oben dargelegten

Digitized by Google

Beobachtungen über die Verteilung der neolithischen Bevölkerung auf den damals von Natur offenen Landstrichen jener in ihrer ursprünglichen Fassung heute allerdings veralteten Ansicht von der bewußten Auswahl der geeignetsten Ackerbaugegenden durch die ersten Landwirte bis zu einem gewissen Grade wieder Geltung verschaffen durch den Nachweis, daß die Neolithiker unter den von Natur offenen Böden auf Grund ihrer Erfahrungen eine Auswahl trafen, indem sie hauptsächlich die Lößböden aufsuchten und sie offensichtlich vor den ebenso leicht zugänglichen Kalk- und stellenweise auch Sandflächen bevorzugten. (Dies natürlich nur unter der Voraussetzung, daß nicht, wie oben angedeutet, klimatische Unterschiede die Verteilung der Bevölkerung über die offenen Landstriche bedingten.)

Von irgendwelcher Bedeutung für die geographischen Verhältnisse der Gegenwart ist diese damals vollzogene Auswahl der Böden dagegen nicht; sie wird schon in der Bronzezeit verwischt und hat also lediglich prähistorisch-geographisches Interesse. Es werden somit auch die von Gradmann in seiner Arbeit aus der allgemeinen Verteilung der vorgeschichtlichen Wohnstätten gezogenen Folgerungen von der Bedeutung dieser Verteilung für das württembergische Siedlungsbild der Gegenwart dadurch nicht berührt. —

Auf S. 112 seines Buches schreibt Gradmann: „Die Tatsache, daß an der Schwelle des Mittelalters die Hohenlohische Ebene östlich vom Limes mit Wald überzogen war und erst gerodet werden mußte, steht durch das Zeugnis der archäologischen Fundstatistik [gemeint ist das Fehlen von Reihengräberfunden] und der Ortsnamen vollkommen fest." Und in der synthetischen Darstellung wird über dasselbe Gebiet gesagt (S. 198): „Die Hochflächen haben sich [während der Völkerwanderungszeit] mit Wald überzogen und wurden erst im Mittelalter wieder gerodet, worauf die Ortsnamen ebenso bestimmt hinweisen wie das Fehlen der Reihengräber, die späte urkundliche Erwähnung und auch einzelne direkte Nachrichten über Wald und Rodung". Gegen das in diesen beiden Sätzen ausgesprochene Ergebnis der Studien Gradmanns und die darauf sich stützende Erklärung der heutigen Form der ländlichen Siedlungen der Hohenlohischen Ebene ist nichts einzuwenden; wohl aber muß betont werden, daß einer der vom Verfasser dafür erbrachten Beweise gar kein solcher ist. Gradmann schließt nämlich u. a. aus dem Fehlen von Reihengräberfunden auf eine Bewaldung der Landschaft in dieser Zeit. Das heißt also ganz allgemein für die vor- und frühgeschichtlichen Jahrtausende: Das Vorhandensein von Funden spricht für von Natur offenes Land, ihr Fehlen dagegen für Waldbedeckung. Diese Voraussetzung kommt noch an einer anderen Stelle des Buches zum Ausdruck. Auf S. 102 spricht Gradmann von der Rodung der Gebiete, die „bis an die Schwelle des Mittelalters im Urwaldzustand verblieben sind" (gemeint ist: Schwarzwald, Algäu, Keuperbergland). Zum Beweise dieser Physiognomie jener Gebiete „konnten wir uns nur auf ein argumentum e silentio berufen, das völlige Fehlen aller vorgeschichtlichen, römischen und alemannischen Siedlungsspuren". In den anderen Gegenden sind jene in großer Zahl vorhanden, und es spricht gar nichts dafür, daß die Erklärung dieses Unterschiedes in einer Lücke unserer Kenntnis gesucht werden muß. „Unter diesen Umständen kann man einem negativen Befund die Beweiskraft unmöglich absprechen."

Gradmann berücksichtigt hierbei nicht, daß der vorgeschichtliche Mensch bei der Besetzung des Landes nicht alle vorhandenen offenen Gegenden zu besiedeln brauchte, sondern daß er eine Auswahl unter diesen treffen konnte. Sodann hat er in einer früheren Arbeit (Das mitteleuropäische Landschaftsbild nach seiner geschichtlichen Entwickelung, in: Geographische Zeitschrift 7, 1901, 372 f.) den Standpunkt vertreten, daß in vorrömischer Zeit auf deutschem Boden gar nicht oder allenfalls nur in ganz geringem Maße Wald gerodet worden ist; er spricht also dem Menschen jener Zeiten auch einen Einfluß auf die Verbreitung des Waldes ab. Gegenüber dieser Ansicht muß darauf hingewiesen werden, daß für einige Gegenden Deutschlands, so das norddeutsche Siedlungsgebiet der Germanen und die daran unmittelbar sich anschließenden Teile Skandinaviens, Anzeichen dafür vorliegen,

Digitized by Google

daß die vorgeschichtliche Bevölkerung hier infolge Landhungers vielfach einen großen Kampf gegen den Wald geführt hat und in diesem trotz mehrfacher Abwanderung der überschüssigen Bevölkerung Sieger geblieben ist. Für bestimmte Gebiete hoffe ich den bestimmten Beweis der in vorgeschichtlicher Zeit stattgefundenen Rodung erbringen zu können. So schwer, wie Gradmann a. a. O. ausführt, fällt nämlich dem auf niedriger Kulturstufe stehenden Menschen die Rodung des Urwaldes doch nicht, vorausgesetzt natürlich, daß sie von einer sicheren wirtschaftlichen Grundlage aus vor sich geht. Wie dem auch sei, jedenfalls ist die Möglichkeit einer in vorgeschichtlicher Zeit auf deutschem Boden stattgehabten künstlichen Vergrößerung der Siedlungsfläche durchaus nicht von der Hand zu weisen. Aus diesen Darlegungen folgt, daß durch die Anwendung obiger Voraussetzung Gradmanns bei dem Bestreben, aus der Verteilung der Funde die natürliche Bestockung erschließen zu wollen, zwei Fehler unterlaufen können: aus dem Fehlen vorgeschichtlicher Funde wird auf das Vorhandensein von Wald geschlossen, während in Wirklichkeit das von Natur offene Gebiet aus irgendwelchen Gründen nicht besiedelt worden ist; und andererseits wird aus dem Auftreten vorgeschichtlicher Funde natürliche Offenheit der Landschaft gefolgert, während vielleicht erst die Hand des Menschen diese geschaffen hat. Es dürfen also die vorgeschichtlichen Funde nicht zu einer derartigen Beweisführung herangezogen werden. Vielmehr ist das natürliche Pflanzenkleid einer Landschaft für bestimmte vorgeschichtliche Zeiten lediglich aus quartärgeologischen Beobachtungen und gewissen Verhältnissen der Gegenwart zu erschließen. —

Diese wenigen Ausstellungen ändern aber nichts daran, daß das Buch Gradmanns wegen der weitgehenden und gewissenhaften Heranziehung der vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler für die Zwecke der geographischen Betrachtung der Gegenwart den ungeteilten Beifall der vorgeschichtlichen Forschung finden wird. Kommen doch die Ergebnisse der geschichtlchen Siedlungsgeographie auch der Auffassung des vorgeschichtlichen Materials zugute. Es ist zu wünschen, daß das Beispiel des Verfassers Nachahmung findet. Wenn so dem Archäologen gezeigt wird, wie sich vorgeschichtliche Verhältnisse noch in geographischen Erscheinungen der Gegenwart wiederspiegeln, dann sollte er danach streben, durch geeignete Vorarbeiten (also namentlich durch Fundkarten) die Ausführung weiterer Forschungen dieser Art zu fördern. Damit würde er der Hebung des Ansehens seiner jungen Wissenschaft nur dienen.

Delitzsch, Frühjahr 1914. Ernst Wahle.

Dr. **Richard Braungart:** Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker an der Geschichte der Kulturpflanzen und Ackerbaugeräte in Mittel- und Nordeuropa nachgewiesen. Mit 266 Abbildungen und 1 Tafel. Heidelberg 1912.

Braungart legt in der Einleitung seine Ansichten über die Indogermanen dar. Wer nicht ganz unkundig ist, wird diesen Ausführungen mit Kopfschütteln folgen. Abgesehen davon, daß ihm die neueren Forschungen, die ihm eine große Stütze bieten würden, unbekannt sind, fehlt ihm die Gabe, kritisch zu sichten. Noch schlimmer macht sich dies bei den Hauptabschnitten des Buches, die von den Ackerbaugeräten 1. der europäischen, 2. der asiatischen Indogermanen handeln, fühlbar. Verfehlt sind viele seiner Behauptungen über die einzelnen germanischen Völker. Sie zu widerlegen, würde einen zu großen Raum erfordern. Die Untersuchung erstreckt sich daher auf die Folgerungen, die er aus den Funden vorgeschichtlicher Pflüge in Mittel- und Nordeuropa zieht. In Abb. 50 ist der Pflug aus Dostrup in Jütland abgebildet. Nach Braungart hätte Sophus Müller ihn dem letzten Teil der Eisenzeit, also der Latènezeit zugeschrieben. Schon dies stimmt nicht. Sophus Müller sagt zwar in der Einleitung des Aufsatzes, in dem er diesen Dostruper Pflug zum ersten Mal bespricht, nachdem er 20 Jahre unbeachtet im Kopenhagener Museum gestanden hatte: „la charrue fut classée dans la dernière section de l'âge du fer", er selbst kommt aber im Laufe der Unter-

Digitized by Google

suchung nur zu der Schlußfolgerung, der Pflug gehöre tatsächlich der vorgeschichtlichen Zeit an. Da es ein Einzelfund ist, ist eine genauere Zeitbestimmung unmöglich. Braungart fährt dann fort: „Diese Zeitangabe — nämlich die fälschlich Sophus Müller zugeschriebene letzte Eisenzeit — langt gewiß nicht, das Geräte ist sicher weit älter, gehört dem Ende der neolithischen Zeit an, war ohne Zweifel schon da, ehevor die von Norden kommenden Achäer in Griechenland einwanderten". Dieser Satz zeigt mit voller Deutlichkeit die immer wiederkehrende Schwäche Braungartscher Beweisführungen. Stets ist er geneigt anzunehmen, ein Ackergerät sei schon lange vor der Zeit seines nachweisbaren Vorhandenseins da gewesen. Von dem Gewicht, daß von der Altertumswissenschaft auf scharfe und genaue Zeitbestimmungen gelegt wird, hat er keine Ahnung. Auch der Keilpflug von Papau bei Thorn (Abb. 54) ist Einzelfund. Selbst beim Pflug von Dabergotz (Abb. 37) ist der aus dem Jahre 1822 stammende Fundbericht, der von 3 steinernen Streitäxten spricht, zu ungenau, um ihn mit voller Gewißheit der Steinzeit zuzuschreiben.

Geradezu unbegreiflich ist, daß er als voll bewiesen annimmt der „sächsische Vorstellpflug" (Fig. 81) gehöre in die Zeit des Tiberius, 14—37 n. Chr., und der „angelsächsische Pflug" (Fig. 82) in die Zeit des Kaisers Claudius, 41—52 n. Chr. Diese beiden Pflüge, deren Bezeichnung als sächsisch und angelsächsisch von Braungart selbst gebraucht wird, sind nicht Bilder aus der Zeit des Tiberius und Claudius, sondern die Bemerkung Cottonian Manuscripts Tib. bezw. Claudius, auf die er diese Behauptung aufbaut, gibt nur den ursprünglichen Standort der betreffenden angelsächsischen Handschrift im Bibliotheksraum des Engländers Cotton bei den Büsten des Tiberius und Claudius an. Dies besagt auch deutlich die Erklärung des Professors Schick, die Braungart selbst S. 119 abdruckt. Also ist die Frage, wann der deutsche Beetpflug, wie ihn Braungart nennt, erfunden ist, noch ungelöst. Wenn dies auch die schlimmste Entgleisung ist, so stehen nur zu häufig seine Behauptungen und zweifellosen Schlüsse auf gleicher Höhe. Seine Beweisführung, daß der Pflug in Nordeuropa erfunden ist, versagt. Den einzigen sicheren Anhalt gibt das Pflugbild auf dem Aspeberg bei Tegneby in Bohuslän, das der Bronzezeit angehört. Von ihm ist in Abb. 48 ein gutes Abbild gegeben.

Ist nun das Buch für den Altertumsforscher wertlos? Wer die Schlüsse und Folgerungen richtig und vorsichtig einschätzt und sich durch die endlosen Wiederholungen und Weitschweifigkeiten nicht abschrecken läßt, für den bietet es eine reiche Fundquelle wertvollsten Materials. Staunenswert ist der unermüdliche Fleiß, mit dem die 266 Abbildungen zusammengebracht sind. Namentlich auch dem Vorgeschichtsforscher werden die im Werke gegebenen Abbildungen der vorgeschichtlichen Funde von Pflügen willkommen sein, da sie sich sonst nur verstreut in Zeitschriften finden. Da das Fehlen eines Sachregisters die Benutzung sehr erschwert, sind hier die Seitenzahlen angeführt: Seite 68 Abb. 37 der Pflug von Dabergotz bei Neuruppin; Seite 71 Abb. 48 die Bohusläner Felsenzeichnung; Seite 72 Abb. 50 der Pflug von Dostrup in Jütland; Seite 104 Abb. 54 der Pflug von Papau bei Thorn.

So wenig kritisch oft die Schlußfolgerungen sind, so scharfsichtig ist Braungart in seinen Beobachtungen. Besonders sei auf seine Wahrnehmungen über die Abänderungen des Weizens und der Gerste im Alpengebiet hingewiesen (Seite 372 ff.).

Berlin. E. Snethlage.

Digitized by Google

V. Nachrichten.

J. Reimers †.

Am 26. Dezember 1914 verschied zu Berlin nach kurzer Krankheit an plötzlich eingetretenem Herzschlag unser Mitglied und einer der Mitbegründer unserer Gesellschaft, der Museumsdirektor a. D. Dr. Jakobus Reimers. Er war von Hause aus Kunstgeschichtler, wurde Assistent an den Berliner Museen und schließlich Direktor des Provinzialmuseums und Provinzialkonservator zu Hannover. Er hat auf seinem Gebiete eine Reihe von Schriften verfaßt: Zur Entwicklungsgeschichte des dorischen Tempels (1884); Peter Flötner nach seinen Handzeichnungen und Holzschnitten (1890); Hans Kaphon (Jahrbuch des Prov.-Mus. Hannover 1909); Das Adlerwappen bei den Friesen (1914). Weitere Verbreitung fand sein „Handbuch der Denkmalpflege" (1899, 2. Aufl. 1912), worin auch die Vorgeschichte ihren Platz fand. Ganz in unser Fach gehört seine Veröffentlichung der „Vorgeschichtlichen Wandtafel für die Provinz Hannover" und die Herausgabe des nachgelassenen Werkes von J. H. Müller, „Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover" (Hannover 1893), dessen Text (von Müller) heute kaum noch gelesen werden dürfte, während die von Reimers veranlaßten Abbildungen bei der leider so geringen Literatur zur Vorgeschichte der Provinz Hannover vorläufig noch ihren Wert behalten.

Das unstreitige größte Verdienst um die Vorgeschichte erwarb sich Reimers dadurch, daß er, sobald die ersten wissenschaftlich durchgebildeten Jünger dieses Faches aus meiner Schule zur Verfügung standen, nicht zögerte, für die Leitung der vorgeschichtlichen Abteilung des hannoverschen Provinzialmuseums sich eine solche Kraft zu sichern: in der Anstellung Dr. Hahnes als Direktorialassistent traf Reimers die denkbar glücklichste Wahl und nicht geringer war das Verdienst, das er sich dadurch erwarb, daß er dem unermüdlichen Fleiße Hahnes nicht nur in der wissenschaftlichen Ordnung der durch uralte Sünden in geradezu verzweifelte Verwahrlosung gelangten Sammlung vollste Bewegungsfreiheit gab, sondern auch neuen Ausgrabungen, neuer Erforschung des Bodens nach allen Richtungen hin, überhaupt einer umfassenden Organisation der vorgeschichtlichen Forschung und Erweckung der allgemeinen Teilnahme dafür in der gesamten Provinz (worin sich Hahne als Meister erweisen sollte) jegliche behördliche Unterstützung zuteil werden ließ.

So trat er sofort auch aufs wärmste für die Gründung und Fortentwicklung unserer Gesellschaft ein, bei der er in den ersten Jahren das Amt des dritten Vorsitzenden bekleidete. Dankbar müssen wir uns auch der großen Förderung erinnern, die unsere Sache bei Reimers dadurch gewann, daß seine Unterstützung und Mitwirkung eine so glänzende Gestaltung der ersten Tagung zu Hannover (1909) ermöglichte.

Leider zwang ihn sein Gesundheitszustand bereits im Jahre 1911 seine Ämter niederzulegen, was um so tiefer zu bedauern war, als 1912 auch Dr. Hahne aus der Verwaltung des Provinzialmuseums ausschied und die Pflege der Vorgeschichte in der Provinz Hannover nach kurzer Blüte wiederum dem Dilettantismus preisgegeben wurde.

Karl Hadaczek †.

Nach einer mir aus dritter Hand zugehenden Nachricht soll der Konservator und Universitätsprofessor Dr. Hadaczek in Lemberg kürzlich verstorben sein. Sein Lehrfach war klassische Archäologie, die er in Wien studiert hatte. In Lemberg wurde er zugleich Leiter der vorgeschichtlichen Abteilung des großartigen Dzieduszycki-Museums. Als solcher hat er den berühmten Goldschatz von Michalkow veröffentlicht: Zlote skarby Michalkowskie

Digitized by Google

(Krakau 1904); ferner das neolithische Hockergräberfeld von Zlota, Kr. Lamborzec, Bez. Sandomir, Polen (Materyaly antropol.-archeol. i etnogr. IX Krakau 1906; vgl. Mannus II, S. 70, 74 ff., 93, 104); endlich das Urnengräberfeld der frühen Kaiserzeit von Przeworsk (Cmentarzysko ciałopalne koło Przeworska: Lemberg 1909, nebst Tafelalbum, aus Teka konserwatorskija, Bd. III, Heft 2). Bei meinem mehrtägigen Studium in den Lemberger vorgeschichtlichen Museen im Jahre 1909 war er mir ein liebenswürdiger und unermüdlicher Begleiter und Helfer; zugleich hatte ich dabei die Freude, in ihm einen überzeugten Bekenner meiner Lehre von der Gleichheit der Kulturprovinzen mit Stämmen und insonderheit auch meiner Ergebnisse über die vorgeschichtliche Stammeskunde Mitteleuropas kennen zu lernen.

Kriegsnachrichten.

Zu den 24 von mir namhaft gemachten Mitgliedern unserer Gesellschaft, die teils im Felde stehen, teils in der Heimat Kriegsdienste leisten (oben S. 346 f.) und von denen drei bereits den Heldentod gestorben sind, kann ich jetzt eine Reihe neuer Namen fügen:

1. Dr. med. Karl Boseck (Stolp): jetzt Marinestabsarzt d. R. in Kiel.
2. Dr. Walter Bremer (Rostock): im Felde (Westen).
3. Oberlehrer Friedemann (Zehlendorf): im Felde.
4. Prof. Dr. Fuhse (Braunschweig): Hauptmann d. L. zu Hildesheim.
5. Dr. Georgi (Berlin): im Felde.
6. Schriftsteller Engelh. Graf (Corsch): im Felde.
7. Dr. Tassilo Hoffmann (Stettin): im Felde.
8. Max Näbe (Leipzig): Offiz.-Stellvertreter im Ers.-Bat. d. L. J. Reg. 106 (Leipzig).
9. Cand. med. Paschen (Berlin): im Felde (Westen).
10. Kunstmaler Quente (Berlin): Kriegsfreiwilliger in Ausbildung zu Lichterfelde.
11. Cand. phil. Roth (Spandau): im Felde.
12. Lehrer Scheffler (Freienwalde): im Felde.
13. Oberst Schneider (Leipzig): Heimatsdienst.
14. Dr. Schulz-Minden (Halle): im Felde (Osten).
15. Reg.-Landmesser Stephan (Posen): im Felde (Osten).
16. Prakt. Arzt Stimming (Groß-Wusterwitz): Chefarzt des Mannschaftsgefangenenlagers in Merseburg.
17. Rittmeister v. Strantz (Berlin): Führer des Vereinslazarettzuges der Kaiserin nach dem Osten.
18. Dr. Vogelweid (Berlin): freiw. Sanitätsoffizier beim Vereinslazarettzug B (Ostpreußen).
19. Schriftsteller Westerich (Woltersdorf): im Felde.

Gute Nachrichten aus dem Felde erhielt ich fortgesetzt von Generalarzt Dr. Wilke, Prof. Dr. Paape, Dr. Schulz-Minden, Dr. Walter Bremer, Landmesser Stephan, den Studiosen Dräger, Saden und Lissauer. — Prof. Dr. Paape hat das Eiserne Kreuz und den bayerischen Militär-Verdienstorden mit Schwertern, Studiosus Leutnant Saden das Eiserne Kreuz erhalten: wir freuen uns mit über die Ehrung unserer beiden Mitglieder und beglückwünschen sie dazu.

Die Nachricht von der Verwundung des Studiosus Dräger hat sich erfreulicherweise nicht bestätigt, leider aber die von der Verwundung und dadurch veranlaßten Gefangennahme des Studiosus Leutnant Gummel in Frankreich. Er hat am 6. September 1914 bei Darette je einen Schuß in den linken Ober- und Unterschenkel erhalten, so daß er seinen Kameraden vom 42. Inf.-Reg. nicht folgen konnte. Schon nach 10 Tagen waren seine Fleischwunden geheilt, worauf man ihn mit einigen Leidensgenossen nach Montauban

Digitized by Google

(Tarn et Garonne) gebracht hat, wo er, da der Kommandant von anständiger Gesinnung ist, angemessen behandelt wird.

Mit Betrübnis erfülle ich nunmehr die Pflicht von den weiteren Opfern zu melden, die der Krieg aus unserer Mitte gerissen hat:

Alfred Plettke †.

Mit Tafel XIX.

Schon im vorigen Hefte (S. 347 f.) habe ich Mitteilung gemacht von dem am 14. November 1914 (nicht am 11., wie ein Druckfehler es besagte) erfolgten Tode meines lieben langjährigen Assistenten Plettke, der gleich schmerzlich war für mich von rein menschlicher Seite aus, wie für die Wissenschaft vom sachlichen Standpunkte aus. Indem ich jetzt das wohlgelungene Abbild seines frischen Äußeren bringen kann (Taf. XIX), füge ich als Ergänzung seines Lebenslaufes hier dasjenige hinzu, was er selbst in seiner Dissertation darüber aufgezeichnet hat:

„Am 10. März 1890 wurde ich, Friedrich Alfred Plettke, evangelischer Konfession, als Sohn des Volksschullehrers Friedrich Plettke zu Geestemünde geboren. Von Ostern 1896 besuchte ich die Volksschule zu Geestemünde, von Ostern 1899 ab das Gymnasium zu Bremerhaven, welches ich Ostern 1909 mit dem Zeugnis der Reife verließ. In den Jahren 1909 bis 1914 widmete ich mich in Jena, Heidelberg, Berlin und Breslau vorgeschichtlichen, naturwissenschaftlichen und geographischen Studien und hörte Vorlesungen der Dozenten: Ambronn, Ascherson, Bartels, Branca, Bütschli, Cantor, Detmer, Eucken, E. Fischer, F. Fischer, Gabriel, Glück, Groll, Hettner, Heymons, Kautzsch, Königsberger, Kossinna, Krabbo, Krafft, Lauterborn, Link, Lubosch, Penck, Philippi, Plate, Rauther, Riehl, Salomon, Seger, H. Schmidt, E. F. Schulze, Stahl, Stremme, Stumpf, Wahnschaffe, Zahn, Ziegler. Ich durfte an den Übungen und den praktischen Kursen der Herren E. Fischer, Kossinna, Penck, Plate, F. E. Schulze, Stahl teilnehmen. Allen meinen Lehrern bin ich zu großem Dank verpflichtet, besonders aber Herrn Professor Kossinna, dem ich auch reiche fördernde Anteilnahme bei der Ausführung meiner Doktorarbeit zu danken habe."

Hierzu füge ich noch Einiges über die beiden Kriegsmonate, die letzten seines Lebens, wobei ich die Mitteilungen seines Vaters verwerte.

Als Plettke, nachdem er am 30. Juli die Doktorprüfung gut bestanden hatte, von Berlin sogleich zur Heimat sich begab, meldete er sich bereits unterwegs in Bremen als Kriegsfreiwilliger. Sobald er die rückhaltlose Zustimmung seiner Eltern zu diesem bedeutungsvollen Schritt erfuhr, überkam ihn eine so freudige und zuversichtliche Stimmung, wie sie an ihm bisher nie bemerkt worden ist. Nun war er nur noch und ganz Soldat und seiner hohen Aufgabe vollbewußt, bis zu seiner letzten Feldpostkarte, die er am Tage seiner tödlichen Verwundung an die Eltern schrieb und die ihnen zugleich mit der Todesnachricht zuging. Der Dienstantritt verzögerte sich von Tag zu Tag noch bis zum 14. August. Am 24. Oktober rückte er von Bremen ab; vom 28. Oktober bis 13. November hat er ununterbrochen im Schützengraben westlich von Noyon gelegen. Am Abend dieses 13. ist er bei Schanzarbeiten unmittelbar hinter dem Schützengraben während eines Gefechts durch einen Halsschuß getroffen worden, der die Vene verletzte und Verblutung herbeiführte. Am andern Morgen ist er im Lazarett zu Noyon, wo er die Nacht ohne Bewußtsein gelegen hatte, 8^{20} Uhr in den Armen einer Schwester schmerzlos hinübergeschlummert. Bestattet wurde er am 15. November auf dem deutschen Friedhof zu Noyon.

Was endlich seine Dissertation anlangt, so habe ich ihren Druck mit vollständiger Beigabe einer Überfülle von Abbildungen, die etwa 80 Tafeln ausmachen werden, sichergestellt. Die Herausgabe des Werkes, das als Dissertation hinterlassen in allem Äußeren naturgemäß einen unfertigen Zustand bietet — so sind, um nur eines zu erwähnen, für

Digitized by Google

Alfred Plettke
gefallen am 13/14. November 1914 bei Noyon in Frankreich.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

das annähernd halbe Tausend der Zeichnungen und Photographien die Urstücke erst noch festzustellen! —, habe ich trotz meines seit lange recht schlechten Gesundheitszustandes unter Zurückstellung meiner eigenen Arbeiten selbst übernommen. Treue um Treue!

Hans Roggenkamp †.

Derselbe böse Novembermonat raffte noch andere unserer Mitglieder dahin, so den Gymnasiallehrer Roggenkamp in Eschwege, der am 2. November in Belgien den Tod fürs Vaterland starb. Geboren 26. Juli 1880 in Horsdorf bei Schwartau, 1902 Lehrer, mußte er wegen seiner freien religiösen Anschauungen 1906 seinen Abschied nehmen; später wurde er Turnlehrer in Eschwege. Wir betrauern in ihm den Verlust eines hochsinnig-völkischen Mannes und eines treuen Mitgliedes.

Hugo Mente †.

Bei einem Sturmangriff auf Ypern, gleich in dem ersten Gefecht, an dem er teilnahm, fiel am 17. November cand. archaeol. Mente aus Lüchow, Prov. Hannover, der wie Plettke am Abschluß seiner Studienzeit stand und seine Dissertation bei der Berliner Fakultät bereits eingereicht hatte. Ich gebe im folgenden einen Abdruck seines jener Dissertation beigefügten „Lebenslaufes“:

„Ich wurde als Sohn des Volksschullehrers Karl Mente am 14. März 1890 geboren. Durch die vielfachen Ausgrabungen, die auf dem großen Brandgräberfelde der römischen Kaiserzeit bei meinem Geburtsorte Rebenstorf im hannöverschen Wendlande von verschiedenen Museen gemacht wurden und durch die heimatlichen Bestrebungen meines Vaters auf vorgeschichtlichem und volkskundlichem Gebiete wurde ich schon von der frühesten Jugend an mit dem Stoffe, der später mein Studium werden sollte, bekannt, und es war für mich selbstverständlich, als ich Ostern 1910 das Gymnasium zu Salzwedel verließ, wo ich auch noch manche Anregung in derselben Richtung erhalten hatte, daß ich Vorgeschichte studierte. Aber mich zog nicht so sehr das klassische Altertum an, wie unsere heimische Vorgeschichte. Mein Rebenstorf wollte ich vor allem von Grund aus verstehen lernen, und außerdem wies mich auch die enge Beziehung zur Volkskunde auf unsere heimische Vorgeschichte. In Herrn Professor Kossinna in Berlin fand ich meinen Lehrmeister. Außerdem hörte ich bei Herrn Professor Hubert Schmidt. Geschichte hörte ich besonders bei Herrn Geheimrat Delbrück. Während meines Studiums habe ich es nicht versäumt, auch für meine praktische Ausbildung Sorge zu tragen. Eigentlich sollte das Gräberfeld von Rebenstorf mit dem zugehörigen Kulturgebiete den Gegenstand meiner Dissertation bilden. Da jedoch der Stoff noch nicht so gesichtet ist, daß er sich dazu schon verwenden ließe, ich aber doch noch gern einen Abschluß meines Studiums herbeiführen möchte, bevor ich für des Vaterlandes Ehre und für die Erhaltung und Festigung der deutschen Kultur die Waffen ergreife, reiche ich diese Arbeit als Dissertation ein.“

Seine Dissertation führte den Titel „Beiträge zur Vorgeschichte, Geschichte, Siedlungs- und Sagenkunde des Werbellin“; sie war die Frucht von Ausgrabungen, die Mente in Gemeinschaft mit dem Berliner Museumskonservator E. Krause an den bedeutsamen mittelalterlichen Stätten in der Umgebung des Werbellinsees, Kr. Angermünde (Uckermark) veranstaltete. Doch wurden darin mehr die Geschichtsquellen bevorzugt, als daß die archäologischen Ergebnisse eingehend behandelt worden wären. Die Arbeit wurde von mir als „genügend“ beurteilt und damit die Zulassung zur mündlichen Prüfung ausgesprochen. Dennoch hat Mente, dessen Einstellung ins Heer infolge Erkrankung sich bis zum 31. Oktober hinauszog, seine Anmeldung zur Notprüfung schließlich zurückgezogen.

Digitized by Google

Mente war mit Ausnahme einer einjährigen Unterbrechung im Jahre 1911, als er zu München im Kgl. Leibregiment als Einjährig-Freiwilliger diente, von Ostern 1910 bis 1914 zu Berlin mein Schüler gewesen. Im Sommer 1914 veröffentlichte er unter meiner Beihilfe den Bronzendepotfund von Tüschau, Kr. Lüchow (oben S. 192 ff.). Er war von hoher, schlanker, dabei kräftiger Gestalt, blond, blauäugig und trug auch sonst das Gepräge einer echt germanischen Erscheinung. Er war lebenslustig und tatkräftig, ein offener Charakter, im Worte nicht allzu gewandt.

Nur mit tiefstem Bedauern kann man es betrachten, wie die Provinz Hannover, wo im ganzen vorigen Jahrhundert die Pflege der Vorgeschichte tief darniederlag, wie nirgends sonst in dem verschwenderisch reichen Fundboden des norddeutschen Tieflandes, nach den wenigen Jahren der Blüte, als Dr. Hahne in Hannover und Lienau in Lüneburg wirkten, nun gleichzeitig zweier junger, arbeitsfroher und durchgebildeter Kräfte (Plettke und Mente) beraubt worden ist, die ein baldigstes Aufblühen vorgeschichtlicher Heimatsforschung für dieses Land zu verbürgen schienen, das nun wiederum bar jeglicher geschulten Kraft neuer Vernachlässigung überantwortet zu sein scheint.

Ludwig Müller †.

Am 21. November starb in einem Kriegslazarett des Westens infolge seiner schweren Verwundungen im 32. Lebensjahre Dr. Ludwig Müller-Charlottenburg, zuletzt Gymnasiallehrer in Steglitz, als Vizefeldwebel d. R. und Bataillonsadjutant in einem Res.-J.-Reg., Ritter des Eisernen Kreuzes.

Dr. Müller war infolge der Mitgliedschaft seines Vaters bei unserer Gesellschaft in unseren Berliner Sitzungen und bei unseren Ausflügen ein ständiger und zugleich sehr gern gesehener Gast. Er war nicht eigentlich Prähistoriker, sondern Naturwissenschaftler, dabei auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und Politik von bedeutenden Kenntnissen. Sein Bestes war seine auf tiefem Wissen gegründete streng völkische Denkart und die glänzende gereifte Art, wie er dies gesunde Deutschbewußtsein schriftstellerisch zur Geltung brachte. In der nationalen Presse und auch in den Zeitschriften dieser Richtung — ich nenne besonders die Politisch-anthropologische Monatsschrift unseres Mitgliedes Dr. Schmidt-Gibichenfels — erschienen seine stets geistvollen und gern gelesenen Aufsätze in so stattlicher Anzahl, daß man sich über die Arbeitskraft dieses jungen Gelehrten wundern mußte. Persönlich war er von einer bestrickenden, mit Bescheidenheit gepaarten Liebenswürdigkeit. Seit Begründung unserer Gesellschaft hat er sich mit Liebe auch der deutschen Vorgeschichte zugewandt und in zahlreichsten Aufsätzen und in Vorträgen für weitere Kreise die hohe völkische Bedeutung unserer Wissenschaft so unermüdlich und mit solcher Begeisterung dargelegt, daß ich ihn hierin als meinen Schüler ansehen konnte. Er ist für das gesamte deutschvölkische Schrifttum, wie auch für unsere Wissenschaft, insonderheit für unsere Berliner Zweiggesellschaft einer der schmerzlichsten Schläge, die der Weltkrieg uns angetan hat, daß wir diese junge Kraft, die noch so Schönes für die Zukunft versprach, verlieren mußten.

Georg Krüger †.

Mit 1 Textabbildung.

„Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß fiel am 28. Januar d. Js. in hoher Begeisterung für sein Vaterland und sein Germanentum auf dem Kriegsschauplatz in Flandern im 24. Lebensjahr unser inniggeliebter jüngster Sohn, Bruder und Neffe, der Kriegsfreiwillige-Gefreite im Res.-J.-Reg. 204 Georg Krüger, cand. archaeol., wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Provinzialmuseum in Halle a. S."

Digitized by Google

Diese Todesanzeige von seiten der Eltern, des Herrn Kaufmanns Albert Krüger und seiner Frau Elise geb. Hohe in Friedrichshagen bei Berlin, versetzte mich in ähnlich starke und anhaltende Erschütterung wie seinerzeit die Nachricht vom Tode Plettkes. Schon die Fassung der Anzeige läßt ahnen, von welcher Art der Gefallene war. Es hat wenige meiner Schüler gegeben, die mir so lieb geworden waren wie Krüger: das machte nicht nur sein Fleiß, seine Begabung, sein hohes Streben, sondern seine ganze Richtung, die aufging im Nachleben alt- und neugermanischer Hochziele, seine ernste Lebensauffassung, die verbunden war mit heiterster Gemütsanlage, seine aufrichtige, große Treue. Von seinem zweiten Semester an (1910/11) hat er zwei Jahre lang meine Übungen und Vorlesungen mitgemacht. Er gehörte zu den wenigen meiner Studenten, die mir 1912 nach Stockholm zum I. baltischen Kongreß gefolgt waren. Auf dem Bilde dieses Kongresses (Mannus IV, Taf. LIII) ist er zwischen Montelius (links) und Hahne (rechts) zu sehen. Dann hat er mit mehreren andern meiner älteren Schüler die Berliner Universität verlassen, weil die durch die gehässigen Intrigen einer kleinen Gruppe herbeigeführte Feindseligkeit der Berliner philosophischen Fakultät gegen unsere Wissenschaft die Wahl der Vorgeschichte als Hauptfach bei der Doktorprüfung meinen Schülern unmöglich gemacht hatte. Er wandte sich nach Halle a. S. und tat dies um so lieber, als er dort am Prov.-Museum unter Dr. Hahnes Leitung Gelegenheit fand, in eine reiche Ausgrabungstätigkeit, wie in die vielgestaltige Museumsverwaltung eingeführt zu werden, da ja der großartige Neubau des dortigen Museums, der Umzug aus dem alten in das neue Haus und die gesamte neue Einrichtung im Werke war. Den größten Wert legte er bei alledem, wie er mir bei seinen Ferienbesuchen wiederholt versicherte, auf die Berechtigung, sich weiterhin Kossinna-Schüler nennen zu dürfen.

Georg Krüger
gefallen 28. 1. 1915 bei Westende in Belgien.

Als Hilfsarbeiter des Provinzialmuseums hielt er in der Provinz mehrfach Vorträge über die provinzielle und örtliche Vorgeschichte (z. B. zu Wittenberg). War sein Wissen auf dem Gebiete der Vorgeschichte auch ein vielseitiges, wie u. a. seine Abhandlung über die Hausurne von Zwintschöna zeigt (Mannus V, 325 ff.), so hatte er doch sein Hauptstudium, schon in Berlin, der wendischen Kultur des Mittelalters zugewandt und er wählte diese auch zum Thema seiner Doktorarbeit. In der Berliner Sitzung vom 1. März 1913 konnte er schon einige schöne Ergebnisse seiner eindringenden Forschung mitteilen (oben S. 216). Nachdem er im Frühjahr 1914 noch die Vorgeschichtliche Abteilung des Hildesheimer Museums geordnet und eingerichtet hatte, machte er im Sommer eine (auch durch meine Ratschläge unterstützte) große Museumsstudienreise durch Nordösterreich, Ungarn, Ostdeutschland, um das Material für seine wendische Forschung abschließend zu sammeln. Es war mir eine Freude, als er mich nach dieser Reise aufsuchte, aus seinem eingehenden Berichte zu sehen, wie gereift er von dieser Studienfahrt zurückgekehrt war.

Ich füge nun einige Auszüge aus dem sehr eingehenden „Lebenslauf" hinzu, der mir von seinem Vater freundlichst übersandt worden ist: Georg Krüger ist am 21. Mai

Digitized by Google

1891 zu Berlin geboren, wo er das Andreas-Realgymnasium von 1897—1910 durchlief. Von frühauf war er ein still für sich lebender, sehr fleißiger Knabe, begabt mit Sammeleifer und peinlichstem Ordnungssinn, führte mit seinen genau gebuchten Bleisoldaten den Krieg 1870/71 nach dem Generalstabswerk aus und zeigte schon mit 12 Jahren Teilnahme für die germanischen Altertümer des Völkermuseums. Als er mit 13 Jahren auf Bornholm die Felsenzeichnungen kennen lernte, warf er sich mit glühender Begeisterung auf die vorgeschichtliche skandinavische Kunst, auf Edda, deutsches Mittelalter, Rich. Wagner usw. Daneben gab er sich damit ab, kleine Tongefäße zu formen und zu brennen. Am Reformationsfest 1909 hielt er als primus omnium des Realgymnasiums die öffentliche Festrede über „Luther und Walther v. d. Vogelweide" und erhielt dafür die Luthermedaille der Stadt Berlin. Auf der Universität schälte sich ihm schon mit dem zweiten Semester deutlich heraus, was sein Lebens- und Strebensziel werden sollte: die deutsche Vorgeschichte. „Seine liebsten Stunden waren ihm die Übungen im prähistorischen Seminar, zu denen sich bald, mit näherem Bekanntwerden und dem Eintritt in die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, auch die Ausflüge und Arbeiten bei den Ausgrabungen der Gesellschaft gesellten." „Mit tiefer, inniger Freude erlebte er an sich alle diese Stunden als einen Aufschwung zum Allerheiligsten." In den letzten beiden Hallischen Jahren fand er neben Studium und Museumsarbeit noch Zeit, die Gymnasialprüfung in Griechisch nachträglich abzulegen. Als nach seiner Rückkehr von der Museumsreise im Juli 1914 der Krieg ausbrach, eilte er sofort nach Berlin und wurde am 14. August beim 3. Garderegiment eingestellt. „Seine helle Begeisterung ließ ihn hier sofort hervortreten, als bei einem Appell gefragt wurde: Wer will bald freiwillig nach Frankreich ausrücken? Ja, gegen die Engländer wollte er kämpfen, die er, wie wir alle, für den Verrat am Germanentum verantwortlich machte." Er kam nun ins Reserve-Infanterie-Regiment 204. Kurz vor seinem Abmarsch an die Front bat er seinen Vater, falls er fallen sollte, seinem „geliebten" Lehrer sein Bild zu übersenden (dessen Abdruck ich diesem Nachruf beifüge. G. K.). Er rückte mit seinem Bataillon am 14. Oktober von Staaken bei Spandau nach Belgien aus, wo er schon am 19. Oktober bei Dixmuyden ins Gefecht kam. „Unter großen Entbehrungen und fürchterlichen körperlichen Anstrengungen bei den Märschen in dieser versumpften Gegend, dabei unter stetem Granatfeuer, vergingen die ersten acht Wochen; dann kamen zehn Ruhetage in Lichtervelde bei Thourout (dort lenkten sich seine Gedanken an das Berliner Lichterfelde zurück, sicher ein altes flämisches Kolonialdorf: und er schrieb mir von dort eine herzliche, letzte Grußkarte. G. K.). Gegen Weihnachten rückten sie nach Ostende und bezogen in Middelkerke endlich ein richtiges Quartier, wo drei Tage Schützengrabendienst vor Westende in den Dünen und drei Tage Ruhe ständig wechselten. Hier fand er wieder Zeit an seine Laufbahn anzuknüpfen, indem er dem ihn feiernden und besonders liebenden Kameradenkreise im Schützengraben kleine Vorträge über seine geliebte deutsche Vorgeschichte und über das Germanentum, wofür sie da draußen ja bluteten, hielt." „Am 28. Januar traf ihn eine Granate und die Kameraden trugen in dichtem Kugelregen den tödlich Verwundeten aus der Gefechtslinie; sein Leben war dahin. Er ist sich selbst, seiner Wissenschaft und dem Vaterlande getreu geblieben bis in den Tod."

Furchtbar sind die Opfer, die dieser Krieg unserem Volke und auch unserer so kleinen Gemeinde deutscher Vorgeschichtsforscher auferlegt. Ungebeugt müssen wir sie über uns ergehen lassen, in dem stolzen Bewußtsein, daß unsere Toten ihr Höchstes dem Vaterlande, unserem deutschen Volke dargebracht haben. Wir Zurückgebliebenen wollen eingedenk bleiben der Worte Theodor Körners:

Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz.

G. Kossinna.

Digitized by Google

Sachregiſter.

Aachen, Campignien 48.
Aamöi bei Stavanger (Norwegen), Felſenzeichnung 171.
Aas, germaniſcher Gott 170.
Abydos (Ägypten), Zeichnung mit Schachbrettmuſter 368.
Achenheim (Lkr. Straßburg i. Elſaß), Acheuléen und Mouſtérien 45.
Acheuléen in Achenheim 45.
— in der Buchenlochhöhle 45.
— in der Kartſteinhöhle 45.
— in Markkleeberg 369, 370, 371, 374.
— im Neandertal 45.
— Unterſchied der Funde in Deutſchland und Frankreich 375.
— Jagdwaffen 113.
Ägdinen 263.
Ägypten, Darſtellung des Sonnenbootes 175.
— Fußvolk, deſſen Anführer mit Dreizack 34.
— Herzdarſtellungen 217.
— Hieroglyphe für Gau 350.
— Holzſtatuette eines kornmahlenden Sklaven 291.
— Leiterdarſtellungen 37.
— Schachbrettmuſter 360, 361, 368.
— Vogeljagd 121.
Aiſchylos, griechiſche Auffaſſung vom Sonnenboot 174.
Alaiſiagen 173.
Alcis 263, 264 f., 271 f., 276.
Alignements, Deutung 24 Anm. 1.
Almgren, über ſkandinaviſche Felſenzeichnungen 149, 150, 153, 166.
— über Deutung der Fuß- und Schuhſohlen 153.
Alpruten, Zaubermittel 22 Anm. 3.
Alſen, Sitz des Nerthuskults 281.
Altamira, Handfiguren 16.
Altgaul (Kr. Oberbarnim), Funde illyriſcher Kultur 219.
Altglütken (Kr. Königsberg i. Nm.), Funde illyriſcher Kultur 219.
Althüttendorf (Kr. Angermünde), Funde illyriſcher Kultur 219.
d'Alton, Rekonſtruktion ausgeſtorbener Tiere 90.
Altranft (Kr. Oberbarnim), Urnenfeld der Latènezeit 219.
Altrüdnitz (Kr. Königsberg i. N.-M.), Depotfund der V. Bronzeperiode 219.
Ambronen, Niederlaſſung bei Miltenberg 334.
Ambroſiani, Sune, über Odinskult 164 f.
Ammianus Marcellinus, Bericht über hölzerne Lanzen der Germanen 134.
Ammonshörner, als Amulette 26.
Ancyluszeit, Schachbrettmuſter 43, 367.
Anderlingen (Kr. Bremervörde), Bildſtein 180.
Andernach a. Rh., Magdalénien 47.
— Zonenbandkeramik 52.
— ſog. Napoleonshut 289.
— am Martinsberg, Funde unter vulkaniſchen Sandſchichten 284.
Angelhaken, aus Bronze, von Wilhelmshöhe 208.
Anglii, Nerthuskult 281.
Anhänger, durchbohrte Kieſel- und Schieferſteinchen in der Spiralmäanderkeramik 81, 83.
— der römiſchen Kaiſerzeit von Weißenfels 385.
— — goldener von Selnowo 212.
Arborn (Dillkreis), ſog. Napoleonshut 289.
Apollo, als Maus dargeſtellt 217.
Armbruſtfibeln der röm. Kaiſerzeit von Weißenfels 380.
Armbänder, goldene, mit Endſpiralen 9, 298 ff.
— — von Rongères 296 ff.
— — von Liebshauſen 299.
— bronzene, mit Endſpiralen, der zweiten Bronzeperiode, aus Böhmen 298.
— ſilberne, der römiſchen Kaiſerzeit von Selnowo 213.
Armenier, dunkle Kurzköpfe 312.
Armringe, goldene, einfacher Art von Lorup 8.
— — mit Endſpiralen, gedrehte 9.
— — mit Endſpiralen, dreikantige 9, 299.

Digitized by Google

Armringe, goldene, einfacher Art von Wolfersdorf 9, 299.
— — sog. Eidringe 13, 219, 299, 301.
— bronzene von Tüschau 197.
Armschmuck, goldener, des germanischen Kriegers 9.
Armschutzplatte aus Kieselschiefer von Gosek 322.
Armspiralen, goldene, aus Doppeldraht 3, 5, 9.
Arup (Seeland), Stabdolch mit goldplattierter Klinge 8 dazu Abb. 11.
Asdinge 263.
Asen 164.
Aspeberg bei Tegneby (Ksp. Tanum in Bohuslän), Felsenzeichnungen 151, 171 dazu Abb. 3, 174 dazu Abb. 23, 177 ff., 261, 276.
Assyrer, Jagdbilder 128 f.
— Deutung der heiligen Pinienzapfen 362.
Astingoi 263.
Auerochs, Jagd 110, 125, 132.
Augendarstellungen, als Zaubermittel 22, 28.
Aunetitzer, aus ihnen hervorgegangene indogermanische Volksstämme 316.
— goldene Noppenringe 2.
Aurignacien, in Markkleeberg 369.
— in Sirgenstein und Ofnet 371, 374.
— Unterschied der Funde in Deutschland und Frankreich 375.
— Jagdwaffen 113.
— Tuben aus Renntiergeweih mit Ocker 41 Anm. 2.
Aurora, als Gottheit weiblich 158.
Ausschüsse 1, 135.
Auvernier, Ergänzung der Weichteile an einem dort gefundenen weiblichen Schädel (sog. Frau von A.) 93.
Axt s. Beil.
Axtgott s. Beilgott.

Babylonien, leiterartiges Musikinstrument 39.
— Schachbrettmuster 364.
— Kosmologie 37 Anm. 3, 350, 365.
Backa (Ksp. Brastad, Bohuslän), Felsenzeichnungen 151, 152 u. 171 dazu Abb. 5, 167, 261, 271, 273 ff.
Bahrendorf (Kr. Dannenberg), Funde im Lüneburger Museum 337.
Balkåtra (Schonen), Sonnenbild 175.
Baltzer, Herausgeber der Felsenzeichnungen Bohusläns 149.
Bandkeramik 54.
— Herdgruben bei Weißenfels 378 Anm. 1.
Bapst, M., Forschungen im Kaukasus 157.
Bär s. Höhlenbär.
Barskamp (Kr. Bleckede), Terrasigillataschale 337.
Bartels, Paul, †, Nachruf 243.
Bärwalde, Depotfund illyrischer Kultur 219.
Basaltlava-Industrie bei Mayen 283 ff.
Baskische Sprache 317.
Bätylien, Deutung 24 Anm. 1.
Baudouin, Deutung der Schuh- und Fußsohlen 153.
Bayer, Josef, über Diluvialgeologie und -fauna 46, 52, 372, 373.
Beda, friesischer Gott 173, 275.
Bedelding 173, 275.
Behlen, Rheinischer Forscher 45.
Beil, als Fruchtbarkeitssymbol 268.
Beile auf skandinavischen Felsenzeichnungen 165, 167, 267.
Beilgott 167, 169, 267, 269.
Belz, Robert, über Latènefibeln 184.
Benzinger, bestrittene Deutung einer röhrenförmigen Scherbe aus Palästina 359.
Bernsteinhandel während der II. und III. Bronzeperiode 10.
Berserker, auf Felsenzeichnungen 169, 177, 179.
Beudefeld s. Weißenfels.
Biall-Wurchow (Kr. Neustettin), Depotfund der jüngeren Bronzezeit, darunter Halskragen mit Längsrippen 201.
Biber, Jagd 115.
Bilstein, Wortdeutung 134.
Bimssand im Eifelgebiet, Grenzscheide zwischen Neolithikum und Paläolithikum 48.
Bismaya (Mesopotamien), Scherbe mit Schachbrettmuster 364.
Bison, Jagd 109, 110, 115, 120, 123, 126.
Blinkenberg, Chr., über Thors Waffen 163.
Blondheit bei Kurzköpfen, Verbreitung in Europa 311.
Blüthgen, Viktor, Empfang in Freienwalde 219.
Bobenheim bei Worms, sog. Napoleonshut 289.
Bochow (Kr. Zauch-Belzig), Mittellatènefibel 189.
Bockgott 163 f., 261, 262, 267, 269.
Bodewig, Rheinischer Forscher 51.
Boeslunde (Seeland), Goldgefäße 12, 303.
Bogen, Jagdwaffe 123, 128.
— s. auch Pfeilbogen.
Bogenschütze, auf skandinavischer Felsenzeichnung 151.
Böhmen, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
— Armbänder mit Endspiralen der II. Bronzeperiode, bronzene 298.
— — goldene 299.
Bohuslän, Felsenzeichnungen 149 ff., 261 ff.
Böke (Kr. Jerichow I.), Mittellatènefibel 189.
Bölsche, über Jagd 112.
Bolterſen (Kr. Lüneburg), Funde im Lüneburger Museum 337.
Bonnet, über Jagd 116.
— über Hirschgeweihe 131.
Boote, goldbekleidete, von Nors 11, 176.

Digitized by Google

Bornholm, längsgerippte Halskragen der III. Bronzeperiode 201.
Boseck, Karl, Kriegsnachricht 403.
Böser Blick 17, 21.
Boucher de Perthes, Entdecker des Eiszeit-Menschen 107.
Boule, über Nahrung des paläolithischen Menschen 134.
Brachykephalie, jetzige Verbreitung in Europa 311 ff.
Brackel (Kr. Winsen a. d. Luhe), Funde im Lüneburger Museum 337.
Brakteat mit Runen, von Vadstena 103.
— — von Grumpan 103 ff.
— s. auch Goldbrakteat.
Bramstedt (Holstein), Feuersteinsplitter 377.
Brandenburg (Provinz), goldene Noppenringe 4.
— Fibeln der Bronze- und Eisenzeit 184 ff.
Brandenburg (Stadtfeld), gewölbte Plattenfibel 186.
Brandgräber, neolithische, Deutung der Ketten aus durchbohrten Steinchen 39 Anm. 3.
— bei Weißenfels, aus der Latènezeit 378 Anm. 1.
— — aus provinzialrömischer Zeit 378 ff.
Brandstetter, Wortdeutung von Bilstein 134.
Braunschweig, Schrein mit Runen 104.
Brede (Ksp. Bråstad, Bohuslän), Felsenzeichnung 155.
Brehm, über Jagd 117, 118.
Bremer, Walter, Kriegsnachricht 403.
Brenner, Bericht über sog. Napoleonshüte 289.
— über Mühlsteinchen aus der Latènezeit 292.
Bretagne, blonde Kurzköpfe 311.
Breuil, Ordner der Funde beim Schweizersbild 254.
— über Diluvium 371, 373.
Brillenfibel, germanische der jüngeren Bronzezeit s. Plattenfibel.
Brink, Bericht über den Fund eines sog. Napoleonshutes in Schottland 289.
Brohltal, Lava im Löß 47.
— Rössener Keramik 51.
Bronzegefäße aus provinzialrömischer Zeit von Weißenfels 381.
Bronzen vom Gräberfelde von Wilhelmshöhe 203, 208.
Bronzezeit, germanischer Goldreichtum 1 ff.
— Goldfunde aus Frankreich 296 ff.
— germanische Religion 149 ff., 261 ff.
— Fibelfunde in der Mark Brandenburg 184 ff.
— Ein Ornament der späten Bronzezeit 332 f.
— Wohngruben in Plaidt 82.
— Bevölkerung in Nordeuropa 315.
Bruchtorf (Kr. Ülzen), Funde im Lüneburger Museum 336, 339.
Bruckdorf (Saalkreis), slawische Skelettgräber 216.
Buchenlochhöhle bei Gerolstein (Eifel), Acheuléen 45.
Buckelurne von Wilhelmshöhe 205.
Buckow (Kr. Beeskow-Storkow), Kirche im slawischen Ringwall 392.
— Funde 392, 393.
Bütnitz (Kr. Jerichow I.), Mittellatènefibeln 189, 190.
Burgund, Runenfund 103.
Burgunder, Holzbaukunst 87.
Buschmänner, Straußenjagd 125.
Busse, Hermann, Bericht über die Ausgrabung in Diensdorf 220.
— — über den Ausflug nach dem Scharmützelsee 392.
— Vorträge in der Zweiggesellschaft Berlin 217, 389.
— Schriftführer der Zweiggesellschaft Berlin 215.
Butzbach, sog. Napoleonshut 289.
Butzow (Kr. Westhavelland), Plattenfibeln 186.
— Latènefibeln 187, 189.

Cade (Kr. Jerichow II), Spiralplattenfibel 185.
— Bogenbügelfibel 186.
Caligula, Münze in Urmitz gefunden 210.
Canena (Saalkreis), Ansiedlung der jüngeren Bronzezeit 216.
Cannstadt, stratigraphische Untersuchungen 373.
Cäsar, Bericht über germanische Religion 161 f., 170, 171.
Castillo, Handfiguren 16.
Celsus, Bericht über Mithraskult 40 Anm. 1.
Chadwick, über den Odinskult 164, 165.
— über den Nerthuskult 281.
Chaffaud, Tierzeichnungen des Magdalénien 125.
Chapella-aux-Saints, Untersuchungen Boules 134.
Chappée, Bericht über den Goldfund von Rongères 297.
Charnay (Burgund), Spange mit Runen 103, 104.
Chelléen, in Markkleeberg 370.
— Unterschied der Funde in Deutschland und Frankreich 375.
— Jagd 108, 110, 112, 113, 114, 115, 119.
Chirurgie, vorgeschichtliche 142.
Chwarznau (Kr. Berent), Depotfund der jüngeren Bronzezeit, darunter Halskragen mit Längsrippen 201.
Coccinella s. Marienkäfer.
Cohausen, Untersuchungen in der Wildscheuerhöhle 46.
Combarelles, Tierzeichnungen des Magdalénien 125.
Commont, über Diluvium 372.

Digitized by Google

Concise (am Neuenburger See in der Schweiz), Hirschgeweih 133.
Cordel (Lkr. Trier), Steinwaffen, aber keine neolithischen Scherben 52.
Cottés s. St. Pierre.
Cueva de la Vieja, Darstellung des Pfeilbogens 39.
Cuvier, über Paläontologie 90.
Cypern, Leiterdarstellungen 38.
— Skarabäus mit Sonnenboot 174, 176.
— Schachbrettmuster 354 ff.
Cypräen (Muschelart), als Amulette 26, 40.

Dahlenburg (Kr. Bleckede), Funde im Lüneburger Museum 337.
— s. auch Kneterberg.
Damsdorf (am Dolgensee), Kirche in vorgeschichtlicher Umwallung 392 Anm. 1.
Dänemark, goldene Noppenringe 4.
— Runenfunde 104.
— längsgerippte Halskragen fehlen in der IV. Bronzeperiode 201.
Danzig, Sitz der nächsten Hauptversammlung 135.
Déchelette, Joseph, Fundbericht von Rongères 297 ff.
— Deutung des Sonnenbootes 174.
— — der Figuren auf einer kretischen Gußform 152.
— †, Nachruf 346.
Derwitz (Kr. Zauch-Belzig), Mittellatènefibeln 189, 190.
Deutsch-Evern (Lkr. Lüneburg), Funde im Lüneburger Museum 336, 339.
— Ausflug dorthin 339.
Deutschland, Vergleich geologischer und vorgeschichtlicher Ergebnisse im Diluvium 370 ff.
Dienheim (Rheinhessen), sog. Napoleonshut 288.
Diensdorf (Kr. Beeskow-Storkow), Gräberfeld der jüngeren Bronzezeit 220, 389.
Dienstag, Deutung des Namens 172, 275.
Diluvium in Deutschland, Vergleich geologischer und vorgeschichtlicher Ergebnisse 370 ff.
— Unterschied der Funde in Deutschland und Frankreich 375, 376.
— Funde in der Rheingegend 45 f.
— Jagd 108 ff.
Ding 172 ff., 275 f.
Dingelstedt am Huy, Gefäß der Spiralmäanderkeramik mit Furchenstich 70 Anm. 1.
Dinggott 172 ff., 275 f.
— s. auch Mars Thingsus.
Dingstag, Wortdeutung 172, 275.
Dioskuren 156, 263 ff.
— s. auch Alcis.
Dipylonstil 23.
Diskussionen nach den Vorträgen auf der Tagung zu Köln, Redner:
Kossinna 84, 134.
Nörrenberg 134.
Schick 134.
Dolberg (Kr. Beckum), Schneideinstrument aus römischer Kaiserzeit, Parallelstück zu dem in Weißenfels 383.
v. Domaszewski, Religion des römischen Heeres 164.
— Deutung des Grenzsteins von Miltenberg 334.
Doppeldrahtspiralen, goldene 3, 5, 9.
Dorf, germanisches, Ausgrabung bei Kyritz 97.
— — bei Dehlow 389.
Dormagen, Teilnahme an der Tagung in Köln 136.
Dörmte (Kr. Ülzen), Depotfund der jüngeren Bronzezeit, darunter Halskragen mit Längsrippen 201.
Dräger, Paul, Kriegsnachrichten 346, 403.
Draupnir, Ring Odins 179.
Dreieckmuster, Deutungsversuche 362.
Dreizack, als Zaubermittel 27, 33 f.
Drexel, Deutung des Miltenberger Teutonensteins 334.
Dünsberg, Mühlsteine aus der Latènezeit 292.
Durowko bei Wongrowitz, illyrisches Gräberfeld 202.

Eberstadter Stil 84.
Eberswalde s. Messingwerk.
Eckhoff, Veröffentlichung von Felsenzeichnungen 167.
Edda 168, 172, 325.
Ehringsdorf (Sachsen-Weimar), Diluvialfauna 373.
Eidringe, goldene Armringe der V. Bronzeperiode 13, 219, 299, 301.
— Verbreitungsgebiet 301, Taf. XVIII.
Eifel, Ausflug dorthin 145 f.
Einhorn, assyrisches Bild 128.
Eiserne Werkzeuge, Funde in den Gruben der Basaltlava 293.
Eiszeit s. Diluvium.
Elch, Jagd 120.
Elefant, ausgestorbene Arten, Jagd 109 ff.
— Ursache des Aussterbens 119.
— Funde in Rixdorf 373, 377.
Emanistische Vorstellungen 16, 30, 36.
England, Runenfunde 103.
Englische Sprache 319.
Ensley (Amt Randers, Jütland), goldener Noppenring 2, 3.
Eolithen, als Jagdwaffen 108, 112, 113, 118.
Eos, als Gottheit weiblich 158.
Erde, Deutung des Schachbrettmusters als symbolisches Zeichen für die Erde 357 ff.
Eruler, Tötung der Greise 165.

Digitized by Google

Esselborn-Kettenheim (Rheinhessen), Spiralmäanderkeramik 60 dazu Abb. 9.
Este, Vogelwagen 206.
Etaça, Sonnenpferd in der Rigveda 277, 279.
Etrurien, Amulettkette 18.
Etruskische Sprache 317.
Eulenburg, Fritz Graf zu, Kriegsnachricht 346.
Evans, über den Trundholmer Sonnenwagen 279.
Ewe-Neger, Seelengefäß 207.
Eyzerac (Dordogne), Ockersteinbruch 41 Anm. 2.

Faden, Eberhard, Kriegsnachrichten 346, 403.
Fallgruben zur Jagd 83, 117 ff., 134.
Farben, als Zaubermittel 40.
Fauerbach (Oberhessen), Spiralmäanderkeramik 64 dazu Abb. 16.
Faust, als symbolisches Zeichen und Amulett 18.
Feist, über Indogermanen 310 ff.
Felsenzeichnungen, skandinavische 149 ff., 261 ff., 324.
Femelthing 173, 275.
Fenriswolf 171.
Feuergott 156, 160, 161, 163, 177.
Fibeln, der Bronzezeit, Funde in der Mark Brandenburg 184 ff.
— — im hannoverschen Wendland 198, 201.
— der Latènezeit, Funde in der Mark Brandenburg 187 ff.
— der römischen Kaiserzeit, Funde bei Weißenfels 380.
— der Völkerwanderungszeit, Fund von Hol 179.
— — Holzmodelle für den Guß 87.
Fiddicke, Empfang und Vortrag in Eberswalde 219.
Fimelding 173, 275.
Fimmilena 173, 275.
Finger s. Handfiguren
Fingernageleindrücke in der Spiralmäanderkeramik 70 Anm. 1, 71.
Fingerring, goldener, von Rongères 297.
Fingerspiralen aus goldenem Doppeldraht 3, 5, 9, 297.
Finnen, heutige, ein Mischvolk 314.
Finnische Sprache 319.
Finnland, blonde Kurzköpfe 311.
Fischdarstellungen in Verbindung mit Schachbrettmuster 353, 355 f.
Fleischer, Oskar, über die Zeichen der ältesten Tonleiter 180.
Fliegenberg bei Troisdorf, Campignien 48.
Flomborn (Rheinhessen), Hockerfriedhof und Wohnplatz mit Spiralmäanderkeramik 54, 60, 70, 76, 80, 81 dazu Abb. 1 bis 5, 21.
Flomborner Stil 54 ff.
— Altersverhältnis zum Wormser Stil 76 ff., 81, 84.
Flother Typus, Fibeln und Mantelschließen 201.
Fohrde (Kr. Westhavelland), Mittellatènefibel 189.
Forrer, über Jagd 110.
— über römische Mühlsteine 292.
Franken, Holzbaukunst 87.
Frankfurt a. M., jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
Fränkisches Gefäß in den Basaltlavagruben 293.
Frankreich, Goldfunde der Bronzezeit 295 ff., 389.
— blonde Kurzköpfe 311.
— Unterschied der paläolithischen Funde im Gegensatz zu Deutschland 375, 376.
Frauentracht der Alcispriester 263, 271.
Freienwalde a. d. Oder (Kr. Oberbarnim), Funde illyrischer Kultur 219.
— Ausflug dorthin 219.
Frey 169, 170, 269, 277, 324.
Freya 162, 325.
Friedberger Stil 84.
Friedemann, Traugott, Kriegsnachricht 403.
Frigg 162, 174, 177.
Frigga, Marienkäfer ihr heilig 32.
Frisa 162, 174.
Fruchtbarkeitsgottheiten, germanische 169, 267, 281.
Fuencaliente (Spanien), gemalte Menschenfigur 29 Abb. 22.
Fuhse, Franz, Kriegsnachricht 403.
Füße, hölzerne, der Merowinger- und Karolingerzeit 155.
Fußsohlen, auf skandinavischen Felsenzeichnungen 153 f.
Futhark 103 ff.

Gaebert, über Markkleeberg 369, 370, 376.
Gardener, Percy, über den Trundholmer Sonnenwagen 279.
Gargas (Pyrenäen), Handfiguren 16, 22.
Garm 171.
Gärte, W., Kriegsnachricht 346.
Genzmer, Felix, Kriegsnachricht 346.
Georgi, Walter, Kriegsnachricht 403.
Gering (Kr. Mayen), Reibsteine von Basaltlava aus der Steinzeit 284.
— — Sehlen aus der Hallstattzeit 286.
— Rössener Keramik 51.
Germanen, Einwanderung in Norddeutschland 8, 268.
— Verhältnis zu den Kelten nach Feists Auffassung 312 f., 317.
— Kriegführung zur Römerzeit 391.
— Religion zur Bronzezeit 149 ff., 261 ff.
— Bronzestatuette von Urmitz 210.
Germanische Sprache 315 ff.
— Lautverschiebung 319.

Digitized by Google

Gielsdorfer Mühle (Kr. Oberbarnim), Gräberhügel der Bronzezeit 217.
Gift, an Pfeilen des Magdalénien 123.
Glasinac (Bosnien), eherner Vogelwagen 207.
Glienecke (Kr. Jerichow I), Latènefibeln 189, 190.
Glienitz a. d. Elbe, Funde im Lüneburger Museum 337.
Glockenbecherkultur 323.
Gockstadt, Schiffsfund 87.
Gold, germanischer Goldreichtum in der Bronzezeit 1 ff., 298 ff.
— Funde aus Frankreich 296 ff.
— Bratteaten 103 ff.
— Belag an Bronzesachen 6, 10, 12, 160, 279.
Gollwitz (Kr. Jerichow II), Frühlatènefibel 188.
Gönnebek, Goldgefäß 301, 303.
v. Görschen, Begrüßungsrede in Köln 139.
Gosek (Kr. Querfurt), Unterarmschutzplatte aus Kieselschiefer 322.
Goten, Holzbaukunst 87.
— Zellen-Goldschmiedewerke 88.
Gott mit den großen Händen s. Händegott.
Götterdreiheiten, germanische 155, 158 ff., 166, 169 ff., 179 f., 269, 271, 273, 276, 280, 390.
Göttergestalten auf den skandinavischen Felsenzeichnungen 150 ff., 261 ff.
Göttingen, Umgegend, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
— durchbohrte Kiesel- und Schieferanhänger 83.
Gourdan (Haute Garonne), Zeichnung einer Saiga-Antilope 125.
Graf, Engelhard, Kriegsnachricht 403.
Gratian, Münze von Pesch 146.
Grebs (Kr. Zauch-Belzig), Latènefibeln 189, 190.
Grevinge (Seeland), goldener Halskragen, irische Arbeit 6 dazu Abb. 7.
Griechen, Urheimat 316.
Griechenland, Fingerabschneiden als Sühneopfer 17 Anm. 2.
Gronau, Ergänzung der Weichteile an einem dort gefundenen Schädel 95.
Großgartacher Stil 79, 80, 82, 84.
Großneuhausen (Sachsen-Weimar), Funde der römischen Kaiserzeit 387, 388.
Großwusterwitz (Kr. Jerichow II), Latènefibeln 187, 189, 190.
Grumpan (Ksp. Säfvare in Västergötland), Goldbratteat mit Runen 103 ff.
Gummel, Hans, Kriegsnachrichten 346, 403.
Gungnir, Speer Odins 165.
Günther, A., Bericht über sog. Napoleonshut 288.
— Vortrag in Köln 142.
Gustafson, Gabriel, Ausgräber des Osebergschiffes 87.
Gutenberg (Saalkreis), vorgeschichtliche Kultstätte auf dem Kirchberge 215.
Hadaczek, Karl, †, Nachruf 402.
Hadersleben, goldenes Schöpfgefäß mit Henkel 302.
Hadrianswall (Großbritannien), Inschrift des Mars Thincsus 172 f., 275.
Hahn, Deutung einer Vogelgestalt auf skandinavischer Felsenzeichnung 176.
Hahne, Hans 402, 406.
— Untersuchungen in Krosigk 215.
Hakenkreuz s. Svastika.
Halle a. S., Umgegend, Kultstätten 215.
Hallstattzeit, Skelettgrab zu Plaidt 82.
— sog. Napoleonshüte 288, 289.
Hallström, über skandinavische Felsenzeichnungen 179, 273.
Halskragen, goldene, irische Arbeit, Funde in Dänemark und Hannover 6.
— bronzene, mit Längsrippen, der jüngeren Bronzezeit 199 ff.
— durchbrochene Ringshalskragen der jüngeren Bronzezeit 332.
Halsschmuck, goldener, von Lorup 8.
Haltern, Mühlsteine aus Basaltlava 292.
Hammer des Thor 162 f., 166, 168.
Hammurabi, Codex 318.
Händegott 156, 158, 161, 167, 169, 177, 267, 271, 273.
Handfiguren, als Zaubermittel 16 ff.
Handpauke mit Tonzeichen 180.
Hängegefäße der jüngeren Bronzezeit von Dörmte 201.
Hanstedt (A. Oldenstadt, Hannover), Gefäß mit Handabdruck 18 dazu Abb. 2
Harmstorf, Funde im Lüneburger Museum 336, 339.
Hartungensage 263.
Hasen, Jagd 121.
Haupt, Albrecht, Vortrag in Köln 142.
— — in der Zweiggesellschaft Berlin 218.
Hechtwirbel, durchbohrte, als Amulette 31, 218.
Heegermühle (Kr. Oberbarnim), Depotfund der III. Bronzeperiode 219.
Heidelberg, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
— durchbohrte Kiesel- und Schieferanhänger 83.
Heiligenberg s. Heidelberg.
Heiligenthal (Lkr. Lüneburg), Funde im Lüneburger Museum 337.
Heilbronn, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
Heimann, Begrüßungsrede in der Kartsteinhöhle 145.
Heinrich, Otto, † im Kriege, Nachruf 346, 391.
Heinrichshagen (Mecklenburg-Strelitz), goldener Noppenring 2 dazu Abb. 3.
Heintzel, Sammlung im Lüneburger Museum 335.
Helenendorf (Kaukasus), Deutung der kleinen Steinpyramiden 24 Anm. 1.
Helios 158.

Digitized by Google

Hellwig, Karl August, †, 243.
Helm, Karl, über altgermanische Religion 161, 164.
Helmsdorf (Mansfelder Seekreis), Hügelgräber des Aunjetitzer Typus mit reichem Goldschmuck 3.
Herkules = Thor 161, 162.
Hethiter, Blitzgott 156.
— Halbkreise als Gotteszeichen 354.
— Ideogramme für Land 350.
Himmelsgott 171, 172.
Hinkelsteinstil 80, 84.
Hirsch, Jagdtier 115, 120, 130, 131.
— auf skandinavischen Felsenzeichnungen 177.
— s. auch Riesenhirsch.
Hirse, Nordgrenze 314.
Hirt, Hermann, über Indogermanen 311.
Hoernes, über Jagd 110.
Höfer, Paul, †, Nachruf 345, 391.
Hoffmann, Tassilo, Kriegsnachricht 403.
Hohenferchesar (Kr. Westhavelland), Späteslatènefibel 190.
Hohenwutzen (Kr. Königsberg i. N.-M.), Kriegergrab der römischen Kaiserzeit 219.
Höhlenbär, Jagd 109, 110, 112, 116, 119, 120, 123.
Höhlenhyäne, Jagd 119.
Höhlenlöwe, Jagd 110, 116, 119.
Hol (Inderöen im Drontheimsfjord), Bronzefibel der Völkerwanderungszeit 179.
Holl, über Ergänzung der Weichteile eines Skeletts 90.
Holz, in der germanischen Kunst 85 ff., 218.
Homer, Rosenfinger der Eos 157.
Höner 170.
Horagalles, lappischer Name Thors 168.
Hugin, Rabe Odins 179.
Hunsrück, Rössener Keramik 51.
Hvidegård (Schweden), Zaubermittel in einem Funde der III. Bronzeperiode 30.
Hvitlycke (Ksp. Tanum in Bohuslän), Felsenzeichnung 169, 262.

Iberische Sprache 317.
Idole der Erdmutter 362.
Illyrier, Urheimat 316.
Illyrische Kultur, Gräberfelder in der Provinz Posen 202.
— Funde im Oberbarnim und angrenzenden Kreisen 219.
— Funde am Scharmützelsee 220, 392.
Indien, Açvinenkult 263.
— Fuß- und Schuhsohlen 153.
Indogermanenfrage, Schlüsse aus der Verbreitung symbolischer Zeichen 44.
— Urheimat 309 ff.
Indra, Marienkäfer ihm heilig 32.
Irland, Goldgewinnung 2, 5.
— Ausfuhr von Goldsachen 5, 6.
— goldene Sonnenscheiben 11.
Irland, Fuß- und Schuhsohlen 153.
Isis, Gleichsetzung mit einer germanischen Göttin 161, 162, 174.
Italer, Urheimat 316.

Jackowica (Kr. Lipowec, Ukraine), durchbohrte Hunde- und Wolfszähne 31.
Jacob, über Markkleeberg 369, 372.
Jagd, vorgeschichtliche 107 ff.
Jägelitz (Bach bei Kyritz), germanisches Dorf 97.
Jäger, Zeichnung des Magdalénien 125.
Jägerhaus bei Mülheim, Rössener Keramik 50.
— Spiralmäanderkeramik 51.
— Zonenbandkeramik 52.
Jägersborg bei Kopenhagen, goldene Sonnenscheibe 11.
Jahn, Martin, Vortrag in Köln 143.
— — in der Zweiggesellschaft Berlin 391.
Jerusalem, Fuß- und Schuhsohlen 153.
Josefstal bei Wongrowitz, illyrisches Gräberfeld 202, 208.
Jupiter = Thor 161, 162.
Jütland, reich an Funden goldener Doppeldrahtspiralen 9.

Kade s. Cade.
Käferfiguren, als Amulette 32.
Kalleby (Ksp. Tanum in Bohuslän), Felsenzeichnungen 166, 169.
Kallies (Kr. Dramburg), Ringhalskragen 332.
Kämmereihölzchen s. Weißenfels.
Kanena s. Canena.
Kannstadt s. Cannstadt.
Kaphan, über Gefäße von Wilhelmshöhe 204 Anm. 1.
Kärlich (Lkr. Koblenz), Aurignacien 46.
— Lößbildung 47.
— Zonenbandkeramik 52.
Kartsteinhöhle bei Eiserfey (Eifel), Ausflug dorthin 145.
Kassel, Umgegend, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
Kassenbericht 136.
Katemin a. d. Elbe, Funde im Lüneburger Museum 337.
Kaufmann, Begrüßungsrede in der Kartsteinhöhle 145.
Keetz, Sammlung im Lüneburger Museum 337.
Kelten, Ursprungsgebiet 316.
— Verhältnis zu den Germanen 171, 172, 269, 312 f., 317.
— Religion 171, 172, 269.
Keltiberer, Mondkult 172.
Keltische Sprache 317.
Kerbschnitt, bei den Germanen 87.
— aus ihm die Technik der gegossenen Fibeln und Zellen-Goldschmiedwerke

Digitized by Google

der Völkerwanderungszeit herzuleiten 87, 88.
Keune, Bericht über Napoleonshüte 288.
Khazineh (Asien), Schachbrettmuster 367.
Kieselanhänger, durchbohrte 83.
Kimbern, Niederlassung bei Miltenberg 334.
Kinnekulle (Schweden), Felsenzeichnung 167, 168.
Kirchhoff, Heinrich, Kriegsnachricht 346.
Kivik (Schonen), Grab der Bronzezeit mit Felsenzeichnungen 264 ff., 268, 269, 275, 280, 282.
Klapperbleche, Deutung des Zweckes 39 Anm. 3.
Klappern aus Ton, Deutung des Zweckes 39 Anm. 3.
— von Weißenfels 386.
— von Wilhelmhöhe 206.
Kleckerwald bei Harburg, Ausflug dorthin 339.
Kleinhesebeck (Kr. Ülzen), Plattenfibel und Knöpfe 200.
Kleinkreutz (Kr. Westhavelland), Latènefibeln 189, 190.
Klimawechsel in Skandinavien 170, 314.
Kneterberg in Dahlenburg, Funde im Lüneburger Museum 338.
Knöpfe, goldene 13.
— bronzene von Tüschau 195, 199.
— — von Kleinhesebeck 200.
Knossos (Kreta), Hechtwirbel als Amulette 31.
Koblenz, Stadtwald, Napoleonshüte 288 dazu Abb. 6 Nr. 1.
Kock, Axel, über den Gott Njörd 281.
Kodja-Dermen bei Schumen (Bulgarien), Tonfigur 28 dazu Abb. 20.
Koehl, Karl, Vortrag in Köln 142.
— über Napoleonshüte, Zeitstellung 285.
— — Benutzungsweise 290.
Koenen, C., Untersuchungen im Rheinland 47, 48.
Kohave (Seeland), Goldfläschchen 297.
Kofen, E., über Diluvium in Deutschland 371, 372, 373.
Kollmann, Ergänzung der Weichteile am Schädel 93, 95.
Konzentrische Kreise, an den germanischen Goldschalen 12.
— am Sonnenboot zu Nors 176.
Kopenhagen, Museum, Thorsbild aus Bronze 150, 163.
— Goldspiralen 10.
Kordel s. Cordel.
Kossinna, Wiederwahl als Vorsitzender der Zweiggesellschaft Berlin 215.
— auswärtiges Mitglied der Finnischen Altertumsgesellschaft 243.
— Dankreden auf der Tagung in Köln 137, 140, 144.
— Glückwunschrede in der Kartsteinhöhle 145.
Kossinna, Vortrag in Köln 142.
— Vorträge in der Zweiggesellschaft Berlin 218, 389, 390.
— über Kurzköpfe in Skandinavien 314.
— über die Tocharerfrage 316.
— über die Herkunft der Ostgermanen 268.
— über sprachliche Unterschiede zwischen nord- und mitteldeutschen Slawen 217.
— über Spiralmäanderkeramik 84.
— über den Goldfund in Messingwerk 2, 12, 219, 302.
— über Skelett- und Brandgräber in Thüringen 388.
— über Wortdeutung von Bilstein 134.
Kostrzewski, J., Doktordissertation 344.
Kottenheim (Kr. Mayen), Basaltlava-Industrie 283, 290.
— Napoleonshut 287.
— Kupfer-Doppelart 286.
Koujoundjik, Schachbrettmuster 360 dazu Abb. 21.
Krapina, Skelettfunde verschiedener Rassen 375.
Krems (Österreich), Lößprofile 374.
Kreta, Gußform mit Sonnenscheibe und anderen Figuren 152, 171, 175 dazu Abb. 6.
— Schachbrettmuster 359.
Kretz im Nettetal, Spiralmäanderkeramik 51, 53.
Kreuzberg, Begrüßungsrede in der Kartsteinhöhle 145.
Kriegführung der Germanen zur Römerzeit 391.
Kriegsheim (Rheinhessen), Spiralmäanderkeramik 71 dazu Abb. 25, 73 dazu Abb. 35.
Kriegsnachrichten 346, 403.
Kriegssitzung, erste, der Zweiggesellschaft Berlin 390.
Krielow (Kr. Zauch-Belzig), Mittellatènefibeln 189, 190.
Kriz, Veröffentlichung über Predmost 118.
Krosigk (Saalkreis), Lößhöhle, Kultstätte des Mittelalters 215.
Krüger, Georg, Vortrag in der Zweiggesellschaft Berlin 216.
— Kriegsnachrichten 346, 406.
— † im Kriege, Nachruf 406.
Kühe, auf skandinavischen Felsenzeichnungen 151, 177.
Kumm, Einladung zur Tagung in Danzig 135.
Kurdistan, blonde Kurzköpfe 312.
Kurzköpfe, frühere und jetzige Verbreitung 311 f.
Kylfver (auf Gotland), Runen-Felsinschrift 103, 105.
Kyritz (Prignitz), Ausgrabung eines germanischen Dorfes 97.
Kyrkoryt (Ksp. Tanum in Bohuslän), Felsenzeichnung 261, 262, 263, 266, 269, 271, 273, 280, 282 dazu Abb. 11.

Digitized by Google

Laacherſee-Krater, Bimsſandauswurf 48.
Labyrinthgänge, in der Umgegend von Halle a. S. 215.
Langendorf, Goldgefäße 303.
Langobarden, Holzbaukunſt 87.
Lanzen, Jagdwaffe im Magdalénien 128.
— hölzerne bei Germanen 134.
Lanzenſpitzen, aus provinzialrömiſcher Zeit von Weißenfels 383.
La Madeleine, Mammutzeichnung 125.
— Wurfſtöcke 130.
Lappen, Götter 167 f., 268.
La Quina, Neandertalſchädel aus dem Mouſtérien 92.
La Quina-Kultur in Deutſchland 371.
Latdorf ſ. Spitzes Hoch.
Latènezeit, Fibelfunde in der Mark Brandenburg 187 ff.
— Brandgräberfunde bei Weißenfels 378 Anm. 1.
— Napoleonshüte 290.
— Mühlſteine 292.
Laugerie-Baſſe, Tierzeichnungen 125.
— Zeichnung eines Jägers 125, 126.
— Figur eines Marienkäfers 32.
Lautverſchiebung, germaniſche 313, 319.
Lavinsgaard, italiſcher Bronzeeimer 307.
Lehmann, Edv., über den Trundholmer Wagen 279, 280.
Lehmann-Haupt, Carl Fr., Kriegsnachricht 346.
Lehner, Forſchungen im Rheinland 48, 49, 50, 51, 284.
Leichenverbrennung, bei den Weißenfelſer Gräbern aus provinzialrömiſcher Zeit 378.
— Urſache ihrer Entſtehung 218.
Leiter, Darſtellungen als Zaubermittel 36 ff.
— Zeit der Erfindung 40.
Lemcke, Hugo, Feſt der goldenen Hochzeit 243.
Le Mouſtier, Skelettfunde verſchiedener Raſſen 375.
Lengyel (Ungarn), Feſtungsanlage der Michelsberger Kultur 49.
Les Eyzies, Biſonzeichnung 126.
Leſſenich (Kr. Euskirchen), Weihefteine der Matronae Vacallinehae 146.
Lettnin (Kr. Pyritz), Goldarmband mit Endſpiralen der III.–IV. Bronzeperiode 299.
Leubingen (Kr. Eckartsberga), Hügelgräber des Aunjetitzer Typus 3.
— goldener Noppenring daraus 2, 3 Abb. 1.
v. Lichtenberg, Wiederwahl als Vorſitzender der Zweiggeſellſchaft Berlin 215.
Liebshauſen (Bz. Bilin, Böhmen), Goldarmbänder mit Endſpiralen 299 f.
Lienau M. M., Vortrag in Köln 142.
— — in der Zweiggeſellſchaft Berlin 218.
— Grabungsfunde im Lüneburger Muſeum 335 ff., 406.
Ligуriſche Sprache 317.
Limburg a. d. Lahn, Röſſener Keramik 51.
Lindenſchmit, über Herſtellung der gegoſſenen Fibeln der römiſchen Kaiſerzeit 87.
Lindentaler Hyänenhöhle, Tierfunde 116.
Lisleby (Kſp. Tanum, Bohuslän), Felſenzeichnung 165, 179 dazu Abb. 15.
Liſſauer, Fritz, Kriegsnachrichten 346, 403.
Literaturnachweiſe der Schriften von Déchelette 347.
— von Hadaczek 402.
— von Höfer 345.
— von Reimers 402.
— über Geſichtsrekonſtruktionen nach Schädeln 91, 92, 94, 95, 96.
Löfåſen (Kſp. Tanum, Bohuslän), Felſenzeichnung 163 dazu Abb. 13, 262.
Lohmar bei Siegburg, Schnurbecher 51.
Loke 170, 171.
Longerich (Stadtteil von Köln), Napoleonshüte 289.
Lord, Begrüßungsrede in Köln 139.
Lorthes (Hautes Pyr.), Augendarſtellung 23.
— Leiterdarſtellung 38 dazu Abb. 36.
Lorup (Kr. Hümling), Goldſchatz 8.
Los Millares (Spanien), Deutung der kleinen Steinpyramiden 24 Anm. 1.
Lößbildung in Deutſchland 46, 47, 372, 374.
Lotosblume, als Zeichen des Nils 175.
Löwen, Jagd auf aſſyriſchen Bildern 128.
— ſ. auch Höhlenlöwe.
Lüchow, Muſeum, Ankauf der Bronzen aus Tüſchau 192.
Lüneburg (Herzogtum), Megalithgräber 219.
Lüneburg, Muſeum 335 ff.
Lung, Walter, Kriegsnachricht 346.
Luren, auf ſkandinaviſcher Felſenzeichnung 265.
Lüttgenbornholt (Holſtein), paläolithiſche Feuerſteingeräte 377.
Lüttich, Umgegend, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
Lyſe (Lyſe), Felſenzeichnung 179 dazu Abb. 29.

Magdalénien, in Andernach 47.
— in Ofnet 371.
— in Sirgenſtein 371.
— in Wildſcheuerhöhle 47.
— Unterſchied zwiſchen Deutſchland und Frankreich 375.
— Jagd 119, 122, 123 ff.
Maglehöi (Schweden), Zaubermittel in einem Funde der III. Bronzeperiode 30.
Maigraf 264, 267, 276, 277.
Mammut, Jagd 110 ff., 116, 118, 123.
Mandelkow, bronzener Ringhalskragen 332.
Mannhardt, über Pflugziehen durch Frauen 262.

Digitized by Google

Mannheim, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
Mano cornuta 21.
Mano pantea 19.
Manschettenarmband, goldenes, von Stokkerup 6 Abb. 10.
Mantelschließen vom Glother Typus 201.
Marienkäfer, als Amulett 32.
— Figur von Laugerie-Basse 32.
Marktleeberg bei Leipzig, altsteinzeitliche Fundstelle 369 ff.
Marnheim-Weiherhof, Spiralmäanderkeramik 72 dazu Abb. 33.
Mars, Gleichstellung mit germanischer Gottheit 161 f.
Mars Thingsus 172, 275.
Marsoulas, Handfiguren 16.
Martin, H., Ergänzung der Weichteile an einem Neandertalschädel 92, 95.
Maruſch (Kr. Graudenz), Schlangenarmband 213.
Mas d'Azil, bemalte Kiesel 21, 25, 35, 41, 42.
— Leiterzeichnung 38 dazu Abb. 37.
— durchbohrte Cypräe 26 Abb. 17.
Massat, Grotte, Zeichnung eines Bären auf Kiesel 125.
Matronae Vacallinehae 146.
Mauer, Statistik der Tierfunde 116 ff., 132.
Mäuse, bereits im Altertum als Pestträger angesehen 217.
Mayen, Basaltlava-Industrie 283 ff.
— Napoleonshüte 286 f., 291.
— römische Mühlsteine 292.
— Festungsanlage der Michelsberger Kultur 49.
Mecklenburg, goldene Noppenringe 4.
Medizin, vorgeschichtliche 217.
Meillet, über die Wellentheorie 316.
Melbeck (Ltr. Lüneburg), Funde im Lüneburger Museum 336, 339.
— Ausflug dorthin 340.
Menhirs, Deutung 24 Anm. 1.
Menschenopfer 218.
Menschliche Darstellungen im Magdalénien 125, 128.
Mente, Sammlung im Lüneburger Museum 337.
Mente, Hugo, Kriegsnachrichten 346, 405.
— † im Kriege, Nachruf 405.
Menzel, H., über Diluvium 374.
Merkel, über Ergänzung der Weichteile an Schädeln 95.
— über Jagdwaffen 116.
Mercurius Cimbrianus 334.
Merkur, Gleichsetzung mit germanischer Gottheit 161 f., 164.
Merowingerzeit, Fund aus der Umgegend von Halle a. S. 216.
Merseburg, Goldschatzfund 4.
Mesenich, Steinbeilfunde des Michelsberger Stils 48.
Mesopotamien, Schachbrettmuster 364 f.
Messer aus provinzialrömischer Zeit von Weißenfels 383.
Messingwerk bei Eberswalde, Goldfund 2, 12, 218, 219, 297, 302.
Metternich, Aurignacien 46.
Metternich, Funde unter vulkanischen Sandschichten 284.
Meyer, Eduard, über Codex Hammurabi 318.
Meyer, El. Hugo, über germanische Mythologie 172.
Meyer, Emmi, Sammlung im Lüneburger Museum 338.
Meyer, Th., Grabungsfunde im Lüneburger Museum 337.
Meyn, Bericht über paläolithische Feuersteinlamellen in Schleswig-Holstein 377.
Mexiko, Schachbrettmuster 351 f., 366.
Michaelisdonn (Holstein), paläolithische Feuersteingeräte 377.
Michelsberg, Festungsanlagen der Michelsberger Kultur 49.
Michelsberger Kultur im Rheinland 48, 49.
Miehlen (Kr. St. Goarshausen), Napoleonshüte 289.
Miesenheim im Nettetal, Zonenbandkeramik 52.
Miltenberg, Teutonenstein 334.
Mimnermos, griechische Auffassung vom Sonnenboote 174.
Mitglieder VII, 135, 348.
Mithraskult 38 Anm., 40 Anm. 1.
Molbath (Kr. Ülzen), Funde im Lüneburger Museum 339.
Mölsheim (Rheinhessen), Spiralmäanderkeramik 70, 71, 73, dazu Abb. 11, 31, 35.
Mondgott 152, 153, 158, 160, 163, 171, 172 f., 177, 267, 269, 273, 275, 276, 280.
Mondsichel, emanistisches Zeichen 21.
Monsheim (Rheinhessen), Spiralmäanderkeramik 60, 71, 72, 73, 74, 75, 76, dazu Abb. 6, 8, 10, 12, 22, 23, 26, 27, 33, 35, 40, 41, 44, 53.
Montelius, Rücktritt als Reichsantiquar 135.
— über germanische Religion 163, 164, 166, 174, 175.
— Zeitbestimmungen für die Bronzezeit 149, 199, 307.
Morakowo bei Wongrowitz, illyrisches Gräberfeld 202.
Mordziol, Forschungen im Rheinland 49, 50.
Morgenröte, als Gottheit 158, 160.
Mörser aus Basaltlava 293.
Mortillet, über Jagd 110, 115.
Mosbach, Statistik der Tierfunde 116, 117.
Moschkau, über Leiterdarstellungen 38.
Moschusrind, Jagd 110, 113.
Möser (Kr. Jerichow II), Latènefibeln 189, 190.

Digitized by Google

Mötefindt, Hugo, Vortrag in Köln 143.
— in der Zweiggesellschaft Berlin 218.
Mötzow (Kr. Westhavelland), Latènefibeln 187, 191.
Mouliana (Kreta), Totenlarnax mit Schachbrettmuster 358 dazu Abb. 19.
Moustérien in Achenheim 45.
— in der Kartsteinhöhle 45.
— in La Quina 92.
— in Markkleeberg 369, 371.
— im Neandertal 45.
— in Ofnet 371.
— in Sirgenstein 371.
— Unterschied in Deutschland und in Frankreich 375.
— Jagd 108, 109, 112 ff., 119.
Much, Rudolf, über den germanischen Himmelsgott 171, 172, 173.
— über Germanen unter Keltenherrschaft 313.
Muffendorf bei Bonn, Quarzit, verwendet zu Geräten des Magdalénien 47.
Muffet, Campignien-Kultur 48.
Mühlsteine aus Basaltlava 292.
Müllenhoff, über germanische Religion 161, 162, 163, 164, 171, 173, 263.
Müller, Ludwig, † im Kriege, Nachruf 406.
Müller, Sophus, über den Trundholmer Wagen 149, 277, 280.
Müller-Brandenburg, H., Kriegsnachricht 346.
Mundin, Rabe Odins 179.
Mundt, Kriegsnachricht 346.
Münstereifel, Ausflug dorthin 147.
Münzfunde, in Urmitz 210.
— in den Basaltlavagruben 293.
Muscheln, als Amulette 26.
Museum in Berlin (für Völkerkunde) 378.
— in Freienwalde a. d. Oder 220.
— in Halle a. d. S. 378.
— in Kopenhagen 10, 150, 163.
— in Lüchow 192.
— in Lüneburg 335 ff.
— in Mayen 286, 292.
— in der Saalburg 292.
— in Weißenfels 378.
— in Wiesbaden 289.
Musikinstrumente, leiterartige 39.
— s. auch Luren.
Mykenä, Jaspis mit Zeichen 158.
Mykenische Kultur, Schachbrettmuster 358.

Näbe, Max, Kriegsnachricht 403.
Nadeln, aus Gold 13.
— aus Bronze, von Wilhelmshöhe 205, 208.
Nagada (Ägypten), Schachbrettmuster 368.
Nahanarvalen, Götterdienst 263.
Nahrendorf (Kr. Bleckede), Zeichnungen von dortigen Funden im Lüneburger Museum 337.
Näpfchenvertiefungen, Deutung 154.
Napoleonshüte 285 ff.
— Zeitbestimmung 289.
— Art der Benutzung 290.
Nashorn s. Rhinoceros.
Neapel, Amulettafel 34 Abb. 28.
Neandertal, Acheuléen und Moustérien 45.
Neandertalrasse, Ergänzung der Weichteile des Schädels 92.
Neckartal, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
Nehring, über die Fauna in Thiede und Westeregeln 372.
Nerthus, Kult 281 f.
Neuendorf (Kr. Westhavelland), Spiralplattenfibel 185.
Neuheusel auf dem Westerwald, Reibsteine aus Basaltlava 289.
Neuhof bei Wiesbaden, Napoleonshut 289.
Neven-Dumont, Teilnahme an der Tagung in Köln 136.
Niedermendig (Kr. Mayen), Basaltlava-Industrie 290, 292.
Nienbüttel (Kr. Ülzen), Funde im Lüneburger Museum 338.
Nierenringe 201.
Nierstein (Rheinhessen) 288.
Njörd 170, 281.
Noack, über Jagd 118 Anm. 1.
Noppenringe, goldene 2, 4.
Norddeutschland, blonde Kurzköpfe 311.
Norra Trättelanda (Ksp. Tanum, Bohuslän), Felsenzeichnungen 150, 151, 171.
Nörrenberg, C., über Bilstein 134.
Nors (Jütland), goldbekleidete Bronzeboote 11, 176.
Norwegen, Runenfunde 104.
— blonde Kurzköpfe 312.
Nowen bei Wongrowitz, illyrisches Gräberfeld 202.
Nuadu, König in keltischer Sage 171.
Nüesch, Berichte über die Ausgrabungen beim Schweizersbild 181 ff., 245 ff.
Nydam, Schiffsfund 87.

Oberbarnim (Kreis), Funde 219.
Oberbayern, bronzene Armbänder mit Endspiralen von böhmischem Typus 299.
Ober-Koban (Kaukasus), Bronzehand 22 Abb. 10.
Oberlahnstein, Spiralmäanderkeramik 51.
Oberleuken (Kr. Saarburg), Napoleonshüte 289.
Obermaier, Hugo, über Diluvium 371, 373.
Oberpfalz, bronzene Armbänder mit Endspiralen von böhmischem Typus 299.
Ocker, Funde in Gräbern, Deutung 41.
Odin 162—172, 179, 269, 277.
Ofnet, lückenlose Aufeinanderfolge paläolithischer Schichten 371.
Ohlendorf bei Ramelsloh (Kr. Winsen

Digitized by Google

a. d. Luhe), Funde im Lüneburger Museum 336.
Ohrring, goldener, irische Arbeit, von Monsoch 5.
Oldendorf (Lkr. Lüneburg), Funde im Lüneburger Museum 339.
Oldesloe (Holstein), Moorfund der jüngeren Bronzezeit, darunter Halskragen mit Längsrippen 200.
Olrik, Axel, über nordischen und lappischen Götterglauben 167, 169, 171, 277.
Olshausen, Otto, zugleich Chemiker und Prähistoriker 141.
Oseberg, Schiffsfund 87, 88.
Osthofen (Rheinhessen), Spiralmäanderkeramik 69, 75, dazu Abb. 7, 19, 45.

Paape, Konrad, Wiederwahl als Schriftführer der Zweiggesellschaft Berlin 215.
— Kriegsnachrichten 346, 403.
Paläolithikum, im Rheinland 46 ff.
— Vergleiche der Funde in Deutschland 369 ff.
— Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich 375.
— Jagd 108 ff.
— menschliche Nahrung 134.
— Zeittafel 109.
Palästina, Schachbrettmuster 359, 360.
Pander, über Ergänzung der Weichteile an Skeletten 90.
Päonier, Bisonjagd 122.
Paschen, Ernst Heinrich, Kriegsnachricht 403.
Pausanias, Bericht über Bisonjagd 122.
Penck, über Lößbildung 373.
Perlen, aus provinzialrömischer Zeit von Weißenfels 385.
Persien, Leiterdarstellungen 38.
— Schachbrettmuster 365 f.
Pesch (Kr. Schleiden), keltisches Heiligtum der Matronae Vacallinehae 146.
Peters, Forschungen im Rheinland 50.
Petersen, Henry, über Odinskult 164.
Petreny, Leiterdarstellungen 38, 40.
Pfeil, Jagdwaffe des Solutréen 123.
— — des Magdalénien 123, 128, 129.
Pfeilbogen, Erfindung 39.
Pfeilspitze, bronzene, von Wilhelmshöhe 208.
Pferd, Schädel aus der Bronzezeit von Canena 216.
— Darstellungen auf den skandinavischen Felsenzeichnungen 151 ff., 261 ff.
— — auf dem Band von Syros 160.
— aus Bronze auf dem Trundholmer Sonnenwagen 11, 159, 262, 263, 277 f.
— an der Bronzefibel aus der Völkerwanderungszeit von Hol 179.
— als Jagdtier s. Wildpferd.
Pferdegeschirr, Platten und Knöpfe, von Tüschau 199.
Pferdegott 155—169, 177, 261—267, 269 bis 280.
Pflug, auf skandinavischer Felsenzeichnung 151, 177.
— Ziehen durch Frauen 262.
Pfostenhäuser 97, 389.
Phaistos (Kreta), durchbohrter Hechtwirbel 31.
Phallus, als atropäisches Zeichen 18, 24.
Phylakopi (Melos), Scherbe mit Schachbrettmustern und Fischen 355.
Pinzette, aus provinzialrömischer Zeit, von Weißenfels 384.
Placard, Grotte, Mousteriengeräte 114.
Plaidt a. d. Nette (Kr. Mayen), Spiralmäanderkeramik 51, 53 ff.
Platten, bronzene von Oldesloe 200.
— von Scharnhorst 201.
— von Stegers 201.
— von Tüschau 193, 199.
Plattenfibeln der jüngeren Bronzezeit 186, 198, 200, 201.
Plettke, Alfred, Doktordissertation 344.
— Kriegsnachrichten 346, 347, 391, 404.
— † im Kriege, Nachruf 347, 404.
Polch (Kr. Mayen), Rössener Keramik 51.
— Spiralmäanderkeramik 51.
— Reibstein aus Basaltlava 284.
Portis, Alessandro, über Jagd 116.
Portugal, Steine mit buchstabenähnlichen Zeichen 42.
— Schieferplatten mit Dreieckmustern 361.
Präanimismus 15.
Predmost, Tierfunde 117, 118, 119.
Preusing, H., Begrüßungsrede auf der Tagung in Köln 139.
Prignitz, Funde und Grabungen 97, 389.
Prosé, O., Vortrag in Köln 143.
Prokop, Bericht über die Tötung der Greise bei den Erulern 165.

Quarzit, verwendet zu Geräten, von Urmitz 50.
Quente, Paul, Vortrag in Köln 143.
— Vorträge in der Zweiggesellschaft Berlin 389.
— Kriegsnachricht 403.

Raben, Deutung von Vögeln auf skandinavischen Felsenzeichnungen 179.
Radkreuz, auf skandinavischen Felsenzeichnungen 150, 151, 154, 177, 261, 267, 269, 280.
Rädchentechnik in der Spiralmäanderkeramik 79.
Rademacher, Forschungen im Rheinland 45, 48.
Radewege (Kr. Westhavelland), Spiralplattenfibeln 185.
Radlow (Kr. Beeskow-Storkow), Gräberfeld der jüngeren Bronzezeit 220, 389, 392.

Digitized by Google

Ragösen (Kr. Zauch-Belzig), Latènefibeln 187, 189.
Ranke, J., über Jagd 109.
Rassen, im Paläolithikum 375.
— Indogermanenfrage 309 ff.
Rath, Emil vom, Teilnahme an der Tagung in Köln 136.
Rätische Sprache 317, 318.
Ratsdorf (Kr. Oberbarnim), Funde illyrischer Kultur 219.
Rauff, Forschungen im Rheinland 49, 50.
Rebenstorf (Kr. Dannenberg), Funde im Lüneburger Museum 337.
Recke v. Volmerstein, Graf v. d., Kriegsnachricht 346.
Redentin (Mecklenburg), Armringe der jüngeren Bronzezeit 199.
Reh, Jagd 121.
Reibsteine aus Basaltlava 284 ff.
— s. auch Napoleonshüte.
Reidartyr 172.
Reimers, Jakobus, †, Nachruf 402.
Reinecke, Paul, Michelsberger- oder Pfahlbaukeramik 48, 284.
— Chronologie der Bronzezeit 307, 308.
— Napoleonshüte 285, 290, 291.
Religion, germanische, in der Bronzezeit 149 ff., 261 ff.
Rethwisch (Grh. Oldenburg), Platten- oder Brillenfibel 199.
Renntier, Jagd 110, 122, 123, 127.
Renntierstäbe mit Zeichen 21, 23, 42, 43.
Rheindorf (Kr. Solingen), germanische Gräber der römischen Kaiserzeit, Ausflug dorthin 143 f.
Rheingewann bei Worms, Spiralmäanderkeramik 55, 64 ff., dazu Abb. 13, 14, 15, 18, 20, 24, 28, 29, 30, 32, 34, 36, 37, 38, 42, 43, 46—52.
Rhens (Lkr. Koblenz), Aurignacien 46.
Rhinoceros, Jagd 109, 110, 112, 115, 116, 117, 118.
— Funde in Deutschland 373, 377.
Riedlingen (Kr. Bledede), Funde im Lüneburger Museum 339.
Riesenhirsch, Jagd 110.
Rieste, Funde im Lüneburger Museum 338.
Rietz (Kr. Zauch-Belzig), Spiralplattenfibel der Bronzezeit 185.
— Frühlatènefibel 187.
Rigveda 277, 279.
Riß-Eiszeit 373.
Rittel (Kr. Konitz), Depotfund der jüngeren Bronzezeit, darunter Halskragen mit Längsrippen 201.
Rixdorf bei Berlin, Diluvialfauna 373.
Roggenkamp, Hans, † im Kriege, Nachruf 405.
Roisdorf bei Bonn, Napoleonshut 289.
Rollstempel, in der Spiralmäanderkeramik 79.
Romanische Sprachen 319, 320.
Römische Kaiserzeit, Funde bei Weißenfels 378 ff.
— Funde im Lüneburger Museum 337, 338.
— römische Handmühlen 292.
— Germanen-Statuette von Urmitz 210.
— Skelettgrab in Selnowo 212.
— Kriegführung der Germanen 391.
Rongères (Dep. Allier), Goldschatz der Bronzezeit 296 ff.
— Zeitbestimmung 301.
Rondsen (Kr. Graudenz), Schlangenarmband 213.
Rosdorf (Lkr. Göttingen), Ergänzung der Weichteile an einem dort gefundenen Schädel 95.
Rosenthal (Kr. Jerichow II), Mittellatènefibel 189.
Rosko (Kr. Zilehne), illyrisches Gräberfeld 202, 208.
Roskow (Kr. Westhavelland), Spiralplattenfibel 184.
Rössener Stil 50, 51, 80, 84.
Rote Farbe als Zaubermittel 41.
Rötel, Fund in Gruben mit Spiralmäanderkeramik 83.
Roth, Hermann, Kriegsnachricht 403.
Rübenach (Lkr. Koblenz), Rössener Keramik 51.
Ruitsch, Zonenbecherkeramik 52.
Runen 103 ff.
Ruthwell, Kreuz mit Runen 104.
Rutot, A., über Ergänzung der Weichteile von Schädeln 92.

Saalburgmuseum, Mühlsteine aus Basaltlava 292.
Sachsen, Götternamen in der Abschwörungsformel 170, 174.
Saiga-Antilope, Zeichnung des Magdalénien 125.
Saint-Blaise, Pfahlbau, durchbohrtes Ammonshorn 26 Abb. 16.
Salin, B., über Odinskult 164.
Saxnot, Gott der Sachsen 170, 174.
Sayn (Lkr. Koblenz), Napoleonshut 289, 290.
Schaaffhausen, seine Verdienste um die Vorgeschichte 141.
— Versuch der Ergänzung der Weichteile am Schädel 92.
Schachbrettmuster 42, 349 ff.
Schafe, auf skandinavischen Felsenzeichnungen 177.
Scharka (Böhmen), Spiralmäanderkeramik 64, 66 dazu Abb. 17.
Scharmützelsee, Ausflug dorthin 392.
Scharnhorst (Kr. Lauenburg, Pommern), Depotfund der jüngeren Bronzezeit, darunter Halskragen mit Längsrippen 201.
Schebdojewitz bei Hohensalza, Hügelgrab 326 ff.

Digitized by Google

Scheere, eiserne, aus provinzialrömischer Zeit von Weißenfels 384.
Scheffler, Franz, Empfang in Freienwalde 219.
— Kriegsnachricht 403.
Schermen (Kr. Jerichow I), Frühlatènefibeln 188, 189.
Scheuerbusch bei Wahn, Michelsberger Keramik 48.
Schick, über Fallgruben 134.
Schieferanhänger, durchbohrte 83.
Schieringen, Forst bei Dahlenburg (Kr. Bleckede), Ausflug dorthin 339.
Schierstein a. Rh., Ansiedlung der Michelsberger Kultur 49.
— Rössener Keramik 50.
— Napoleonshüte 289.
Schiffe, auf skandinavischen Felsenzeichnungen 151 ff., 261 ff.
— Funde in Mooren 87.
Schilde, germanische 143, 391.
— keltische 143.
— römische 143.
Schirmer, Kriegsnachricht 346.
Schlangenarmband von Selnowo 213.
Schleswig-Holstein, goldene Noppenringe 4.
Schmidt, Wellentheorie 316.
Schmidt, Hubert, Typologie der Bronzesicheln 199.
Schmidt, Rob. R., über das Diluvium in Deutschland 45, 46, 370, 372, 373, 376.
Schneider, Johannes, Kriegsnachricht 403.
Schnurkeramik am Mittelrhein 51.
Schönebeck, Ringhalskragen 332.
Schonen, längsgerippte Halskragen der III. Bronzeperiode 201.
Schottland, Fuß- und Schuhsohlen 153, 154.
— Napoleonshut 289.
Schrift, als Zaubermittel 40, 41.
Schuchhardt 301 ff.
Schück, über germanische Götter 176, 264, 277.
Schuhsohlen, auf skandinavischen Felsenzeichnungen 153 f.
Schulenburg (Kr. Springe), goldener Halskragen, irische Arbeit, 6 dazu Abb. 9.
Schulz, Walther, Vortrag in der Zweiggesellschaft Berlin 215.
— Kriegsnachrichten 346, 403.
Schumacher, Karl, über Michelsberger Kultur 48, 284.
— über Funde von Napoleonshüten 288.
Schußmarken, an Tierzeichnungen des Magdalénien 127.
Schuster, Georg, Wiederwahl als Vorsitzender der Zweiggesellschaft Berlin 215.
Schwachenwalde (Kr. Arnswalde), Ringhalskragen 332.
Schwarze, Forschungen im Rheinland 47.
Schweden, Felsenzeichnungen 149 ff., 261 ff.
— Runenfunde 103, 104.
Schweizersbild bei Schaffhausen, Ausgrabung 181 ff., 245 ff.
Schwellenhaus 97..
Seemann, Otto, Wiederwahl als Schatzmeister der Zweiggesellschaft Berlin 215.
Segelohrringe, Funde aus der Mark Brandenburg 187, 189.
Seille, Tal der, Napoleonshut 289.
Selene 158.
Selnowo (Kr. Graudenz), Skelettgrab der römischen Kaiserzeit 212.
Semiten, Verhältnis zu den Sumerern 319.
Semnonen, Dingversammlung 173, 275.
Sernander, über Klimawechsel in Skandinavien 170.
Sicheln, bronzene von Oldesloe 200.
— von Tüschau 196, 197, 199.
— Typologie 199.
Sicherheitsnadeln, germanische, aus Gold 13.
— s. auch Fibeln.
Siebenbürgen, Goldgewinnung 2, 5.
Siegert, Begrüßungsrede in Köln 139.
Siegfried, Kampf mit dem Drachen 108, 324.
Sievers, Runenfrage 103.
Sigillataschale von Rheindorf 144.
Simmern-Unterwesterwald, Napoleonshüte 289.
Siret, Luis, Deutung der Dreieckmuster auf Schieferplatten 362.
Sirgenstein, Höhlenfunde 371.
Sitzungen der Hauptgesellschaft in Köln 135.
— der Zweiggesellschaft Berlin 215 f., 389 f.
Sizilien, goldenes Amulett 24 Abb. 12.
Skandinavien, Kurzköpfe 312, 314.
— es fehlen die längsgerippten Halskragen in der IV. Bronzeperiode 201.
Skovshöierup (Sünen), goldener Halskragen, irische Arbeit, 6 dazu Abb. 8.
Slawen, Unterschiede in Keramik und Sprache zwischen Nord- und Mitteldeutschland 216, 217.
Sleipner 167.
Smaalenene (Norwegen), Felsenzeichnung 281 Anm. 1.
Snethlage, Ernst, Kassenbericht 136.
— Wiederwahl als Schriftführer der Zweiggesellschaft Berlin 215.
Snorre 164, 169, 171, 172, 268.
Soluté (Frankreich), Fundstelle des Solutréen 122.
Solutréen, in Sirgenstein und Ofnet 371.
— Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich 375.
— Jagd 108, 118, 119, 120, 122 f.
Sonnenboot 174.
Sonnengott 152, 153, 158, 160, 163, 166, 171, 177, 269, 273 ff., 280.
Sonnenrad s. Radkreuz.
Sonnenscheibe, germanischer Art, von Balatra 175.

Digitized by Google

Sonnenscheibe germanischer Art, von Jägersborg 11.
— — am Trundholmer Wagen 11, 159 f., 277 ff.
— irischer Art, von Worms 11.
Sonnenwagen von Trundholm 11, 159 f., 277 ff.
Sörgel, über Jagd 116 ff., 131.
Speier, Museum, Mühlstein aus der Latènezeit 292.
Speergott 165 ff., 177, 269.
Spessart, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
Spinnwirtel aus provinzialrömischer Zeit von Weißenfels 386.
Spiralen, auf skandinavischen Felsenzeichnungen 152, 154, 160.
— fehlen an den germanischen Goldschalen der jüngeren Bronzezeit 12.
— s. auch Doppeldrahtspiralen.
Spiralmäanderkeramik 51, 53 ff.
Spiralplattenfibeln, Funde aus der Mark Brandenburg 184 f.
Spiralröllchen, goldene, im Loruper Goldschatz 8.
Spitzes Hoch bei Latdorf, Trommel mit Schachbrettmuster 363 Anm. 1.
Spondylusmuschel 80.
Sprachen 310, 312 ff.
Stabdolch, mit goldbelegter Klinge von Årup 8 dazu Abb. 11.
Stabkirchen 87.
Stegers (Kr. Schlochau), Depotfund der jüngeren Bronzezeit, darunter Halskragen mit Längsrippen 201.
Stehn, Forschungen im Rheinland 47, 52.
Steigra (Kr. Querfurt), erhaltener Labyrinthgang 215.
Steinbock, Jagd 127.
Steinheim, über Jagd 117.
Steinmeister, Teilnahme an der Tagung in Köln 136, 139.
Steinmann, über Nahrung des paläolithischen Menschen 110, 134.
Stempuchowo bei Wongrowitz, illyrisches Gräberfeld 202.
Stelle (Kr. Winsen a. d. Luhe), Funde im Lüneburger Museum 338.
Stephan, Paul, Kriegsnachricht 403.
Stesichoros, griechische Auffassung vom Sonnenboot 174.
Steub, Ludwig, über Urbewohner Rätiens 318.
Stimming, R., Kriegsnachricht 403.
Stockholm, Heiligtumsärte mit Goldblech bekleidet 10.
Stokkerup (Seeland), goldenes Manschettenarmband 6.
Stolzenau (Kr. Stolzenau), Bronzekessel 337.
Stonehenge (England), Sonnentempel 157.
St. Pierre de Maillé (Dep. Vienne), Tuben aus Renntiergeweih mit Ocker 41 Anm. 2.
Strabon, Bericht über den Mondkult der Keltiberer 172.
v. Strantz, Kurt, Kriegsnachricht 403.
Straußenjagd der Buschmänner 125.
Stromberg i. Soonwald, Tierfunde des Diluviums 46.
Stubben, Funde im Lüneburger Museum 337.
Studer, über Jagd 120.
Süddeutschland, blonde Kurzköpfe 311.
Sumerer 318, 350.
Susa (Persien), Schachbrettmuster 363, 365 f.
Süßenborn, Tierfunde des Diluviums 116, 117.
Svastika, auf zyprischem Gefäß 354.
Symbolische Zeichen 15 ff.
Syndaktylie 21.
Syros (griechische Insel), silbernes Band mit Pferd und Sonnenscheibe 160.

Tacitus, Bericht über die germanischen Götter 161 f., 164, 166, 170.
— insbesondere über Alcis 263, 266, 271.
— — über Isis 161, 174, 175.
— — über Nerthus 281.
— über die Dingversammlung der Semnonen 173 f., 275.
Tagung in Köln 135 ff.
— wissenschaftliche Vorträge 1 ff.
Tanum (Ksp. in Bohuslän), Felsenzeichnungen 149 ff., 261 ff.
Taubach (Sachsen-Weimar), Tierfunde 109, 115, 116, 117, 119, 132, 373, 375.
Tauschierarbeit 88.
Tegneby (Ksp. Tanum, Bohuslän, Södra T. Felsenzeichnung 165, 276.
— Aspeberg s. dort.
Teicha (Saalkreis), zerstörter Labyrinthgang 215.
Telle, Kriegsnachricht 346.
Tepe Aly Abad (Persien), Gefäß mit Figuren 28.
Tepe Moussian, Leiterdarstellungen 38, 40.
— Schachbrettmuster 367.
Tertiär, Jagd 108.
Teschub, Blitzgott der Hetiter 156.
v. Thaer, Albrecht, Kriegsnachricht 346.
Thayingen, Keßlerloch, Zeichnung eines Rens 125.
Themse, Flußbett, Hiebmesser mit Runen 103, 105.
Theodorichdenkmal 87.
Thera (Griechenland), Schachbrettmuster 357.
Thidrekssage 263.
Thiede, Diluvialfauna 372.
Thingsus s. Mars Thingsus.
Thjalve, Diener Thors 171.
Thonar 162.
— Wortdeutung auf dem Brakteat von Vadstena 106.

Digitized by Google

Thor 150, 162, 163 ff., 269, 324, 325.
Thornhill, Grabstein mit Runen 104.
Thrako-Phryger, Urheimat 316.
Thuner, Gott der Sachsen 170, 174.
Thurau, Funde im Lüneburger Museum 337.
Tilmann, Begrüßungsrede in Köln 140.
— Vortrag in Köln 142.
Tirol, blonde Kurzköpfe 311.
Tiryns, Figuren im Dipylonstil 23.
— Schachbrettmuster 358.
Tius 162, 172.
— Wortdeutung auf dem Brakteat von Vadstena 106.
Tocharer 309, 315 f.
Tofva (Ksp. Tanum, Bohuslän), Felsenzeichnung 163, 164.
Tostergiope (Kr. Bleckede), Ausflug dorthin 339.
Totenopfer 218.
Travenort (Holstein), Knochengerät mit Schachbrettmuster und Tieren 43, 363, 364.
Trepanation 142, 217.
Tribolite, Grotte bei Arcy sur Cure (Dep. Yonne), Käferfigur 32.
Trojaburgen, in der Umgegend von Halle a. d. Saale 215.
Trundholm (Seeland), Wagen mit Sonnscheibe und Pferd 11, 158 f., 171, 262, 263, 277 f.
Tufvene (Ksp. Tanum, Bohuslän), Felsenzeichnung 163, 168, 324.
Tüllenbeile der jüngeren Bronzezeit von Oldesloe 200.
— von Scharnhorst 201.
— von Stegers 201.
— von Tüschau 197.
Tummeley, Sammlung von Wilhelmshöhe 202, 207, 220.
Tüschau (Kr. Lüchow), Bronzedepotfund der jüngeren Bronzezeit 192 ff., 406.
— — Zeitbestimmung 199.
Tyr 162, 163, 170 ff., 269, 271, 275.

Ull 277.
Unkelbachtal bei Remagen a. Rh., Feuersteinwerkzeuge im Löß 47.
— Aurignacien 52.
Unterarmschutzplatten, aus Kieselschiefer von Goset 322.
— von Zaschendorf 323.
Uoden, Gott der Sachsen 170, 174.
Upsala, Göttertempel 170.
Uralaltaier 318.
Urmitz (Lkr. Koblenz), Festungsanlage der Michelsberger Kultur 48 ff.
— Rössener Keramik 50.
— Spiralmäanderkeramik 51.
— Zonenbandkeramik 52.
— Reibsteine aus Basaltlava 284.
— Napoleonshut 288, 289.
Urmitz (Lkr. Koblenz), Germanen-Statuette 210.
Urnäs, Stabkirche 87.
Urochse, Jagd 110, 113, 114, 122.
Usener, über Götternamen 158, 172.
Ushas, als Gottheit weiblich 158.

Vadstena am Wetternsee (Schweden), Goldbrakteat mit Runen 103, 105, 106.
Vallendar (Lkr. Koblenz), Napoleonshüte 289, 290.
Ve 170.
Veile (Jütland), Heiligtumsäxte aus Goldblech 10.
Vehlow (Kr. Ostprignitz), Ausgrabung eines germanischen Dorfes 389.
Venus, Gleichstellung mit germanischer Gottheit 162, 174.
Vernersches Gesetz über Lautverschiebung 314.
Verworn, über Jagd 113, 124, 127, 132.
Vile 170.
Villeneuve-St. Vistre (Dep. Marne), Goldschatz der Bronzezeit 296, 297.
Villfarahögen (Schonen), Felsenzeichnung 266.
Virchow, Hans, über Ergänzung der Weichteile an Schädeln 96.
Vögel, auf skandinavischen Felsenzeichnungen 175 ff.
— Jagd 121.
— mit Schachbrettmuster aus Palästina 359 f.
— als Sitz der Seele 207, 217.
Vogelkopf, geschnitzter, im Magdalénien zu Andernach 47.
Vogelwagen, von Ton, von Wilhelmshöhe und Este 206.
— aus Bronze, von Glasinac 207.
— Deutung als Kultgefäß 207 f.
Vogelweid, Viktor, Kriegsnachricht 403.
Vulva, Amulettdarstellungen 25.

Wachenheim (Rheinhessen), Spiralmäanderkeramik 74 dazu Abb. 39.
Wachendorf (Kr. Euskirchen), Weihesteine der Matronae Vacallinehae 146.
Wahn bei Köln, Reibstein aus Basaltlava 284.
Waldaigebiet, blonde Kurzköpfe 311.
Wallace, Deutung der Fuß- und Schuhsohlen 154.
Wallraf, Begrüßungsrede in Köln 136.
Wandalen, Kult der Alcis 263.
Wanzenau bei Straßburg, römische Mühlsteine 292 Anm. 1.
Waralden Olmay, lappische Gottheit 168, 268.
Wedda, Art des Abschießens der Pfeile 129.
v. Weegemann, Teilnahme an der Tagung in Köln 136.

Digitized by Google

Weißenfels (Stadt), Funde aus provinzialrömischer Zeit vom Kämmereiholzchen 378 ff.
— — Zeitbestimmung 387.
— Bandkeramik, Schnurkeramik, latènezeitliche Funde 378 Anm. 1.
Weißenturm (Lkr. Koblenz), Zonenbandkeramik 52.
Wellenband, in der slawischen Keramik des 10. Jahrhunderts 216.
Wellenlinien, im Zusammenhang mit Schachbrettmustern 358, 361, 363 f., 365.
Wendelringe, lineare Nachbildung ihrer wechselnden Drehung 333.
Wendhausen, Funde im Lüneburger Museum 337.
Wenigumstadt (Unterfranken), jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
Werbellinsee (Kr. Angermünde), Ausgrabungen 405.
Werder a. Havel (Kr. Zauch-Belzig) Goldfund 297, 299.
— — Zeitbestimmung 301.
Wernigerode, frühgeschichtlicher Friedhof 218.
Wessenstedt, Funde im Lüneburger Museum 338.
Weste, Funde im Lüneburger Museum 336.
Westeregeln, Diluvialfauna 372.
Westerich, Thomas, Kriegsnachricht 403.
Westersunderberg, Funde im Lüneburger Museum 338.
Wetterau, Spiralmäanderkeramik 80, 81, 85.
— neolithische Brandgräber, Deutung der Ketten aus durchbohrten Steinchen 39.
Wichulla (Schlesien), Füßchen eines Bronzeeimers 383.
Wiegers, über Diluvium 370, 372, 374, 375.
Wiesbaden, Spiralmäanderkeramik 64 Anmerk. 1, 81.
— Museum, Napoleonsbüte 289.
Wilde, Max, Sammlung Weißenfelser Funde 378.
Wildpferd, Jagd 110, 115, 120, 122, 123, 129.
Wildscheuer-Höhle (bei Limburg a. d. Lahn), Aurignacien 46.
— Magdalénien 46, 47.
Wildschwein, Jagd 115.
Wilke, Georg, Vortrag auf der Tagung in Köln 142.
— Vorträge in der Zweiggesellschaft Berlin 217, 389.
— über die Deutung zweier Gestalten auf Rasiermesser als Dioskuren 156.
Wilke, Georg, Kriegsnachrichten 346, 403.
Wilkens, Sammlung im Lüneburger Museum 338.
Wilhelmshöhe bei Usch (Kr. Kolmar, Posen), illyrisches Gräberfeld 202 ff., 220.
Willendorf (Österreich), Lößbildung 374.
Wilser, Ludwig, Vortrag in Köln 143.
Wimmer, über Runen 103.
Windgott 156, 160, 161, 163 ff., 177.
Wintergraf 264, 267, 276, 277.
Winterhelts, Deutung des Miltenberger Teutonensteins 334.
Wisent s. Bison.
Woche, altgermanische 161 f., 170, 180.
Wochentage, Deutung der germanischen Namen 162, 164, 170, 172, 275.
Wodan 162.
— stilisiertes Bild auf den Brakteaten von Grumpan und Vadstena 105.
Woltersdorf (Kr. Lüchow), Goldarmband, dreikantig mit Endspiralen 9, 299.
Wonsosch (Kr. Schubin), Goldohrring, irische Arbeit 5.
Worms, Spiralmäanderkeramik s. Rheingewann.
— goldene Sonnenscheibe, irischer Art 11.
Wormser Stilart der Spiralmäanderkeramik 55, 57 ff., 76, 81, 84.
Wurfschlinge, Zeichnung des Magdalénien 128.
Wurfstöcke 121, 130.
Würm-Eiszeit 372.
Würzburg, Umgegend, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.

Xanten, Mühlsteine aus Basaltlava 292.

Zähne, als Amulette und Jagdtrophäen 30, 31, 132.
Zaschendorf (Kr. Weißenfels), Unterarmschutzplatte aus Kieselschiefer 323.
Zellengoldschmiedtechnik 88.
Zellin (Kr. Königsberg i. Nm.), Funde illyrischer Kultur 219.
Zeltberg bei Lüneburg, Funde im Lüneburger Museum 337, 338.
Ziesar (Kr. Jerichow I), Frühlatènefibel 188.
Ziu 172.
Zonenbandkeramik am Mittelrhein 51, 82.
Zweiggesellschaft Berlin, Sitzungsberichte 215, 389.
— Kriegssitzung 390.
Zweizack, als Zaubermittel 33.
Zwintschöna (Saalkreis), Hausurne 216, 407.

Digitized by Google

Verzeichnis der Abbildungen

im Text und auf den Tafeln.

(Zeitlich und länderweise geordnet.)

Seite, Tafel

1. Paläolithische Zeit.

In Südfrankreich und Spanien.

Eolithen 112, 114
Chelléen, Feuersteinwaffen . . 113, 114
Acheuléen, desgl. 113, 114
Moustérien, desgl. 113, 114, 115
Aurignacien, desgl. 113
Solutréen, desgl. 113, 121
— Fundstelle von Solutré 122
Magdalénien, Feuerstein und Knochengeräte 113, 123
— Wurfholz 131
— durchbohrte Zähne als Jagdtrophäen 133
— Tierzeichnungen . . . 124, 126, 127
— Zeichnungen von Menschen 124, 127
Ummalte Hände aus der Grotte von Gargas 16, 22
Menschenfigur in eigenartig hockender Stellung von der Peña escrita bei Fuencaliente 29
Zeichnungen von zwei- und dreizackigen Figuren aus den Höhlen von Andalusien und Murcia . 35
Zeichnungen auf Renntierstäben von Lorthet (Säugetiere, Fische, Augen) 23
— — von Lorthes (Hautes Pyrennées (Leitern) 39
— — von Mas d'Azil, Tiertöpfe mit leiterartigem Gehörn 39
— — (schriftähnliche Zeichen) . . . 43
Bubestris (Prachtkäfer) aus der Grotte du Trilobite 32
Coccinella (Marienkäfer) von Laugerie-Basse 32
Gerät aus Hirschgeweih 131

Seite, Tafel

2. Neolithische Zeit.

Deutschland.

In Schleswig-Holstein.

Knochengerät mit Schachbrettmuster und anderen Darstellungen von Travenort 43, 363

In der Provinz Sachsen

Steinerne Unterarmschutzplatte von Gosek (Kr. Querfurt) 322

Im Königreich Sachsen

Dreizack in Spiralmäanderkeramik von Schleben und Mutzschen 35

In Rheinland

Reibsteine aus Urmitz und Wahn . 285
— im Museum zu Mayen XII

In Hessen

Gefäße der Spiralmäanderkeramik von Esselborn-Kettenheim 58
— von Sauerbach 62
— von Klomborn 56, 57, 64
— von Kriegsheim 67 73
— von Marnheim-Weiherhof . . . 71
— von Mölsheim 58, 70, 73
— von Monsheim 57, 58, 59, 65, 67, 71, 73, 77, 78, 80
— von Osthofen 57, 64, 78
— von Wachenheim 77
— von Worms, Rheingewann 60, 61, 63, 64, 66, 68, 69, 70, 72, 74—80

Schweiz.

Durchbohrte Ammonshörner aus Pfahlbauten 26

Digitized by Google

Seite, Tafel

Hirschgeweih, an der Hirnschale sitzend, von Concise am Neuenburger See 134

Frankreich.

Zwei- und dreizackförmige Zeichen auf bemalten Kieseln von Mas d'Azil 35, 41
Durchbohrte Muschel (Cypraea) von Mas d'Azil 26

Portugal und Spanien.

Inschriftstein aus frühneolithischen Dolmen 43
Schieferplatten mit Dreieckmustern aus Portugal 361
— mit Schachbrettmuster und anderen Figuren aus Spanien 362

Böhmen.

Gefäß der Spiralmäanderkeramik von Schárka 62

Rußland.

Durchbohrte Hunde- und Wolfszähne von Jackowica (Ukraine) . . . 31
Scherben mit Leiterornament von Petreny (Bessarabien) 38, 40

Bulgarien.

Tonfigur von Kodja-Dermen bei Schumen 29

Ohne Ortsangabe.

Geräte aus Hirschgeweih . . . 131, 132

3. Bronzezeit.

Nordeuropa.

Karte der Verbreitung der Bronzegefäße der Bronzezeit, sowie der goldenen Eidringe der 5. Periode XVIII
Goldene Doppeldrahtspiralen . . . 3
Goldene Armbänder der 2. Periode mit Längsrippen 8
— mit Längsrippen und Endspiralen 8, 298
— der 3. Periode, gedreht, mit Endspiralen 9

Skandinavien.

Goldbelegter Stabdolch von Årup (Schonen) 6
Sonnenscheibe von Balakra (Schonen) 176
Goldarmring der 5. Periode (Eidring) 300
Felsenzeichnungen vom Aspeberg bei Tegneby (Kſ. Tanum) 151, 175, 178, 261
— von Backa (Brastad) 152, 153, 166, 262, 272, 274
— von Brecke (Brastad) 155
— von Hvitlycke (Kſp. Tanum) . . 169
— von Kalleby (Kſp. Tanum) . . 166
— von Kinnekulle 167

Seite, Tafel

Felsenzeichnungen vom Kivikgrab (Schonen) 264, 265, 267, 268
— von Kyrkoryk (Kſp. Tanum) . . 270
— von Lisleby (Kſp. Tanum) . . 165
— von Löfåsen (Kſp. Tanum) 163, 262
— von Lyse (Lyse) 180
— von Norra Trättelanda (Kſp. Tanum) 150
— von Tegneby (Kſp. Tanum) . . 166
— von Tofva (Kſp. Tanum) . . . 163
— von Tufvene (Kſp. Tanum) 163, 324
— von Dillfarahögen (Schonen) . . 266

Dänemark.

Goldenes Manschettenarmband von Stokkerup (Seeland) 6
Goldener Halskragen, irischer Art, von Grevinge (Seeland) 3
— von Skovshöierup (Fünen) . . 4
Goldener Noppenring von Ensley (Amt Randers, Jütland) . . . 3
Goldene Sonnenscheibe von Jägersborg bei Kopenhagen 11
Goldgefäße von Boeslunde (Seeland) II
Goldgefäß von Kohave (Seeland) XVII
Goldbekle detes Bronzeboot von Stors (Jütland) 176
Sonnenwagen von Trundholm (Seeland) . . . 10, 159, 160, 278, 279
Bronzestatuette (Thorsbild) aus dem Museum zu Kopenhagen . . . 150
Rasiermesser mit Zeichnung der Dioskuren im Schiff 156

Deutschland.

In Mecklenburg

Goldener Noppenring von Heinrichshagen (M.-Strelitz) 3

In der Mark Brandenburg (Provinz und Altmark)

Goldfund von Messingwerk bei Ebers-walde . . . . . I, XVII
Goldgefäß von Werder a. Havel (Kreis Zauch-Belzig) XVII
Spiralplattenfibeln von Cade (Kr. Jerichow II) 184, 185
— Gewölbte Plattenfibel von Butzow (Kr. Westhavelland) 185
— von Brandenburg (Stadt) . . . 186
Armring, Nadel, Rasiermesser aus Bronze von Buckow (Kr. Beeskow-Storkow) 393
Nadelkopf und Fingerring von Radlow (Kr. Beeskow-Storkow) . . 393

In Hannover

Goldfund (Armringe und Spiralröllchen) von Lorup (Kr. Hümling) 7
Goldener Halskragen, irischer Art, von Schulenburg (Kr. Springe) . . 5

Digitized by Google

Seite, Tafel

Goldenes Armband von dreieckigem Querschnitt mit Endspiralen von Woltersdorf (Kr. Lüchow) . . 9, 299
Depotfund der 4. Periode von Tüschau (Kr. Lüchow), Bronzeplatten 193, 194, IX
— Knöpfe 195, 196
— Sicheln 196, 197
— Tüllenmeißel 197
— Armringe 198
— Halskragen mit Längsrippen . . 199
— Gewölbte Plattenfibel IX

In Hessen

Goldene Sonnenscheibe, irischer Art, von Worms 12

In Provinz Sachsen

Goldener Stozzenring von Leubingen (Kr. Eckarts'berga) 3

In Ostdeutschland

Dreieckverbindung eines Ringkragens von Schönebeck 332
Dreieckverzierung eines Halskragens 333
Armbänder mit aus der Drehung der Wendelringe hervorgegangener linearer Verzierung 333

In Posen

Goldener Ohrring, irische Arbeit, von Wonsosch (Kr. Schubin) . . . 3
Illyrisches Gräberfeld von Wilhelmshöhe bei Usch, Tongefäße . . . X
— Bronzesachen XI

Böhmen.

Bronzearmbänder mit Endspiralen der 2. Periode 298
Goldarmbänder mit Endspiralen von Liebshausen (Kr. Bilin) 300

Frankreich.

Goldgefäße von Villeneuve-St. Vistre (Dep. Marne) XVI
Goldfund (Schale, Armband mit Endspiralen, Fingerring) von Rongères (Dep. Allier) XVI

England.

Sonnentempel von Stonehenge . . 157

4. Vorrömische Eisenzeit.

Deutschland.

In der Mark Brandenburg (Provinz und Altmark)

Frühlatènefibeln, von Glienecke (Kr. Jerichow I) 189
— von Gollwitz (Kr. Jerichow II) 188
— von Kleinkreutz (Kr. Westhavelland) 187

Seite, Tafel

Frühlatènefibeln, von Mötzow (Kr. Westhavelland) 187
— von Schermen (Kr. Jerichow I) 188, 189
— von Ziesar (Kr. Jerichow I) . . 188
Mittellatènefibel von Bücknitz (Kr. Jerichow I) 190
Bronzefibel von seltener Form aus der Latènezeit von Mötzow (Kr. Westhavelland) 190

In Rheinland

Reibsteine, sog. Napoleonshüte, von Andernach 287
— vom Koblenzer Stadtwalde . . 291
— von Kottenheim 287
— von Mayen 287, 291
— von Sayn a. Rh. 291
— von Vallendar 291
— im Museum zu Mayen XII
Grabfund der mittleren Hallstattzeit aus den Mayener Steingruben XIII

5. Römische Kaiserzeit.

Deutschland.

In Rheinland

Germanen-Statuette von Urmitz a. Rh. 210
Römische Mühlsteine im Museum zu Mayen XIII
Römische Eisenwerkzeuge im Museum zu Mayen XIV

In der Provinz Sachsen

Funde von Weißenfels, Gesamtbild 382
— Armbrustfibeln 380
— Perlen 380
— Bronzegefäß 382
— Messer 383
— Lanzenspitze 383
— Griffrand einer Eisenschere . . 383
— Bronzering 385
— Eisengerät 386
— Bronzesachen 387

In Westpreußen

Skelettgrab von Selnowo (Kr. Graudenz), goldener Anhänger . . . 212
— silbernes Schlangenarmband . . 213
— silbernes Armband anderer Art . 213

England.

Weihinschrift an Mars Thingsus vom Hadrianswall 173

6. Völkerwanderungszeit.

Skandinavien.

Gemeingermanische Runenreihe . . VIII
Futhark des Brakteaten von Grumpan VIII

Digitized by Google

Seite, Tafel

Bronzefibel mit Pferden von Hol (Inderöen) 179

7. Mittelalter.

Deutschland.

Mühlsteine im Museum zu Mayen XIII
Eiserne Werkzeuge im Museum zu Mayen XIV
Mit magischen Zeichen bedeckter Dreizack 34

8. Unbestimmt.

Deutschland.

Tongefäß mit Handabdruck von Hanstedt (A. Oldenstadt, Hannover) 18
Scherben aus der germanischen Siedlung bei Kyritz (Prignitz) . . . VII
Große, roh behauene Steine (Mörser) im Museum zu Mayen . . . XIV
Hügelgrab von Schedbojewitz bei Hohensalza (Posen), Grundriß 328
— Durchschnitt 329
— Ansichten 326, 327
— Funde 329, 330

Siebenbürgen.

Leiterartiges Anhängsel aus Siebenbürgen 36

9. Außerhalb Nord-, Mittel- und Südwest-Europa.

Vorgriechisch und Griechisch.

Schachbrettmuster aus Cypern 354, 355, 356, 357
— von Mouliana (Kreta) 359
— von Phylakopi auf Melos . . . 355
— von Thera 358
— von Tiryns 358
Gußform mit Sonnenscheibe und anderen Figuren von Kreta . . . 154
Silbernes Band (Pferd vor der Sonnenscheibe) von Syros 161
Jaspis mit eingeschnittenen Zeichen von Mykenä 158
Scherbe im Dipylonstil von Tiryns (Säugetiere, Fische, Augen) . . 23
Skarabäus mit Sonnenboot aus Cypern 175
Amulette und Zaubermittel, Kette aus Etrurien 18
— Goldene Platte aus Sizilien . . 24
— Reliefplatte aus Sammlung Bedford 28
— Terrakottaplatte von Neapel . . 34
— Terrakottaplatte 37

Seite, Tafel

Amulette und Zaubermittel, Halsband 26
— in Form der Vulva 25
— auf einer Tonlampe 26
— Bronzefigürchen 28
— Bronzegerät mit Leiter 37
— Mano pantea 19
— Mano cornuta 21

Ägyptisch.

Altägyptisches Fußvolk 35
Vogeljagd mittels Wurfholzes . . . 120
Jagdbild 128
Schachbrettmuster 360, 367

Babylonisch.

Elfenbeinbecher mit Figuren und leiterartigem Musikinstrument . . 40
Zeichen für Erde 350

Hethitisch.

Blitzgott Teschub 156
Ideogramme für Land 350

Assyrisch.

Jagdbilder 128, 129, 130

Vorderasiatisch.

Leiterornament auf Scherben von Tepe Moussian 38, 40
Figurenschale von Tepe Aly Abad . 29
Schachbrettmuster auf Vogelgestalt aus Palästina 359
— auf Schalen aus Susa 365
— auf Scherben von Bismaya . . 364
— — von Tepe Moussian 366
— — von Khazineh 366

Kaukasisch.

Bronzehand von Ober-Koban . . . 22
Bronzefigürchen mit großen Händen 158

Indisch.

Buddhistische Figur mit gestreckten Zeigefingern 20
Götterfigur mit Verdoppelung der Arme 21

Altmexikanisch.

Schachbrettmuster . . . 351, 352, 353

10. Karten, Pläne, Ansichten.

Nordeuropa.

Karte der Verbreitung der Goldgefäße der Bronzezeit, sowie der goldenen Eidringe der 5. Bronzeperiode XVIII
Germanische Siedlung bei Kyritz (Prignitz), Lageplan 97
— Grundriß 99
— Ansichten der Ausgrabungen III—VII

Digitized by Google

	Seite, Tafel
Hügelgrab von Schedbojewitz bei Hohensalza (Posen), Grundriß	328
— Durchschnitt	329
— Ansichten	326, 327
Ansicht eines Basaltlava-Steinbruchs bei Mayen (Rheinland)	XV
Lageplan der Aufstellung der Vorgeschichtlichen Abteilung des Museums zu Lüneburg	336

11. Bildnisse.

Georg Krüger	407
Alfred Plettke	XIX

12. Verschiedenes.

	Seite, Tafel
Ergänzung der Weichteile an vorgeschichtlichen Schädeln, Neandertalschädel aus dem Mousterien von La Quina	91
— weiblicher Schädel von Auvernier	93
— sächsischer Schädel von Rosdorf bei Göttingen	94
Zeichnungen des lappischen Gottes Waralden Olmay	168
Nach Art der Höhlentechnik angefertigte Zeichnung einer geschlossenen Faust	19
Fingerstellung bei einem hysterischen Anfall	19
Neuzeitliche Darstellung des Mammut	110, 111
— des Moschusrindes	111
Luxtralle als Anhänger	30
Felsenmalereien der Buschmänner, Straußenjagd	125
Wurfhölzer heutiger Naturvölker	130, 131

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Seite

Åberg, Nils: Studier over den yngre Stenåldern i Norden och Västeuropa; Akademisk Afhandling. Avec un Résumé en français. Norrköping 1912 (Georg Wilke) 236

Braungart, Richard: Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker an der Geschichte der Kulturpflanzen und Ackerbaugeräte in Mittel- und Nordeuropa nachgewiesen. Heidelberg 1912 (E. Snethlage) 400

Frank, Christian: Die Hochäcker. Kaufbeuren 1912 (Hans Gummel) 239

Götze, A.: Die altthüringischen Funde von Weimar (5.—7. Jahrhundert nach Chr.). Germanische Funde aus der Völkerwanderungszeit. Berlin 1912 (F. Lissauer) 342

Gradmann, Robert: Siedlungsgeographie des Königreichs Württemberg. Stuttgart 1914) Ernst Wahle) 394

Hahne, H.: Vorgeschichtliche Abteilung in A. Mertens: Führer durch das städtische Museum für Natur- und Heimatkunde zu Magdeburg (Hugo Mötefindt) . . 242

Halter, Eduard: Indogermanen. Sprache, Ursitz, Ausbreitung auf geologischer und linguistischer Grundlage. Jena 1913 (Viktor Waschnitius) 236

Henkel, Friedrich: Die römischen Fingerringe der Rheinlande und der benachbarten Gebiete. Berlin (Hugo Mötefindt) 341

Horst, Maurus: Die natürlichen Grundstämme der Menschheit. Hildburghausen 1913 (Hans Tittmann) 222

Hungerland, Heinz: Deutsche Stamm-, Sprach- und Literaturgeschichte in den Grundzügen. Stockholm 1913 (Ernst Wahle) 241

Obermaier, Hugo: Der Mensch der Vorzeit. Berlin-München-Wien 1912 (R. R. Schmidt) 230

Schmidt, R. R.: Die diluviale Vorzeit Deutschlands. Stuttgart 1912 (Josef Bayer) 223

Thomsen, Peter: Kompendium der palästinischen Altertumskunde. Tübingen 1913 (F. Lissauer) 343

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03099 7319

Digitized by Google

Digitized by Google